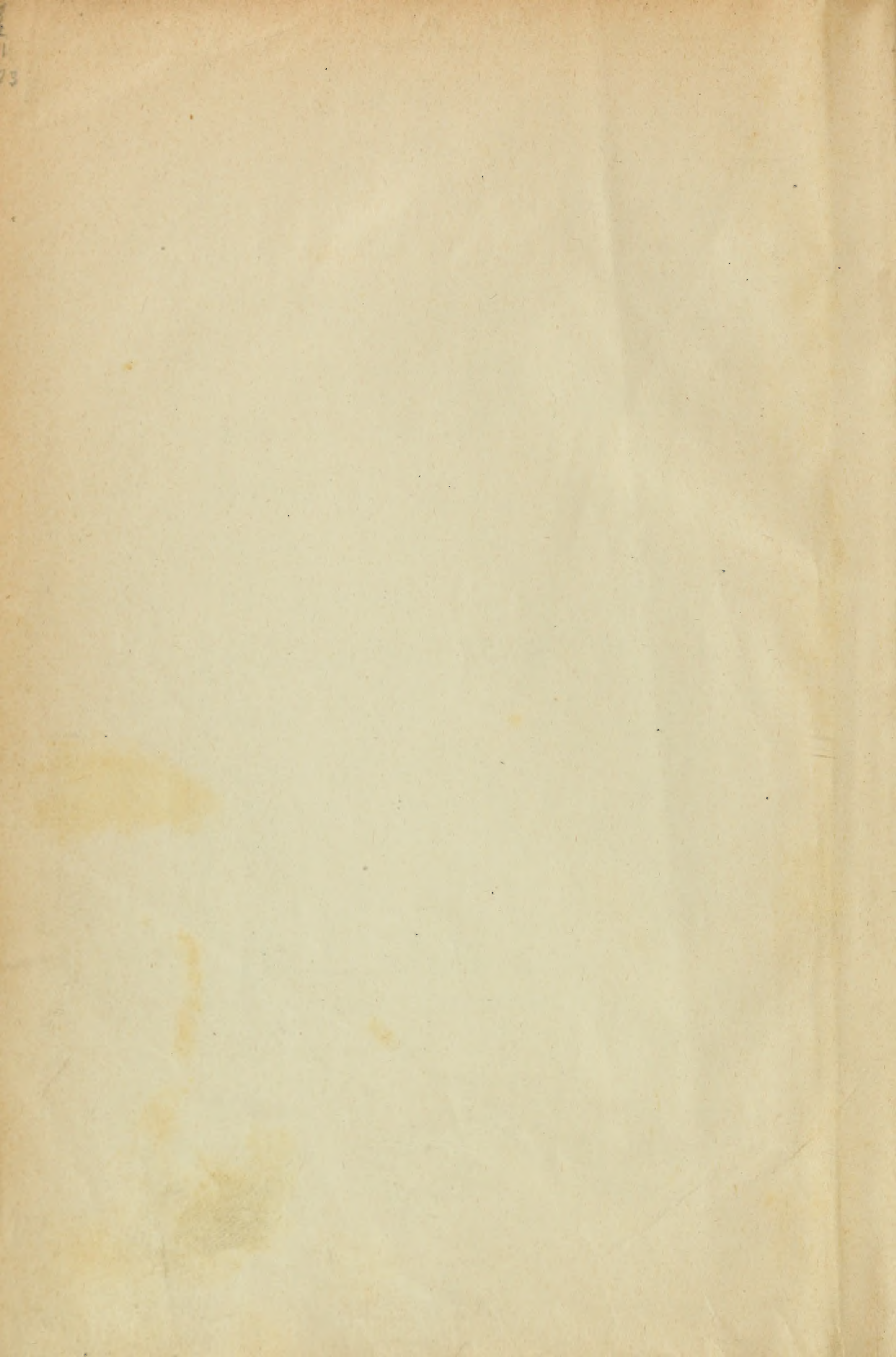
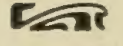




Denkwürdigkeiten

des Preussischen Generals der Infanterie

Eduard von Fransecky.





Denkwürdigkeiten

des Preussischen Generals der Infanterie

Eduard von Fransecky.

Herausgegeben
und nach anderen Mitteilungen und Quellen ergänzt

von

Walter von Bremen,
Oberstleutnant z. D. zugeteilt dem Großen Generalstabe.

Mit zahlreichen Illustrationen,
zum Teil nach eigenen Handzeichnungen des Generals, Plänen und Skizzen.





Bielefeld und Leipzig.
Verlag von Velhagen & Klasing.
1901.

Vorwort.

„Nicht zum mindesten auch diente zur Unterstützung und Hebung des gesamten militärischen Bildes die Anwesenheit der alten, braven einstigen Division Fransecky." Diese Worte sprachen Se. Majestät der Kaiser und König, als am 5. September 1898 die 7. Division bei Minden in vorzüglicher Haltung vorübergezogen war, und wahrlich kein schöneres Wort konnte dem Andenken des seit acht Jahren im Grabe ruhenden einstigen Führers dieser Division gesprochen werden als dieses Kaiserwort. An der Spitze der 7. Division kämpfte er jenen Kampf im Walde von Benatek am 3. Juli 1866, der für das Schicksal der Schlacht so bedeutungsvoll wurde. „Keinen Schritt gehen wir zurück, hier sterben wir!", rief er seinen Truppen zu, und vierfache Übermacht des Gegners brachte sie nicht zum Weichen.

Wurde so dieser Tag der größte im Leben Franseckys, so reiht sich doch daran noch eine stattliche Reihe andrer Tage, die in der Geschichte der großen Kriege, die zu Deutschlands Einigung führten, unvergessen sein werden. Münchengrätz, Preßburg, Gravelotte, Champigny, Pontarlier, das sind die Namen der Gefechte und Schlachten, in denen Fransecky die preußischen Truppen zum Siege führte.

Auf dem Schlachtfelde erntete er, was er in mühsamer Friedensarbeit gesäet hatte. Vor allem verstand er die Kunst der Truppenausbildung im Frieden. In der harten Wrangelschen Schule gebildet, vereinigte er mit der ganzen peinlichen Strenge dieser einen hohen geistigen Gehalt, der ihm aus seinen frühe für sich begonnenen und jahrelang dienstlich betriebenen kriegsgeschichtlichen Studien erwachsen war. Dazu kam eine seltene Stärke des Willens, die er in ernster, strenger Selbstzucht sich errungen hatte. Der Trieb, mit seinen Truppen das Höchste zu leisten, ein innerer Drang, an den Feind zu

kommen, eine eiserne Ruhe im Gefecht, die mit der zunehmenden Gefahr wuchs, alles das waren die Eigenschaften, die ihn zu einem der ersten Truppenführer in unsern großen Kriegen gemacht haben.

Als zunehmendes Alter und Kränklichkeit im Jahre 1882 ihn veranlaßten, sich aus dem Dienste zurückzuziehen, da griff er zur Feder, um die Denkwürdigkeiten seines Lebens aufzuzeichnen.

So schildert er uns nach seinen sorgsam geführten Tagebuchblättern seine Jugend, die noch in jene Zeit fällt, da unser Vaterland unter dem Drucke des korsischen Eroberers lag, die spartanische Erziehung im Kadettenkorps, die Leutnantszeit mit ihren mancherlei Entbehrungen und strengen Anforderungen an den Charakter. Er läßt uns Blicke in das Düsseldorfer Leben jener Zeit mit seinen Künstlern, den Anregungen, die er selbst von ihnen empfing, und den napoleonischen Erinnerungen thun, sowie er das damalige gesellschaftliche Leben in Münster anschaulich zu schildern weiß. Berühmte Namen aus den Freiheitskriegen klingen noch an unser Ohr. Dann folgt die interessante Zeit, da Wrangel Divisionskommandeur in Münster war; auch über ihn erhalten wir eine lebensvolle Charakterschilderung. Die Ausbildung, die Fransecky als sein Adjutant in seiner Schule empfängt, wird entscheidend für seine Entwicklung.

Nachdem er fünfzehn Jahre Adjutant gewesen, gelingt es ihm, ohne die damals übliche Vorbildung auf der allgemeinen Kriegsschule, in den Generalstab zu gelangen, in dem er nun vierzehn Jahre verbleibt, um, nachdem er hier der kriegsgeschichtlichen Forschung und Darstellung völlig neue Bahnen gewiesen, erst als Regimentskommandeur in den Frontdienst zurückzukehren. In diese Zeit fällt seine Teilnahme am schleswig-holsteinschen Kriege 1848 im Wrangelschen Stabe. Auch hier bieten uns seine Erinnerungen manches Wertvolle, wie den schönen, bisher noch nicht bekannten Glückwunsch des damaligen Prinzen von Preußen an Wrangel für die Schlacht bei Schleswig.

Einen bedeutenden Wirkungsbereich erhielt Fransecky, als er in den Jahren 1860 bis 1864 die Ausbildung der oldenburgisch-hanseatischen Brigade übernahm und hier zuerst seine hohe Begabung für die Truppenausbildung bewies. Nach seiner Rückkehr nach Preußen zum Kommandeur der 7. Division ernannt, konnte er auch diese noch nach seinen Grundsätzen für den Krieg ausbilden, in den er sie zwei Jahre später führte, um mit ihr seinen weltgeschichtlich berühmt gewordenen Kampf im Walde von Benatek zu führen. Er hat die gesamte Thätigkeit seiner Division im Kriege 1866 bald nachher in

Vorträgen geschildert, die einen der wertvollsten Bestandteile seiner Denkwürdigkeiten bilden.

Bei Beginn des Krieges 1870 trat er an die Spitze des 2. Korps, das er bei Gravelotte, Champigny und im Jurafeldzuge siegreich führte. Hier reichen seine zusammenhängenden Aufzeichnungen bis zum Ablauf des 18. August. Sie bringen über das Eingreifen und die Thätigkeit des 2. Korps in die Schlacht von Gravelotte an der vielbesprochenen Manceschlucht bisher noch nicht bekannte Aufschlüsse. Für die weitere Thätigkeit des Korps stand neben den Briefen des Generals auch ein Kriegstagebuch zur Verfügung, das aus seinem Nachlasse erst 1895 an das Kriegsarchiv des Großen Generalstabes gelangte und mit zahlreichen Eintragungen von seiner Hand versehen ist.

Die weitere Thätigkeit Franseckys als langjähriger erster kommandierender General des 15. Armeekorps in Straßburg und als Gouverneur von Berlin konnte ebenso wie frühere Friedensjahre aus andern Mitteilungen ergänzt werden.

Die Aufzeichnungen, die der General als Gouverneur von Berlin gemacht hat, und die sich zum größten Teil auf Äußerungen Kaiser Wilhelms des Großen beziehen, konnten hier nur insoweit Verwendung finden, als sie sich auf den General selbst beziehen und werden vielleicht an andrer Stelle veröffentlicht.

Von zahlreichen, dem General v. Fransecky nahe stehenden und andern Persönlichkeiten sind Aufzeichnungen, Briefe und Mitteilungen zur Verfügung gestellt, die dazu beigetragen haben, entweder die Kenntnis der Kriegsthaten des Generals oder sonst sein Lebensbild zu vervollständigen.

An erster Stelle sei hier Sr. Excellenz dem Chef des Generalstabes der Armee, Herrn Grafen v. Schlieffen, für die Erlaubnis zur Benutzung des Kriegsarchivs gedankt, sowie Sr. Excellenz dem Herrn Feldmarschall Grafen v. Waldersee für einige gütigst gemachte Mitteilungen. Se. Excellenz der Herr General der Infanterie v. Blomberg, erster Adjutant des Generals v. Fransecky 1870/71, stellte seine Aufzeichnungen über diesen Feldzug zur Verfügung, ebenso Se. Excellenz Herr Generalleutnant v. Kleist, Adjutant des Generals im Kriege 1866, seine Berichte über Königgrätz und Preßburg, und Se. Excellenz Herr Generalleutnant Lehmann Briefe des Generals v. Fransecky über seine Oldenburger Dienstzeit. Herr Generalmajor Stolle, Adjutant Franseckys von 1867 bis 1870 und

in Straßburg gab eine Darstellung des Dienstbetriebes und der Besichtigungen im Frieden, Herr Generalmajor Moritz, Kommandeur der Stabswache des 2. Korps 1870, schilderte das Leben im Felde.

Ihnen allen spreche ich auch an dieser Stelle nicht nur meinen eignen Dank aus, sondern auch den der hochsinnigen, pietätvollen Tochter des Generals v. Fransecky, der verwitweten Freifrau Treusch von Buttlar-Brandenstein, die mir die Denkwürdigkeiten ihres verewigten Vaters zur Veröffentlichung anvertraute.

War es einmal meine Aufgabe, aus den Aufzeichnungen, insbesondere den aus frühster Zeit stammenden, das auszuscheiden, was kein allgemeines kriegs-, heeres- oder kulturgeschichtliches Interesse mehr zu beanspruchen vermochte oder für die Entwickelung der Persönlichkeit Franseckys nicht von Wichtigkeit erschien, so habe ich im weitern versucht, die Lücken der Erinnerungen zu einem vollen Lebensbild zu ergänzen.

Möchte es mir gelungen sein, dem Manne, der seinen Namen selbst mit ehernem Griffel in die Tafeln unsrer Geschichte eingetragen hat, der in siebenundfünfzigjähriger Dienstzeit in Krieg und Frieden sich um Preußens und Deutschlands Heer verdient gemacht hat, ein seiner würdiges Denkmal zu setzen!

Friedenau-Berlin, im Oktober 1900.

v. Bremen.

Inhaltsverzeichnis.

Anlagen.

Verzeichnis der Illustrationen.

Karten, Pläne und Skizzen.

Erstes Buch.

Jugendzeit und Lehrjahre.

1807—1843.

1. Elternhaus und Kadettenzeit.

1807—1825.

Am 16. November 1807 wurde ich zu Gedern im Großherzogtum Hessen geboren, im trübseligsten aller Monate des Jahres, im unglücklichsten Jahre preußischer Geschichte! Es war das Jahr des Tilsiter Friedens, des tiefsten Falles meines Vaterlandes. Ich betone das Wort Vaterland, um von vornherein auszusprechen, daß ich, obschon in Hessen geboren, von väterlicher Seite her doch seit meiner Geburt preußischer Unterthan war und bin. Meine Mutter war freilich, als Tochter des damaligen Kanzleidirektors von Preuschen zu Friedberg in der Wetterau, eine Hessin, mein Vater aber war Preuße. Er stammte aus Schlesien, hatte, früh Offizier geworden, bei verschiedenen Kavallerieregimentern gedient, war schon als Leutnant mit meiner Mutter verheiratet und stand beim Ausbruch des unglücklichen Krieges von 1806 als Kapitän beim Dragonerregiment von Wobeser zu Duderstadt im Eichsfeld in Garnison. Von dort zog er ins Feld, während meine Mutter sich mit ihren Kindern zu ihren Eltern nach Friedberg begab. Die Kapitulation von Prenzlau — 28. Oktober 1806 — machte der kriegerischen Thätigkeit der von dem Fürsten von Hohenlohe geführten Armee, wozu das Regiment von Wobeser gehörte, ein mehr als trauriges Ende. Der Fürst kapitulierte, die Truppen wurden kriegsgefangen, die Offiziere auf Ehrenwort entlassen. Mein Vater begab sich nach Friedberg, um im Hause der Schwiegereltern seine Auswechselung abzuwarten. Als diese bis zum Friedensschluß nicht erfolgt war, das Regiment von Wobeser auch nicht wiederhergestellt wurde, verlegte mein Vater seinen Wohnsitz mit der Frau und dem jüngsten Kinde von Friedberg nach dem nahen Gedern, wo er wohlfeiler leben konnte. Die Aussichten auf irgend welche Verwendung für ihn traten in immer weitere Ferne, als die zu Tilsit gebotene Reduktion der Armee auf die Stärke von nur 42000 Mann zur Ausführung kam, und die Heimkehr ins Vaterland durch die Abtretung aller Lande westlich der Elbe, wo auch die Garnison und der Ergänzungsbezirk des Regiments von Wobeser lagen, sich zunächst von selbst verbot. Aber ein echter Preuße und ein pflichttreuer Offizier, wie mein Vater war, wollte er lieber die Zurück-

berufung, worauf er wiederholt vertröstet wurde, abwarten, als das Beispiel vieler andrer Offiziere nachahmen, die in den abgetretenen Provinzen gedient hatten und nun ohne Zögern bei den neuen Landesherren Dienste nahmen, als der König sie ihres Eides entließ. Und es hatte in der That für meine armen Eltern die Zeit des Darbens schon in Gedern recht drückend begonnen; denn die Ersparnisse, welche eine musterhafte Wirtschaft meines Vaters in der Zeit vor dem Kriege hatte machen lassen, und die Erträge für die verkauften Pferde und Ausrüstungsstücke, welche er aus dem Felde zurückbrachte, gingen bald zu Ende, und es blieb, da jede Gehaltszahlung schon seit jener Katastrophe von Prenzlau aufgehört hatte, nur die Zulage allein zum Leben der Familie übrig, die der gute Vater und Schwiegervater in Friedberg nach wie vor seinen Kindern unverkürzt gewährte. Es ist daher wohl zu denken, daß meine Eltern dem Zeitpunkt mit großer Sorge und gerechter Bekümmernis entgegensahen, der ihre Kinderzahl bald um ein viertes vermehren sollte! Aber wie doppelt kummervoll jener 16. November, als meine Geburt für meine Mutter zugleich die Ursache schwerer Leiden wurde, so daß sie auch auf mehrere Jahre hin ihre Stimme fast ganz verlor, ohne jemals deren frühern Wohlklang wieder zu gewinnen.

Aber so traurig und kümmerlich die Umstände waren, unter denen ich geboren wurde, gedieh ich, wie man mir später oft erzählte, über alles Erwarten. Es wird zu Ende des Jahres 1808 gewesen sein, als mein Vater endlich die Ordre erhielt, im Vaterlande und zwar in Havelberg seinen Aufenthalt zu nehmen und dort seine Wiederanstellung in der Armee abzuwarten. Dort trat mein Vater in das Verhältnis jener unglücklichen Offiziere, die im ganzen Lande zerstreut und auf ein spärliches Wartegeld gesetzt, noch jahrelang vergebens auf ihre Wiederanstellung zu warten hatten. Sie standen unter dienstlicher Kontrolle, die sich aber wohl nicht weiter erstreckte, als sie über die heutigen Offiziere zur Disposition stattfindet. Ich weiß nicht, warum mein Vater schon im Jahre 1811 von Havelberg nach dem unweit davon gelegenen Städtchen Sandau an der Elbe verzog; vielleicht geschah es aus wirtschaftlichen Rücksichten, da der Tod seines Schwiegervaters zu Friedberg eine Verminderung der von diesem bis dahin empfangenen Zuschüsse zur Folge gehabt hatte, und das Leben in Sandau etwas wohlfeiler war als in Havelberg. Die Eindrücke in Sandau waren meist kriegerischer Art — von den Durchzügen französischer und Rheinbundstruppen an, die im Sommer 1812 über die Elbe kommend durch Sandau in den russischen Krieg zogen, bis zu den Rüstungen Preußens im Frühjahr 1813, wozu auch dieser Ort seine waffenfähigen Jünglinge und Männer stellte; sodann aber bis zu den Kreuz- und Querzügen

Geburtshaus in Gedern.



russischer und preußischer Streifkorps, die bald an der Niederelbe erschienen, um die Landstriche zu beiden Seiten des Flusses vom Feinde rein zu halten. Es mag zu Anfang des Frühlings von 1813 gewesen sein, als die ersten Russen, Kosaken und Baschkiren, nach Sandau kamen. Ich erinnere mich noch heute des ersten Kosaken, den ich überhaupt sah, und der an unserm Hause vorüberzog, zu Fuß sein Pferd führend, mit hoher Pelzmütze auf dem Kopf, einen langen Schafpelz auf dem Leibe, eine Lanze über die Schulter tragend, einen Säbel nachschleppend, aus dessen Scheide unten die Klinge weit herausguckte, eine große Knute an der Zügelhand hängend, und ein Gesicht, dessen mächtiger Bart im Verein mit dem zottigen Haupthaar wohl jeden, der ihn sah, erschreckte. Einige Zeit später rückte ein ganzer Pulk Baschkiren in die Stadt, welcher auf dem Marktplatz Halt machte und dort, auf den Pferden bleibend, das Mittagsessen verzehrte, das herbeizubringen die Einwohner durch Polizeiausrufen und Schellen gezwungen wurden.

Im Frühjahr 1813 wurde endlich mein Vater wieder angestellt, aber, sehr gegen Wunsch und Neigung, bei der Gendarmerie. Er hatte sich sehr lebhaft bemüht, bei irgend einem Linien-Kavallerieregiment anzukommen. Aber vergebens, denn diese Regimenter waren schon längst an Offizieren komplet, und es warteten auch noch viele älter notierte auf Verwendung bei eintretenden Vakanzen. Nun stand zwar für Neubewerbungen der Ausweg zu der eben in der Formation begriffenen Landwehrkavallerie offen; doch widerstrebte den Offizieren von der alten Armee entweder die Konkurrenz mit den von den Kreisen gewählten Offizieren, die vorher nie oder nur kurz gedient hatten, oder sie stießen auf bereits fertige Anciennetätsverhältnisse solcher Art, daß sie sich Offizieren jener Kategorie hätten unterordnen müssen, wenn sie sich zur Anstellung als Landwehroffizier bereit erklärten.

Mein Vater hatte als „Kreisoffizier“ der Gendarmerie in der Kurmark sein Stationsquartier in Liebenwalde, wo er infolge freiwilligen Erbietens neben seinem neuen Dienst sich während längerer Zeit einer dort in der Ausbildung begriffenen Landwehreskadron mit seiner kavalleristischen Kenntnis sehr nützlich machte.

Ich denke, daß es in der Mitte der Waffenstillstandszeit — vom 4. Juni bis 17. August 1813 — gewesen sein muß, als mein Vater uns endlich von Sandau abholte und nach Liebenwalde brachte. Dort sah es recht bunt militärisch aus. Die Landwehreskadron übte sich fleißig zu Fuß und zu Pferd auf dem Platze vor unsrer Wohnung; eine russische Parkkolonne kantonierte in der Stadt, und selbst die Bürgerwehr machte sich in ihrer grünen Uniform mit Federhüten durch ihre Versuche im Exerzieren und Schießen vielfach bemerkbar. Nicht lange, so rückten auch schwedische Truppen ein, um einige Zeit in der Stadt und den nächst-

gelegenen Dörfern zu kantonieren. Diese Truppen zogen natürlich die allgemeine Aufmerksamkeit in ganz besonderm Maße auf sich. Aber nicht bloß durch ihre auffallende Uniformierung, sondern auch durch ihre eigentümlichen Gebräuche. Sehr komisch kam es uns Kindern vor, wenn die jüngern Soldaten, welche bei unserm Hauswirt einquartiert waren, ihre Bartlosigkeit durch Bemalen der Oberlippe mit einem dunkeln Schnurrbart zu verdecken suchten. Von den eigentümlichen Gebräuchen dieser nordischen Gäste will ich hier nur der täglichen Morgen- und Abendgebete auf den Appellplätzen erwähnen, denen wir Kinder oft zusahen, und deren Ernst selbst auf diese jugendlichen Gemüter seines Eindrucks nicht verfehlte. Jener Einquartierung in unserm Hause kann ich noch jetzt die Kinderfreundlichkeit nachrühmen, womit sie uns empfing, wenn wir uns in ihr Zimmer wagten, und die sehr bald zu einer Art von Freundschaft wurde. Freilich mag die Sprache, in der wir miteinander verkehrten, eine etwas drollige gewesen sein, doch mit Kindern versteht sich's leicht, und wir hatten uns ja in Sandau selbst mit den Kosaken verständigt. An Kosaken fehlte es bald in Liebenwalde nicht mehr. Meinem Vater wurden nämlich, nachdem er vorübergehend nach Oranienburg zum schwedischen Hauptquartier kommandiert gewesen war, nach der Rückkehr von dort die Etappengeschäfte in Liebenwalde, neben seinem Gendarmeriedienst, übertragen. Zur Unterstützung diente ihm ein aus Preußen und Russen gemischtes Personal, wozu auch ein paar Kosaken für den Ordonnanzdienst gehörten. Natürlich fühlten wir Kinder uns am meisten zu den Kosaken hingezogen, die sich gern dazu hergaben, uns auf ihre Weise zu unterhalten und namentlich uns gern auf ihre Pferde zu nehmen, wenn sie außer Dienst diese bewegten. Ich weiß noch heute, welche Lust mir dieses Reiten gewährte. Ich brauche kaum hinzuzufügen, daß, da auch mein Vater den einen oder andern von uns Knaben oft auf sein Pferd nahm, uns auch nicht hinderte, im Stall bei den Pferden zu sein, sich daraus von selbst eine Vorliebe für Pferde und die Lust am Reiten entwickelte. In gleicher Weise entwickelte sich aber auch in derselben Zeit meine Neigung für den Soldatenstand, die ich als eine angeborene bezeichnen darf, da sich unsre Familie schon damals durch mehrere Generationen hindurch als eine Militärfamilie in den Ranglisten verfolgen ließ.

Unsre Familie ist ungarischen Ursprunges und — so lautet die Überlieferung — schon gegen Ende des 17. Jahrhunderts in einem oder einigen ihrer Sprossen nach Brandenburg-Preußen gekommen. Vielleicht folgten diese den brandenburgischen Truppen, die neben den Kaiserlichen als Hilfstruppen in Ungarn gegen die Türken mitgefochten hatten. Im vorigen Jahrhundert finden sich Glieder der Familie in Pommern und Schlesien, seit den 1770er Jahren auch in Westpreußen.

In Liebenwalde wurde es sehr viel stiller, als die Landwehreskadron und die Schweden bei Ablauf des Waffenstillstandes abzogen, um zu ihren betreffenden Korps zu stoßen, und nur die wenigen Russen, welche sich bei dem Park befanden, zurückblieben. Doch gab es bald mancherlei zu sehen, was die wiederbegonnenen Feindseligkeiten verriet. Es waren allerhand Waffen, Feldgeräte und sonstige Gegenstände, die als Kriegsbeute da und dort aufgelesen oder fortgenommen worden waren und in Liebenwalde aufgesammelt und geordnet wurden, um weiter versendet zu werden. Natürlich erregten diese Sachen, zumal wenn sie die Merkmale des überstandenen Kriegsgebrauchs an sich trugen, bei uns Kindern und unsern Spielkameraden die Neugierde aufs höchste, und da mein Vater in seiner Eigenschaft als Etappenkommandant sich auch um das Sammelgeschäft zu bekümmern hatte, so hinderten uns auch die als Aufseher und Arbeiter bestellten Soldaten nicht, uns die Sachen näher anzusehen, ja mit einzelnen leichten Stücken selbst zu spielen.

In Liebenwalde begann für mich auch der erste Unterricht. Ich hatte aber doch schon in Sandau von meiner Mutter einige Unterweisung erhalten. Es wurde mir daher auch nicht schwer, über die allerersten Elemente des Schulunterrichts hinweg zu kommen. Nebenher zeigten sich bald auch die ersten Anzeichen eines Talents zum Zeichnen und zum Ausschneiden, das mir bis zum Mannesalter hinauf treu blieb und sich fast ohne Unterricht aus sich selbst entwickelte und fortbildete.

Es war in der Zeit kurz vor dem Kriege von 1815, als mein Vater von Liebenwalde nach dem nahen Bernau versetzt wurde, wo er auch verbleiben mußte, als jener Krieg ausbrach. Ich besuchte mit meinen Brüdern die dortige Bürgerschule. Sie bot nur das Allernotwendigste für Knaben, welche mit dem vollendeten 14. Lebensjahr die Schule überhaupt verließen, um sich irgend einem Handwerk, oder der Ackerwirtschaft oder irgend welch sonstigem untergeordneten Beruf zu widmen. Und dennoch habe ich es der „Bürgerschule" zu danken, daß, als ich mit dem elften Jahr in das Kadettenhaus zu Potsdam kam, ich dorthin eine recht gute Handschrift, einige Sicherheit in der Grammatik und Orthographie mitbrachte, sowie auch in der Anfertigung kleiner Aufsätze nicht ganz ohne Übung war, vor allem aber im Lesen und Deklamieren deutscher Prosa und Gedichte mir in und außerhalb der Schule öfters besondern Beifall erworben hatte.

Die damalige Schulzucht gebrauchte, in den Elementarschulen wenigstens, zu ihrer Unterstützung noch allerorts den Stock oder auch gelindere, jedoch immerhin körperliche Strafmittel. Nicht anders die häusliche Erziehung, selbst in den Familien der höhern Stände. Mein Vater, der von seinem Vater, einen alten Husarenrittmeister aus dem sieben=

jährigen Kriege und spätern Forstmann, eine sehr strenge Erziehung erhalten hatte, regierte, gleich diesem, uns Knaben mit dem Stock, oft strenger, als verdient war. Da er aber von seiner ersten Dienstzeit her, bis zum Jahre 1806, sich auch der Behandlung noch sehr wohl erinnerte, welche die jungen Offizieraspiranten — Junker genannt — jener Zeit unter die „Fuchtel“ — Schläge mit der Klinge des Säbels oder Degens — stellte, den Stock aber, als nur „dem gemeinen Mann“ zukommend, für den jungen Edelmann streng verpönte, so litt er es auch nicht, daß seine Söhne von andrer als nur seiner Hand mit dem Stock gezüchtigt wurden. Er kam dadurch wiederholt in ernsten Konflikt mit unsern Lehrern, denen er verbot, in sein väterliches Recht einzugreifen. Es war natürlich, daß wir Knaben unter dem Verdruß der Lehrer über den Eingriff in „ihre Rechte“ nicht selten schwer zu leiden hatten, sowie auch, daß unsre Mitschüler uns den Standesunterschied, worauf der Vater in seinem Jähzorn um so deutlicher pochte, vorkommenden Falls sehr fühlbar machten. Um so natürlicher daher, daß wir uns fortan lieber der Schulzucht stillschweigend unterwarfen, als daß wir durch ferneres Klagen neue Scenen zwischen dem Vater und den Lehrern hervorriefen. Wir erlangten durch diese Politik nicht bloß bald einen völligen Frieden, sondern auch die besondere Gunst der Lehrer, da wir sämtlich zu den fleißigern und wohl auch zu den gut erzogenen Schülern gehörten. Ich bemerke in letzter Beziehung, daß unsre Eltern es nicht daran fehlen ließen, ihren Kindern gute Sitte und „standesmäßige Ideen“ einzupflanzen, sowie auch deren äußere Manieren entsprechend zu schleifen. Diese Erziehungsweise war nicht gerade eine planmäßige, methodische, sondern eine überwiegend praktische. Wer von uns in der einen oder andern Richtung verstieß, dem wurde, freilich nicht immer in milder Form, die nötige Korrektur und Belehrung zu teil, wobei der Vater gern persönlich uns vormachte, wie man z. B. sich höflich zu verbeugen, wie bei Tisch sich zu benehmen, wie vornehmen Personen gegenüber sich zu verhalten, zu sprechen und zu antworten habe u. s. w. Er hatte in seinem elterlichen Hause ähnliche Anleitung erhalten und als Junker in dem Hause seines Eskadronschefs, bei welchem, wie es vor 1806 allgemeiner Brauch war, die Junker täglich Tischgäste waren, meist eine gute Schule durchgemacht. Unsre Mutter aber, welche in ihrer Jugend den Vorteil gehabt hatte, ihrer im Elternhause empfangenen guten Erziehung später noch den Schliff des markgräflichen Hofes zu Karlsruhe, wo sie, als Gast ihrer in dortiger Stadt lebenden angesehenen Verwandten, Zutritt erhielt, hinzufügen zu können, war dadurch noch mehr im stande, an jener „praktischen Erziehungsweise“ nützlichen Anteil zu nehmen.

Die Stadt Bernau konnte sich, so klein sie war und so bescheiden

alle ihre Verhältnisse und das ganze Leben in ihr damals erschienen, doch mehrerer Merkwürdigkeiten rühmen, die für ihre größere Bedeutung in längst verflossener Zeit zeugten und sie des Besuchs von Touristen werter gemacht hätte, als er ihr wirklich zu teil wurde. Sie war von einer hohen Mauer mit flankierenden Türmen und offenen Rondelen umgeben, durch welche sich die Einwohner im Mittelalter gegen Überfälle schützten. Im Rathause wurde zu unsrer Zeit und werden, wie ich höre, auch heute noch mancherlei Waffen und sonstige Rüstungsgegenstände aufbewahrt und gezeigt, die aus der nahe der Stadt im Jahre 1432 gelieferten Schlacht herrühren, und auf deren Besitz man dort sehr stolz ist. Auch wir Knaben benutzten immer gern die uns zuweilen gebotene Gelegenheit, die alten Helme und Harnische, Schilde und Schwerter, Bogen und Pfeile zu sehen, neben denen auch die große hölzerne Bratenschüssel und einige rohe Trinkgefäße des besiegten Hussitengenerals ein zwar etwas geringeres Interesse boten, aber dennoch unserer Schaulust nie entgingen.

Nicht minder Sehenswürdiges und Anregendes bot die uralte Stadtkirche mit ihren aus der katholischen Zeit herrührenden Gemälden und andern Bildwerken aus Holz und Stein. Ich habe oft vor dem einen und andern gestanden und — allerdings mit noch sehr kindlichem Sinn — weniger nach den Gedanken gefragt, welche diesen Schöpfungen zu Grunde gelegen, als danach, „wie sie gemacht worden", denn mein zunächst nur erst auf das Äußerliche gerichtete kleines Malertalent regte sich um so mehr in mir, je älter ich wurde.

Für das Einerlei unsers Bernauer Lebens und Seins wurden wir öfter durch Ausflüge nach dem nahen Berlin entschädigt, indem wir abwechselnd, bald unsern Vater, bald die Mutter dorthin begleiten durften, wenn den Vater Dienstgeschäfte dorthin riefen, die Mutter aber jene Bedürfnisse zu beschaffen hatte, die in der kleinen Landstadt nicht zu haben waren. Solche Ausflüge dienten uns natürlich immer zur Erweiterung unsers Blickes und zur Befriedigung unserer Wißbegierde.

Ich brauche kaum hervorzuheben, daß jede militärische Erscheinung, je älter wir wurden, unsre Neigung dafür um so mehr steigerte, und daher die Frage, welche alle Eltern ihren Söhnen gegenüber mit mehr oder weniger Sorge schon früh beschäftigt, bei uns ohne weitere Besprechung längst für den Offizierstand entschieden war. Der älteste Sohn sollte, wegen seines vorgerückten Alters, direkt bei einer Truppe eintreten. Mein nächstältester Bruder Ernst aber und ich wurden für das Kadettenkorps bestimmt. Aber der Zudrang zu dieser Anstalt, welche damals nur zwei Voranstalten zu Culm und Potsdam und die Hauptanstalt in Berlin hatte und mit Ausnahme einer bestimmten Zahl von Pensionären — etwa $^1/_5$ per Kompagnie — nur Freistellen bot, war ein so großer, daß es unsern

Eltern nur durch die Vermittelung von alten Freunden, die zu einflußreichen Stellungen aufgestiegen waren, gelang, unsre Aufnahme zu bewirken. Ich muß es jedoch auch meiner guten Mutter nachrühmen, daß sie unermüdlich war, diese Vermittelung herbeizuführen, wobei ihr eine seltene Gewandtheit mit der Feder sehr zu statten kam. Mein Bruder Ernst wurde für Culm zum Frühjahr, ich für Potsdam zum Herbst 1818 bestimmt. Es erschien meinen Eltern wohl hart, daß wir so getrennt wurden, und dennoch halte ich es noch immer für glücklich, daß es so kam, denn nach meiner Erfahrung haben zusammen gebliebene Brüderpaare sich in der einen oder andern Anstalt gegenseitig mehr gehindert als gefördert, während die getrennten sich selbständiger entwickelten, weil jeder für sich seinen Weg sich allein bahnen, die ihm entgegen tretenden Hindernisse durch eigene Kraft überwinden mußte.

Gegen Ende 1817 schied mein Vater aus dem Gendarmeriedienst, der ihm in der Friedenszeit noch widerstrebender geworden war als im Kriege, da er — nach damaliger Einrichtung — dem „Kreisoffizier" neben den rein militärischen Funktionen auch noch eine aktive Beteiligung an dem Polizeidienst in seinem Kreise auferlegte, außerdem aber auch viel Schreiberei erforderte, die ihm ganz besonders lästig war. Vielleicht erschwerten ihm auch die infolge seiner andauernden Verstimmung immer mehr sich steigernde Heftigkeit gegen seine Untergebenen, sowie seine geringe Gefügigkeit den Kreis- und Ortsbehörden gegenüber, die Behauptung in seiner Stellung. Kurz, er schied aus und dachte nun daran, seinen künftigen Wohnsitz in der Rheinprovinz aufzuschlagen. Die Ausführung dieses Entschlusses erfolgte aber erst, nachdem ich im Kadettenhause zu Potsdam untergebracht war. Mit meinem Eintritt in diese Anstalt hörte natürlich auch jeder Einfluß auf meine Erziehung von seiten des Vaters auf. Ich kam aber in meinem neuen Verhältnis doch recht oft zu der Erkenntnis, daß, wenn es mir leichter als manchem Kameraden wurde, mich in die strenge Hausordnung zu fügen und den Spartanismus zu ertragen, der der damaligen Kadettenerziehung seinen Stempel sehr scharf aufdrückte, ich dies nur den oft allzu barschen Gewohnheiten und Grundsätzen zu danken hatte, wonach mein Vater sein Haus regierte und die Erziehung seiner Kinder führte.

Am 1. November 1818, einem mehr als kühlen, graunebligen Sonntage, reiste mein Vater mit mir nach Potsdam, wo wir — nach schon eingetretener Dunkelheit — um 8 Uhr eintrafen. Da die Einberufungsordre auf den 1. November lautete, so glaubte mein an strenge militärische Pünktlichkeit gewöhnter Vater mich noch „vor Zapfenstreich" „abliefern" zu müssen, und wir begaben uns daher sofort nach dem „Korps". Der Direktor, Oberstleutnant von Steinwehr, war nicht mehr zu sprechen, dagegen nahm uns der Kompagniechef, Hauptmann von Eber-

hardt, an. Es war ein noch jung aussehender Mann mit einem Stelzfuß, der uns in sehr gerader, militärischer Haltung empfing, aber durch sein freundliches Wesen die Befangenheit schnell schwinden machte, mit welcher ich zuerst vor ihn trat.

Das Potsdamer Kadettenhaus zählte damals sechzig Knaben in lauter Freistellen und etwa zehn Pensionäre. Diese bildeten eine Kompagnie, an deren Spitze der Hauptmann von Eberhardt stand. Leutnants waren nicht etatsmäßig, dagegen gab es vier Gouverneure, welchen die Erziehung der Knaben oblag, nebenbei auch in einigen Gegenständen der Unterricht. Diese Männer, damals noch in Zivil gekleidet, erhielten später eine Uniform, die, mit Ausnahme der goldenen Stickerei auf dem Kragen, der Chirurgenuniform sehr ähnlich war. Sie wohnten mit den Kadetten nahe beisammen, aßen auch mit ihnen und mußten selbst in den gemeinschaftlichen Schlafsälen ihre Ruhe suchen, so daß sie genügend in der Lage waren, jeden ihrer Zöglinge auf das Genaueste kennen zu lernen und auf ihn unmittelbar zu wirken. Ihre Besoldung war gering, 20 Thaler monatlich, und ihr Leben ein so gebundenes, daß sie sich unmöglich wohl fühlen konnten. Aber sie standen auch, mit nur geringen Ausnahmen, auf einer so niedern Stufe wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Bildung und waren von solchem Herkommen, daß sie mit dem, was sie bekamen, genügend abgefunden waren. Bei meinem Eintritt in die Anstalt stammte der älteste Gouverneur, Herr Köppen, noch aus Stolpe her, von wo die dortige Kadettenanstalt 1811 nach Potsdam verlegt worden war. Er trug noch einen Zopf, war ein alter, griesgrämiger und herber Mann und zum Lehrer wohl ganz ungeeignet, da er auch als solcher nicht beschäftigt wurde. Der zweite, Herr Räsche, war ein junger, äußerst heftiger, strenger und unnachsichtiger Mensch, dem seine Neigung, sich stutzerhaft zu kleiden, und sein sehr auffallend sächsischer Dialekt etwas Lächerliches gaben, das seine Zöglinge, je strenger er war, um so lieber ausbeuteten. Der dritte, Herr Sprengpiel, mein Gouverneur, war ein ehrlicher Westfale, der etwas von einem Urmenschen an sich hatte, vollhaarig und bärtig, von starken Knochen und Muskeln und von großer Körperkraft. Er vermochte, wenn sein leicht erregter Zorn ihn fortriß, den einen oder andern ungezogenen Zögling, selbst wenn es körperlich der größte und schwerste war, mit beiden Händen oder selbst mit einer Hand am Kragen in die Höhe zu heben und zur Thür hinauszuschaffen nach dem Winkel hin, in dem der junge Sünder durch einhalb- bis einstündiges Stehen im Dunkeln sein Vergehen zu büßen hatte. Aber es wohnte diesem Gouverneur doch auch viel Gutmütigkeit und Biederkeit bei, und er hatte ein recht warmes Herz für seine Zöglinge, besonders für die „guten“. Er gab nur Unterricht im Linearzeichnen, wohl weil für den

wissenschaftlichen auch seine Kenntnisse nicht ausreichten. Ich darf mich rühmen, in der besondern Gunst des ehrlichen Sprengpiel gestanden zu haben, obschon auch mir eine mehrmalige Reise durch die Luft in seinen Händen nach jenem „Winkel“ nicht erspart blieb. Der vierte endlich, Herr Andrich, war ein Berliner Kind, von geringem Herkommen, geistig so unbedeutend, daß er nur für den Schreibunterricht ausreichte, den er aber recht gut erteilte. In seiner äußern Erscheinung zeichnete er sich durch eine gewisse Sucht zur Eleganz aus, die durch seine geringen Mittel freilich nur wenig unterstützt wurde; auch verliehen ihm seine auffallend krummen Beine etwas Karrikaturartiges.

Dies waren also die Männer, deren Händen 70 Knaben anvertraut waren, von denen die meisten noch sehr wenig erzogen und, sehr natürlich, sehr schwer zu erziehen waren. Es that not, daß bessere Kräfte eintraten, und es währte auch nicht lange, bis Köppen und Räsche ausschieden und für sie zwei wirklich tüchtige Männer eintraten. Beide waren junge Theologen. Der eine, Sohn eines Geheimrats Westphal aus Berlin, bewies in seinem ganzen Verhalten und seinen äußern Formen eine gute Erziehung und war ein Mann von Herz und Gemüt, der recht streng sein konnte, aber seines Amtes mit Gerechtigkeit und Wohlwollen waltete. Der andre, Herr Stöwe, war der Sohn eines Superintendenten zu Potsdam, an den ich, da er zwei Jahre lang mein Gouverneur war, noch heute mit ganzer Liebe und dankbarer Verehrung denke. Er war von großer und schlanker Figur und verriet durch seine militärische Haltung den ehemaligen freiwilligen Gardejäger, als welcher er die Befreiungskriege mitgemacht hatte. Sein Wesen war freundlich, wohlwollend und vertrauenerweckend, doch fehlte es ihm auch nicht an der nötigen Strenge. Ganz besonders aber verstand er es, in einem hochpatriotischen Sinn auf uns zu wirken und auch militärisch uns anzuregen. Er erzählte uns oft von der Erhebung Preußens 1813, von den Schlachten bei Groß-Görschen, Bautzen und den spätern, denen er beigewohnt, lehrte uns die bekanntern Lieder von Arndt, Körner und Schenkendorff singen und sang sie mit uns bei den Spaziergängen ins Freie. Er wußte bei diesen Gelegenheiten aber auch militärische Spiele, selbst kleine Manöver zu veranstalten, wobei beide Parteien einander mit Bällen bewarfen u. s. w. — kurz er war der rechte Gouverneur und ein so beliebter, daß das ganze Korps für ihn schwärmte.

Ich komme nun zu den Lehrern, welche nicht zugleich Gouverneur waren. Es waren zuerst nur zwei, der eine für das Rechnen, Halfmann, der andre für das Französische, ein Monsieur Michel, welcher einer Refugié-Familie entstammte. Der dritte, ein Oberlehrer Bobbe, für Geschichte und Geographie, war eben nach Culm versetzt und erhielt erst

im Frühjahr 1819 einen Nachfolger in der Person des Predigers Bernhardi, welcher, neben seinem Amt als Geistlicher der Anstalt und dem damit verbundenen Religionsunterricht, jene beiden Fächer mit zu übernehmen hatte.

Herr Halfmann war ein schon bejahrter, kränklicher, immer mürrischer, leicht reizbarer Mann, der durch seine buckelige Gestalt, seine fast immer schiefsitzende Perrücke und den schnarrenden, näselnden Ton seiner Sprache den Mutwillen, ja selbst den Schabernack seiner Schüler leicht gegen sich aufrief. Er scheute sich in solchem Fall aber auch nicht, dem Frechsten oder Naseweisesten gelegentlich mit umgekehrter schlänkernder Hand eine Ohrfeige „auszuwischen".

Der andre Lehrer, Michel, ebenfalls schon bejahrt, stammte, wie Halfmann, auch noch aus Stolpe her, war aber noch schlimmer als dieser, da er viel lächerlicher und dabei ein Trinker, ja noch mehr, ein wirklicher Säufer war. Seine Lächerlichkeit bestand darin, daß er ein Zwerg war, dessen stark beleibten Körper ein Paar ganz kurze, krumme Beine schlotternd trugen, und auf dessen Schultern ein Kopf ruhte, der mit seinem rot aufgedunsenen Antlitz, seinem wulstig aufgeworfenen Munde, seiner dicken Stumpfnase, seinen großen Glotzaugen und einer hochblonden Lockenperrücke dem Mann das Aussehen eines Satyrs verlieh, womit auch sein Humor vollkommen harmonierte.

Der dritte Lehrer endlich, der Prediger Bernhardi, war ein jüngerer Mann, der höchstens in den ersten dreißiger Jahren stand und, wie der Gouverneur Stöwe, die Befreiungskriege als freiwilliger Gardejäger mitgemacht hatte. Er war als solcher Offizier geworden und hatte eine große Vorliebe für diesen Stand behalten. Seine äußere Haltung verriet auch noch, daß er „gedient" hatte. Er konnte leicht in eine gehobene, ja bis zu glühender Begeisterung gesteigerte Stimmung geraten, wenn er von jenen Kriegszeiten sprach und einzelne seiner Erlebnisse erzählte; ganz besonders aber, wenn er an den damals noch regelmäßig gefeierten Erinnerungstagen der großen Schlachten entsprechende Vorträge hielt und uns mit den Männern und den Truppenteilen bekannt machte, die sich darin besonders ausgezeichnet hatten. Sein Unterricht in der Geschichte basierte auf der „Geschichtstabelle", die mit der Schöpfung anfing und bis in die neuste Geschichte reichte. Diese Tabelle mußten wir auswendig lernen, und es war dann die Aufgabe des Lehrers, einzelne Hauptmomente der einen oder andern Periode, namentlich aber die Biographien berühmter Fürsten und Helden, besonders aus der vaterländischen Geschichte, uns erzählend vorzuführen.

Ich habe nun auch noch der schon früher erwähnten beiden Offiziere des Korps, des Direktors und des Kompagniechefs näher zu gedenken.

Der Oberstleutnant von Steinwehr, den ich erst einige Tage

nach meinem Eintritt zu sehen bekam, war ein alter Militär von ganz besonders eigentümlicher Art, wie sie bei uns schon seit lange nicht mehr vorkommt. Sein Äußeres hatte nichts von einem Offizier an sich. Seine Figur war mittelgroß und korpulent; sein Gesicht aufgedunsen, stark gerötet und bartlos, die Augen hellblau und lebhaft, das wenige Haupthaar hellblond und durch eine entsprechende Perrücke ergänzt; der Ausdruck gutmütig, freundlich; ich möchte den guten alten Herrn in seiner Gesamtheit am liebsten mit einem Stiftsherrn vergleichen, der eine einträgliche Pfründe bezieht und solche in aller Behaglichkeit genießt. In der That war er auch Stiftsherr und trug den betreffenden Orden als den einzigen, den er besaß, da er die Kriege dieses Jahrhunderts nicht mitgemacht und in jenem der 1790er Jahre den damals allein vorhandenen Orden pour le mérite nicht erworben hatte.

Entsprachen seine Anzüge schon durch ihren Faltenreichtum seiner Neigung zur Bequemlichkeit, so noch mehr jener blau tuchene, mit grauem Pelz und schwarzen Schnüren besetzte Überrock, wie er in der Zeit von vor 1806 üblich war, und den der alte Herr anzulegen pflegte, wenn er jemals bei kalter Jahreszeit die Unterrichts-Klassen oder, noch seltener, die Wohnstuben der Kadetten besuchte. Er erschien dann aber doch immer mit Federhut und Degen, welch letztern er an einem über den Leib geschnallten Koppel trug, als Zeichen des Dienstes, wie es auch schon „in der alten Zeit" Mode war.

Er hatte vor 1806 beim Regiment von Trescow in der Garnison Danzig gestanden und es darin bis zum Stabskapitän gebracht. Aber er war dem Frontdienst mehrere Jahre lang durch ein Kommando als Werbeoffizier nach Neufchatel in der Schweiz entzogen und kam auch nach dem unglücklichen Kriege von 1806/7 nicht wieder zur Truppe, sondern zum Kadettenkorps, wo er, als ich nach Potsdam kam, die dortige Direktorstelle schon seit mehreren Jahren bekleidete.

Er gehörte zu jenen verhältnismäßig wenigen Offizieren der alten Armee, die man in dieser die „gelehrten" zu nennen pflegte. Schon seine reiche Bibliothek und die Sammlungen von Karten, Plänen, Kupferstichen u. s. w., die ihn in seinem Arbeitszimmer umgaben, bewiesen seinen Sinn für wissenschaftliche Beschäftigung. Aber es trat dieser auch hervor, wenn er unsre Unterrichtsstunden besuchte und entweder mit den Lehrern sich über die gerade vorliegenden Unterrichtsgegenstände unterhielt oder sich auch zum Examinator machte, wobei er jedoch gewöhnlich sehr bald weit über die Grenzen hinaus geriet, die der Lehrplan dem Gegenstand setzte.

Er las gern und folgte mit Interesse den Erscheinungen der neuern Litteratur. Ganz besonders aber interessierten ihn in den Jahren 1819 und 1820 die Berichte über die Ergebnisse der von den Engländern

Roß und Parry 1818 geführten Expedition zur Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt im Norden von Amerika. Mir ist dies um deswillen in lebhafter Erinnerung geblieben, weil der Oberstleutnant dabei von meinen bis dahin schon gemachten guten Fortschritten im Kartenzeichnen zum öftern dahin Gebrauch machte, daß ich die zu jenen Berichten gehörigen Karten im vergrößerten Maßstabe kopieren und diese Kopien durch grelle Bemalung seinen nicht scharfen Augen benutzbarer machen mußte als die Originale. Diese Arbeit brachte mir die besondere Gunst des alten Herrn ein, die er mir dadurch zum öftern thatsächlich bewies, daß ich zu denjenigen wenigen Kadetten gehörte, die ihn zuweilen bei guter Jahreszeit auf seinen Spazierfahrten im offenen Wagen, zu Zweien oder Dreien, begleiten mußten.

Der Kompagniechef, Hauptmann von Eberhardt, gewann bald mein ganzes Herz. Hatte ich schon in Bernau zu dem, gleich ihm mit einem Stelzfuß einherschreitenden und mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichneten Postmeister Schmückert mit einer gewissen Ehrfurcht hinauf geschaut, so hier noch mehr auf unsern kaum 30 Jahre alten Hauptmann, den der einzige Orden, der für die Schlacht bei Jena ausgegeben worden war, nämlich der pour le mérite, neben dem 1813 erworbenen Eisernen Kreuz schmückte, und der seinen linken Fuß in der „Völkerschlacht von Leipzig" verloren hatte. Der junge Offizier von 1806, welcher die Fahne des weichenden Bataillons ergriff und dasselbe durch heroischen Zuruf mit sich fortriß und dem Feinde wieder entgegenführte, hätte schon durch diese That allein die Herzen der Kadetten gewonnen, denn die Jugend begeistert sich leicht für einen Helden, zumal für einen so jungen! Und diesem Helden war es später auch noch beschieden, in dem tapfern Leibregiment den russischen Krieg von 1812 und darauf folgend den Krieg von 1813 bis zu der Leipziger Schlacht im Yorkschen Korps ehrenvoll mitzumachen und hier zum Krüppel geschossen zu werden. Und das ließ seinen Ruhm in den Augen der Kadetten um so strahlender erscheinen! Ich konnte ihn in der That nie ansehen, ohne daß sich nicht zugleich jene enthusiastische Verehrung in mir regte, welche sein Heldentum mir schon von vornherein eingeflößt hatte. Dazu gesellte sich aber auch sehr bald bei mir eine — ich kann sie nicht anders nennen — wahrhaft kindliche Liebe, hervorgerufen durch ein mir täglich fühlbarer gewordenes Wohlwollen und eine wirklich väterliche Fürsorge für mich, die, so lange ich in Potsdam war, nie nachließ. Ich suche den Grund für dieses Wohlwollen wohl nicht ohne Berechtigung in jener Bescheidenheit, Fügsamkeit und Genügsamkeit, die mir im elterlichen Hause anerzogen waren, sowie in jenem mir angeborenen immer heitern Sinn, der, wenn er bei meinem lebhaften Temperament auch öfter übersprudelte, doch nie ausartete.

Nur wenigen Leuten in Potsdam ist es jetzt wohl noch bekannt, daß das Kadettenhaus, wovon ich hier spreche, mit demjenigen nicht gleichbedeutend ist, das heute vor der Stadt, auf dem linken Ufer der Havel, nahe dem Bahnhofe liegt. Das Haus von 1818 war noch das alte, das König Friedrich der Große von dem Potsdamer Waisenhaus abzweigte, um darin 48 Knaben vom sechsten Jahre an erziehen zu lassen, teils um nach erreichtem 14. Lebensjahr in die Berliner Anstalt überzutreten, teils in den nächsthöheren Jahren unmittelbar in die Armee versetzt zu werden. Es war dies eine Einrichtung, die nicht bloß zweierlei Unterrichtskategorien, sondern selbst eine Unterscheidung in adelige und nichtadelige Zöglinge bedingte; denn nach Berlin kamen nur die adeligen, während die unadeligen in einer höhern Klasse den Unterricht für Offiziere wie die Berliner erhielten und nach erreichter Reife solchen Truppenteilen zugewiesen wurden, wo nichtadelige dienen durften. Nach dem Kriege von 1806/7 hörte diese Einrichtung aber auf. Das bis dahin zu Stolp in Pommern befindliche Kadettenkorps wurde 1811 nach Potsdam verlegt und dort mit der eben erwähnten Anstalt in einer Gesamtstärke von 48 Kadetten und einigen Pensionären verbunden, die im Sommer 1818 auf die schon genannte Stärke von 60 etatsmäßigen Kadetten und einer erhöhten Zahl von Pensionären gebracht wurde. Natürlich war es dann auch, daß, den seit der Neuordnung der Armee in Kraft getretenen Grundsätzen entsprechend, von einer Scheidung in adelige und nichtadelige Kadetten keine Rede mehr war, wenn auch die Zahl der letztern auf lange hin immer nur eine sehr geringe blieb. Das Aufnahmealter der Kadetten in Potsdam war das 11., das des Übertritts nach Berlin das erreichte 14. Lebensjahr.

Das „alte Haus“ nun lag auf einem Teil des Hofes des großen Waisenhauses, getrennt von diesem auf einer Seite durch einen hohen Bretterzaun und umgeben auf den drei andern Seiten von den entsprechenden Flügeln dieses Hauses.

Es war ein kasernenartig gebautes vierstöckiges Haus, äußerlich wie innerlich sehr alt und düster und in allen Stockwerken für die Bewohner nur spärlich ausreichend.

Nach dem Aufstehen, im Sommer um 5½, im Winter um 6 Uhr, ging es aus den Schlafsälen zwei Treppen hinab in die Waschsäle und von dort in den Speisesaal zur Morgensuppe; sodann wieder eine Treppe hinauf in die Wohnzimmer zur Früh-Arbeitsstunde; dann wieder hinab in den Betsaal und von diesem endlich in die Schulzimmer. Aus diesen nach Beendigung des Vormittagsunterrichts, 11 Uhr, wieder hinauf in die Wohnzimmer zum Putzen und Umziehen und dann auf den Hof zur täglichen Parade. Darauf zum Mittagessen in den Speisesaal; dann zu einiger Bewegung auf den Hof; darauf folgten zwei Stunden Unterricht

und nach diesem im Sommer zwei Stunden Spaziergang, im Winter ein kürzerer Spaziergang oder Aufenthalt auf dem Hofe; dann eine Arbeitsstunde; darauf eine Treppe hinab zum Abendessen und von diesem zuerst eine Treppe hoch zurück in die Wohnstuben, und endlich um 9½ Uhr die höchste Treppe hinauf zu den Schlafsälen! Füge ich hinzu, daß das Haus vermöge seiner Lage in Bezug auf Licht und Luft viel zu wünschen übrig ließ, daß die Treppen schmal und steil, die Wohn- und Schulzimmer in der Mehrzahl sehr eng waren, daß die Schlafsäle an dem unmittelbar neben ihnen, auf demselben Korridor gelegenen Lazarett eine sehr häßliche Nachbarschaft hatten, und daß endlich der vor dem Hause liegende Hof so klein war, daß er ebensowenig für das tägliche Exerzieren als für die Spiele der Kadetten, namentlich der Ballspiele, ausreichte, so wird der Leser erkennen, daß dieses Kadettenhaus nicht mangelhafter bestellt, für seinen Zweck nicht ungeeigneter sein konnte, als es in der That war. Mit dem jetzigen, ein Jahr nach meinem Übertritt in das Berliner Haus, 1822 bezogenen verglichen, kann ich nur sagen, daß es sich verhielt wie ein Haus für arme Waisen zu einem vornehmen Pensionat. Dabei legte aber diese Anstalt auch den Zöglingen an Spartanismus mehr auf als wohl nötig, ja als gut war. Um nur einiges davon zu sagen, so wurden z. B. im Winter die Wohnzimmer und die Waschsäle selbst bei größter Kälte erst gegen Mittag geheizt, so daß die Morgen-Arbeitsstunde sowie die Putzstunde vor der Parade und das Umziehen zu letzterer stets in kalten Zimmern stattfand. Kam man vom Schlafsaal in den Waschsaal, so fand man das Wasser im Waschbecken gefroren und mußte das Eis mit dem zinnernen Trinkbecher, dessen Wasser natürlich ebenfalls gefroren war, aufschlagen. Je kälter es aber war, um so strenger untersuchten die Gouverneure die klammen Hände, ob sie auch gründlich gewaschen waren. Die Strafe für ertappte Unreinlichkeit blieb nie aus, meist bestand sie im „Karrieren", d. h. Entziehung eines Teils oder des ganzen Frühstücks, — eine Härte, die man dann ganz begreift, wenn man weiß, wie mager das Frühstück an und für sich war, — eine Suppe mit einem Stück Brot, ohne Butter. Nicht minder spartanisch waren die Winter-Spaziergänge, selbst beim kältesten Wetter, nicht selten sogar bei hohem Schnee. An und für sich waren sie ja geboten, da der enge Hof, wie schon erwähnt, eine ausreichende Bewegung gar nicht zuließ; aber der Anzug der Kadetten war doch ein zu dürftiger für solche Promenaden, einen warmen Mantel, wie ihn heut ein jeder Kadett hat, gab es damals nicht. Statt seiner diente eine sogenannte Litewka, die so kurz, so dünn und so luftig war, daß sie mit der darunter befindlichen knappen Tuchweste ihren Träger gegen die Kälte kaum halb so viel schützte, wie der heutige über den Waffenrock angezogene Mantel. Da

kam man denn oft recht durchfroren in das Haus zurück und betrat mit steifen Fingern das nur mäßig gewärmte Klassenzimmer! Aber auch der allsonntägliche Besuch der Garnisonkirche wurde bei jener unzureichenden Bekleidung oft zu einem wirklichen Märtyrertum. Eine andre zwar weniger spartanische als das Selbstgefühl sehr verletzende, schon an den damaligen Berliner Kadetten nicht mehr gemachte Zumutung war die, daß jeder Kadett seine Stiefeln eigenhändig putzen mußte.

Als ich dem Korps am 2. November von meinem Vater förmlich übergeben war, überwies Hauptmann von Eberhardt mich der Stube Nr. 5 und befahl meine sofortige Einkleidung, die auch noch an demselben Tage erfolgte. Der Verwalter der Montierungskammer, Feldwebel Schuchhardt, ein alter, unfreundlicher Mann, steckte mich, ohne viel Redensarten zu machen, in die Kleider eines wenige Tage zuvor nach Berlin versetzten Kadetten, der viel größer als ich war und in Bezug auf Reinlichkeit nicht gerade den besten Namen hinterlassen hatte. Ich mag in diesem Anzuge, in den ich erst hineinwachsen, und den ich auch noch gründlich reinigen sollte, etwas komisch ausgesehen haben, denn ich wurde von den Insassen der Stube beim Eintritt stark belächelt und bekrittelt — nebenher aber auch noch gehänselt, wie es einem „Schnappsack", so hieß jeder Neuling, herkömmlich gebührte. Es gehörten wirklich meine aus dem Elternhause mitgebrachten Eigenschaften von gutmütig heiterm und verträglichem Sinn dazu, um über die wenig freundliche Begegnung der Mehrzahl meiner ersten Stubengenossen nicht gleich den Mut zu verlieren, sowie in jenen spartanischen Charakter der Hausordnung mich zu finden.

Mancher meiner Kameraden mag mich damals und auch später den sogenannten „Musterknaben" zugezählt, und es mag auch die glückliche Karriere, die mir in der Armee beschieden war, zu der entsprechenden Meinung veranlaßt haben. Ich bin mir aber bewußt, daß mir jener Name, selbst im besten Sinne, nie gehört hat, ich vielmehr in allem, was man „Ausgelassenheit, Mutwillen und dumme Streiche" u. s. w. nennt, es meinen nicht mustergültigen Kameraden gleich that und nur dadurch mir mehr Gunst erwarb, daß ich etwas reumütiger war, mich leichter zu einer Schuld bekannte und nicht so bald wieder in eine neue verfiel.

Nach einem halben Jahre — ein Kursus dauerte damals noch nicht länger — kam ich in die zweite Klasse. Das steigerte meinen Ehrgeiz in dem Maße, daß ich nach Ablauf dieses zweiten Kursus schon reif für die erste Klasse befunden wurde und also eben erst zwölf Jahre alt war, als ich in diese Klasse eintrat.

Das Potsdam von 1818 war mit sehr wenigen Ausnahmen noch ganz das Potsdam Friedrichs des Großen. Der „alte Fritz", wie er

damals in Potsdam noch allgemein genannt wurde, war ja auch erst seit 32 Jahren tot, und von seinen beiden Nachfolgern hatte nur sehr wenig zur Vermehrung und Verschönerung des von ihm Hinterlassenen geschehen können. Denn König Friedrich Wilhelm II. hatte nicht einmal Zeit gehabt, seine einzige größere Schöpfung, das Marmorpalais und den „Neuen Garten", zu vollenden, während Friedrich Wilhelm III. in den bis 1818 verflossenen einundzwanzig Jahren seiner Regierung soviel Unruhe, Unglück und Kummer erfuhr, daß die wenigen glücklichen Jahre, die ihm zu Anfang gegönnt waren, nur ausgereicht hatten, sich eine bescheidene Häuslichkeit zu gründen, die nach den letzten Kriegsjahren von 1813/14 und 15 aber folgenden drei Friedensjahre noch nicht daran denken lassen konnten, die Hand an neue Schöpfungen zu legen. Überdies verlangte aber auch der genügsame Sinn dieses Königs nicht viel mehr und nichts Besseres, als das alte Potsdam schon bot.

Wie waren denn die Menschen, denen wir in dem alten Potsdam begegneten? Ich kann hier natürlich nur von Soldaten, jungen und alten, sprechen, denn mit andern Personen kam der Kadett, wenn überhaupt, so doch immer nur selten und sehr vereinzelt in Berührung.

Ich beginne mit dem ältern Teil der Potsdamer Garnison, nämlich mit dem Garde-Invalidenbataillon, weil dies, gleich der Stadt, die Friedericianische und die ihr folgende Zeit bis 1806 noch sehr stark repräsentierte. Gab es doch unter der Mannschaft noch Leute, die unter dem großen König gedient hatten, und es sahen auch die meisten von diesen und den andern, obgleich im Greisenalter, doch noch so militärisch und zugleich so ehrwürdig aus, daß man sie mit doppeltem Interesse betrachtete. Sie hatten in der Mehrzahl den Potsdamer Garden angehört, waren durchweg sehr groß und stellten in äußerer Haltung und Wesen noch eine „Truppe" dar, die mit unserer heutigen Invalidenkompagnie auch im entferntesten nicht zu vergleichen ist. Jene waren wirklich noch Soldaten, „Veteranen in Wehr und Waffen", die auch noch in besonderen Fällen zum Wachtdienst in der Garnison herangezogen wurden und solchen mit jenem Ernst verrichteten, der ihnen früh beigebracht worden war. Es machte mir, wie wohl allen Kadetten, immer ein ganz besonderes Vergnügen, bei irgend welcher Begegnung mit dem einen oder andern dieser alten Männer zu sprechen, sie zu fragen, ob sie dem großen König noch gedient hätten, und, wenn solches bejaht wurde, sie über seine Person so lange auszufragen, als sie Rede stehen wollten. Mehr noch als von jenen Invaliden erfuhr man aber von den alten Dienern in den königlichen Schlössern, die meist auch Soldaten gewesen und später im Schloßdienst versorgt worden waren. Sie wußten von dem Leben des Königs „zu Hause" entweder Selbstgesehenes oder durch Überlieferung von Augenzeugen zu erzählen und ließen sich gern ver-

nehmen; doch ließ auch ihre Redseligkeit die Schranken der Wahrheit wohl öfter überspringen.

Die aktiven Truppen der Potsdamer Garnison bestanden damals nur aus dem 1. Garderegiment z. F., dem Garde-Jägerbataillon und zwei Eskadrons der Gardes du Corps. Erst 1819 trat das neu und sehr bunt uniformierte „Garde-Landwehr-Kavallerieregiment" und 1820 das in diesem Jahr zum erstenmal zusammengestellte Lehr-Infanteriebataillon hinzu, zwei Truppenkörper, die als Repräsentanten der Gardelandwehr und der gesamten Linieninfanterie eine besondere Bedeutung hatten, auch bis zur allerhöchsten Stelle hinauf entsprechendes Interesse fanden. Ich will von den vorhin genannten Gardetruppen hier in Kürze erwähnen, daß sie mir schon in ihren einzelnen Erscheinungen auf der Straße außerordentlich Eindruck machten, denn so große und schöne und so schmuck angezogene Leute hatte ich vorher noch nie gesehen. Und nun gar die eleganten Offiziere und ihre blanken Uniformen, ihr vornehmes Wesen und ihre Jugendlichkeit selbst in den höhern Chargen. Die Stabsoffiziere noch fast sämtlich in den ersten dreißiger Jahren, ja der Kommandeur der Gardes du Corps, Graf von Brandenburg, erst 28 Jahr alt. Und dementsprechend, ja noch viel jünger, die Hauptleute und Rittmeister. Auch besaß die Mehrzahl der Offiziere die Denkmünze für die Kriege von 1813, 14 oder 15, und nicht gering an Zahl waren auch die Besitzer von Eisernen Kreuzen und russischen Orden. Selbst unter der Mannschaft, namentlich den Unteroffizieren, sah man noch viel mit Ehrenzeichen geschmückte. Solche Erscheinungen waren wohl dazu angethan, uns Kadetten den Soldatenstand im glänzendsten Lichte zu zeigen und selbst diejenigen zu entflammen, deren Phantasie noch am wenigsten erregbar war. Für solche, deren Gedanken schon gern in die Ferne schweiften und nach Vorbildern für sich in der Zukunft suchten, waren solche leicht zu finden; denn es gab manchen Namen, womit sich die Erinnerung an irgend eine schöne Waffenthat, oder an eine sonstige rühmliche Leistung in einer schwerern und bewegtern Zeit verband. Von solchen Namen erinnere ich mich am sichersten noch jenes des Kommandeurs des Garde-Jägerbataillons, Major von Neumann, und des Hauptmanns dieses Bataillons von Stockhausen. Ersterer war rühmlichst bekannt als der Held von Jeanvillers, wo er am 14. Februar 1814 mit zwei Kompagnien schlesischer Schützen, um eine andre Truppe zu degagieren, mit aufgepflanzten Hirschfängern auf französische Kavallerie losging und diese zurücktrieb. Stockhausen aber war schon früh bekannt geworden, weil er im Jahre 1806 als Junker, 15 Jahr alt, bei Jena in Gefangenschaft geraten und, vor Napoleon gebracht, diesem gegenüber sich so unverzagt, ja so mannhaft benahm, daß der Kaiser Gefallen an ihm fand und seine Entlassung in die Heimat mit den Worten befahl:

„Mit Knaben führe ich keinen Krieg." — Ich bin in den 1840er und 50er Jahren mit beiden Männern, den nachmaligen Generalen von Neumann und von Stockhausen, mehrfach in nähere Berührung gekommen und habe mich ihrer besonderen Gunst zu erfreuen gehabt.

Es bleibt mir von der Potsdamer Garnison noch eine Abteilung russischer Soldaten zu erwähnen übrig, die im Kriege von 1812 in Kurland in preußische Kriegsgefangenschaft geraten, später dem König Friedrich Wilhelm III. vom Kaiser Alexander geschenkt worden waren, um als Sänger das Ohr des Königs zu erfreuen. Diese Soldaten waren dem 1. Garderegiment zugeteilt, trugen aber die russische Linien-Infanterieuniform und spielten darin die sehr verwöhnten und freien Herren. Ich habe ihren Gesang niemals gehört, weiß aber aus dem Munde älterer Offiziere, daß sehr viel Russenfreundlichkeit dazu gehört habe, um Geschmack daran zu finden. Natürlich durften diese Leute, um sie an das neue Vaterland mehr zu fesseln, sich verheiraten, und die Gnade des Königs für sie war so groß, daß er im Laufe der 1820er Jahre das sogenannte „Russische Dorf" oder die Kolonie Alexandrowka erbauen und seine Russen darin ansiedeln ließ.

In der Mitte des Monats Dezember 1818 kam die Kaiserin-Mutter von Rußland — Witwe des im Jahre 1800 ermordeten Kaisers Paul — nach Potsdam. Da sie feierlich eingeholt und von der Garnison empfangen wurde, so mußte auch das Kadettenkorps ausrücken. Es erhielt seine Aufstellung vor dem Portal des Schlosses, wodurch die Kaiserin einfuhr. Bei dieser Gelegenheit nun war es, wo ich die erste Probe als „ausexerzierter Kadett" bestand. Denn ich nahm jetzt zum erstenmal meinen Platz, als „Viert-Kleinster" des ganzen Korps, in Reih und Glied ein. Es war ein recht kalter Tag und in der knappen Uniform, worüber sich die Litewka nicht anziehen ließ oder nicht angezogen werden sollte, fror jeder von uns dermaßen, daß von der Lust an dem Schauspiel, dem wir entgegen sahen, wohl nur wenigen etwas übrig blieb. Dazu drückte auch der sehr häßliche Czako, der nur an den großen Festtagen und zum Königs-Geburtstag aufgesetzt wurde, den Kopf so empfindlich, daß auch noch dieser Schmerz hinzukam, um den letzten Rest von der Lust noch tiefer herabzustimmen.

Es mußte sehr lange gewartet werden, bis der Einzug erfolgte. Ich weiß davon nur noch soviel, daß der Wagen der Kaiserin von einer Eskadron Gardes du Corps begleitet wurde, welche die schwarzen Kürasse trugen, die der Kaiser Alexander einst dem Regiment geschenkt hatte; ferner, daß zu beiden Seiten der Straße Mannschaften des 1. Garderegiments Spalier bildeten und vor dem Portal, uns Kadetten gegenüber, die Offiziere der Garnison standen; endlich daß Ihre Majestät von den Prinzen des Königlichen Hauses am Fuß der Haupttreppe des

Schlosses empfangen wurde, was wir aber nicht sehen konnten; endlich daß wir auch, zu unserm besondern Schmerz, den geliebten König nicht zu sehen bekamen, da er die Kaiserin im Innern des Schlosses erwartete. Dies war für uns sehr betrübend, denn wir hatten uns auf den Anblick des Monarchen mehr, als auf alles andre gefreut. Es blieb uns aber die Hoffnung am nächsten Tage, einem Sonntage, glücklicher zu sein, da es bestimmt hieß, daß der ganze Hof dann dem Gottesdienst in der Garnisonkirche beiwohnen würde und das Kadettenkorps bestimmt war, dort seinen gewöhnlichen Platz einzunehmen. Wir marschierten daher an diesem Tage mit besonderer Freude und Spannung nach der Kirche, und es ist mir unvergeßlich geblieben, wie mein Herz schlug, als ich nun zum erstenmal unsern König sah! Seine Majestät führte die Kaiserin in die große königliche Loge, und da wir rechts davon vor unsern Plätzen standen, so konnten wir nun beide Majestäten und alle Prinzen und Prinzessinnen sehr bequem sehen. Der König, damals erst 48 Jahr alt, imponierte durch seine hohe, edle Gestalt und stramme, militärische Haltung. Er hatte, wie alle Prinzen, russische Uniform und Orden angelegt. Der Ausdruck seines Gesichts war ernst und wenig beweglich; doch bewies er der Kaiserin viel Aufmerksamkeit. Seine ganze Erscheinung erfüllte mich mit Ehrfurcht. Ich habe ihn in den späteren Jahren noch öfter gesehen, aber nur einmal in wirklich heiterer Laune. Die Kaiserin-Mutter, nur ein halbes Jahr älter als der König, sah matronenhaft aus, und es ruhte auf ihrem Antlitz ein Ernst, wofür ich erst nach Jahren die Erklärung fand, als ich mit dem Jahr 1800 der Geschichte Rußlands näher bekannt wurde. Ein dunkelgrün sammetner Zobelpelz umgab ihre Gestalt derartig, daß sie nicht zu erkennen war. Bischof Eylert hielt die Festpredigt in dem ihm eignen sonoren Ton und mit jener gewohnheitsmäßigen Mimik, die zum Hofprediger gehörte. Nach Beendigung des Gottesdienstes führte der König die Kaiserin in die Klause hinter dem Altar, wo die Könige Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große ruhen, und wo im Jahre 1805 der Sohn der Kaiserin, Alexander I., mit unserm König und der Königin Luise jenes Freundschaftsbündnis aufs neue besiegelte, das von unsern Majestäten treuer gehalten wurde, als von dem russischen Kaiser. Ich habe später mich oft gefragt, welche Gedanken unsern vielgeprüften König wohl beschäftigt haben mögen, als er den Sarg des großen Friedrich seit 1805 jetzt an der Seite der Mutter seines kaiserlichen Freundes zum erstenmal wiedersah.

Die Osterferien des Jahres 1819 verschafften mir die Freude, das elterliche Haus auf acht Tage besuchen zu dürfen. Aber auch meine Eltern und Geschwister waren sehr froh, mich wieder zu sehen, und hörten und sahen gern, daß mir das Kadettenleben gut gefiel und bis

dahin auch vortrefflich bekommen war. Natürlich besuchte ich auch meine ehemaligen Lehrer, die es sich, wie begreiflich, gern und nicht ohne Grund zuschrieben, daß ich dem Kadettenunterricht von Beginn an immer leicht hatte folgen können.

So gern ich nach abgelaufenem Urlaub wieder nach Potsdam zurückkehrte, so schwer wurde mir doch dieser zweite Abschied, zumal sich damit der Gedanke einer mehrjährigen Trennung von den Eltern und Geschwistern verband. Denn meine Eltern hatten inzwischen den Entschluß gefaßt, ihren Wohnsitz nach Wetzlar zu verlegen, wo sie der Heimat meiner Mutter nahe kamen. Der Entschluß kam denn auch noch in demselben Jahr zur Ausführung, und ich sah meine Lieben erst nach drei Jahren wieder. Nach der Rückkehr von diesem Urlaub wurde ich aus der dritten in die zweite Lehrklasse versetzt, was mich sehr stolz machte.

In den Pfingstferien dieses Jahres wurde den nicht beurlaubten Kadetten, wozu auch ich gehörte, ein besonderes Vergnügen durch einen Ausflug nach der nahen Festung Spandau bereitet.

In der Citadelle zog der uralte, durch das Bombardement von 1813 stark beschädigte und noch nicht wieder hergestellte Juliusturm unsre Blicke ganz besonders auf sich. Wer hätte damals daran denken können, daß derselbe 52 Jahre später einen Teil jener Milliarden aufnehmen würde, die das in diesem Jahrhundert zum drittenmal besiegte Frankreich als Kriegsentschädigung hatte erlegen müssen. Der Kommandant von 1819 hatte sich auch wohl zu dem Gedanken eines seiner Nachfolger, des originellen Obersten v. Petery, noch nicht erhoben, daß Spandau eine „Gardefestung" sei, und dürfte auch wohl nur dieser Oberst die ihm zugeschriebene Idee gehabt haben, daß jener Turm mit Gardelitzen geschmückt werden müsse, um die „Gardeeigenschaft" der Festung schon beim ersten Blick erkennbar zu machen.

Natürlich wurde auch die alte Stadtkirche besichtigt, wobei unser Gouverneur uns die historisch bekannte Scene der erstmaligen Austeilung des heiligen Abendmahls in beiderlei Gestalt an den Kurfürsten Joachim II. nicht ohne Salbung vortrug. Mir fällt dabei die dem eben genannten Obersten von Petery nacherzählte, aber wohl nicht jedem Leser bekannte Anekdote ein, daß dieser, obschon Katholik, doch das Abendmahl ebenfalls in beiderlei Gestalt nahm, als König Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1839 an der Gedenkfeier jenes historischen Aktes in dieser Kirche teil nahm und dabei auch das Abendmahl empfing. Der im Gefolge Seiner Majestät befindliche Oberst hatte es „für Pflicht und Schuldigkeit" gehalten, dem Beispiel des Monarchen zu folgen und solches, als man ihm seine Abtrünnigkeit scherzend vorhielt, mit den Worten entschuldigt: „Was mein König und Herr thut, das kann ich Ihm wohl nachmachen!"

In Spandau standen zur Zeit unsers Besuches, mit Ausnahme einer Festungsartilleriekompagnie der Garde, nur „Garnisontruppen" und zwar ein Garde- und ein Grenadier-Garnisonbataillon. Diese hatten gelbe Kragen und Aufschläge, das erstere mit weißen, das andre ohne Litzen, beide weiße Knöpfe. Die Uniformen der Offiziere der Gardebataillons hatten die silbernen Litzen des 1. Garderegiments, jene des Grenadierbataillons die damals nur auf den Kragen getragene Stickerei der Grenadierregimenter Alexander und Franz, aber in Silber. Die Offiziere und Mannschaften, denen wir von diesen beiden Bataillonen in der Stadt begegneten, ließen uns den großen Unterschied zwischen ihnen und den schönen Potsdamer Gardisten sofort erkennen, und wir nahmen keinen vorteilhaften Eindruck von ihnen mit nach Hause. Ich aber für meinen Teil fand doch etwas so Besonderes an diesen Erscheinungen so alter Truppiers, welche die Mittelsorte zwischen den Feldtruppen und den Ganzinvaliden bildeten, daß sie die ersten waren, woran ich später in freien Mußestunden mein Zeichentalent erprobte.

Aus dem Jahre 1819 habe ich noch zweierlei zu gedenken: Zuerst einer Scene, die sich an dem Tage zutrug, als in Potsdam die Nachricht von dem am 16. September erfolgten Tode des Feldmarschalls Blücher bekannt wurde; sodann einer Reise nach Berlin.

Die Nachricht vom Tode des Feldmarschalls traf bei unsrer Kadettenparade ein. Keiner von uns wußte etwas von dem Tode des Helden, als der Oberstleutnant zum Kreise schwenken ließ und mit bewegter Stimme das schmerzliche Ereignis verkündete. Es gab damals gewiß keinen populäreren Mann in dem ganzen Lande und in der Armee, als den alten Blücher, und wenn wir Kadetten auch von den Kriegen nur erst sehr wenig wußten, so hatten wir doch von den Thaten des Feldmarschalls bereits so viel gehört, daß schon sein bloßer Name unsern Enthusiasmus erregte. Es war daher gewiß rührend zu sehen, wie jene Mitteilung auf uns wirkte. Kein Auge blieb thränenleer, und es wurde dieser Tag für uns wirklich ein wahrer Trauertag. Unser Prediger Bernhardi und der Gouverneur Stöwe sorgten dann in den nächsten Tagen durch gelegentliche nähere Erwähnungen dafür, daß wir von dem alten Helden noch genug zu hören bekamen, um unsre jungen Herzen an seinem Bilde noch mehr erheben zu können.

Mit meiner Reise nach Berlin hatte es folgende Bewandtnis: Ich war im Laufe des Sommers mit einem ältern Kadetten, von Schleinitz, näher bekannt geworden, und dieser hatte mir, gutmütig und zuthunlich wie er war, seine ganze Freundschaft zugewendet. Er war der Sohn des schon seit länger als zehn Jahren in Berlin verstorbenen Kammergerichtspräsidenten von Schleinitz aus dessen zweiter Ehe mit einer geborenen von Rosenberg-Gruszczinski, die in der Hauptstadt ein eignes

Haus bewohnte und sich in guter Vermögenslage befand. Diese Dame nun hatte aber auch zugleich viel Sinn für Geselligkeit und Gastfreundschaft und ließ es gern zu, wenn ihre erwachsenen Kinder ihr den Besuch von Freunden und Bekannten zuführten. Zu den Weihnachtsferien 1819 lud mein Freund nun auch, neben einem ältern Freunde, noch mich ein, und es war eine frohe Fahrt, die uns, nach erhaltenem Urlaub, mit der „Landkutsche" nach Berlin brachte. Es erschienen an den der Gastlichkeit gewidmeten Sonntagabenden außer den regelmäßig anwesenden verschiedenen Familienmitgliedern nicht selten mehrere Offiziere, die von den beiden Söhnen Georg und Emil, Leutnants im Franz-Regiment, eingeführt waren, sowie auch einige Damen, Freundinnen der Töchter des Hauses, und alle waren eines freundlichen Empfanges von der Präsidentin und eines immer heitern Abends gewiß. Um zu erklären, wie es dieser seltenen Frau möglich war, eine solche Gastlichkeit so dauernd zu üben, wie ich sie später an mir selbst als dauernder Feriengast von Potsdam aus und als fast nie fehlender Sonntagsgast, als Berliner Kadett, sechs Jahre lang erfuhr und andern Gästen gegenüber beobachten konnte, so brauche ich zunächst nur zu wiederholen, daß die Präsidentin ein eignes Haus bewohnte und sich in guter Lage befand. Sodann aber muß ich auf den gewaltigen Unterschied hinweisen zwischen dem damaligen bescheidenen Zuschnitt des häuslichen Lebens und der Geselligkeit, selbst in den Familien der höhern Stände, und dem leider in fortwährender Steigerung begriffenen Luxus, der heute in allen Klassen herrscht. Damals galt eine „gute Hausmannskost" mit nur einer Sorte von Wein auf dem Mittagstisch für das, was heute ein Diner ist, wo der Champagner nicht fehlt; abends aber genügten Thee und kalte Küche — ohne Wein —, um selbst verwöhnte Menschen zu befriedigen. Und mehr als dies gab es im Schleinitzschen Hause nicht, nicht mittags und nicht abends. Was aber die Zusammensetzung der Gesellschaft und den Ton, der in derselben herrschte, anbetrifft, so sprachen die Namen unsrer Steinmetz, Moltke, Höpfner u. a., deren später so berühmt gewordene Träger damals sich unter den Gästen dieses Hauses befanden, wohl genügend dafür, daß auch die geist- und gemütvollsten Leute an jenen, durch Musik und heitere Gesellschaftsspiele verschönten Abendunterhaltungen Geschmack und Befriedigung fanden.

Das Jahr 1820 brachte mir mein erstes Avancement, indem ich am 3. August, Königs-Geburtstag, zum Gefreiten befördert wurde. Dieser Tag wurde auch noch dadurch für mich zu einem persönlichen Ehrentag, daß ich an der Festtafel eine Rede halten mußte, die aber natürlich nicht ich, sondern der Gouverneur Westphal zur Feier des Tages verfaßt hatte. Ich habe den 3. August, der im ganzen Vaterlande immer als ein wahres Nationalfest und wie ein hoher Festtag begangen wurde,

weiterhin als Kadett und Offizier noch zwanzigmal mitgefeiert, aber niemals wieder in so froher Stimmung wie jenen von 1820.

Nachdem mir durch mein Avancement zum Gefreiten von unserm Oberstleutnant ein Beweis seiner Zufriedenheit zu teil geworden war, mußte ich ihn nun auch öfter auf seinen Spazierfahrten begleiten. Es gehört die eigentümliche Art seiner Einladung sowohl zu solchen Fahrten, als auch zum Abendessen, zur Charakteristik des alten Herrn. Sein Dienerpaar bestand aus Mann und Frau Petri, welche seine Wirtschaft sehr selbständig besorgten, wobei der Mann aber auch noch als Kammerdiener und Kutscher funktionierte und somit ein wahres Faktotum war. Aber nicht bloß das, Petri war auch ein sehr gutmütiger Mann, der für die Kadetten ein warmes Herz hatte und in persönlichen Sachen immer gern und meist mit Erfolg den Vermittler spielte. Und dieser Petri, von den Kadetten am liebsten Padre genannt, war es auch, der die Einladungen des Oberstleutnants den zu ladenden Kadetten kund zu geben hatte. Es geschah das gewöhnlich in folgender Weise: Es ist an einem Nachmittage, der Unterricht in allen Klassen noch im Gange, als plötzlich eine Klingel erschallt, jene nämlich, welche vor einem der nach dem Hof sehenden Fenster der Petrischen Wohnung hängt und dazu dient, die Botschaft einzuleiten, die der alte Diener im Namen seines Herrn in das Haus der Kadetten befördern soll. Sobald diese Klingel gehört wird, eilen die Kadetten, ohne Rücksicht auf den Lehrer, an die Fenster ihrer Klassen, reißen dieselben auf und rufen aus vollster Kehle: „Wer soll kommen?" Darauf Petri, ohne Benennung der Chargen, zum Beispiel: „Knobelsdorf, Bülow und Kalckreuth, die sollen mitfahren!" Das ist genug, um die Eingeladenen so schnell wie möglich zum Einpacken ihrer Bücher und zum Verlassen des Klassenzimmers — gewöhnlich ohne alle Komplimente für den gestörten Lehrer — zu veranlassen. Nachdem sodann der beste Rock angezogen ist, eilen sie an den Wagen und erwarten den Oberstleutnant, der sich bald mit schmunzelndem Gesicht einstellt und dann befiehlt, wohin Petri kutschieren soll. Die Unterhaltung unterwegs besteht dann in Fragen und Antworten über verschiedene Gegenstände des Unterrichts, und da der alte Herr besonders gut gelaunt, so gibt es beim Passieren eines Erfrischungslokals auch ein Glas Milch und eine Semmel.

Die Einladungen zum Abendessen, welche aber nur in der Karnevalszeit vorkamen, geschahen in ähnlicher Weise: Es ist Abend und Arbeitsstunde. Man sitzt hinter einer Aufgabe, die am nächsten Morgen abgeliefert werden soll, ist aber noch lange nicht fertig damit, als Petris Klingel sich vernehmen läßt. Alle Stubengenossen eilen an die Fenster und rufen, wie immer, einstimmig: „Wer soll kommen?" Petri antwortet: „Stube Nr. 5 soll zum Essen kommen!" Darauf die Bewohner

derselben rasch in den besten Rock und dann über die Brücke, welche das Haupthaus mit der Direktorswohnung verbindet, zu dem Eßzimmer, wo der Tisch bereits gedeckt ist und der gute Hausherr erwartet wird. Dieser erscheint im bequemen Hausanzuge und gebietet, „sich zu setzen“. Kaum geschehen, so folgt für die jungen Gäste die Hauptsache, das von Frau Petri sehr gut bereitete und daher vorzüglich mundende Essen. Dem Karneval zu Ehren fehlt dabei auch nicht der „Berliner Pfannkuchen“, damals noch in seiner ursprünglichen Einfachheit, mit Pflaumenmus gefüllt. — Eine sehr unbequeme Beigabe zu dem Genuß sind aber nach demselben die fatalen Kopfrechenexempel, die der alte Herr so gern aufgibt. Wer das ihm aufgegebene richtig löst, wird durch ein freundliches Zunicken belohnt; wer aber Falsches antwortet, muß solches mit dem fatalen Ohrenkneipen büßen, das dem gestrengen Examinator zur Gewohnheit geworden, dem Examinanden aber — wie ich aus eigner Erfahrung weiß — um so peinlicher ist, als an der frohen Tafel doch niemand dergleichen erwartet hat!

Nach dem Essen zieht der nur momentan unfreundlich gewordene Mann sich in das Bibliothekzimmer zurück und gestattet seinen Gästen, sich nach Belieben die Zeit bis zur Verabschiedung zu vertreiben, wozu die reichen Kupferstich-Sammlungen den beliebtesten Stoff bieten. Inzwischen ist der alte Herr auf seinem Kanapee fest eingeschlafen. Als es aber 10 Uhr schlägt und der Kadett nun schon ½ Stunde an seiner reglementsmäßigen Schlafenszeit verloren hat, macht die auch ihn befallende Müdigkeit ihr Recht geltend, und es entsteht ein solches Stuhlrücken und Lautsprechen, daß der ehrwürdige Gastherr darüber aufwacht und nun froh ist, die kleine Gesellschaft los zu sein.

Wenn ich nicht sehr irre, so war es im Sommer des Jahres 1820, daß der Großfürst Nikolaus von Rußland, nachmaliger Kaiser, und seine Gemahlin, unsers Königs älteste Tochter, in Potsdam einige Zeit auf Besuch verweilten, und daß dies Veranlassung zu allerlei militärischen Exerzier- und Manöverübungen gab, die ihren Schauplatz immer nahe um Potsdam hatten. Wir Kadetten wurden zweimal zum Zuschauen hinausgeführt und mir ist namentlich ein „Offiziermanöver“ um deswillen noch sehr erinnerlich, weil daran wirklich nur Offiziere teilnahmen, sowohl in der Front als Unteroffiziere und Gemeine, wie außer derselben als Zug- und höhere Offiziere. Die Herren erschienen sämtlich in Überrock ohne Epauletts und in Mütze, die als Mannschaft Eingetretenen hatten, wie Soldaten in der Front, die Patronentasche und den Säbel kreuzweise über die Schulter gehängt und waren mit dem Kommißgewehr bewaffnet. Das Terrain zu diesem Manöver umgab das Neue Palais, und es kam auch selbst der Platz vor diesem zur Benutzung. Wir sahen nur diesem einen Akt zu, doch natürlich ohne Verständnis. Auch impo-

nierten uns diese Mannschaften in Offizierröcken sehr viel weniger, als solches die stattlichen Grenadiere gethan haben würden, an die unsre Augen mehr gewöhnt waren. Es hieß, daß auch königliche Prinzen und selbst der Großfürst in Reih und Glied ständen, ich erinnere mich aber nicht, sie gesehen oder erkannt zu haben. Dagegen kam Se. Majestät der König uns einmal so nahe, daß wir ihn genau sehen und auch sein lebhaftes Interesse an dem eigentümlichen Schauspiel erkennen konnten.

Bei der zweiten Gelegenheit, die uns zum Zusehen geboten wurde, waren es wirkliche Truppen aus der Garnison, die gegeneinander manövrierten. Der Unterschied zwischen diesem Manöver und dem eben erwähnten fiel aber selbst uns Kadetten sehr zu Gunsten dieser Truppen auf, und meines Erinnerns kam auch eine so bedenkliche Spielerei, wie jene beim Neuen Palais, nicht wieder vor. Bei diesem wirklichen Manöver konnten wir auch den Großfürsten, der sich fast immer an der Seite Seiner Majestät befand, genau sehen. Damals erst 23 Jahr alt und von in der That ungewöhnlicher Stattlichkeit und Schönheit, zog er aller Augen auf sich, doch konnten unsre Prinzen, welche sich im Gefolge Seiner Majestät befanden, den Vergleich mit ihm vollkommen bestehen. Es war vor allen der Prinz Wilhelm, welcher seinem russischen Schwager als militärische Erscheinung mindestens gleich kam. Ich hatte den Prinzen Wilhelm im vergangenen Winter zum erstenmal gesehen. Es war im Potsdamer Stadttheater, wozu auch öfter einige Kadetten Zutritt erhielten, unter denen ich mich an dem betreffenden Abend befand. Die große Hofloge war bereits stark besetzt, als ein sehr hoch und schlank gewachsener Offizier, der wie ein junger Leutnant aussah, aber schon Generalsuniform trug, hereintrat und in vorderster Reihe Platz nahm. In der Nebenloge rechts von uns hörten wir ihn nennen: „Prinz Wilhelm!" Wir wußten von ihm bereits so viel, daß unsre Begierde, ihn einmal recht lange von Angesicht zu Angesicht zu sehen, und unsre Freude, ihm jetzt so nahe zu sitzen, wohl sehr natürlich und erklärlich war. Es war wirklich eine auffallend schöne militärische Erscheinung, sehr edel in der Haltung, sehr elegant im Anzuge, mit ernstem Gesichtsausdruck, dem aber doch jener milde Zug nicht fehlte, der ihm bis in sein hohes Alter unverändert geblieben ist. Auffallend war an ihm besonders, daß er in seinem damaligen Alter von erst 23 Jahren schon einen sehr starken hellblonden Schnurrbart hatte und daneben einen Backenbart, welcher sich eng an die Backe schmiegte und nach der Vorschrift und dem Beispiel des Königs die Linie nicht überschritt, „die man sich vom Mundwinkel bis zum untern Rand des Ohrläppchens zu denken hat". Ich füge dieser Schilderung nur noch die Bemerkung hinzu, daß der Prinz als damaliger Kommandeur einer Garde-Infanteriebrigade

den Ruf hatte, ein sehr strenger Vorgesetzter zu sein, der große Forderungen an die Ausbildung und Leistungen der Truppen stellte, aber auch gegen sich selbst sehr streng und seinen Untergebenen ein Vorbild war in ernstester und treuester Erfüllung aller seiner Obliegenheiten und Pflichten als Soldat und Vorgesetzter.

Der zu Anfang des Monats Januar 1821 für mich beginnende zweite Kursus in der ersten Klasse brachte mir zugleich das Avancement zum Unteroffizier.

In diesem neuen Verhältnis wurde ich zugleich Stubenältester. Meine Untergebenen waren sämtlich leicht zu regieren, so daß mir bis zuletzt von ihnen nichts begegnete, was mir eine Verdrießlichkeit hätte zuziehen können. Ganz besonders lieb wurde mir bald unter ihnen Theodor von Troschke, der, als ich Kadett wurde, als Hospitant am Unterricht im Korps teilnahm und als solcher bereits der Liebling aller Lehrer war. Er hatte, man konnte sagen, eine brennende Lust zum Lernen und wurde darin durch sein ungewöhnlich starkes Gedächtnis, seine leichte Fassungsgabe und seinen klaren Verstand vorzüglich unterstützt. Dabei war er ein äußerst liebenswürdiger, natürlicher, immer fröhlicher Knabe, der sich mit allen Kameraden gut stand und durch seine oft witzigen Einfälle viel zur allgemeinen Aufheiterung beitrug. Er nannte sich schon als Knabe Posthumus, da er nach dem Tode seines Vaters, der als General starb, geboren war.*)

Ich brauche nach dieser Bemerkung kaum noch etwas zu sagen, um diesen Kadetten als den nachmaligen Generalleutnant von Troschke erkennbar zu machen, der, nachdem er aus der Artillerie früh in den Generalstab gekommen war und in diesem Korps es schnell zum Stabsoffizier brachte, später zu seiner Waffe zurücktrat, darin bis zum Regimentskommandeur aufstieg, dann Direktor der vereinigten Artillerie- und Ingenieurschule wurde und als solcher mit dem Charakter als Generalleutnant seine militärische Laufbahn schloß.

Es war im August, am Schluß der „Hundstagsferien“, als wir, die nach Berlin bestimmten Kadetten, am Frühmorgen des betreffenden Tages die „Landkutsche“ bestiegen und nach Berlin abfuhren.

In Berlin angekommen, fand sogleich unsre Verteilung zu den Kompagnien statt, und ich kam zu meiner großen Freude zur zweiten, bei der mein Bruder stand.

In Bezug auf das Exerzieren und die übrige militärische Ausbildung will ich gleich bemerken, daß alles hierauf Bezügliche damals im Berliner

---

*) Ich erinnere hierbei an das originelle, nach Herderschem Vorbild (Cid) geformte Gedicht: Friedrich des Großen Jugendjahre, von Theodor Posthumus, Berlin 1840, hinter welchem Namen sich der damalige Leutnant von Troschke verbarg.

Kadettenkorps, im Vergleich zu heute, eine mehr als untergeordnete Rolle spielte. Das Korps nahm an den großen Truppenparaden immer nur als Zuschauer teil und rückte daher auch nie mit dem Gewehr aus. Es exerzierte als Bataillon nur selten, mit einiger Regelmäßigkeit sogar nur in der Zeit, die dem Übertritt der für die Armee reifen Zöglinge voranging, immer aber nur auf dem großen Spielhofe, wobei ein Hauptmann das Bataillon kommandierte, die Unteroffiziere aber abwechselnd die Züge führten. Es übte den Felddienst niemals praktisch und kannte Schießübungen gar nicht, wofür die sehr alten und klapprigen, überhaupt sehr verwahrlosten Gewehre auch gar nicht getaugt hätten. Selbst der Wachtdienst wurde nur in einigen Freistunden der Woche und immer mit sehr wenigem Ernst betrieben. Der theoretische Unterricht endlich, der sich über Exerzieren, Wacht- und Felddienst und Dienst im allgemeinen erstrecken sollte, wurde von den Kompagnieoffizieren an die zum Austritt kommenden Zöglinge zwar erteilt, blieb aber ziemlich unfruchtbar, weil diese Herren ihn zu wenig praktisch erteilten. Die natürliche Folge war, daß — von den zur Kavallerie und den Spezialwaffen versetzten Kadetten ganz zu schweigen — selbst die zur Infanterie gekommenen dort die Schule in allen Dienstzweigen erst von vorn anfangen mußten, um brauchbar zu werden, ein Umstand, der besonders für die als Offiziere eingestellten oft viel Beschämendes hatte.

Der Kommandeur des Korps wohnte, so lange ich Zögling war, niemals einer Exerzierübung bei, besuchte niemals die Fecht-, Voltigier- und Tanzsäle und schenkte selbst dem wissenschaftlichen Unterricht, mit Ausnahme jenes der schon damals namhaften Historiker Woltmann und Löbel, die er zuweilen besuchte, keine persönliche Aufmerksamkeit. Nicht anders machten es die Kompagniechefs. Wie wenig aber alle diese Herren sich um das rein Militärische bekümmerten, beweist unter andern der geradezu lächerliche Umstand, daß das Kadettenkorps noch das Präsentieren des Gewehrs mit drei Griffen, mit Vorspringen des Flügelmanns, der die Griffe vorzumachen hatte, ausführte, während solches in der Armee schon seit Jahr und Tag abgeschafft war.

Mein Kompagniechef war der Major von Scheliha, der vom Culmer Korps zu der in Berlin erledigten Stelle berufen wurde. Sein Äußeres war recht militärisch. Es litt zwar etwas durch eine erhöhte Schulter und einen lahmen Arm; da beides aber die Folge einer schweren Verwundung — aus den Befreiungskriegen her — war, und ihn dafür das Eiserne Kreuz schmückte, so übersah man um so leichter jenen Fehler, als er auch für die dem Major eigentümliche Lebhaftigkeit und Beweglichkeit kein Hindernis war. Jene Lebhaftigkeit gab sich auch in der Sprache kund, die in Momenten besonderer Erregung oder Verstimmung leicht polternd wurde, aber doch auch immer recht bald wieder in den

ruhigeren Fluß kam, der bei ihm die Regel war. Man hat dem edeln Mann schon zu meiner Zeit wohl den Vorwurf gemacht, „Lieblinge" gehabt zu haben, und es getadelt, daß er diese, um sie vor den Einflüssen leichtsinniger Kameraden zu schützen, auf einer besondern Stube und unter einem besonders gewählten Unteroffizier vereinigte. Aber wenn ich an diese Lieblinge zurückdenke, so finde ich doch nur wenige unter ihnen, aus denen später nichts oder nur Geringes geworden ist. Mehrere brachten es in der Armee zu höhern Stellungen, einer sogar, von Blumenthal, ist der heutige kommandierende General des IV. Armeekorps.*) Ich glaube auch mich hier als einen nennen zu dürfen, dem die Gunst des Kompagniechefs in ähnlichem Maße wie jenen zu teil wurde.

Die Haus- und Lebensordnung des damaligen Berliner Kadettenkorps war der Potsdamer nur in einigen Punkten ähnlich; im ganzen war sie an Entbehrungen und Härten noch reicher als jene. Ich zähle dazu den Ausfall der täglichen Spaziergänge und die Nichtgewährung von Urlaub zum freien Ausgehen an Sonntagen, wodurch diejenigen Kadetten, welche kein „Urlaubshaus" hatten, sozusagen zu einem dauernden Hausarrest verurteilt waren. Ich zähle ferner den Mangel eines genügenden Frühstücks dazu, indem statt der guten Potsdamer Morgensuppe nur ein sogenanntes „Kugelbrot" verabreicht wurde, das man schon im Wohnzimmer vorfand, wenn man das Bett eben verlassen hatte, und das, gewöhnlich noch ofenheiß, in einem runden Gebäck aus stark gesäuertem Roggenteig bestand, dem ein Schluck kalten Wassers nachhelfen mußte, um in den Magen zu kommen. Es wurde weder Butter noch sonst eine „Zuthat" verabreicht, und wer das Geld nicht hatte, um dies bei der betreffenden Aufwärterfrau zu kaufen, oder die zum Abendessen spärlich gelieferte Butter nicht für das Kugelbrot aufgespart hatte, mußte im vollsten Sinn des Wortes mit „Wasser und Brot" vorlieb nehmen. Ich zähle ferner dazu die zwar zur Sättigung reichlich genug gewährte, aber mit nur wenigen Ausnahmen immer recht „kommißmäßig" bereitete Mittags- und Abendkost, welche nicht selten Dinge enthielt, die selbst den Hungrigsten oder den größten Kostverächter um den Appetit bringen konnten. Und ich zähle endlich dazu das für den Winter nur mit zwei wollenen Decken versehene Bett, welches bei strenger Kälte dazu zwang, Kleidungsstücke zu Hilfe zu nehmen, um sich nur einigermaßen erwärmen zu können. Ich muß aber doch diesen und einigen andern unerwähnt gelassenen Unvollkommenheiten gegenüber zur Ehre meiner Kameraden und meiner eignen Person bemerken, daß wir weniger verwöhnt als die heutige Generation und sehr viel bescheidener als diese in den Ansprüchen an das Leben überhaupt, uns durch diese

*) Es ist der heute noch lebende Generalfeldmarschall. Der Herausgeber.

Entbehrungen und Härten nicht um den Humor bringen ließen und noch weniger um den Respekt vor dem Ernst der ganzen Erziehung, an den uns zu gewöhnen diese zu einer ihrer Hauptbestrebungen machte! Ich hatte vor vielen meiner Kameraden allerdings die nicht genug zu rühmende Annehmlichkeit des für mich immer offenen Schleinitzschen „Urlaubshauses" voraus, woraus ich nur selten ins Korps zurückkehrte, ohne neben dem genossenen Vergnügen nicht auch irgend eine direkt oder indirekt empfangene gute Lehre mitzubringen.

Zu dem Schleinitzschen Gesellschaftskreise gehörten, wie erwähnt, in erster Linie die Leutnants von Steinmetz, von Moltke und von Höpfner. Steinmetz zeigte im Schleinitzschen Hause als Leutnant im 2. Garderegiment nichts Hervorstechendes; in der Unterhaltung war er aber lebhaft, im Benehmen abgemessen, aber doch immer freundlich, gegen uns Kadetten, die wir auf sein Eisernes Kreuz immer mit besonderer Achtung blickten, herablassend genug, um dann und wann den einen oder andern mit einem anregenden Worte zu erfreuen. Moltke, erst vor wenigen Jahren aus dem dänischen in den preußischen Dienst gekommen, im 23. bis 24. Lebensjahr stehend, bildete in seiner hochgewachsenen schlanken Statur, mit seinem hübschen, blondlockigen Kopf, klugem Gesicht und hellen, freundlichen Augen, als Offizier vom Leib-Infanterieregiment immer sehr sorgfältig, ja elegant gekleidet, mit seinem zwar etwas zurückhaltenden, aber doch keineswegs schweigsamem Wesen, eine anziehende Erscheinung, wenn er auch uns Kadetten kaum mehr als einen wohlwollenden Blick zukommen ließ. Endlich über Höpfner, damals Leutnant im 5. Kürassierregiment: Er bot in seiner hohen aber sehr schmächtigen, ja magern Gestalt zwar nicht das Bild eines Kürassiers, hatte auch von kavalleristischer Eleganz nicht viel an sich, trat aber doch durch sein kluges Auge, sein immer ernstes, würdevolles Wesen, seinen vorherrschend auf wissenschaftliche Beschäftigung gerichteten und solchen auch in der Unterhaltung leicht verratenden Sinn sehr einnehmend und ansprechend hervor, ohne diesen Eindruck durch seine damals schon bekannt gewordene Hinneigung zum Pietismus abzuschwächen. Wir Kadetten sahen auf ihn und seine Orden, das Eiserne und das russische St. Georgen-Kreuz, mit einer Art von Ehrfurcht hinauf, die auch dadurch noch genährt wurde, daß er sich öfter und länger mit einzelnen von uns in eine Unterhaltung einließ, die sich nicht bloß auf einen freundlichen Zuspruch beschränkte.

Das wichtigste Ereignis des Jahres 1822 war für mich die Versetzung aus der 4. in die 3. Klasse. Gut vorbereitet, wie ich war, und mit meiner Lust zum Lernen, zählte ich in dieser Klasse bald zu den in vorderster Reihe rangierten Schülern. Aber ich hätte gewiß das Beste geleistet, wenn die Lehrer besser gewesen wären. Diese waren jedoch meist nur „Mittelgut", und nur ein paar von ihnen hatten die Gabe,

ihre Schüler anzuregen und für den betreffenden Unterrichtsgegenstand zu interessieren. Zu diesen gehörte in erster Linie der Professor Ziesemer, Lehrer der Geographie, der, weit entfernt ein Karl Ritter zu sein, diese Wissenschaft ganz nach Cannabich lehrte, dessen noch immer geschätztes Werk im Jahr 1816 zuerst erschienen war und im Jahr 1821 bereits die achte Auflage erlebt hatte. Dieser „alte Ziesemer", wie er von den Kadetten nur genannt wurde, war ein äußerst origineller, urgemütlicher, in seinem Fach vorzüglich bewanderter Mann, dessen Sprache und Manieren aber so viel Komisches und dessen Lehrweise so viel Eigenartiges hatte, daß er mir noch jetzt genau so vor Augen steht, wie ich ihn vor 60 Jahren auf dem Katheder sah. Da ich für die Geographie eine ganz besondere Neigung und dazu ein gutes Gedächtnis hatte, so fiel ich dem alten Herrn bald vorteilhaft auf und erwarb um so schneller seine Gunst, als er bei der Taxierung seiner Schüler diejenigen entschieden bevorzugte, die sich durch ein gewecktes Wesen und rote Backen auszeichneten, daneben aber auch einen Namen trugen, der ihm von einem seiner frühern Schüler her wegen gleicher Eigenschaft schon bekannt und gut im Gedächtnis geblieben war.

Ähnlich wie Ziesemer seine Schüler anzuregen und für sein Fach zu interessieren wußte, verstand dies auch der Lehrer der Waffenlehre, Oberstleutnant Voigt von der Artillerie. Dieser war schon längst außer Dienst, trug die damalige Armeeuniform, mit roten Abzeichen, ohne Achselstücke, hatte aber im übrigen nichts mehr an sich, was in ihm den alten Offizier hätte erkennen lassen können. Seine Persönlichkeit sprach aber an durch sein einfaches, biederes und joviales Wesen, seine milde Freundlichkeit und seine Ruhe, die ihn nie barsch und heftig werden ließ und doch ausreichte, um seine Autorität zu wahren. Natürlich aber kam ihm seine Eigenschaft als alter Offizier und als Militärlehrer schon genug zu statten, um von vornherein uns Kadetten mehr zu gelten als jeder Zivillehrer. Seine Lehrweise bestand darin, daß er uns zunächst den Inhalt des Vorzutragenden als Skizze diktierte, die er dann abschnittsweise mündlich erörterte und erläuterte, begleitet von Zeichnungen auf der Tafel und Vorzeigung von Modellen, oder durch Besichtigung der behandelten Gegenstände in der Pulverfabrik und in dem großen Berliner Zeughause.

Der Oberstleutnant ließ es auch nicht an anregenden und oft recht aufheiternden Erzählungen aus seinem langen Dienstleben, seinen Erfahrungen und Wahrnehmungen im Kriege u. s. w. fehlen, und wenn er dabei zuweilen in den Ton des Kanoniers verfiel, so waren wir doch nicht mehr prüde genug, um daran Anstoß zu nehmen; im Gegenteil, ein derber Soldatenwitz wurde von uns allen immer um so beifälliger auf-

genommen, als wir darin die Anerkennung unsrer Reife fanden, dergleichen schon hören zu dürfen.

Für die Geschichte der Römer und des Mittelalters, die in der dritten Klasse von einem Prediger, dessen Name mir entfallen, gelehrt wurden, brachte ich wohl die nötige Lernbegierde mit; allein der Lehrer behandelte selbst die interessanten Momente so trocken und geistlos, daß ich für das Gedächtnis zwar das Allernötigste gewann, für den Verstand und das Herz aber fast nichts.

Der französische Unterricht lag in den Händen des Predigers Pascal von der französischen Kolonie. Dieser Mann war bereits hochbetagt, dabei so gutmütig und weichherzig, so schwach und energielos, daß seine Schüler mit ihm machen konnten was sie wollten. Er duldete, daß der Faule schlief, ein andrer sich mit irgend einer beliebigen nicht französischen Arbeit beschäftigte, ließ sich immer leicht bereden, statt des zur Lektüre bestimmten französischen Buches (meist Fénélons Télémaque) „zur Abwechselung" oder „zur Erholung" uns etwas Deutsches vorzulesen, kurz er betrieb sein Lehramt so wenig ernst, daß der Unterricht für seine Schüler resultatlos bleiben und selbst der Leichtsinnigste sich darüber wundern mußte, daß dergleichen den Vorgesetzten entgehen konnte und der Lehrer nicht beseitigt wurde!

Der für mich unfruchtbarste Unterricht war aber derjenige in der Mathematik. Ich hatte von vornherein schon eine entschiedene Abneigung, ja Scheu vor ihr, weil ich sie von meinen ältern Kameraden immer als eine sehr trockene und schwer begreifbare Wissenschaft hatte schildern hören. Nun kam aber auch noch die Persönlichkeit meines ersten Lehrers hinzu, um mir diese Wissenschaft bald geradezu verhaßt zu machen! Dieser Lehrer, Koselowski, ein Pole von Geburt, besaß ein so häßliches Äußeres und so unangenehmes Wesen, daß er alle seine Schüler, selbst diejenigen, welche für die Mathematik Interesse hatten, von sich abstieß, keiner ihn leiden mochte.

Es bleibt mir nun aus dem Jahre 1822 nur über, das allein noch nennenswerte Erlebnis einer Ferienreise nach Wetzlar, zum Besuch meiner Eltern, und einer Reise von dort nach Mainz, zum Besuch von Verwandten, zu erzählen:

Zu den alljährlichen Hundstagsferien gewährte der damalige Generalpostmeister von Nagler dem Kadettenkorps jedesmal eine gewisse Zahl von Postfreipässen für solche Zöglinge, deren Heimat so weit von Berlin entfernt war, daß nur die Söhne reicher oder mindestens wohlhabender Eltern die entsprechende Reise auf eigne Kosten unternehmen konnten. Mein Bruder Ernst und ich hätten daher auf die Freude des Wiedersehens unsrer Eltern nach jahrelanger Trennung verzichten müssen, wenn nicht auch wir durch die besondere Güte unsers Kompagniechefs mit

solchen Freipässen bedacht worden wären. Wir traten die Reise sehr froh und erwartungsvoll im Juli an. Heutzutage kann man von Berlin nach Wetzlar in etwa zehn Stunden gelangen; damals brauchte man dazu sechs Tage! Denn es gab auf der Strecke von Berlin bis Kassel noch viele Strecken unchaussierter Wege, und die in jenem Jahr noch bestehende „Fahrpost" brauchte pro Meile durchschnittlich 2 bis 3 Stunden, ja bei schlechter Jahreszeit wohl mehr. Doch trug zu der fast immer eintretenden Verspätung, namentlich auf der Strecke Magdeburg-Kassel, das „Schnapsen" der „Schirrmeister" und Postillone nicht wenig bei, die kein Wirtshaus an der Landstraße passieren mochten, ohne ihren nie zu stillenden Durst zu löschen. Denkt man daneben noch an die elenden Fahrpostwagen der damaligen Zeit, große, schwere Wagen ohne Federn, die lederbezogenen Sitze an Riemen hängend, welche auf holprigen Wegen eine schaukelnde Bewegung herbeiführten, die je länger um so unerträglicher wurde, namentlich für Personen mit kurzen Beinen, welche die Füße nicht auf den Boden stützen konnten, eine Lage, worin ich mich während der ganzen Fahrt befand, — ich sage, denkt man auch noch an diese Wagen, so wird man es begreiflich finden, daß die Zahl der Vergnügungsreisenden auf der Fahrpost damals wohl nie groß war. Ich für meine Person, der ich in jener Zeit noch völlig zu den „Kleinen" gehörte, frage mich noch jetzt zum öftern, wie es möglich gewesen, jene Reise zwei Tage und zwei Nächte hindurch, denn so lange dauerte die Fahrt von Magdeburg bis Kassel, auszuhalten, ohne krank zu werden. Der Harz war das erste Gebirge, das ich in meinem Leben mit Bewußtsein sah, aber seine Schönheiten entgingen mir unter den angedeuteten Unannehmlichkeiten; ja selbst die Fußtouren, zu welchen man, wo die Wege zu schlecht waren, aussteigen mußte, gewährten keinen Genuß, da häufiger Regen den Boden so durchweicht hatte, daß man ihn, lehmig wie er war, nur schwer passieren konnte.

Als Grund der überhaupt so langsamen Reise ist auch noch anzuführen, daß die Abfertigung der Post auf jeder, selbst der kleinsten Station, immer sehr viel Zeit in Anspruch nahm, woraus aber den Passagieren bei Tage die meist sehr erwünschte Gelegenheit erwuchs, in dem betreffenden Ort sich näher umsehen zu können. So in Brandenburg und Burg, und so auch in Magdeburg, Nordhausen und Heiligenstadt. In Magdeburg, um nur zwei Beispiele zu nennen, konnte man ohne Übereilung den Dom besichtigen und vom Fürstenwall aus den wirklich schönen Blick über die Elbe zur Genüge genießen; in Heiligenstadt aber, das wir an einem Feiertag passierten, wohnten wir in der Hauptkirche dem Gottesdienst bei, der mir, da er der erste katholische war, den ich sah, von ganz besonderm Interesse war. In Kassel blieb diese Post, ich weiß nicht mehr weshalb, $1^1/_2$ Tage liegen.

Wir verließen das schöne Kassel am Nachmittag des zweiten Tages und empfanden sofort den großen Unterschied zwischen einer Thurn und Taxisschen Schnellpost und einer preußischen Fahrpost. Jene war so eingerichtet wie unsre spätern Schnellposten, bot daher sehr viel bequemere Plätze, hatte besser disziplinierte, namentlich minder durstige Kondukteure und Postillone, wurde auf allen Stationen schneller abgefertigt und fand auf einer sehr guten Chaussee nicht jene Hindernisse, welche die Reise von Berlin bis Kassel zu einer so ermüdenden und beschwerlichen gemacht hatten. Unter diesen Umständen konnten wir den meist recht hübschen Gegenden mehr Aufmerksamkeit zuwenden, als jenen von Berlin bis Kassel. Auch war die Reisegesellschaft besser zusammengesetzt, so daß wir in der That nur Annehmlichkeiten von dieser Fahrt hatten.

In Gießen, wo wir am nächsten Morgen eintrafen, verließen wir die Post und wanderten zu Fuß nach Wetzlar, weil sich eine Fahrgelegenheit nicht fand. Ich brauche hier über den Empfang im Elternhause und die Freude des Wiedersehens nichts zu sagen, als daß wir glücklich waren, unsre Eltern und Geschwister sämtlich wohl aufzufinden, und daß diese alles thaten, um uns den Aufenthalt bei ihnen, in dem eignen Hause, so angenehm als möglich zu machen. Dieses Haus, ein kleines Landhaus, lag außerhalb der Stadt am Fuße des hohen Berges, welchen die Ruine des alten Schlosses „Karlsmundt“ krönt, und dicht an der Koblenzer Chaussee, welche von der Lahn begleitet wird. Von dem Altan des Hauses aus hatte man einen schönen Blick über das Thal des Flusses und auf die Stadt, während man den zum Hause gehörigen großen Garten mit seinen vielen Obstbäumen und Weinspalieren von der Rückseite des Hauses aus übersehen konnte.

Von diesen Tagen her rührt meine Bekanntschaft mit dem späteren Generalstabsarzt der Armee und Leibarzt Sr. Majestät des Kaisers, Dr. von Lauer, der, ein geborener Wetzlarer, damals das dortige Gymnasium mit meinem jüngern Bruder Emil zugleich besuchte und an dem Badevergnügen mit andern Schulkameraden öfter teilnahm. Der würdige Herr hat sich dieser Jugendbekanntschaft bei unsern spätern Zusammentreffen, zuerst im deutsch-dänischen Feldzuge von 1848, dann in Berlin in den 1850er Jahren lebhaft erinnert.

Als eine mir besonders liebe Erinnerung an diese Wetzlarer Urlaubszeit muß ich nun auch noch diejenige der Reise nach Mainz erwähnen. In dieser Stadt befand sich der einzige Bruder unsrer Mutter, damals Großherzoglich hessischer Hofgerichtsrat von Preuschen, schon seit längerer Zeit als Mitglied der Central-Untersuchungskommission, die infolge der bekannten Karlsbader Beschlüsse seit 1819 „zur Ermittelung der demagogischen Umtriebe“ in Mainz zusammen berufen war.

Nachdem unsre Bitte, diesem Verwandten einen Besuch machen zu dürfen, sofort Erhörung gefunden hatte, trat unsre Mutter mit uns und unsrer ältesten Schwester die auf etwa fünf Tage bemessene Reise an. Wir bekamen auf der Hinfahrt zunächst die Wetterau und das alte Friedberg mit seiner „Burg" zu sehen, wo wir das Haus besuchten, worin unsre Großeltern einst viele Jahre gewohnt und uns Kinder oft bei sich gesehen hatten. Sodann verbrachten wir die Nacht in Frankfurt am Main, wo wir am Spätnachmittage noch die Zeit fanden, die schönsten Teile der Stadt und einige der interessantesten Gebäude, namentlich den Dom und den Römer zu sehen. Auch hatten wir Gelegenheit, in dem noch ganz französisch uniformierten Militär dieser „freien Stadt" eine Soldateska kennen zu lernen, woran unser preußisches Herz und Auge sich noch weniger erbauen konnte, wie an den Hessen-Darmstädtern in Friedberg, die zwar auch ganz wie Franzosen aussahen, aber doch mehr soldatischen Anstrich als die Frankfurter hatten. Am nächsten Morgen verließen wir Frankfurt, um zu Wasser mit dem Marktschiff, dem damals im Sommer selbst von Personen höherer Stände nicht ungern benutzten Beförderungsmittel, nach Mainz zu fahren. Es herrschte ein sehr buntes und munteres Leben auf diesem Schiffe. Die drei Tage unsers Aufenthalts in Mainz verliefen nur allzuschnell. Sehr natürlich zogen uns die Österreicher ganz besonders an, da sie so ganz anders aussahen und so ganz anders auftraten als unsre Preußen und doch auch historisch für uns von großem Interesse waren. Der Schnitt ihrer Uniformen erinnerte damals wohl noch am meisten an die Zeit der Befreiungskriege; die engen, weißen Tuchhosen der Infanterie mit den bis ans Knie reichenden schwarzen Tuchgamaschen wiesen sogar auf die Zeiten von vor 1806 zurück. Noch fremdartiger aber erschien uns die Artillerie in ihrem damals noch ganz rehbraunem Rock, mit dem hohen Filzhut, welchem nur eine hochaufgeschlagene Krempe und das große schwarz-gelbe Pompon mit Federbusch das Aussehen einer militärischen Kopfbedeckung gaben. Auch die Offiziersuniformen, namentlich die schwarzgrauen Interimsröcke und Beinkleider der Infanterie, sowie die Tressenhüte der Stabsoffiziere kamen uns höchst absonderlich vor und reizten uns zum Vergleiche mit den Uniformen unsrer Offiziere, die uns mindestens sehr viel militärischer erschienen. Dagegen imponierte uns die Mannschaft dieser Österreicher, die damals noch vermöge ihrer 14jährigen Dienstzeit viel alte Leute mit dem Denkkreuz von 1813/14 in ihren Reihen zählte und die, wo man sie sah, sich durch eine gewisse ernste Würde, namentlich der Schildwachen auf ihren Posten, sowie durch eine große Sauberkeit vor unsern jungen Preußen unverkennbar auszeichneten. Es entging uns aber auch der Stock nicht, den die Unteroffiziere neben dem Seitengewehr trugen, und der, wie man hörte, ebenso-

viel Anteil an der militärischen Strammheit, wie an dem düstern Ausdruck hatte, der auf der Stirn des gemeinen Soldaten lagerte.

In Wetzlar war unsers Bleibens nur noch wenige Tage, wir verließen das Elternhaus mit schwerem Abschied, den aber die Hoffnung auf das Wiedersehen „als Offiziere" doch immerhin erleichterte. Die Rückreise nach Berlin unterschied sich von der Reise nach Wetzlar nur durch einen kürzern Aufenthalt in Kassel und einem längern in Magdeburg.

Das Jahr 1822 bot in seinem fernern Verlauf an Aufzeichnungswerten nur noch den Besuch des Erzherzogs Ferdinand von Este, der aus den Kriegen von 1805 und 1809 her bekannt und zu der hier in Rede stehenden Zeit Feldmarschall und kommandierender General in Ungarn, in irgend einer Sendung nach Berlin kam und hier auch das Kadettenkorps besuchte. Es war dies der erste und einzige fürstliche Besuch, welchen das Kadettenkorps seit undenklichen Zeiten erlebte, und der daher auch besonderes Aufsehen erregte. Der hohe Herr erschien mit nur kleinem Gefolge in der sehr glänzenden Uniform seines österreichischen Husarenregiments, besah die zu seinem Empfang in Parade aufgestellten Kadetten mit aufmerksamem Blick und nahm, so ernst er auch aussah und so wortkarg er erschien, uns durch den Nimbus, der ihn umgab, doch für sich ein.

Erst König Friedrich Wilhelm IV. gab nach dem Jahre 1848 wiederholt dies später auch von andern Mitgliedern der königlichen Familie befolgte Beispiel eines solchen Besuches, und ich weiß aus eignem Augenschein, welchen erhebenden Eindruck dies auf die Kadetten machte.

Das Jahr 1823 war für mich ein besonders glückliches. Denn außer der Versetzung aus der dritten in die zweite Klasse brachte es mir das erste Avancement im Berliner Korps, und zwar zum Grenadier und bald nachher die Erwählung zum Pagen. Auch wurde mir im Sommer ein abermaliger Urlaub nach Wetzlar zu teil. Im Herbst aber hatte ich gar das Glück, bei der Vermählung des Kronprinzen, nachmals König Friedrich Wilhelms IV., mit der Prinzessin Elisabeth von Bayern, als Leibpage Ihrer Königlichen Hoheit zu dienen.

Als einen der neuen Lehrer der zweiten Klasse nenne ich mit ganz besonderer Vorliebe den damaligen Hauptmann von Wussow vom Generalstabe, der in der Fortifikation, und zwar in dieser zweiten Klasse nur in der „Feld- und provisorischen," unterrichtete. Schon als Generalstabsoffizier und Ritter des Eisernen Kreuzes erster Klasse imponierte er uns von vornherein gewaltig. Es kam aber auch noch hinzu, daß er bis 1820 ein paar Jahre lang als Kompagniechef zum Kadettenkorps kommandiert gewesen war und in dieser Eigenschaft sich einer außerordentlichen Beliebtheit zu erfreuen gehabt hatte;

ferner auch das, daß er später dem Stabe des Kronprinzen, nachmals Königs Friedrich Wilhelms IV., zugeteilt worden war und dort bald die Gunst des hohen Herrn sich so sehr erworben hatte, daß der Ruf davon selbst bis zu uns Kadetten drang.

Eine besondere Gunst des Schicksals war es, daß ich in spätern Jahren, als älterer Offizier, wiederholt in nähere Beziehung zu diesem trefflichen Lehrer kam, und zwar zuerst 1844 als Hauptmann im Generalstabe, als Wussow diesem noch als Chef des Generalstabes VIII. Armeekorps angehörte; sodann später, 1855, als Oberstleutnant und Chef des Generalstabes III. Armeekorps, als der längst zum General aufgestiegene Offizier in diesem Armeekorps die 5. Division kommandierte. Endlich aber wollte es mein Schicksal noch, daß ich, 1870 zum kommandierenden General des II. Armeekorps ernannt, einer der Nachfolger Wussows auf diesem Posten wurde und von manchem Guten, was er darin geschaffen, im Kriege Nutzen ziehen konnte.

Ein andrer neuer Lehrer war der Sekondeleutnant Schmack, welcher den in der dritten Klasse begonnenen Unterricht des Hauptmanns Gelpke im Planzeichnen in der zweiten Klasse bis zum Zeichnen wirklicher Pläne fortsetzte. Es ist dies derselbe Offizier, welcher länger als 40 Jahre als Lehrer in diesem Fach und im Aufnehmen beim Kadettenkorps thätig war, dann aber in den Ruhestand trat und endlich beim Berliner Invalidenhause angestellt wurde. Er beging dort 1881 als Kompagniechef sein 70jähriges Dienstjubiläum, erhielt den Charakter als Major und starb 1882. Ich war noch als Gouverneur von Berlin zugegen, als er sich — 92 Jahr alt — bei Seiner Majestät zum Major befördert meldete. Schmack war ein Mann von altem Schrot und Korn, und wenn er auch sein etwas barsches Wesen bis ins höchste Alter behielt, so blieben ihm doch auch seine Biederkeit und Treuherzigkeit, sowie seine Bescheidenheit bis an sein Lebensende in seltenem Maße eigen.

Ich komme nun zu meinem ersten Avancement im Berliner Korps. Die Charge des Grenadiers bildete die unterste Stufe der Avancierten d. h. sie folgte auf den Gefreiten. Sie unterschied ihre Inhaber äußerlich durch den Unteroffizierhaarbusch, schwarz mit weißer Kuppe, sodann dadurch, daß die Grenadiere bei formierter Kompagnie acht Schritt vor dem rechten Flügel des ersten Gliedes in einem Gliede standen, bei formiertem Bataillon aber als besonderer Zug an der Tete marschierten, mit alleiniger Ausnahme, wenn in der Kompagnie oder im Bataillon exerziert wurde, und endlich noch dadurch, daß ein Grenadier im Verhältnis als Stubengenosse den Unteroffizier oder den Gefreiten als Stubenältesten vertrat, wenn diese abwesend waren. Natürlich that ich mir auf dieses erste Avancement im Berliner Korps viel zu gute. Aber

die Erwählung zum Pagen schlug ich doch höher an, denn sie war nicht bloß, wie jenes, ein Beweis, daß man mit meiner Führung und meinem Fleiß zufrieden war, sondern sie bekundete auch, daß es mir an Anstelligkeit und guten Manieren nicht fehlte, ja daß auch meine äußere Erscheinung mindestens keine abstoßende war. Dazu kam dann noch zunächst der schmeichelhafte Umstand, daß die Gesamtzahl der Pagen unter etwa 400 Kadetten nur etwa 20—24 betrug, also nur eine äußerst geringe Zahl zur Wahl kommen konnte; ferner die nach damaligen Begriffen recht elegante Uniform. Diese hatte für die königlichen Leib- und Hofpagen in Farbe und Schnitt viel Ähnlichkeit mit einer Offiziersuniform, dunkelblau mit roten Abzeichen und Goldlitzen auf dem Kragen, Aufschlägen und Schößen, dazu weiße Eskarpins und seidene Strümpfe, Schuhe mit vergoldeten Schnallen, Klackhut mit goldener Agraffe. Für die Leibpagen der Prinzen Wilhelm und Friedrich, Bruders und Neffen des Königs, war sie rot, Zivilfrack mit blauem Kragen und Aufschlägen, mit silbernen Borten und Epauletts, diese mit Generalskantillen, Unterkleider und Hüte wie die Hofpagen, nur mit Silber, wo jene Gold hatten. König Friedrich Wilhelm IV. führte bald nach seinem Regierungsantritt die noch heute bestehenden Pagenuniformen im Geschmack des Zeitalters und des Hofes Ludwigs XV. ein, die freilich die eben beschriebenen sowohl in Schnitt als an Glanz weit hinter sich zurücklassen.

Bei einer abermaligen Urlaubsreise nach Wetzlar ließ mich auf der Rückreise nach Berlin mein gutes Schicksal den Faden finden, der mich auf meiner spätern Lebensbahn so glücklich leiten sollte. Als ich nämlich nach einem wiederum 1½tägigen Aufenthalt in Kassel den Postwagen zur Weiterfahrt nach Berlin bestieg, saßen darin bereits ein paar Herren, die meinen Höflichkeitsdiener mit freundlichem Kopfnicken erwiderten. Sie unterhielten sich von Köln und Düsseldorf, von wo sie gekommen waren, sprachen von Berlin, als Ziel ihrer Reise, aber nichts davon, wer sie waren und was sie dort wollten. Der jüngere war seiner Mundart nach ein Rheinländer, dessen guter Humor die Lachlust der bald nach mir noch um einige Personen gewachsenen Zahl von Passagieren oft erregte, und der sich bald als ein Kölner Advokat und als ein Sohn der „hilligen Stadt" entpuppte. Der andre, ein sehr viel älterer Mann, sah in seinem grauen Rock sehr schlicht und einfach aus und verhielt sich, wenn er auch über die zuweilen übersprudelnden Scherze seines Reisegefährten recht herzhaft lachen konnte, doch überwiegend schweigsam und beobachtend. Er nahm erst vom zweiten Tage der Reise an von mir einige Notiz, indem er sich nach meinen Verhältnissen im Kadettenkorps, dem Zeitpunkt meines Übertritts in die Armee und dergleichen mehr erkundigte und mich merken ließ, daß er preußischer Offizier und mit meinem Kompagniechef, dem Major von Scheliha,

näher bekannt sei. Es war mir nicht leicht, mich in den Gedanken zu finden, einen Offizier, und gar einen preußischen, vor mir zu haben. Denn dieser Herr hatte von einem Militär äußerlich gar nichts an sich. Sein blasses aber wohlgeformtes Gesicht war völlig bartlos; sein braunes, nur wenig mit grau gemischtes Haar war nicht militärisch geschnitten, auch nicht so arrangiert wie damals meist üblich, aber er hatte ein Paar kluge Augen und beim Sprechen einen so geistreichen Ausdruck, einen so gebildeten Ton und so wohl gewählte Worte, daß er für ein Mitglied des gelehrten Standes, etwa einen Professor oder Arzt, auch wohl für einen höhern Beamten gelten konnte. Da ich aber nach jenem mit ihm zuerst gehabten Gespräch an seiner Offizierseigenschaft nicht zweifeln konnte, er mich auch im Laufe der noch mehrtägigen Reise öfter anredete und immer freundlicher und wohlwollender zu mir that, so wurde ich auch in demselben Maße dreister und zuthunlicher, und es machte mir immer Freude, wenn ich ihm irgend eine kleine Aufmerksamkeit bezeigen, ihm dienstbeflissen sein konnte. Dies hatte dann die Folge, daß er am letzten Reisetage mir erzählte, er gedenke sich in Berlin ein paar Wochen aufzuhalten, sei sehr gespannt, die von ihm seit Jahren nicht besuchte Residenz einmal wieder zu sehen, wolle außer andern Freunden und alten Kameraden auch den Major von Scheliha besuchen und werde bei dieser Gelegenheit auch mich, „seinen nunmehrigen jungen Freund“ wohl zu sehen bekommen. Hierbei nannte er mir seinen Namen und Titel: Major de Finance, Kommandeur des Düsseldorfer Landwehrbataillons Nr. 40. In Berlin angekommen, sagte er mir beim Abschied noch, daß er mich am nächsten Sonntag bei sich zu sehen hoffe.

Diese Einladung des freundlichen Majors war für meinen Bruder und mich eine sehr nützliche. Wir aßen nämlich in einer der ersten Restaurationen Unter den Linden, trafen daselbst unter andern militärischen Gästen auch den Obersten von Sanitz, Kommandeur des 16. Infanterieregiments aus Düsseldorf, und wurden ihm in freundlichster Weise vorgestellt. Der Oberst hatte ein sehr einnehmendes Wesen, schenkte jedem von uns ein paar gütige Worte und schien einiges Gefallen an uns zu finden. Als das Mahl zu Ende war, fragte uns der Oberst nach der Zeit unsers Austritts aus dem Korps und ob wir schon eine Waffe, und welches Regiment wir gewählt hätten? Mein Bruder, der sich schon früher für die Infanterie, aber noch für kein Regiment entschieden hatte, verstand den Obersten leicht und trug ihm sofort die Bitte um Aufnahme in dessen Regiment vor; ich aber, der erst für 1825 in Betracht kam, konnte diesem Beispiel nur insoweit folgen, daß ich die Hoffnung aussprach, dieselbe Bitte vortragen zu dürfen, sobald meine Zeit gekommen sei. Der Oberst sagte meinem Bruder bestimmt zu und erklärte mir, daß er auch mich seiner Zeit gern annehmen

würde. Major de Finance aber hatte uns beiden beifällig zugenickt. Er erzählte uns später, daß das 16. Regiment ein sehr schönes und am Rhein besonders angesehenes sei, daß von den drei Garnisonen des Regiments Düsseldorf zu den angenehmsten im ganzen Lande, auch Köln zu den guten gehöre, Jülich freilich viel zu wünschen übrig lasse, doch aber auch nicht ganz zu verwerfen sei, wonach er dann auf Düsseldorf zurückkam und uns seine Protektion für den Fall verhieß, daß, „woran er nicht zweifle", der Oberst uns dem dort garnisonierenden 1. Bataillon zuteilen würde. Somit war ein erster wichtiger Schritt für unsre Zukunft in der Armee geschehen.

Ich weiß nicht mehr genau, aber es mag im Frühjahr 1823 gewesen sein, als ich zum erstenmal den Dienst als Hofpage an der königlichen Tafel leistete. Der als Pagenoffizier betraute Adjutant des Korps, Premierleutnant Hahnke, mußte viel Vertrauen zu den neuernannten Pagen, also auch zu mir haben, indem er sich weder um unsern Anzug, noch darum bekümmerte, ob wir von unserm Dienst auch nur eine Ahnung hätten. Wir waren daher lediglich auf die Belehrung unsrer ältern Kameraden und unsre eigne Intelligenz angewiesen und fuhren, mit unsrer äußern Ausstaffierung sehr zufrieden, auch an unsrer Serviergeschicklichkeit nicht zweifelnd, sehr vergnügt nach dem Schloß. Die Veranlassung zu jener Festtafel war der Besuch der beiden Schwestern des Königs, der Königin der Niederlande und der Kurfürstin von Hessen, die, so hieß es, nach Berlin gekommen waren, um ihren königlichen Bruder nach längerer Zeit einmal wiederzusehen. Die Königin war von ihrer einzigen Tochter, der damals erst 13 Jahre alten Prinzeß Marianne und ihrem zweiten Sohne, dem in Berlin schon sehr bekannten Prinzen Friedrich, begleitet, die Kurfürstin von ihren beiden Töchtern, den Prinzessinnen Karoline und Marie und dem Kurprinzen Friedrich Wilhelm, damals erst 17 Jahr alt, während die beiden Schwestern 21 und 19 Jahre alt waren.

Es war eine sehr zweckmäßige, auf die Natur 15 und 16 Jahr alter Knaben weise berechnete Maßregel, daß man bei allen Hoffesten die Pagen vor Beginn ihres Dienstes speisen ließ und sie dabei so gut bewirtete, daß sie an der königlichen Tafel von keinen Gelüsten mehr befallen werden konnten. Ich erinnere mich bei diesem unserm Mahl in einem kleinen Saal des Schlosses, zum erstenmal Maronen gegessen zu haben, die ich bis dahin nur aus der Beschreibung kannte, und die auch bei ihrem damals noch seltenen Vorkommen selbst an den Tischen der höhern Stände zu Berlin für besondere Leckerbissen galten. Als wir abgegessen hatten, wurden wir nach der Bildergallerie geführt, wo die königliche Tafel aufgeschlagen war. Dort erhielten wir unsre Plätze „zur Aufwartung" angewiesen, wobei ich erfuhr, daß ich bei Seiner Königlichen

Hoheit dem Herzog von Cumberland, nachmaligem König Ernst August von Hannover, den Dienst haben würde.

Endlich öffnete sich die große Hauptthür des Saales, und der von dem Oberhofmarschall durch das Aufklopfen mit dem Stab angekündigte Zug nahte sich. Voran der König, die Königin der Niederlande führend, hinter ihm der Kronprinz mit der Kurfürstin, seiner Tante, und dann paarweise die andern Fürstlichkeiten nach ihrem Range. Der König sah ernst aus wie immer und auch seine Schwester, ihm an hohem Wuchs gleichend und auch sonst unverkennbar ähnlich, trug einen Ausdruck auf der Stirn, der ihre Erscheinung mehr zu einer erkältenden, als zu einer herzgewinnenden machte. Die Kurfürstin, wohl durch den immer heitern Kronprinzen angeregt, sah minder ernst aus als ihre königliche Schwester. Letztere setzte sich rechts, die Kurfürstin links von dem König. Der Herzog von Cumberland nahm seinen Platz auch links ein.

Es schien mir durchaus verzeihlich, daß ich, dem die ganze Lage noch völlig neu und alles was zu sehen, sehr interessant war, meine Aufmerksamkeit zwischen meinem Dienst und dem, was mich eigentlich nichts anging, teilte, und ich benutzte daher jede Pause, die für mich entweder aus der Tafelordnung, oder aus dem Umstande entstand, daß der Herzog mich wenig in Anspruch nahm und während der ganzen Tafel mehr sprach als aß, dazu, viel um mich herum zu schauen und ein Gesamtbild des Festes für mich zu gewinnen. Natürlich blickte ich am meisten auf die Gruppe, die der König mit seinen beiden Schwestern bildete. Seine Majestät unterhielt das Schwesternpaar, wenn auch nicht lebhaft, so doch in sichtbar beflissener Weise, und beide schienen an der Seite des königlichen Bruders sich angenehm und behaglich zu fühlen. Dann und wann sah man den hohen Herrn auch freundliche Blicke auf die jugendlichen Nichten und Neffen werfen. Die noch so sehr jugendliche Prinzessin Marianne sah mit ihrem einfach gescheitelten, ganz ungeschmückten, im Nacken kurz abgeschnittenem Haar und in ihrem ebenso einfachen Kleide recht unbedeutend aus und war daher auch wohl nur wenig Gegenstand der Beachtung. Von den beiden hessischen Prinzessinnen machte die jüngere, nachmalige Herzogin von Meiningen, eine durchaus anmutige Erscheinung, sie konnte vielleicht selbst für schön gelten; die ältere dagegen fiel durch ihr sehr helles, ich kann es nicht bezeichnender nennen, mehr als semmelblondes Haar allgemein auf, und war auch im übrigen das Gegenteil von der jüngern Schwester. Der Kurprinz erschien schüchtern und verlegen, sah aber in seiner Uniform als Infanteriemajor vermöge seines schlanken Wuchses gut aus. Die Herzogin von Cumberland, als Schwester der hochseligen Königin Luise, betrachtete ich näher, wurde aber, da ich sie mir als eine der Verewigten ähnliche Schönheit vorgestellt hatte, bei ihrem Anblick doch sehr enttäuscht, indem

sie weit entfernt von dem Bilde war, das ich mir im Geist von ihr entworfen hatte. 45 Jahr alt, hatte sie auf ihrem etwas echauffierten, ja kupfrig geröteten Antlitz und an ihrer Gestalt nichts mehr, was an die einst als so schön und anmutig gerühmte Prinzessin Luise hätte erinnern können, doch war ihre Haltung noch eine sehr fürstliche zu nennen. Der Herzog von Cumberland, damals 52 Jahr alt, war ein auffallend stattlicher Herr. Von hohem, starkem Körperbau, sehr gerader, militärischer Haltung und große Energie verratendem Wesen, war in seinem bärtigen Gesicht mit der mächtigen Adlernase, und in seinem eigentümlich geformten, fast haarlosen Kopf alles ausgedrückt, was ihn zu einer der originellsten Erscheinungen in dem fürstlichen Kreise, in seinem Vaterlande aber zu dem unpopulärsten Prinzen unter den fünf Söhnen machte, die dem schon früh geisteskrank gewordenen König Georg III. angehörten. Er war so kurzsichtig, daß er sich stets, selbst wenn er den Inhalt des ihm präsentierten Tellers erkennen wollte, eines mächtigen Vergrößerungsglases bediente, wobei es aber doch vorkam, daß er z. B. Eis oder Crême mit der Hand anfaßte, weil er sie für trockene Konfitüren hielt. Ganz besonders fiel an ihm auf, daß er als Halsbinde stets ein sehr hohes und dickes, schwarzseidenes und darunter ein wohl fingerbreit darüber hinausragendes weißes Tuch trug und so tief in dieser Halsbekleidung steckte, daß der untere Teil des Hinterkopfs und der Hals bis ans Ohr hinauf ganz bedeckt waren. Erst später erfuhr ich, daß unter dieser auffallenden Hülle sich die Narben versteckten, welche von Wunden herrührten, die er einst durch Säbelhiebe in den Kopf und Hals erhielt. Aber er hatte diese Wunden nicht etwa von einem Schlachtfelde ehrenvoll heimgebracht, sondern von einem nächtlichen Überfall, den ein eifersüchtiger Mann entweder selbst oder durch einen gedungenen Diener gegen ihn ausführte, um sich wegen einer Beleidigung seiner Ehre als Ehemann an ihm zu rächen. Denn auf diesem Felde war der Herzog, so hieß es von ihm, unternehmender und gefährlicher gewesen, als auf demjenigen des wirklichen Krieges.

Vor seiner kürzlich erfolgten Erhebung zum Regimentschef des 3. Husarenregiments sah man ihn bei den Paraden und Manövern in und bei Berlin ausschließlich in der Oberstenuniform des englischen Husarenregiments Nr. 15, die, dunkelblau wie die damalige unsers 3. Husarenregiments, mit ihrem reichen Silberbesatz und sonstigem glänzenden Zubehör allerdings sehr viel prunkvoller aussah, als jene bescheidene preußische mit den weiß-wollnen Schnüren und dem schwarzen Lederzeug, aber dennoch dem an das Einfache gewöhnten preußischen Auge weniger gefiel als die unsrige. Obwohl der Herzog, wie schon erwähnt, meinen Dienst als Page nur wenig in Anspruch nahm, sich überhaupt um meine kleine Person nicht weiter bekümmerte, so folgte er

doch vor dem Schluß der Tafel dem Beispiel andrer fürstlichen Gäste, indem er mich mit den Worten: „Page, gieb mir deinen Hut her" veranlaßte, ihm diesen vorzuhalten, und sich dann herbeiließ, ihn mit einer ganzen Ladung von Konfitüren zu füllen, die ich ihm eben zu präsentieren hatte. In spätern Jahren war ich einmal sein Gast in Hannover, bald nachdem er dort als König den Thron bestiegen hatte, und erfuhr bei dieser Gelegenheit Proben seines merkwürdigen Gedächtnisses und seiner großen Sympathie für unsre Armee in einem Maße, die im Verein mit seinem festen und energischen Auftreten in dem bekannten Verfassungsstreit mich natürlich mit besonderer Achtung für ihn erfüllte.

Es war gegen Ende November, als das Fest der Vermählung des Kronprinzen sich mit einem seit lange nicht mehr gesehenen Glanz zu Berlin, sowohl am Hofe wie in der Stadt, vollzog. Es war in München die Vermählung der Prinzessin-Braut durch Prokuration mit ihrem Bruder, dem Prinzen Karl von Bayern, vorangegangen, und die wirkliche Vermählung fand dann am 29. November statt. Die hohe Dame traf am 27. in Potsdam ein und hielt am 28. in herkömmlicher Weise ihren Einzug in Berlin. Zwei Hofpagen, mein lieber Potsdamer Kamerad von Knobelsdorff und ich hatten die Auszeichnung, ihr als Leibpagen dienen zu sollen, und wir mußten sie im Hauptzimmer der im königlichen Schloß für sie bereiteten Wohnung erwarten. Es dauerte mehrere Stunden, ehe sie, geführt vom Könige, eintrat. Natürlich konnten wir beiden Pagen nur vom Hintergrunde aus passive und stumme Zuschauer dieser Scene sein. Aber durch einen Zufall wurden wir doch von Seiner Majestät bemerkt und nacheinander in der dem Herrscher eigentümlichen, kurz abgerissenen Weise angeredet: „Wie heißen — wo zu Hause — wer der Vater" u. s. w., worauf ich dreister, als bei solchem ersten Mal zu erwarten war, antwortete und dadurch vielleicht auch meinem Freunde zum guten Beispiel diente. Als wir nach beendigter Cour uns entlassen sahen, kehrten wir, entzückt über die uns zu teil gewordene hohe Ehre, ja überglücklich ins Korps zurück. Ich brauche kaum hinzuzufügen, daß wir beide uns auch in dem Entzücken teilten über den Anblick der schönen Braut mit dem rosigen Antlitz, den prächtigen tiefblauen Augen und den perlengleichen Zähnen, einen Anblick, dem selbst ihr leicht schleppender Gang keinen Eintrag zu thun vermochte.

Am nächsten Tage, einem Sonnabend, fand die Vermählung statt. Uns beiden Leibpagen fiel dabei zunächst die Rolle zu, der hohen Braut auf dem Wege zum Altar zu folgen, und zwar neben den vier Hofdamen, die ihre Schleppe trugen. Dadurch bekamen wir auch hinter dem Altar einen so nahen Platz, daß wir die Traurede hören und den Ringwechsel sehen konnten, welcher der Stadt durch die auf dem Lust-

garten postierte Artillerie und das Glockengeläute vom Dom und allen andern Kirchen verkündigt wurde. Bei der Galatafel in der Bildergallerie fand das alte Zeremoniell statt, daß die Suppe an beiden Enden der Tafel von den beiden rangältesten Generalen der Armee, darunter der nachmalige Feldmarschall Graf von Gneisenau, aufgegeben und dann von den hinter den Stühlen ihrer Fürstlichkeiten stehenden Kammerherren oder Hofdamen den betreffenden hohen und höchsten Personen überreicht wurde, wonächst jene sich auf ihre Plätze an der Tafel begeben durften und der fernere Aufwartedienst den Pagen zufiel. Wir beiden Pagen hatten nun die Ehre, unsre hohe Herrin bis zum Schluß der Tafel zu bedienen. Unvergeßlich ist mir der Eindruck geblieben, den die Schönheit und Anmut der nunmehrigen Kronprinzessin in dem prächtigen Brautstaat, mit der Krone auf dem Haupt, wie auf alle Gäste so auch auf uns machte, — sowie die Heiterkeit ihres Gemahls, der bei der ihm eignen großen Lebhaftigkeit, ja Lustigkeit wohl viel Mühe hatte, die von der Etikette gezogene Grenze einzuhalten.

Die der Tafel folgende Cour im weißen Saal fand in der Weise statt, daß der König, das kronprinzliche Paar, die königlichen Prinzen und Prinzessinnen nebst andern Fürstlichkeiten sich an die dazu aufgestellten Tische zum Spiel niederließen, während die zur Cour befohlenen Gäste paarweise an den Tischen des Königs und des Kronprinzen vorüber defilierten und dabei die huldigende Verbeugung machten. Der König hatte die Kronprinzessin an seinen Tisch geführt und ein andres Paar zur Rechten und Linken, dessen ich mich aber nicht mehr näher erinnere. Wir beiden Leibpagen der Kronprinzessin hatten am Tische Seiner Majestät allein die Aufwartung. Das Glück wollte, daß ich hinter den Stuhl des Königs zu stehen kam.

Nach Beendigung der „Defiliercour“ zog der König sich mit dem Hofe in entlegene Zimmer zum Thee zurück, wohin wir Pagen folgten, um mit den Hofstaaten in einem der Vorzimmer den Augenblick abzuwarten, wo der König sich mit den Neuvermählten und seinen übrigen fürstlichen Gästen nach dem weißen Saal zum „Fackeltanz“ zurückbegeben würde. Ich erwähne von diesem Schlußakt des Festes nur das, daß die alten Excellenzen, Minister und Generale, die als Fackelträger zu zwei und zwei dem nach dem Takt der Musik ihnen folgenden, nach jedem Umgang sich halb erneuernden fürstlichen Paare voranzugehen, zuletzt auch in derselben Weise den Vortritt bis zum „Brautgemach“ zu nehmen hatten, mir mehr mitleiderregend als imponierend erschienen. Denn noch mehr abgemüdet als die fürstlichen Paare und zuletzt wirklich schweißbedeckt, verrichteten die alten Herren diesen „Ehrendienst“. Ich gestehe, daß ich schon damals das Gefühl und den Gedanken hatte, es passe sich diese Zeremonie nicht mehr für unsre Zeit, und daß, wenn

ich später als älterer Offizier und selbst als General noch den Fackeltanz in immer gleicher Erscheinung wiedersah, in meiner jugendlichen Ansicht sich nichts geändert hatte! Wir Leibpagen mußten dem Zuge auf seinem Gange bis in die „boisierte Gallerie“ folgen und uns dort vor der Thür eines der Vorzimmer aufstellen, wodurch es zum Brautgemach ging.

Auch erlebten wir nach endlich geschlossener Thür noch das Schauspiel „der Verteilung des Strumpfbandes“. Es geschah das in der Art, daß die Oberhofmeisterin der Kronprinzessin aus dem eben erwähnten Vorzimmer mit einem Korbe in der Hand erschien, in welchem sich die Gabe befand, auf die sehr viele allmählich herbeigekommene Gäste mit sichtbarer Begierde harrten. Das Band war aber weit entfernt, ein wirkliches Strumpfband zu sein, sondern es stellte sich, in zahllose Stücke zerschnitten, in jedem einzelnen als ein etwa drei Finger breites und ebenso langes hellblaues Stück Seide mit flittergoldiger Verbrämung und weiß-seidenem Futter dar, wovon natürlich kein einziges dem Zwecke gedient hatte, dessen Namen es trug. Es war komisch zu sehen, wie von allen Seiten her sich hoch und niedrig herandrängte, um aus der Hand der genannten Dame ein „Stück Strumpfband“ zu empfangen, oder durch rücksichtsloses Hineingreifen in den Korb sich ein solches anzueignen; dies Manöver aber natürlich meist von hinten her, um nicht einem strafenden Blick Ihrer Excellenz zu begegnen. Ich verhehle nicht, daß auch ich auf diesem Wege zu einem vollen Paket gelangte, dessen Inhalt ich aber nur zum kleinsten Teil für mich behielt, zum größten dagegen an mehrere Herren verteilte, die, ohne mich zu kennen, schon im voraus sehr dringend darum gebeten hatten.

Am nächsten Morgen — Sonntags — mußten wir Pagen schon wieder früh in den Dienst. Das kronprinzliche Paar wollte zur Kirche fahren und vorher seinen Hofstaat empfangen. Da wir wohl eine Stunde früher als dieser zur Stelle waren und unsern Posten an der Thür wie am gestrigen Abend wieder einzunehmen hatten, so konnten wir bald Zuschauer einer besonders hübschen Scene sein. Es erschien nämlich eine ältere Frau, sehr sauber, aber ganz bürgerlich gekleidet, mit einem Kissen in der Hand, worauf ein Paar Kinderschuhe standen. Sie wurde dem Kronprinzen von einem Kammerdiener als „die erste Kinderwärterin Seiner königlichen Hoheit angemeldet, die Höchstdemselben seine ersten Schuhe zu überreichen wünsche“. Sie brauchte nicht lange zu warten; die Thür öffnete sich, und der Kronprinz, der mit seiner Gemahlin am Frühstückstisch saß, erhob sich und trat ihr — ich kann es nicht anders nennen — hell jubelnd entgegen. Er war im leichten Hausanzuge, die Prinzessin in der kleidsamsten Morgentoilette, die man sich denken kann. Wir hielten es natürlich für schicklich, uns von der Thür so weit zurückzuziehen, daß wir ein Mehreres von der Scene

nicht sahen, aber auch nicht gesehen werden konnten; doch hörten wir einige heitere Worte des Kronprinzen über die ihm dargereichte Gabe und eine freundliche Zustimmung von seiner jungen Gemahlin.

Allmählich sammelten sich die Mitglieder — Herren und Damen — des Hofstaates. Es kamen dann auch noch andre hinzu, zu welchem Zweck aber, das blieb uns unbekannt. Die Herren unterhielten sich lebhaft und schienen sich zum Teil in freilich nur zischelnd gesprochenen Bemerkungen zu ergehen, die sichtbar Heiterkeit erregten. Die meisten von ihnen trugen, sich nicht wenig damit brüstend, das Stückchen „Strumpfband" im Knopfloch, das sie am vorigen Abend aus der Hand der Oberhofmeisterin bekommen oder ihr aus dem Korb genommen hatten. Da damals das Ordenswesen noch nicht so entartet war wie heutzutage, so fiel die Öde auch nicht auf, welche auf mancher Brust um das unschuldige blaue Band herum herrschte!

Wir Pagen standen noch in der Meinung, daß wir das vermählte Paar nach der Kirche zu begleiten hätten, als wir erfuhren, daß unser Dienst für diesen Tag zu Ende sei. Wir kehrten demzufolge ins Korps zurück, und ich konnte noch wie gewöhnlich das Schleinitzsche Haus besuchen, wo ich für alles, was ich zu erzählen wußte, ein ebenso aufmerksames Gehör, als für die mitgebrachten Strumpfbandstücke dankbare Annahme fand.

In den nächstfolgenden Tagen gab es noch mehrere Feste, Diners und Bälle, am königlichen Hofe und bei den verheirateten prinzlichen Herrschaften, bei denen teilweise auch die Pagen zum Dienst kamen. Da sie aber sämtlich sehr viel weniger Bemerkenswertes boten als das Vermählungsfest selbst, so übergehe ich sie und gedenke hier nur noch der Überraschung, die den Leibpagen des kronprinzlichen Paares am heiligen Abend des Weihnachtsfestes zu teil wurde. Sie bestand für jeden von uns in dem Geschenk einer schönen goldenen Repetieruhr mit Kette und Berlocks, „zum Andenken an den Vermählungstag". Da seit diesem schon fast vier Wochen verstrichen waren, so hatte ich für meine Person den Gedanken an ein Geschenk überhaupt bereits ganz aufgegeben, und meine Freude war daher eine um so größere, als Major von Scheliha mich zu sich rufen ließ und mir mit sehr lieben Worten die rote Schachtel übergab, worin sich die „von Ihrer königlichen Hoheit der Frau Kronprinzessin für mich bestimmte Uhr" befand. Es war gewiß recht weise, daß der Major mir diese nur für die beiden Weihnachtsfeiertage und später auch nur für alle hohen Festtage zum Tragen überließ, für alle übrige Zeit aber sie bei sich in Verwahrsam nahm. Ich war dann, je seltener ich mich damit schmücken durfte, um so stolzer auf diesen Besitz. Als ich am ersten Weihnachtsfeiertage im Schleinitzschen Hause die Uhr aus der Brusttasche hervorzog und sie dann mit ihrem

schweren Behang von Hand zu Hand herumging, war die Beglückwünschung, welche ich von der guten Präsidentin und ihrer ganzen Familie empfing, die allerherzlichste.

So schloß das Jahr 1823 als ein bis zuletzt glückliches für mich ab.

Auch der letzte Abschnitt meiner Kadettenzeit verlief für mich durchweg glücklich. Ich wurde im Frühjahr 1824 in die erste Klasse versetzt und avancierte gleichzeitig zum Unteroffizier. Ferner erfolgte fast zur selben Zeit meine Ernennung zum wirklichen Leibpagen der Kronprinzessin, nachdem ich in dieser Stelle bis dahin nur provisorisch belassen war. Zu Anfang des Februars 1825 wurde ich konfirmiert, bestand anfangs März das Offiziersexamen, wurde anfangs April Offizier und dem 16. Infanterieregiment zugeteilt, womit mein sehnlicher Wunsch, an den Rhein zu kommen, sich erfüllte!

Von unsern Lehrern in diesem letzten Jahre las der Prediger Deibel im Latein mit uns Teile aus Julius Cäsars Geschichte der gallischen Kriege und setzte die Übungen im Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische in gesteigertem Maße fort. Im Deutschen waren die Hauptgegenstände: Litteraturgeschichte, Ästhetik und Poetik, wobei er die Trockenheit der Litteraturgeschichte durch Vorlesungen aus unsern Klassikern, sowie aus guten Übersetzungen der namhaftesten Dichter des Altertums, Griechen und Römer, sowie der neuern Völker, Engländer, Spanier und Italiener, würzte, während er die Franzosen dem Dr. Challier überließ. In der Ästhetik streifte er, auf Lessing und Winkelmann gestützt, die bildenden Künste, berührte aber auch die Neuzeit, und es ist mir unvergeßlich geblieben, wie treffend er ein Landschaftsbild, einen alten verlassenen Kirchhof darstellend, des jungen Malers Lessing, das auf der Berliner Kunstausstellung von 1824 eine große Sensation erregte, beurteilte, und welche großen Erfolge er in der Zukunft von diesem damals erst 17 Jahre alten, talentvollen Künstler voraussah.

Der Geschichtsunterricht bestand in einer Übersicht über die ganze Weltgeschichte, welche über die Entstehung, das Wachsen und den Verfall der Hauptstaaten, das geistige nnd das Kulturleben der betreffenden Völker, von den ältesten Zeiten der Geschichte an, handelte, die Ursachen und Wirkungen der Hauptbegebenheiten näher darlegte, die Männer von besonders hoher Bedeutung für ihre Zeit nannte, einzelne Koryphäen auch eingehender schilderte u. s. w., und das alles in so anziehender Form und Weise, daß mit jeder Stunde die Spannung und das Interesse der Schüler wuchs und damit zugleich die Verehrung für den trefflichen Lehrer in gleichem Maße sich steigerte. Sehr wertvoll war auch das, was dieser gelegentlich über Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung aussprach. Er betonte namentlich den Unterschied zwischen wirklichen Geschichtsquellen und solchen, die dafür gelten, ohne solche zu sein, und

nannte betreffende Beispiele. Ganz besonders eiferte er gegen die damals im Aufschwung begriffenen sogenannten historischen Romane, wie auch gegen die Memoirenlitteratur, die von Frankreich her sich schon seit geraumer Zeit, besonders über die Revolutionszeit und die Napoleonische Epoche, sehr breit gemacht hatte. Wie wahr er in allen diesen Beziehungen sprach, davon habe ich mich in spätern Jahren, als ich der kriegsgeschichtlichen Abteilung des großen Generalstabes vorstand und vielfach Veranlassung hatte, mich in der eben gedachten Litteratur näher umzusehen, nur allzuoft überzeugt, — wenn ich auch nicht umhin konnte, vieles von dem, was ich las, sehr anziehend und interessant, ja auch als Geschichtsmaterial wirklich wertvoll zu finden. Letzteres aber doch nur für den, der schon Geschichte genug wußte und es verstand, das Wahre oder selbst nur Wahrscheinliche von dem zu unterscheiden, was aus irgend einer Absicht — meist zur Selbstverherrlichung — von dem Verfasser erfunden oder „zurecht gemacht" worden war.

Auch des Unterrichts des Hauptmanns von Wussow, welcher in dieser Klasse noch die permanente Fortifikation zu behandeln hatte, gedenke ich mit nie erloschenem Dankgefühl. Er war so eingehend und faßlich, daß ich nicht viel hinzu zu lernen gehabt hatte, als ich später in meiner Generalstabszeit in die Lage kam, nicht bloß mehrere unsrer vaterländischen Festungen besichtigen, sondern auch eine nicht geringere Zahl fremder Festungen besuchen und mehrere davon zum Gegenstand der Berichterstattung machen zu können. Selbst die verhältnismäßig kurz gefaßte Lehre vom Belagerungskriege, die diesen Unterricht schloß, reichte für mich aus, um das erste Werk, das ich nach einer langen Reihe von Jahren über eine wirklich ausgeführte Belagerung in die Hände bekam — es war die Darstellung der Belagerung von Antwerpen 1832 vom Major von Staff —, mit Nutzen zu studieren.

Ich war auch in allem Übrigen in diesem letzten Jahre um so viel reifer geworden, daß ich in den Augen meiner Vorgesetzten wohl für einen zu guten Hoffnungen berechtigenden Offizieraspiranten gelten konnte. Und dazu hatte meine Beförderung zum Unteroffizier allerdings wesentlich beigetragen. Damals gab es im Korps die Klasse der „Selekta" noch nicht; es gab bei jeder Kompagnie nur einen Portepeeunteroffizier, der das Offiziersportepee trug und Kompagnieführer genannt wurde, da er die „versammelte Kompagnie" auf den Stellungsplatz des Bataillons zu führen, auch einige andre auf das Ganze bezügliche Funktionen im innern Dienst zu verrichten hatte. Die andern Unteroffiziere waren nur Stubenälteste, trugen die wollene Troddel am Säbel und avancierten mit dieser zum Offizier. Aber es wäre ein Irrtum, zu glauben, daß die heutigen Selektaner mit dem Offizierportepee und mit ihrem ausschließlich militär-wissenschaftlichen Unterricht die frühern „Troddel-Unter-

offiziere" beim Eintritt in die Armee an praktischer Brauchbarkeit überträfen. Denn was die Militärwissenschaften anbetrifft, so war der Unterschied nur der, daß ehemals die betreffenden Lehrgegenstände sich auf drei Klassen verteilten, während sie jetzt in einer Klasse und in nur einem Kursus behandelt werden. Was aber die Ausbildung für den praktischen Dienst anbetrifft, so geschieht für diese allerdings heute wohl mehr als früher, indessen reicht das Heutige doch für den wirklichen Bedarf noch keineswegs aus, und der neuernannte Offizier von jetzt ist bei seinem Regiment nicht weniger Rekrut als der von früher und hat auch noch ebensoviel neu zu lernen als dieser. Denn das beim Regiment betriebene Detail — und auf dieses kommt es bei der ersten Ausbildung zunächst an — ist doch ein ganz andres, als das im Kadettenkorps erlernte, und ich habe als Truppenkommandeur mich niemals gewundert, wenn ich die bestempfohlenen Selektaner beim Beginn ihrer Offizierlaufbahn den Anforderungen ebenso befangen gegenüberstehen sah, wie auch ich einst ihnen gegenüber getreten war. Natürlich gilt das hier Gesagte ausschließlich nur für die Infanterieoffiziere beider Kategorien, da für die Kavallerie und die Spezialwaffen ein besonderer Dienstunterricht im Kadettenkorps jetzt ebensowenig wie früher erteilt wird.

Was nun meine eigne Person als Kadetten-Unteroffizier anbetrifft, so lernte ich in dieser Charge zunächst stets ernstlichst aufmerksam auf mich selbst zu sein, um der Autorität willen, die ich meinen Stubenuntergebenen gegenüber zu üben hatte, und ich lernte dabei zugleich diese Autorität in aller Form den bestehenden Vorschriften und Observanzen entsprechend zu üben. Das war der wirkliche Gewinn, den ich in die Praxis des Offizierdienstes hinübernahm. Es lag aber dabei in meiner ganzen Art, daß ich meinen „Stubenuntergebenen" zwar im Dienst ein ernster, strenger Vorgesetzter war, aber doch kein schroff abstoßender oder gar peinigender und vor allem kein zum Anzeigen geneigter. Es gelang mir dadurch, meiner Stube bald den Ruf zu verschaffen, daß auf ihr Ordnung, Disziplin und gute Kameradschaft herrsche, mir selbst aber die Anhänglichkeit und Liebe der mir unterstellten Kadetten in einem Maße zu erwerben, das weit über die Kadettenzeit hinausreichte.

Die Ernennung zum Pagen eröffnete mir die Aussicht auf das auch von kronprinzlicher Seite bereits eingeführte nicht unbedeutende Geldgeschenk, wodurch meinen Eltern die demnächstige Beschaffung meiner Offiziersequipierung nicht unerheblich erleichtert wurde.

Ferner verschaffte mir jene Ernennung die Gelegenheit, bei einem Festmahl, das am 29. November, dem Geburtsfest der Kronprinzessin, bei dem kronprinzlichen Paar im Schlosse stattfand, die Fürstin von

Liegnitz, welche vor erst zwei Wochen mit dem König vermählt war, zum erstenmal zu sehen.

Diese Vermählung hatte im ganzen Lande, am heftigsten aber in Berlin, einen allgemeinen Sturm erregt. Was, so hieß es, unsrer unvergeßlichen Königin Luise eine solche Nachfolgerin! Diese Böhmin und Katholikin, diese Tochter eines heruntergekommenen Grafengeschlechts die Gemahlin unsers ernsten, stolzen und so fest evangelischen Königs!?

Ich gehörte unter den Kadetten wohl zu den ersten, die von diesem Ereignis eine bestimmte Kunde erhielten. Eines Vormittags nämlich teilte mir der Prinz Alexander von Solms-Braunfels, der als Hospitant an einigen Unterrichtsgegenständen der ersten Klasse teilnahm und mich mit seiner Freundschaft beehrte, im tiefsten Vertrauen mit, Seine Majestät der König habe sich vorgestern morganatisch mit einer Gräfin Harrach aus Österreich vermählt, die Trauung sei in der Schloßkapelle zu Charlottenburg, im Beisein von nur wenigen vertrautesten Personen, vollzogen worden, die Sache wäre selbst für den größern Hofkreis noch ein Geheimnis. Der Prinz Solms war von seiner Mutter, der Herzogin von Cumberland her ein Neffe des Königs, und wenn er mir auch seine Quelle nicht nannte, so zweifelte ich doch nicht an der Richtigkeit seiner Nachricht, da er sie ernstlichst beteuerte. Ich vermochte nicht mein Erstaunen, ja meinen Schrecken zu bemeistern, denn wer hätte an eine Verheiratung des Königs noch gedacht, nachdem er schon vierzehn Jahre lang Witwer war, und wer an eine solche Partie! Aber schon am nächsten Tage war das Geschehene kein Geheimnis mehr, und selbst das Kadettenkorps empfand, trotz seiner Loyalität, die sich schnell über Berlin verbreitende Nachricht als eine tief betrübende.

In dieser Zeit befand sich — ich weiß nicht mehr, ob eben erst angekommen, oder schon seit einiger Zeit anwesend — die älteste Tochter des Königs, Großfürstin Feodorowna (Charlotte), nachmalige Kaiserin von Rußland, ohne ihren Gemahl in Berlin, und es fanden ihr zu Ehren mehrere Hoffeste statt, von denen ich aber nur der oben schon erwähnten Tafel vom 29. November hier des nähern erwähnen will, da ich dabei als Leibpage thätig war und Gelegenheit hatte, die Fürstin Liegnitz aus nächster Nähe zu sehen. Die Zahl der geladenen Gäste war keine große, und diese versammelten sich in den Vorgemächern der kronprinzlichen Wohnung. Es herrschte unter ihnen sichtbar eine fieberhafte Spannung, denn es sollten heute der Fürstin Liegnitz der Hof und die vornehmsten Personen der Hofgesellschaft vorgestellt werden.

Meine genauere Erinnerung beginnt erst mit dem Augenblick, als die Gesellschaft sich in einen Saal begab, wo auf einer langen Tafel die vielen Geschenke ausgebreitet lagen, welche die Kronprinzessin zu

ihrem Wiegenfeste von ihrem Gemahl, ihren königlichen Eltern zu München und anderen erhalten hatte. Seine Majestät und die königliche Familie, sowie die sonst in Berlin anwesenden Fürstlichkeiten ließen nicht lange auf sich warten. Die Kronprinzessin wurde vom Könige an die Tafel geführt, unmittelbar dahinter die Großfürstin am Arme des Kronprinzen, dann die übrigen Prinzen und Prinzessinnen. Unter letztern zwischen den beiden jüngsten Prinzen Albrecht und Adalbert, die noch im Knabenalter standen, die Fürstin von Liegnitz. Und auf diese richteten sich wohl die meisten Augen. Sie trug, wie die übrigen Prinzessinnen, eine helle Promenadentoilette mit weißem Atlashut, aus dessen — nach damaliger Mode — weit hervortretenden Krempen ihr anmutiges Gesicht mit dem frischen Rot der Wangen, den lebhaften dunkeln Augen und den tiefbraunen vollen Locken, entzückend hervorleuchtete, während in dem hellen Kleide eine nicht hohe, aber sehr feine und zarte, überaus graziöse Gestalt auf das vorteilhafteste zu erkennen war. Aber so stolz und so gehoben sie sich als die Gemahlin des Königs wohl mit dem vollsten Recht hätte fühlen können, so wenig sah man ihr doch davon an — im Gegenteil war es der Ausdruck großer Bescheidenheit, welcher sich mit dem einer nicht minder großen, in diesem Augenblick aber nur allzu erklärlichen Befangenheit paarte. Sie warf kaum einen Blick auf die Versammlung und wechselte auch mit den beiden jungen Prinzen nur wenige Worte.

Als der fürstliche Zug sich auflöste und der Umgang um die Tafel — zur Besichtigung der Geschenke — begann, schien die Großfürstin der jungen Fürstin gegenüber an Kälte und Stolz alles aufbieten zu wollen, was ihr in ihrem nordischen Heim zur Gewohnheit geworden war. Sie würdigte die junge Fürstin keines Blicks, noch weniger eines Worts, trat ihr bei der mehrmaligen Begegnung ernst aus dem Wege, kurz zeigte ein Benehmen, das selbst den eifrigsten Gegner der königlichen Wahl nur tief verletzen konnte!

Die andern Prinzessinnen, darunter auch die damalige Erbgroßherzogin, jetzt Großherzogin-Mutter von Mecklenburg-Schwerin, erschienen duldsamer, mindestens zeigten sie ihren Verdruß weniger auffallend als die Großfürstin. Der König selbst mochte wohl am wenigsten davon bemerkt haben, da er der Kronprinzessin und den schönen Geschenken fast ausschließlich seine Aufmerksamkeit zuwendete.

Wir vier Leibpagen, die an diesem Tage nur allein die Aufwartung hatten, standen natürlich, während dieses alles vor sich ging, völlig im Hintergrunde, ich aber doch so, daß ich das eben Erwähnte vollständig sehen konnte. Es stand aber in meiner Nähe ein Mann, den ich sofort aufmerksamer betrachtete, als ich aus den Äußerungen einiger noch näher bei mir stehender Herren entnahm, daß es der Graf von Harrach,

Väter der Fürstin Liegnitz, wäre. Er war mittelgroß, von hagerer, gerade emporgerichteter Gestalt, mit einem Kopf, den ein sehr kurz geschnittenes schneeweißes Haar bedeckte und mit einem scharfgezeichneten mageren Gesicht, aus dem ein Paar dunkle Augen unter starken Augenbrauen hervorblitzten, denen wohl nichts von dem entging, was der Tochter beim Umgang um die Tafel begegnete. Er trug eine einfache Uniform, wohl nach eigner Phantasie, mehr militärisch als zivilistisch geschnitten, dunkelblau mit stehendem roten Kragen und Aufschlägen, silberne Epauletts mit Generalskantillen, auf der Brust den Stern unsers Roten Adlerordens 1. Klasse, nebst Kordon, weiße Beinkleider und einen Degen mit Portepee. Aber so einfach auch und zugleich so zurückhaltend, so war die ganze Erscheinung doch immerhin eine auffallende. Der Mann konnte sich wohl nicht anders als recht gedrückt fühlen, da er von niemand angeredet wurde, sich keiner um ihn bekümmerte, und das, was er von der Begegnung wahrnahm, die seiner Tochter widerfuhr, ihm natürlich wehe thun mußte. Aber er kämpfte doch sichtbar mit sich selbst, um seine Gefühle so wenig als möglich zu verraten. Im übrigen weiß ich aber nicht, wohin er geriet und was aus ihm wurde, als der König und nach diesem die königliche Familie „Cercle" machten. Denn wir Pagen hatten uns gleich nach dessen Beginn in den nahegelegenen Speisesaal zu verfügen, wo später ein déjeuner dinatoire ausschließlich für die königliche Familie und die übrigen Fürstlichkeiten stattfinden sollte. Aber ich darf doch den Grafen aus meiner Erzählung nicht verschwinden lassen, ehe ich nicht noch von ihm bemerkt habe, daß man sich in Berlin bald von ihm erzählte, er wäre ein Spieler, und es sei ihm nahegelegt worden, daß Seine Majestät von ihm eine längere Anwesenheit in Berlin nicht erwarte, was denn auch die natürliche Folge gehabt hätte, daß er nicht wieder kam.

Als der „Cercle" beendigt war, erschien Seine Majestät, die Kronprinzessin führend und gefolgt von den prinzlichen und fürstlichen Gästen, zur Tafel, die in Hufeisenform arrangiert und natürlich festlich geschmückt war. Der König nahm seinen Platz in der Mitte der Tafel, die Kronprinzessin rechts, die Großfürstin links von ihm. Ich erinnere mich sehr genau, daß die Fürstin von Liegnitz einen der letzten Plätze auf dem rechten Flügelstück der Tafel einnahm, in nächster Nachbarschaft unsrer beiden Prinzen Karl und Albrecht, sowie des Erbgroßherzogs Paul von Mecklenburg-Schwerin, Gemahls der Prinzessin Alexandrine, welche, wie ich hier wohl beiläufig erwähnen darf, im Munde der Berliner nicht anders hieß, als „unsere schöne Alexandrine", und auch immer mit besonderm Entzücken allgemein so genannt wurde. Ihr Gemahl dagegen, der auffallend häßlich war, rothaarig, mit ausdruckslosem, fahlem, sommersprossigem Gesicht und hellfarbigen Augen, erfreute sich in keiner

Hinsicht eines Beifalls, wußte man ja doch in Berlin, daß der König ihn nur zum Schwiegersohn gewählt hatte, um dem voraussichtlichen Antrage des Königs von Schweden für seinen Sohn Oskar aus dem Wege zu gehen, — aus Antipathie gegen diese neue, der französischen Revolution entstammte Dynastie. Die Fürstin hatte, indem sie Platz nahm, ihre Befangenheit noch nicht verloren. Als sie aber von einem ihr freundlich zunickenden Blick des Königs getroffen wurde, stieg ihre Röte, und das Gesicht gewann momentan den frohsten Ausdruck.

Wir Pagen standen zur Aufwartung hinter den Stühlen Seiner Majestät und dessen hohen Nachbarinnen, und es traf mich das Glück, Seiner Majestät und der Kronprinzessin aufzuwarten. Der hohe Herr war so heiter und gesprächig, wie ich ihn vorher noch nie gesehen hatte, und ging seine gute Laune so weit, auch mich zweimal anzureden. Das erste Mal fragte er nach meinem Namen und meiner Herkunft, wonach er sich herabließ, der Kronprinzeß den Namen als einen in Pommern vorkömmlichen zu bezeichnen.*) Das zweite Mal, als ich dem König einen Teller mit Austern zu überreichen hatte, fragte Se. Majestät, ob ich auch gern Austern äße? Meine Antwort lautete, daß ich solche bisher noch nie gegessen hätte, wobei es dann verblieb.

Als der Moment kam, wo auf die Gesundheit der Kronprinzessin, als des Geburtstagskindes, ein Glas geleert werden sollte, forderte der König dazu durch Anstoßen mit dem Glase der hohen Frau auf, wobei er, da eine Tafelmusik nicht vorhanden, den Tusch halblaut vor sich hin sang — ein Zeichen von Humor, das in seinem Leben gewiß wohl nur höchst selten vorgekommen sein mochte! Er unterließ auch nach dem Anstoßen mit der Kronprinzeß nicht, der Fürstin von Liegnitz mit dem Glase zuzuwinken, welche darauf mit dankender Miene Bescheid that.

Ich könnte hiermit die mir bis in mein hohes Alter unverändert frisch gebliebene Erinnerung an jenen hochinteressanten Tag schließen. Da ich aber von der Fürstin Liegnitz im weitern Verlauf meiner Aufzeichnungen nur noch einmal zu sprechen haben werde, und zwar erst 25 Jahr später, so will ich an dieser Stelle doch von ihr und zu ihrem Ruhm vorgreifend noch bemerken, daß es ihr durch den Zauber ihrer edeln Persönlichkeit und ihres überaus feinen Taktes sehr bald gelang, sich nicht bloß in Berlin, sondern im ganzen Lande eine Stellung zu bereiten, vor der selbst die einst heftigsten Gegner dieser Heirat verstummten, die Höchsten und Vornehmsten aber am Hofe und allüberall im Lande sich mit wirklicher Verehrung neigten. Daß die Offiziere in

*) Seine Majestät dachte dabei wohl an einen alten Major dieses Namens, welcher damals noch in Stargard lebte, vielleicht auch an dessen Vater, welcher einst als Ingenieuroffizier bei den Festungsbauten Graudenz und Colberg thätig gewesen war.

Berlin und Potsdam ihr schon im ersten Jahre die keineswegs vorgeschriebene Ehre des Frontmachens erwiesen, hätte man als natürliche Rücksichtnahme auf den hohen Kriegsherrn betrachten können. Aber ich glaube beteuern zu dürfen, daß die herrliche Frau auf diesen Kreis ihren persönlichen Zauber noch mächtiger übte, als auf jeden andern; denn der Rittersinn, der unserm Stande naturgemäß innewohnt, hat nicht bloß für Frauenhuld und Frauenschönheit, sondern auch für Frauentugend einen besonders hellen Blick und ein besonders lebhaftes Gefühl! Und das bewies auch die Nachahmung überall, wo die Fürstin späterhin in auswärtigen Garnisonen erschien. Bekannt ist aber auch, und damit schließe ich die Bemerkung, wie hoch der König Friedrich Wilhelm IV. bis an sein Ende sein „Stiefmütterchen" hielt, und wie auch dessen Geschwister, je länger je mehr, in der Achtung für sie wetteiferten. Friedrich Wilhelm IV. machte, das weiß ich aus dem Munde des nachmaligen Feldmarschalls von Wrangel, noch in den 1850er Jahren der Fürstin einst ein Geburtstagsgeschenk, bestehend in einem Schmuckstück, dessen Mitte ein Stiefmütterchen aus kostbaren Steinen und den entsprechenden Farben bildete, begleitet von einem Billet, das in heitern Worten die herzliche Beziehung des Königs zur Fürstin ausdrückte.

In den letzten Monaten meiner Pagenzeit — im Winter von 1824/25 — fanden noch mehrere Feste am königlichen Hofe statt, die den früher erlebten im ganzen immer sehr ähnlich waren, deren Einzelheiten aber meinem Gedächtnis meist entschwunden sind. Von zwei Festen am königlichen Hofe möchte ich wegen der dabei von mir wahrgenommenen charakteristischen Eigentümlichkeiten des Königs noch folgendes erzählen:

Bei einer Hoftafel hatte einer von den beiden Leibpagen Seiner Majestät das Unglück, den hohen Herrn beim Präsentieren einer Schüssel mit Sauce in ungeschickter Weise auf dem Rücken zu begießen. Der König bekam aber davon erst Kenntnis, als ein Kammerdiener hinzutrat und mit der Serviette den Flecken beseitigte. Da ich als Leibpage der Kronprinzessin, die zur Linken Sr. Majestät saß, unmittelbar neben jenem Pagen stand, so konnte ich wahrnehmen, daß der König über das Geschehene sich nur durch ein leichtes Kopfschütteln äußerte, während der Page überrot geworden war und vor Schrecken zitterte. Natürlich fürchtete dieser nach der Tafel von irgend einer berechtigten Seite her einen Verweis zu erhalten. Aber ein solcher erfolgte nicht, auch wurde im Korps der Vorfall nicht bekannt und daher auch dort nicht gerügt. Etwa 14 Tage später fand wieder eine große Hoftafel statt. Der noch immer in einer gewissen Pein sich befindende Page wurde wieder mein Nachbar und fürchtete gewiß, als der Monarch Platz nahm, mindestens einem verweisenden Blick desselben zu begegnen. Aber der hohe Herr, weit entfernt, selbst nur mit der Miene zu strafen, hatte nur das mild

ermahnende Wort: „Sich heute mehr in acht nehmen, hab' ne neue Mondierung angezogen," — ein Wort, das mir so und mit solchem Ausdruck gesprochen, nie aus dem Gedächtnis hat kommen können, und das, als ich einst in meiner Eigenschaft als Gouverneur von Berlin Seiner Majestät dem Kaiser diesen Vorfall erzählen durfte, von diesem lächelnd mit der beifälligen Äußerung hingenommen wurde: „Das sah meinem Vater ähnlich!"

Der zweite Fall war folgender: Zur Feier des Ordensfestes am 18. Januar 1825, dem letzten Tage meines Pagendienstes, fand wie immer eine große Galatafel in der Bildergallerie des königlichen Schlosses statt. Die Zahl der Gäste aus dem Unteroffizier- und Gemeinenstande, und namentlich auch aus den Invaliden, war damals noch eine sehr viel größere, als in neuerer Zeit, und sie durften vor Schluß der Haupttafel paarweise um diese herumgehen, um sich dem König ehrerbietigst zu zeigen. Da in jener Zeit die „Lehreskadron" noch in Berlin garnisonierte und sich dabei noch mehrere aus den Befreiungskriegen her Dekorierte befanden, so sah man unter den Defilierenden wohl alle Uniformen der Kavallerie und zugleich eine Menge schöner stattlicher Gestalten. Der König sah mit sichtbarem Interesse diese Braven vorüberziehen. Die Kronprinzessin saß ihm, wie immer, zur Seite und hatte den guten Takt, das Interesse Sr. Majestät zu teilen. Sie mußte dabei aber auch in Bezug auf die Uniformen ein strenges Examen aushalten, indem der in diesem Punkt bekanntlich besonders genaue Herr an die hohe Frau Fragen richtete, die manchen jungen Offizier in Verlegenheit gesetzt haben würden. Wenn nun Ihre königliche Hoheit in dem einen oder andern Punkt eine nicht genügende Kenntnis bewies oder gar die Antwort ganz schuldig blieb, so wurde sie von Seiner Majestät zwar immer belehrt, aber es ging doch nicht ganz ohne eine Drohung mit dem erhobenen Finger ab, der jedoch ein freundliches Lächeln oder selbst ein scherzendes Wort des königlichen Examinators ihre Schärfe nahm. Auf mich machte diese Scene, deren Augen- und Ohrenzeuge ich aus nächster Nähe sein konnte, einen tiefern Eindruck, als mancher denken mag. Ich erkannte darin die Liebe des edeln Monarchen zu seiner Armee, deren Vater er war, und sein Streben, diese Liebe wie auf seine Söhne so auch auf die Gemahlin seines Erstgebornen zu übertragen, von der er wünschte, daß sie als dereinstige Landesmutter das Interesse für die Armee mit ihrem Gemahl teilen sollte.

Ich kann hier nicht unerwähnt lassen, daß unter den defilierenden Dekorierten sich auch eine Frau befand, die in einem blauseidenen Überrock und großer weißer Haube zwischen zwei Veteranen einhergehend, durch das Eiserne Kreuz und die Kriegsmedaille, die sie auf der Brust trug, aller Blicke auf sich zog und auch von Sr. Majestät bemerkt wurde.

Sie machte im Vorbeigehen einen tiefen Knicks und erhielt dafür auch von dem Monarchen einen sehr freundlichen zunickenden Blick. Auch die Kronprinzessin schenkte dieser Frau einen gleichen Blick und schaute derselben noch länger nach, als der König ihr über die ihm wohl vorher bereits bekannt gewordenen Verhältnisse dieser einstigen Kriegerin Kunde gab.

Natürlich suchte auch ich später über diese Verhältnisse etwas Näheres zu erfahren; ich erinnere mich aber nur noch, daß die Frau schon lange die Gattin eines Berliner Tischlermeisters war. Ihre äußere Erscheinung sprach auch für sie. Im Kriege sollte sie bei einem Infanterieregiment brav gedient haben, was ja auch ihr Eisernes Kreuz bezeugte. Wie sie es gemacht, und wie weit es ihr gelungen, ihr Geschlecht zu verbergen, erfuhr ich nicht. Wie es aber auch gewesen sein mag, der Patriotismus, der diese Frau und jene andern, wie die bekannt gewordenen Prohaska und Krüger, einst im Sturm allgemeiner Begeisterung das Frauenkleid gegen den Soldatenrock vertauschen ließ, ist mir immer bewundernswert erschienen.

Mit dem eben erwähnten Ordensfest schließen meine Erinnerungen an die Pagenzeit. Ich kann mir aber nicht versagen, hier noch auszusprechen, daß ich darauf nie zurückzublicken vermag, ohne mich ihrer zu freuen und des Nutzens zu gedenken, den sie mir gebracht hat. Ich hatte durch sie von dem Leben und Treiben in den höchsten Kreisen der Gesellschaft eine, wenn auch immer nur flüchtige, so doch ausreichende Vorstellung bekommen, um daraus Lehren und Regeln für mich selbst ziehen zu können, wenn ich demnächst als Offizier in die Lage käme, in solchen Kreisen mich zu bewegen; ich hatte ferner einige Dreistigkeit gewonnen, um selbst höchsten und allerhöchsten Personen gegenüber mich entsprechend zu benehmen, und ich hatte endlich als Hauptsache für meine angeborene Liebe zu unserm Königshause und besonders für den teuren König selbst, einen Boden gewonnen, der mein ganzes Leben hindurch sich als ein unerschütterlicher erwiesen hat und bis zum Grabe hin ein unerschütterlicher bleiben wird.

Es war zu Ende Januar oder Anfang Februar 1825, als ich mit denjenigen meiner Kameraden zusammen, die gleich mir in die Armee überzutreten bestimmt waren, konfirmiert wurde.

Bald nach unsrer Konfirmation, in der ersten Hälfte des Monats März, fand das Offiziersexamen statt. Nach allem, was ich auf den frühern Blättern über den Verlauf meiner wissenschaftlichen Ausbildung, sowie über ihre Ergebnisse gesagt habe, wird man mir glauben, daß ich ziemlich leichten Herzens den Prüfungssaal betrat und auch, mit Ausnahme der Mathematik, in allen Fächern gut bestand.

Nachdem das Examen vorüber war, trat für uns bis zur Anstellung hin eine Zeit ein, woran ich nur ungern zurückdenke. Die nun schon seit Jahren bestehende sehr zweckmäßige Einrichtung, die auf den Übertritt in die Armee wartenden Kadetten gleich nach abgelegtem Examen zu ihren Eltern oder Verwandten zu beurlauben und von dort aus gleich zu den Regimentern abgehen zu lassen, bestand zu meiner Zeit noch nicht. Der damalige „Aspirant“ verblieb bis zur Anstellung im Korps, mußte sich der Haus- und Stubenordnung noch nach wie vor fügen, sollte sich während der Unterrichtszeit auf seinem Zimmer „nützlich“ beschäftigen und hatte als einzige Vergünstigung nur die, außer Sonntags auch in der Woche, wenn er darum nachsuchte, auf ein paar Stunden ausgehen zu dürfen. Aber der Freiheitstrieb war doch schon bei einzelnen zu mächtig, als daß sie sich mit dieser Vergünstigung allein hätten begnügen mögen.

Es war sehr dankenswert, daß uns Offizieraspiranten, die schon seit der Versetzung in die erste Klasse den Vorzug genossen, etwa drei- bis viermal in jedem Monat in das Theater geführt zu werden, auch in dieser letzten Zeit noch derselbe Genuß ungeschmälert gewährt wurde. Damals gab es in Berlin aber nur die beiden königlichen Häuser für Oper und Schauspiel und das erst seit 1824 konzessionierte Königstädtsche Theater am Alexanderplatz, letzteres mit sehr beschränktem Repertoir. Jene, die königlichen, geboten über Kräfte in jedem Fach, die noch heute als unübertroffen genannt und gerühmt werden, während die Königstädtsche Bühne in den Fächern des Lustspiels und der Operette ein Personal auftreten ließ, das dem königlichen gleich von vornherein eine gefährliche Konkurrenz in Aussicht stellte.

Ich thue mir viel darauf zu gute, daß ich im königlichen Schauspielhause Koryphäen wie das von Goethe geschulte Wolffsche Ehepaar, die herrliche Stich, nachmals Crelinger, den unvergleichlichen Devrient, die trefflichen Alten Unzelmann, Gern und Wauer, sodann die in jüngern Helden- und Liebhaberrollen nicht minder trefflichen Lemm, Rebenstein und Krüger und endlich den urkomischen Gern — Sohn — gesehen habe; in der Oper die unvergeßlichen Damen Schulz, Seydler, Milder-Hauptmann und Eunicke und die braven Herren Bader, Stühmer und Blume. Sie alle, die eben genannten, und die noch viel größere Zahl nicht genannter Künstler und Künstlerinnen, welche mit jenen gemeinschaftlich die Leistungen beider Häuser zu einer Vollkommenheit erhoben, die in spätern Zeiten nicht wieder erreicht wurde, haben auch auf meinen Geschmack und mein Urteil ihren Einfluß geübt, und es dauerte lange, ehe ich mich später an die Mittelmäßigkeiten gewöhnte, denen ich in den Stadttheatern der größern rheinischen Garnisonen und selbst in den besten nichtpreußischen Hoftheatern begegnete, und ehe ich auch für den

Niedergang unsrer Hofbühne in Berlin ein nachsichtigeres Auge bekam. Lagen die Ursachen doch in Verhältnissen, gegen die selbst die besten Direktionen und Intendanzen vergebens zu kämpfen hatten.

Vom Königstädtischen Theater, das ich nur einmal zu sehen bekam, von dem aber schon nach den ersten Vorstellungen sehr viel Rühmens gemacht wurde, sind mir von jenem einen Abend her nur die Namen des Herrn Schmelka und der Dame Karoline Bauer im Gedächtnis geblieben. Ich erinnere aber an diese Dame und an die bald nachher hinzugetretene Frau von Holtei und Henriette Sonntag, um es erklärlich zu machen, daß auch der König Friedrich Wilhelm III. dieser Bühne allmählich seine Gunst zuwandte, nachdem er vorher so schwer zu bewegen gewesen war, ihr die Konzession zu erteilen.

Auch des Ballets, welches bekanntlich von Sr. Majestät immer ganz besonders protegiert wurde, muß ich schließlich noch gedenken. Ich gestehe offen, daß ich immer ein großes Vergnügen daran fand, die Vestris, die Hoguet, die Lemmière und deren schöne Genossinnen in ihren graziösen Tänzen und Gruppierungen zu sehen, und auch beim Rückblick auf das Gesehene meiner Phantasie nicht gerade einen straffen Zügel anlegte. Aber wenn ich die damaligen „Divertissements“ und namentlich die großen Ballets mit den heutigen vergleiche, so finde ich doch, daß letztere sehr viel großartiger und glänzender sind, auch auf die Sinne erregender wirken als die erstern, daher diese auch, also die frühern, für Zuschauer in dem jugendlichen Alter der Kadetten minder bedenklich waren als die heutigen. Wer jedoch, wie ich, auf eine Zeit von mehr als 60 Jahren zurückblicken kann und gesehen hat, wie in der ganzen Welt die Genußsucht in jeder Richtung gestiegen, wie die Menschheit im allgemeinen üppiger und begehrlicher geworden ist und dem Wohlleben, ja den Finessen des Lebens sich immer mehr zugewendet hat, der wird mir beistimmen, daß das heutige königliche Ballet zu Berlin, und ich spreche hier nur von diesem, das natürliche Produkt jenes allmählichen Wachsens und Steigens, daß es lediglich ein frappantes Bild der Zeit, daß es aber auch für die Jugend um soviel verführerischer geworden und dem heutigen Kadetten daher jedenfalls sehr viel gefährlicher ist, als uns Kadetten von 1821—1825 das damalige war.

Am 10. April erfuhr ich auf Urlaub im Schleinitzschen Hause von einem der dort anwesenden Offiziere, daß die Kabinetsordre, welche die Anstellung der Kadetten in der Armee enthielte, herausgekommen sei. Am nächsten Tage wurde sie im Korps veröffentlicht. Sie war vom 8. April datiert und brachte mir die Ernennung zum Sekondeleutnant unter Zuteilung zum 16. Infanterieregiment. Schon am nächsten Tage konnte ich mich als Offizier auf der Straße zeigen und war darüber sehr stolz. Um so deprimierender aber war es für

mich und alle andern neuen Offiziere, daß wir nach zwei oder drei Tagen wieder in die Kadettenuniform zurückkehren mußten, um Seiner Majestät dem König in herkömmlicher Weise vorgestellt zu werden. Aber dieser Akt war doch auch ein für uns alle so bedeutungs- und ehrenvoller, daß wir über ihn die erlittene Kränkung weniger empfanden, die uns indes doch wohl zu ersparen gewesen wäre, wenn das Korpskommando bei der Veröffentlichung jener Allerhöchsten Kabinetsordre einfach die Erwartung ausgesprochen hätte, daß vor der Vorstellung bei Seiner Majestät keiner von uns die Offizieruniform anlegen würde.

Die Vorstellung fand in einem Saal des königlichen Palais statt. Unser Kommandeur, der Oberst von Brause, und die vier Kompagniechefs waren dabei zugegen. Wir wurden waffen- und regimenterweise in zwei Gliedern aufgestellt und sahen den an militärischer Pünktlichkeit wohl von keinem seiner Vorgänger und Nachfolger übertroffenen König mit dem Schlage 12 Uhr eintreten. Er erschien im offenen Generals-Interimsrock mit der weißen Weste, wie solche nach seinem Beispiel auch von unserm Kaiser und dem Kronprinzen im Hause getragen wird, und ohne Degen, grüßte mit ernstem Kopfnicken und ließ sich dann, durch die beiden Glieder hindurch gehend, jeden einzelnen von uns durch den Obersten mit Angabe des Namens und Regiments vorstellen. Für jeden hatte Seine Majestät eine oder ein paar besondere Fragen, und zum Schluß erfolgte dann eine kurze, aber mit wohlwollendem Tone ausgesprochene Ermahnung für uns alle, worin Seine Majestät die Erwartung aussprach, daß wir uns einer guten Konduite befleißigen und diensteifrige Offiziere werden würden.

Das Scheiden aus dem Kadettenkorps wurde mir nicht schwer. Ich hatte ja mein Ziel erreicht, und der Drang nach Freiheit, nach endlicher Erlösung von dem Zwange einer so ernsten und strengen militärischen Erziehung war bei mir nicht geringer als bei allen mit mir zugleich ausscheidenden Kameraden. Aber ich war doch von der Notwendigkeit dieses Zwanges vielleicht tiefer überzeugt als mancher von ihnen, und da ich dessen Nutzen an mir selbst oft genug erfahren und auch eingesehen gelernt hatte, überhaupt aber auch mir das klar genug vor Augen stand, was ich durch die Kadettenerziehung geworden war, so mischte sich bei mir mit der Freude über die erlangte Freiheit doch auch der Dank für das, was das Korps Gutes an mir gethan hatte. Dieser Dank aber ist denn auch bis in mein gegenwärtiges hohes Alter immer in mir lebendig geblieben und hat mich auch abgehalten, jemals in das Klagen und Räsonnieren über die Kadettenerziehung u. s. w. einzustimmen, die ich in meinem langen Leben so oft mit anhören mußte, auf die ich aber meinerseits nie viel gegeben habe, weil sie meist von solchen Individuen kamen, die es im Kadettenkorps viel besser gehabt als im Elternhause,

oder die, zu Hause schlecht erzogen, der strengen Kadettenzucht bedurften, um für das praktische Leben brauchbar zu werden.

Ich fuhr in der zu meinen Ferienreisen oft benutzten Landkutsche zunächst nach Potsdam.

Damals gab es noch ein wirkliches Potsdamerthor. Hatte man dies passiert, so kam man zuerst auf den von nur wenigen unansehnlichen Häusern umgebenen Potsdamerplatz und dann auf die gleichnamige Straße. Diese reichte nur bis an den Schaafgraben, den heutigen Landwehrkanal; von der dortigen Brücke führte eine zuerst gepflasterte, dann chaussierte Landstraße nach Schöneberg. Die Strecke vom Potsdamerplatz bis zu der Brücke war auf beiden Seiten von hohen Bäumen und von dahinter liegenden kleinen, meist einstöckigen Häusern, elenden Bier- und Branntweinkneipen, geringen Kaufläden und dergleichen begleitet, von der Brücke ab bis Schöneberg aber nur noch von der Allee, also ganz ohne Häuser. Das Dorf fing erst, wie heute, jenseits des Botanischen Gartens an und bestand zumeist aus einstöckigen, strohgedeckten Bauernhäusern und Hütten, zwischen denen außer der Kirche, dem Pfarr- und Schul-, sowie dem Amtshause, nur hier und da ein massives zweistöckiges Haus, entweder Wirtshaus oder Kaufladen, sich befanden.

Als ich auf dieser Straße Berlin verließ, wandten sich meine Gedanken nach vorwärts, in die Zukunft, die nun wie ein verschlossenes Buch vor mir lag. Ich malte mir dieselbe rosig aus, mischte aber auch Ernstes dazwischen, denn ich hatte von dem Offizierleben doch schon manches gehört und gesehen, was zum ernsten Nachdenken Anlaß geben konnte. Namentlich war es die kümmerliche wirtschaftliche Lage, in die der überwiegend arme Linien-Infanterieoffizier von vornherein, mochte seine Garnison sein welche sie wollte, unausweichbar geriet, und die, auch mir in Aussicht stehend, mich mit wirklicher Bangigkeit erfüllte. Aber schon früh gewöhnt, an meinem Schicksal mit eigner Kraft arbeiten zu müssen, und auf den Glauben an mein gutes Glück fußend, nahm ich mir vor, diesem Glück auch die Hand zu bieten durch das Streben: „Ein tüchtiger Offizier werden zu wollen!“

---

2. Die ersten Leutnantsjahre.

1825—1828.

Von Potsdam fuhr ich mit der Post in derselben Weise wie in den vorangegangenen beiden Urlaubsjahren nach Wetzlar. Im Elternhause wurde ich als nunmehriger Offizier sehr froh empfangen. Ich fand einen Brief meines Regimentskommandeurs vor, der mir die Zuteilung zum 1. Bataillon in Düsseldorf und die Gewährung eines vierwöchentlichen Urlaubs ankündigte.

Nach einem kurzen Aufenthalt in Hanau bei meiner dort lebenden verheirateten Schwester weilte ich noch einige Tage in Wetzlar und reiste dann nach Düsseldorf zu meinem Regiment. Ich nahm den Weg durch das schöne Lahnthal nach Coblenz, besuchte dort einige Kadettenfreunde und verbrachte mit ihnen nach rheinischer Art einen frohen Abend. Am nächsten Tage fuhr ich auf einem Personenboot*) auf dem Rhein nach Köln, teilte das Entzücken der sehr heitern Reisegesellschaft über die Schönheit der Gegend, und gelangte am Spätabend nach Köln. Dort besuchte ich am nächsten Vormittag den jahrhundertelang unvollendet gebliebenen Dom und reiste am Nachmittag nach Düsseldorf.

Mein Bruder, der mich schon erwartete, empfing mich sehr herzlich und bot mir an, mit ihm die Wohnung in der Kaserne zu teilen. Natürlich nahm ich das gern an, da uns beiden daraus nicht bloß wirtschaftliche Vorteile erwuchsen, sondern mir auch das Heimischwerden in den neuen Verhältnissen bedeutend erleichtert wurde.

Die Meldungen bei allen Vorgesetzten waren bald abgemacht und hatten durch den gütigen Empfang, den sie überall fanden, mir zur Ermutigung gedient. Ich wurde der 2. Kompagnie, Hauptmann von Makulski, zugeteilt, bei der auch mein Bruder und daneben noch ein andres Brüderpaar stand, Premierleutnant und Sekondeleutnant von Goertzke I. und II.

Unser Hauptmann war — wie es in dem alten Soldatenliede heißt — „ein gestrenger Mann", er war aber auch ein sehr rechtschaffener

*) Es gab damals noch keine Dampfschiffe auf dem Rhein, und das Boot brauchte etwa zwölf Stunden zur Fahrt nach Köln.

und wohlwollender Mann, der sich vor andern durch eine große Humanität auszeichnete. Diese hatte ihn sogar bei der Behandlung seiner Mannschaft der Zeit um einige 20 Jahre vorgreifen lassen, indem er das dem gemeinen Soldaten gegenüber noch allgemein übliche vertrauliche „Du", wogegen in dem bösen 1848er Jahre ein allgemeiner Sturm losbrach, in der Kompagnie nicht duldete, auch das Schimpfen und Schlagen der Leute, wozu die alten Unteroffiziere gewohnheitsmäßig neigten, nicht litt. Diese Humanität fand bei den übrigen Kompagnien des Regiments keine Nachahmung, und es ist mir noch jetzt unerklärlich, wie die höhern Vorgesetzten die Einführung des „Sie" dulden konnten, da das „Du" doch in der ganzen Armee gebräuchlich, ja, wenn ich nicht irre, schon seit 1807 an Stelle des „Er" reglementsmäßig eingeführt war.

Die Stabsoffiziere des Regiments waren sämtlich ältere „preußische" Offiziere von vor 1806. Der Regimentskommandeur, Oberst von Sanitz, stand schon seit 1817 an der Spitze des Regiments. Er war während der Befreiungskriege Adjutant bei seinem Vater gewesen und hatte, da dieser als stellvertretender Generalgouverneur von Schlesien in dieser Provinz zurückgeblieben war, nur an der Einschließung von Glogau teil genommen, die ihm, trotz des dabei erworbenen Eisernen Kreuzes, in den Augen seiner an Kriegserlebnissen viel erfahrenern Untergebenen nicht gerade ein großes Ansehen gab. Auch seine Leistungen als Regimentskommandeur hatten dies Ansehen nicht erhöhen können. Er besaß zwar nach damaligen Begriffen eine „feine Bildung" und hatte auch viel Chevalereskes an sich, war aber mehr Salonmann als Soldat und hatte seine Stärke fast nur in rein äußerlichen Dingen. Was im Regiment Gutes war, rührte von seinem Vorgänger, dem ersten Kommandeur des Regiments Obersten von Uthenhoven*) her, von dessen Erbschaft er zehrte, ohne daran etwas zu ändern, aber auch ohne sie durch irgend etwas Wesentliches zu vermehren.

Von den andern Stabsoffizieren erwähne ich hier nur die beiden in Düsseldorf garnisonierenden, die mir zunächst bekannt wurden, den Major von Wohlgemuth, Kommandeur des 1. Bataillons, und den etatsmäßigen Stabsoffizier Major von Hüllessem. Major von Wohlgemuth war ein so eigentümlicher Mann, daß er selbst in jener Zeit, wo es unter den höhern Offizieren noch so viele Originale gab, wohl zu den auffallendsten gezählt werden konnte. Er hatte vor 1806 in Rastenburg als Premierleutnant gestanden, war nach 1807 inaktiv geworden und hatte die Postmeisterstelle, oder wie es auch von ihm hieß, die Posthalterei in Rastenburg übernommen, sollte auch — so wurde erzählt — in der damit verbundenen Gastwirtschaft „Zur grünen Linde" sich zu-

*) Starb später als Kommandeur der 1. Division in Königsberg.

weilen an den Wirtsgeschäften thätig beteiligt haben. Als 1813 die Rüstungen zum Kriege begannen, wurde er als Hauptmann bei einem der Reservebataillone angestellt, woraus später unser Regiment formiert wurde. Bei diesem machte er den Krieg von 1813/14 ehrenvoll mit und avancierte 1816 zum Major und Kommandeur des 1. Bataillons. Er leistete als solcher in dem damals allein herrschenden reinen Exerzierwesen das Geforderte, hielt auch auf strenge Disziplin, vermochte aber bei seinem gänzlichen Mangel an militärwissenschaftlicher Bildung, auf seine Offiziere weder anregend noch belehrend zu wirken. Was in dieser Hinsicht von ihm ausging, kam aus der Feder oder aus dem Munde seines sehr tüchtigen und gebildeten Adjutanten.

Es war aber trotz seiner Gutmütigkeit doch nicht leicht in die Gunst des Majors zu kommen, und im Offizierkorps des Bataillons erfreuten sich ihrer eigentlich nur die Gebrüder von Goertzke und mein Bruder. Wie ich in diesem Bunde bald der vierte wurde, werde ich weiterhin erzählen. Hier aber darf ich schon, um unsre, meines Bruders und meine Stellung zu ihm erkennbar zu machen, eine Äußerung gegen eine uns freundlichst zugeneigte Person anführen, wörtlich lautend: „Die beeden Franseckys sind mir ins Herz gewachsen." Und daß seine Gunst nicht flüchtig war, sondern bis zu seinem Tode acht Jahre lang unverändert bestehen blieb, bewies für ihn, daß sie nicht aus einer bloß flüchtigen Anwandlung hervorgegangen, für uns, daß wir mindestens ein paar Offiziere waren, auf die er sich jederzeit verlassen konnte.

Major von Hüllessem kam als etatsmäßiger Stabsoffizier bei den Offizieren des 1. Bataillons nur wenig in Betracht. Er war ein großer stattlicher Mann — gegen sechs Fuß hoch — durch und durch vom Schnitt eines altpreußischen Offiziers, immer gerade und stramm wie auf dem Exerzierplatz, und immer barsch und kurz angebunden, wie im strengsten Dienst, von nicht allzu großer Bildung, wie es in der alten Armee sehr viele gab. Er war auffallend kalt, ja abstoßend gegen das Zivil und jeder Zivilist bei ihm nur ein „Mausehengst". Auf seine Größe außerordentlich stolz, entnahm er von ihr den Maßstab zur Beurteilung der Tüchtigkeit andrer. „Ein Mann von meiner Größe" hieß bei ihm ein sehr tüchtiger Offizier, während er von einem Kleinen, so tüchtig er auch sein mochte, zwar die Tüchtigkeit nicht verneinte, sie aber doch durch die Hinzufügung herabstimmte: „Hat nur drei (oder gar noch weniger) Zoll!"

Und nun zu dem Offizierkorps des 1. Bataillons. Es war etwas bunt zusammengesetzt. Unter den Hauptleuten befanden sich als ältester ein ehemals westfälischer Offizier, zwei aus der alten Armee von vor 1806, einer vom 2. Garderegiment, vorher beim Colbergschen Regiment. Unter den Premierleutnants einer aus dem Unteroffizierstande von vor

1806 hervorgegangen, zwei bei Stiftung des Regiments, einer als ehemaliger reitender freiwilliger Jäger nach dem Kriege zum Regiment gekommen. Unter den Sekondeleutnants drei ehemalige freiwillige Jäger und ein Landwehroffizier, sämtlich noch aus dem Kriege her und vier Kadetten aus den ersten zwanziger Jahren. Hinzuzuzählen waren noch der Regimentsadjutant, Premierleutnant Brewing, der Bataillonsadjutant Uhde und ein von einem der auswärtigen Bataillone zur Regiments-Ökonomiekommission kommandierter Offizier, die alle drei schon im Kriege als freiwillige Jäger und Landwehroffiziere gedient hatten. Von allen diesen Offizieren hatten nur die nach dem Kriege eingetretenen das Offizierexamen gemacht; unter den ehemaligen freiwilligen Jägern und Landwehroffizieren gab es aber mehrere mit akademischer Bildung, einen sogar, jenen Bataillonsadjutanten Uhde, der als Theologe schon auf der Kanzel gestanden hatte. Der älteste Hauptmann, Klein, war vor seinem Eintritt in die westfälische Armee Referendar bei dem Gericht in Halberstadt gewesen und konnte von allen Offizieren, die im Kriege gedient hatten, wohl der gebildetste genannt werden. Er hatte in der westfälischen Armee — als Kavallerieoffizier — eine schnelle Karriere gemacht, war im Kriege 1812 gegen Rußland Adjutant eines französischen Divisionsgenerals gewesen und wurde 1813, nach dem Sturz des neuen Königreichs, in der preußischen Armee als Hauptmann bei einem Landwehrregiment aufgenommen. Einige Jahre später zu unserm Regiment versetzt, hatte er die 1. Kompagnie und führte sie mit Auszeichnung. Er hielt sich von dem Verkehr mit den andern Hauptleuten und den ältern Leutnants sehr zurück, weil er sich von ihnen für einen unbequemen Einschub gehalten sah. Sein Einfluß auf das Offizierkorps konnte daher auch nur sehr gering sein. Er war der einzige von allen damaligen Hauptleuten des Regiments, der es in der Armee bis zum General brachte.

Es ist wohl sehr erklärlich, daß bei einer so gemischten Zusammensetzung, bei einer so großen Verschiedenheit der Herkunft, der Bildung, der ursprünglichen Berufe u. s. w. eine Kameradschaft im eigentlichen Sinn des Worts in diesem Offizierkorps sich nicht hatte bilden können. Aber es standen dem auch noch die verschiedenen Neigungen und Wege entgegen, denen die einzelnen Mitglieder folgten. Von einem Trieb, die Hof- und vornehmen Gesellschaften zu besuchen, die sich um den in Düsseldorf residierenden Divisionskommandeur, Prinzen Friedrich von Preußen, bildeten, und wozu der im Winter dort weilende reiche rheinische Adel und die Spitzen vom Militär und Zivil gehörten, war unter unsern Offizieren kaum die Rede, selbst in den Gesellschaften, die die Generale und höhern Stabsoffiziere, sowie die höhern Zivilbeamten gaben, sah man nur einzelne „Sechzehner". Auch ein Zusammenkommen

im eignen Kreise fand nicht statt. Jeder ging seinen eignen Weg. Nur die ehemaligen Kadetten und ein paar andre, die durch Versetzung von andern Regimentern zum 16. gekommen waren, machten Ausnahmen und bildeten sozusagen den Anfang und den Kern zum Bessern. Und was machten und wie lebten die übrigen? Die meisten von ihnen lebten dem Dienst mit Eifer und wirklichem Interesse, verbrachten ihre Mußezeit in der Kasernenwohnung, wo sie, da sie fast alle auf den kärglichen Sold beschränkt waren, sehr dürftig lebten, und verkehrten mit den Kameraden nur am gemeinschaftlichen Mittagstisch in der Offiziers-Speise-anstalt. Die andern, welche die Minderzahl bildeten, machten von jenen nur insofern Ausnahmen, als sie, vermöge ihrer freilich auch nur geringen Zulagen von Hause, die Abende zuweilen in einem Weinhause oder Restaurant zubrachten, auch in der eignen Wohnung etwas behaglicher lebten. Aber für ihre geistige Fortbildung thaten weder jene noch diese etwas Nennenswertes, denn das Regiment besaß keine Offiziers-Bibliothek, und die Divisions-Schulbibliothek, die Mittwochs und Sonnabends geöffnet war, wurde fast nur von solchen Offizieren benutzt, die daran dachten, später die Kriegsschule zu besuchen oder als Lehrer zur Divisionsschule kommandiert zu werden. Die Benutzung einer Leihbibliothek verbot sich, da sie Geld kostete, für die meisten von selbst. Es blieb sodann noch die Zeitungslektüre. Aber damals gab es in Düsseldorf überhaupt nur eine einzige Zeitung, die jedoch nur dreimal in der Woche erschien und sich meist auf lokale Sachen bezog, daher fast nur von Geschäftsleuten gelesen wurde, während die großen auswärtigen Zeitungen nur in den Kasinos und Kaffeehäusern auslagen, wohin aber auch nur jene Offiziere kamen, die sich den Besuch solcher Etablissements, die zu Geldausgaben nötigten, gestatten konnten.

Ich muß dieser Schilderung leider noch hinzufügen, daß das Düsseldorfer Leben teils aus der Franzosenzeit her, teils dem Naturell der untern Volksklassen entsprechend, im Punkte der Sittlichkeit sehr leicht und verführerisch war.

Um endlich doch auch von den Offizierkorps der beiden andern Bataillone des Regiments mindestens soviel zu sagen, daß sich von der Gesamtheit ein Bild gewinnen läßt, treu genug, um erkennen zu können, daß es für einen jungen Offizier nicht leicht war, einen Platz darin zu finden, um seine Berufspflichten zur eignen Ehre und zur Ehre des Ganzen erfüllen zu können, lasse ich noch nachstehendes folgen:

Die Offizierkorps beider Bataillone waren in ihrer Zusammensetzung dem des 1. Bataillons sehr ähnlich, verschieden aber in der Lebensweise. Die Offiziere des 2. Bataillons, in Jülich, litten wie die Mannschaft an dem dort herrschenden Sumpffieber so sehr, daß ein Viertel durchschnittlich immer krank war. Im übrigen gab es in dieser

kleinen Garnisonstadt nichts, was die Solidität hätte schädigen können; die Jagd war fast das einzige Vergnügen, das sich ihnen bot. Anders aber die Offiziere des Füsilierbataillons in Köln. Dort herrschte Geselligkeit genug und in so verschiedenen Kreisen, daß jede Geschmacksrichtung Befriedigung finden konnte; doch herrschten die Kaufmannsgesellschaften vor. In sittlicher Hinsicht war aber diese Garnison noch bedenklicher als Düsseldorf.

Nimmt man zu jenen Verschiedenheiten in der Zusammensetzung des Offizierkorps und zu den eben erwähnten Besonderheiten der einzelnen Garnisonen noch die Trennung des Regiments überhaupt und den dadurch herbeigeführten Umstand hinzu, daß ein Zusammenkommen der drei Bataillone alljährlich nur einmal zum Regimentsexerzieren und den größern Herbstübungen auf etwa sechs Wochen stattfinden konnte, so begreift es sich leicht, daß auch eine Regimentskameradschaft im eigentlichen Sinn des Worts unter den Offizieren nur in sehr geringem Maße bestand. Es gab aber doch einen „Regimentsgeist", der den Zusammenhalt mehr als die Kameradschaft vermittelte, und der seinen Ursprung in dem Ruhm hatte, den das Regiment sich durch sein Wohlverhalten in den Befreiungskriegen erworben, sowie in dem guten Ruf, den es der Kommandoführung des schon genannten Obersten von Uthenhoven verdankte. Denn von diesem Kommandeur und von dem, was er aus dem Regiment gemacht hatte, wurde noch immer mit großem Lobe gesprochen, obgleich seit seinem Scheiden schon acht Jahre verflossen waren. Aber auch die äußere Schönheit des Regiments gab dem „Regimentsgeist" seine Nahrung. Es rekrutierte sich aus den besten Teilen der Provinz Westfalen: aus der Grafschaft Mark, dem Arnsberger- und dem Siegenerlande, die nicht bloß sehr kräftige und kernige, sondern auch stattliche Leute lieferten, aus den gebirgigen und waldigen Distrikten auch viele, die nicht bloß geborene Füsiliere, sondern auch als Wildschützen schon vollendete Scharfschützen waren. Für die Disziplin aber boten das ruhige und ernste Wesen und der solide Charakter, der dem Westfalen im allgemeinen eigen ist, von vornherein sichere Gewähr. Freilich fand sich unter dieser Mannschaft selten einer, der über die gesetzliche Dienstpflicht hinaus bei der Fahne blieb, um Unteroffizier zu werden, aber das Regiment hatte noch von seiner Errichtung her einen starken Stamm alter Unteroffiziere, meist Ostpreußen, die, kriegserfahren und kundig wie sie waren, ein sehr brauchbares Mittelglied zwischen den Offizieren und Gemeinen bildeten.

Es war daher nicht bloß das jugendliche Feuer, das in mir brannte, nicht bloß das Blendende meines neuen Standes, auch nicht das Hochgefühl, das der Gedanke mir einflößte, *preußischer* Offizier zu sein und als solcher fortan einer ehrenvollen Genossenschaft mit voller Berechtigung anzugehören, sondern es war ganz besonders jener „Regiments-

geist", von dem ich mich schon gleich bei meinem Kommen angeweht fühlte, und der es mir leicht machte, im Kameradenkreise der Offiziere des 1. Bataillons mit denjenigen bald in nähere Berührung zu kommen, auf die mein Bruder mich mit gutem Rat verwies. Es waren dies einige ehemalige Kadetten, ein paar ältere Offiziere, die mit uns denselben Korridor bewohnten, und das Brüderpaar von Goertzke, mit dem wir, wie schon erwähnt, die Kompagniekameradschaft teilten.

Es war der letzte Abschnitt der Rekrutenausbildung, womit ich den Dienst begann. Nach damaliger Einrichtung fand nämlich die Einstellung der Rekruten erst im Frühjahr, am 1. April, statt, und ihre Ausbildung mußte gegen Ende Mai beendigt sein, dann begann das Kompagnieexerzieren. Ich konnte daher auch in der noch vorliegenden kurzen Rekrutenzeit nur eine Ahnung von dem Ausbildungsgeschäft erlangen. Es entging mir aber schon in dieser kurzen Zeit nicht, wie sehr unter der damaligen Methode, die einen rein mechanischen Drill ohne jegliche Abwechslung und eine tägliche 6—7stündige, auf Vor- und Nachmittag verteilte Arbeit verlangte, nicht bloß die Rekruten, sondern auch die Offiziere und Unteroffiziere litten! Auffallend war mir ganz besonders, daß selbst das Tiraillement nur auf dem neben der Kaserne gelegenen Exerzierplatz gelehrt wurde, wo sich auch nicht die geringste Gelegenheit bot, Geländebenutzung zu zeigen und zu üben.

Bevor ich vom Kompagnieexerzieren spreche, muß ich zunächst erwähnen, daß dem 7. Armeekorps in diesem Jahre, 1825, eine Königsrevue bevorstand, und auf diese hin alle Übungen bis zum Regimentsexerzieren hinauf abzielten. Ich muß ferner erwähnen, daß nach der damaligen Einrichtung die Kompagnie während des Winterhalbjahrs, von Ende September bis Ende März, eine so geringe Stärke besaß, daß sie für den Wacht- und innern Dienst wohl ausreichte, alle Exerzier- und sonstigen Übungen aber nur in kleinen Abteilungen geschehen konnten. Denn es gingen nach den Herbstübungen nicht bloß die zur Reserve entlassenen Mannschaften, sondern auch noch so viele „Urlauber" ab, daß die Kompagnie nur 70—80 Mann stark blieb, die nach Abzug der Wachtmannschaft, der Kommandierten, Kranken, Handwerker u. s. w. sich auf höchstens 40 Mann verminderten, die aber auch dem Kompagniechef nur abwechselnd zur Verfügung standen. Erst im Frühjahr kam dann die Kompagnie wieder auf ihre etatsmäßige Stärke, die aber in dem Jahre einer Königsrevue noch durch die Extraeinstellung von sogenannten Kriegsreserverekruten, etwa 30 Mann, auf die für die Revue bestimmte Gardestärke stieg. Welche Arbeit nun für die aus so verschiedenen Elementen formierte Kompagnie erwuchs, um für die Revue reif zu werden, ja dieselbe unter den strengen Augen eines Königs, wie Friedrich Wilhelm III. war, mit Ehren zu bestehen, wird man sich leicht

selbst sagen, wenn ich endlich nur noch anführe, daß das Regiment überhaupt nach Einstellung der Rekruten in die Kompagnien kaum noch 2³/₄ Monate für die Kompagnie-, Bataillons- und Regimentsausbildung behielt. Denn schon in der zweiten Hälfte des August-Monats mußte es nach Lippstadt in Westfalen marschieren, wo die Brigade- und größern Übungen und Manöver stattfinden sollten.

Nachdem ich in der Kompagnie, wie ich noch heute glaube, ziemlich gut geschult war, wurde es mir leicht, in der Bataillonsausbildungsperiode dasjenige zu leisten, was von mir gefordert wurde. Das Bataillonsexerzieren fand auf der sogenannten Goltzheimer Heide statt, die etwa eine Stunde weit von der Stadt entfernt, festsandig, völlig eben und groß genug war, um eine ganze Division darauf zu bewegen. Aber wie ganz anders ging es bei diesem Exerzieren, im Vergleich zu heute, zu. Der Bataillonsbefehl zum Ausrücken lautete täglich wörtlich: „Das Bataillon steht morgen früh um 6 Uhr auf dem Kasernenplatz zum Abmarsch nach der Goltzheimer Heide bereit. Anzug: Jacke, Mütze und beliebige Hosen, u. s. w." Die Jacke war von blauem Tuch, hatte die Abzeichen der „Montierung" und war zur Schonung dieser der gewöhnliche Exerzieranzug in der Garnison. Gegen sie ließ sich, da sie recht kleidsam, nichts sagen. Die Mütze jedoch, an und für sich immer sehr abgetragen, verwöhnte den Mann und ließ ihn den häßlichen und höchst unbequemen Czako um so mehr hassen. Die „beliebige Hose" aber war geradezu ein Skandal! Sie gehörte dem gemeinen Soldaten, der sie aus der Heimat mitgebracht hatte und mußte, da sie auch zum Kasernen- und Appellanzug diente, zum Schaden des Mannes im Dienste aufgetragen werden; dabei war sie natürlich im Stoff, in der Farbe und im Schnitt so verschieden, und in ihrer Beschaffenheit meist so plunderhaft, daß die ganze Truppe sich in diesem Aufzuge tief geschämt haben würde, wenn sie nicht seit Jahren daran gewöhnt gewesen wäre! Und welches war der Grund zu solcher Jämmerlichkeit? Kein andrer als eine Sparsamkeit, von der man heute keinen Begriff, kein Verständnis hat. Der Staat nämlich gewährte der Infanterie die Tuchhose nur für die schwache Winterstärke, verlangte aber das Vorhandensein für die ganze Sommerstärke, das Fehlende mußte also von der Truppe herausgespart werden. An weißleinenen Hosen — die heutige Drillichhose gab es damals noch nicht — gab er zwar die volle Sommerstärke, da aber die Wäsche dem Soldaten zur Last fiel, so wurden sie nur zum Garnison-Wachtdienst und Sonntags getragen, und es blieb dem Soldaten überlassen, sich eine tuchene Diensthose selbst zu schaffen, wenn er nicht in der weißleinenen Hose ausgehen wollte. Ich darf aber nicht verschweigen, daß die bevorstehende Königsrevue dem Regimentskommando zu Beschaffungen Veranlassung gegeben hatte, die dazu dienen sollten, das

Regiment nicht bloß zur großen Parade, sondern auch zu den Exerzitien und Manövern vor Sr. Majestät dem Könige, so „elegant" als möglich erscheinen zu lassen. Und diese Beschaffungen mußten durch Ersparnisse und Überschlagungen an dem Jahreskontingent, sowie durch Verwendung älterer Ersparnisse gedeckt werden. Von ihrem Umfang wird man sich einen ungefähren Begriff machen, wenn ich bloß das anführe, daß allein schon ein aus Berlin verschriebener Schellenbaum — Mahomedsfahne — 800 Thaler gekostet hatte! Er war allerdings sehr schön, ja prachtvoll, und dem alten, allzu einfach und bescheiden aussehenden Instrument gegenüber, nach der damaligen Geschmacksrichtung geradezu zur Notwendigkeit geworden.

Das Bataillonsexerzieren bestand ununterbrochen in einem so scharfen, zugleich aber so einförmigen Drill, wie ich ihn in meinem spätern Dienstleben nicht wieder erlebt habe. Zuerst Paradeaufstellungen und Märsche in allen Formen und mit Wiederholungen, bis zur Ermüdung, ja Übermüdung. Dann eine Erholungspause und nach dieser das eigentliche Exerzieren, wobei wiederum jeder Gegenstand mehrmalige Wiederholungen erfuhr, und das peinlichste Instruieren und Korrigieren, bis ins Kleinste hinein stattfand. Am übelsten empfunden wurde das Avancieren und Retirieren in Linie über die ganze Länge der Heide hin und zurück und die Frontveränderungen, namentlich durch die damals noch reglementsmäßig vorgeschriebene Achsschwenkung, unter Deckung durch die Schützen in so gekünstelter Weise, daß dafür eine besondere, sehr ausführliche Instruktion mit Zeichnungen bestand, deren Studium wirkliches Kopfzerbrechen kostete. Ein eigentliches einfaches Tiraillieren, wobei der einzelne Schütze sich bequem bewegen durfte, fand nur ausnahmsweise statt, weil es den alten Herren, welchen die stramme Form über alles ging, ein Greuel war. Nach beendigtem oft dreistündigen Exerzieren wurde heimwärts marschiert und der beim Passieren der schönen Alleestraße in Düsseldorf fast immer zahlreichen Volksmenge wohl eine schöne Musik geboten, nicht aber das Bild einer anständig aussehenden Truppe. Man denke hierbei nur an die „Jacke, Mütze und beliebige Hosen", an den Schweiß und Staub, der jeden einzelnen Soldaten bedeckte und an die durch eine meist fünf Stunden lang gedauerte Anstrengung natürlich erzeugte Abspannung, die, so stramm man sich auch zu marschieren bemühte, doch nicht zu verleugnen war.

Der Nachmittag brachte neue Anstrengungen, teils auf dem Exerzierplatz neben der Kaserne, teils auf der Heide, am seltensten im „Terrain". Von mir persönlich kann ich nur sagen, daß ich in dieser Zeit, wie überhaupt in meinem ganzen ersten Dienstjahr, nie eine Felddienstübung mit Vorpostenaufstellung gesehen, also auch nie eine Feldwache zu kommandieren bekommen habe, der Lager- und Biwaksdienst mir völlig fremd

blieb, und selbst die Tirailleurübungen in größern Abteilungen auf der Heide nur darin bestanden, daß die vier Schützenzüge des Bataillons unter dem betreffenden Hauptmann*) jene künstliche Deckungsweise eines in Skelett dargestellten Bataillons erlernten und übten — die doch keine Aussicht auf ernste Anwendung hatten, ja selbst bei einer Königsrevue nicht vorkommen konnten.

Da auch, wie schon erwähnt, die Schießübungen in jene Periode fielen, so habe ich über deren Betrieb hier noch viel weniger Günstiges zu berichten, als über die schon besprochenen Gegenstände. Das damalige Steinschloßgewehr mit seinem schwer gangbaren Schloß, seinem großen Spielraum und seinem in der That sehr empfindlichen Stoßen, machte das Scheibenschießen der Infanterie zu einem um so weniger dankbaren Übungszweige, als die geringe Zahl der dazu gelieferten Patronen — 25 Stück für den Tirailleur, drittes Glied, und 20 Stück für jeden andern Gemeinen — eine Fertigkeit im Schießen natürlich gar nicht erreichen ließ. Ich habe auch nie einen Vorgesetzten auf dem Schießplatz zu sehen bekommen. Selbst unser Hauptmann kam nur auf ein Stündchen hinaus und überließ seinen Offizieren die Leitung, dem Feldwebel die Listenführung ohne jegliche Kontrole. Natürlich kam es dem Hauptmann darauf an, mit diesem „lästigen und unfruchtbaren“ Dienst so schnell als möglich fertig zu werden, und das gelang ihm auch, denn, ich wage es wegen seiner Unglaublichkeit kaum zu schreiben, die Schießübung der 4. Kompagnie wurde im Jahre 1825 in **einem** Tage vollständig absolviert!

Wie das möglich war, wird man verstehen, wenn ich sage, daß das Schießen morgens um 5 Uhr begann und bis abends nach dem Zapfenstreich dauerte!! Das war doch auch dem Bataillonskommandeur zu stark. Er rügte am nächsten Tage bei der Parole diesen Vorgang mit den Worten: „Ich habe diese Kompagnie noch nach Sonnenuntergang schießen gehört — was kann da noch getroffen sein!?“ — Nun, für gute Treffer hatte doch wohl der Feldwebel gesorgt, der sie auf sehr geduldigem Papier verzeichnete!

Nun das Regimentsexerzieren. Es waren dafür acht Tage, einschließlich eines Ruhetages bestimmt, nachdem das Regiment sich in Düsseldorf versammelt hatte. Die fünf Übungstage wurden nur zum Exerzieren und zwar täglich vor- und nachmittags benutzt und zwar dergestalt, daß an den Vormittagen das Paradewesen und das eigent-

*) Damals hatte ein jedes Bataillon einen ohne Rücksicht auf Anciennetät dazu besonders ernannten „Tirailleurkapitän“, welcher beritten war und zu Pferde stieg, sobald die Tirailleurs zum Gefecht vorgezogen wurden. Außer diesen drei Kapitäns hatte ein Infanterieregiment nur noch einen Kapitän und zwar den ältesten des Regiments, welcher eine Ration erhielt, die übrigen waren unberitten.

liche Exerzieren stattfanden, an den Nachmittagen aber nur der Parademarsch in allen seinen Formen und mit vielfacher Wiederholung geübt wurde. Natürlich hörten beim Regiment die „beliebigen Hosen u. s. w." auf, und es erschien bei jeder Gelegenheit nur im vollständigen Dienstanzuge. Jetzt erst sah ich mit Stolz, daß es in der That eine Truppe war, die sich überall sehen lassen konnte. Der Oberst von Sanitz exerzierte scharf und war auch persönlich vor der Front eine stattliche Erscheinung. Aber er machte bei seinem Exerzieren im großen doch nur dasselbe, was unser Bataillonskommandeur mit seinem Bataillon im kleinen gemacht hatte: weite Bewegungen in entwickelter Linie vor- und rückwärts über den Platz, selten Anwendung der Kolonne, künstliche Frontveränderungen und Parademärsche ohne Ende.

Eine Zusammenkunft des ganzen Offizierkorps des Regiments fand nur ein einziges Mal statt und zwar zu einem Festmahl, das dem Obersten von Sanitz zu Ehren gegeben wurde, nachdem er dem Regiment zu dessen großer Überraschung bekannt gemacht hatte, daß er durch Kabinettsordre von dem und dem Tage zum Kommandeur des 11. Infanterieregiments ernannt worden sei.

Unser Divisionskommandeur, Prinz Friedrich von Preußen, Neffe des Königs, war zu dieser Zeit 31 Jahre alt. Er war Kavallerist, nahm von der Infanterie nur äußerst wenig Notiz und war, da er viel abwesend, auch durch andre Verhältnisse vom Dienst oft sehr lange abgezogen war, der Division eigentlich nur von fern her bekannt. Truppenbesichtigungen nahm er nur sehr selten und fast nur bei der Kavallerie vor; die Infanterie ging 1825 ganz leer aus. Ihn vertrat oft monatelang der älteste Brigadekommandeur der Division, Generalleutnant von Tippelskirch, Kommandeur der 14. Infanteriebrigade, wozu unser Regiment und das 17. gehörten. Er zeigte sich den Truppen auch nur so wenig, daß man ihn in der ganzen Zeit nur bei der täglichen Wachtparade zu sehen bekam, während er den Exerzierplatz völlig mied, also auch keinerlei Besichtigung abhielt. Seine Regimenter bekamen ihn erst bei Lippstadt vor ihrer Front zu sehen.

Ich hebe gern hervor, daß ich meinem schon oft genannten Bruder das Meiste von dem verdanke, was mir, ganz abgesehen vom Dienst, den Aufenthalt in Düsseldorf von vornherein wertvoll, ja angenehm machte. Er wurde mir vor allem dadurch nützlich, daß er mich bald mit den wenigen Malern in Berührung brachte, die nach der zu Anfang 1824 erfolgten Übersiedelung ihres Altmeisters Cornelius nach München diesem dahin noch nicht gefolgt waren. Bei meiner Passion für diese Kunst hatte ich mich schon im voraus auf die Gelegenheit gefreut, mich in Düsseldorf darin mehr ausbilden zu können, und ich schloß mich daher dem Talentvollsten jener Zurückgebliebenen, dem jungen Wilhelm Kaulbach

besonders innig an. Es war dies derselbe Künstler, der später in München zu großem Ruhm emporstieg und auch in Berlin durch die in den vierziger Jahren ausgeführten Freskobilder im neuen Museum seinen Namen verherrlichte. Als ich ihn in Düsseldorf kennen lernte, stand er in seinem 20. Lebensjahre. Seine Familienverhältnisse waren sehr unglücklich, und ihm lag die Sorge für seine arme Mutter und Geschwister ob, die, in einer nahen kleinen Stadt wohnend, ihren Unterhalt nur teilweis selbst erringen konnten. Und das war auch der Grund seines Zurückbleibens in Düsseldorf, wo er durch Unterrichtgeben im Zeichnen und Malen, namentlich auch an die Gemahlin des Prinzen Friedrich, sowie durch einige kleine Bilder, die er malte, die nötigen Mittel sowohl zum eigenen Unterhalt, als auch für jenen edeln Zweck erwarb. Er war ein auffallend hübscher Mensch und wußte auch durch seinen Anzug, den damals bei den Künstlern sehr beliebten schwarzen deutschen Rock mit Sammetbarett, sich interessant zu machen — vor allem die Augen und die Gunst der Damen auf sich zu ziehen. Er wohnte in einem Gartenhause außerhalb der Stadt, nahe unsrer Kaserne, hatte dort auch sein Atelier und nahm unsre — meines Bruders und meine — Besuche immer sehr gern an. Ja, es bildete sich zwischen uns bald ein so freundliches Verhältnis, daß er auch uns und zwar meist an den Sonntag-Vormittagen regelmäßig schon früh besuchte, mit uns frühstückte und sich uns anschloß, wenn wir dienstfrei waren und ihn zu einem Spaziergang ins Freie einluden. Natürlich konnte für mich in dieser ersten Sommerzeit, selbst nur von Versuchen im Zeichnen und Malen, noch keine Rede sein. Im Herbst und Winter aber fing ich bei vermehrter Muße wieder an, von dem Versäumten etwas nachzuholen, und wurde dazu auch durch Kaulbachs nachsichtsvolle Bemerkungen über die eine oder andre meiner Zeichnungen ermutigt; doch hatte ich mich freilich in seinem Atelier längst überzeugt, wie stümperhaft ich ihm gegenüberstand.

Ich habe zum Schluß der Zeit vor dem Ausmarsch zur Revue hier nur noch von unserm weiter oben auch nur erst flüchtig berührten Offiziertisch zu sprechen. Er fand in der von der Infanteriekaserne nur durch einen schmalen Hof getrennten Artilleriekaserne statt und war ein gemeinschaftlicher für die drei Offizierkorps: des 1. Bataillons Nr. 16, des 2. Bataillons Nr. 17 und der zweiten Abteilung der 7. Artilleriebrigade. Die im Erdgeschoß der Kaserne liegende Räumlichkeit bestand in einem Speisesaal, mit Entree und Vorzimmer für die Garderobe, und hing mit der Küche und der Köchinwohnung zusammen. Der Saal zeigte auch nicht eine Spur von Eleganz, selbst an Bildern waren nur wenige vorhanden, auch war er nur mäßig hell. An der für 40 bis 50 Personen ausreichenden Tafel saßen die Offiziere korpsweise nebeneinander. Jedes hatte sein eigenes Silber- und Weißzeug, während alles

sonstige Gerät gemeinschaftlich beschafft war und auch so unterhalten wurde. Eine sogenannte „Tischkommission", bestehend aus drei Mitgliedern — von jedem Truppenteil eins — von welcher einer zugleich die Leitung über das Ganze hatte, besorgte alles auf den Tisch und auch auf die Ordnung Bezügliche und stand zu der Köchin im Verhältnis einer „Herrschaft". Diese Köchin war eine bereits recht alte, etwas eigenwillige Person, die schon lange diente und ihr Fach vorzüglich verstand. Sie hatte eine nicht minder alte Person als Gehilfin zur Seite, die, wie sie selbst, von der Tischgesellschaft ihren Lohn erhielt. Drei Ordonnanzen in einfacher Livree versahen den Dienst am Tische. Das Essen bestand täglich in Suppe, Gemüse und Fleisch, Braten und Zubehör, zum Schluß Butter und Käse, alles immer sehr gut zubereitet und so reichlich, daß der Abendappetit im Quartier sich mit um so Wenigerem begnügen konnte. Wein wurde nur am Königs-Geburtstage in gemeinschaftlicher Bowle getrunken; außerdem nur mit einem Gaste, den der eine oder andre Tischgenosse gelegentlich mitbrachte. Die Anstalt hatte aber keinen eigenen Weinkeller, sondern deckte in jedem Fall den Bedarf aus einer nahen Handlung.

Die „Tischdisziplin" war recht streng; sie wurde nicht bloß von dem „Tischältesten", sondern auch von den ältern Offizieren — nur Leutnants, da zu dieser Zeit noch keine höhern Offiziere an dem Tische teilnahmen — überhaupt überwacht, die damals noch eine Macht übten, von der man heute keine Vorstellung mehr hat. Wurde es unter den jungen Leutnants an dieser oder jener Stelle zu laut, so genügte schon der ernste Blick eines jener ältern Kameraden, um die Unterhaltung wieder auf einen angemessenern Ton zurückzuführen. Aber weit entfernt, eine „Zwangsanstalt" zu sein, bot dieser Tisch trotz seiner Einfachheit und Schmucklosigkeit doch das Bild einer vornehmen Gesellschaft, wo selbst die schwierigern Elemente sich einem Anstandsgesetz fügten, das dem preußischen Offiziergeiste entsprach. Der Kostenpreis für den Tisch betrug für den einzelnen Offizier fünf Thaler fünfzehn Groschen monatlich, wovon zwei Thaler aus den Offizier-Tischgeldern flossen. Dieser Preis war bei der Infanterie, mit Ausnahme der Garde, damals wohl der meist übliche. Ein höherer konnte aber auch nicht gestellt werden, da die große Mehrzahl der Subalternoffiziere lediglich auf das kärgliche Gehalt angewiesen war, das bis zum Anfang der 1840er Jahre hin für den Sekondeleutnant nur 16 Thaler 22 Groschen 6 Pfennig betrug und nach den Abzügen für Kleiderkasse, Mittagstisch und Musik, sowie nach Bezahlung des Burschen und der Wäsche, kaum soviel übrig ließ, um die bescheidensten Ansprüche des Frühstücks und des Abendtisches noch befriedigen zu können.

Zur Ehre unsers Offizierkorps muß ich hier auch bemerken, daß

das wirkliche Schuldenmachen überhaupt eine Seltenheit war. Als eine merkwürdige Besonderheit wird es erscheinen, wenn ich die obigen Ausführungen über die wirtschaftlichen Verhältnisse unsrer damaligen Subalternoffiziere mit der Bemerkung schließe, daß in jener Zeit die Schuldenmacher und stark Verschuldeten sich wirklich nur unter den Stabsoffizieren befanden, und das damals noch übliche Sprichwort: „Er hat Schulden wie ein Stabsoffizier" auch in Düsseldorf für einige Herren, zu denen aber von den unsrigen nur einer gehörte, leider nur allzu wahr war.

Zu den größern Übungen und der Königsrevue marschierte das Regiment bataillonsweise Ende August auf verschiedenen Straßen nach der Gegend um Lippstadt.

Unsre täglichen Übungen nahmen nach der Vereinigung des Armeekorps sofort ihren Anfang. Vorausschicken muß ich aber noch, daß die Linientruppen des Korps rings um Lippstadt kantonnierten, die Landwehr-Kavallerie desgleichen, die Landwehr-Infanterie aber ein Strohhüttenlager bezogen hatte, das auf der großen Heide lag, die den Truppen von der Brigade bis zum Korps hinauf zu ihren Übungen dienen sollte. Der kommandierende General von Horn, sowie die Divisions- und Brigadekommandeure hatten ihre Quartiere in Lippstadt, wo auch Seine Majestät der König sein Hauptquartier nehmen wollte. Die Übungen zerfielen in zwei Hauptabschnitte, wovon der erste zu den Vorübungen bestimmt war, die mit dem Eintreffen des Königs ihr Ende nahmen, der zweite die Zeit der eigentlichen Revue und einige daran anschließende Feldmanöver umfaßte. Die Brigadeübungen der Infanterie fanden in der Kombination von Linie und Landwehr statt, dergestalt, daß je ein Linienregiment mit dem gleichnummerierten Landwehrregiment eine Brigade bildete, unser Regiment also mit dem 16. Landwehrregiment zu einer solchen zusammenstieß. Für die Divisions- und Korpsübungen, sowie für die eigentliche Revue blieb diese Formation bestehen, während bei den Feldmanövern die Landwehr ausfiel, da sie gleich nach dem letzten Korpsmanöver in die Heimat entlassen wurde.

Unser Brigadeexerzieren war unserm Regimentsexerzieren sehr ähnlich, mit dem alleinigen Unterschied, daß wir nun in dem Landwehrregiment ein zweites Treffen hinter uns hatten, welches alle Kunststücke der alten Lineartaktik mitmachen mußte, durch seine Ungeübtheit im größern Verband und die oft nötigen Instruktionen und Korrekturen aber die Ursache war, daß dies Exerzieren zum öftern doppelt so lange wie das Regimentsexerzieren dauerte.

Das Landwehrregiment sah, dank der bedeutenden Geldzuschüsse, welche die betreffenden Kreise für die parademäßige Ausrüstung der einzelnen Bataillone gewährt hatten, im ganzen recht gut aus, auch das Offizierkorps zählte noch viele Hauptleute und Premierleutnants, die die

Befreiungskriege mitgemacht hatten und für geübt und erfahren genug galten, daß es der Kommandierung von Linienoffizieren zu diesem Regiment nicht bedurfte. Was die Bataillonskommandeure anbetraf, so waren zwei davon, da sie erst vor kurzem aus der Linie gekommen waren, vor der Front durchaus sicher; der dritte aber, der schon lange der Landwehr angehörte, erschien uns jungen Offizieren als ein Mann, der sich überlebt hatte und sich nur schwer in dem Regiments- und Brigadeverhältnis zurecht fand. Daß alle drei des Reitens wenig gewöhnt waren, sah man auf den ersten Blick; doch hatten sie auch an den Bataillonskommandeuren unsers Regiments keine guten Vorbilder, da auch diese sich über den kurzen „Majorsgallopp" hinaus nie verstiegen, am liebsten aber Schritt oder „Zuckeltrab" ritten. Aber mit dem Reiten bei der Infanterie, selbst der Adjutanten, stand es in damaliger Zeit überhaupt sehr schwach, und wenn man auf dem Exerzierplatz wirklich einmal das Beispiel eines gestreckten Gallopps oder gar eine Karriere sah, so war solches eine Ausnahme, über die man staunte!

Die Übungen der Infanteriedivisionen waren, da sie ohne Zuteilung der andern Waffen stattfanden, nichts andres als gemeinschaftliche Exerzitien von je zwei Infanteriebrigaden. Auch sie erhoben sich nicht über die Einübung stereotyper, schematischer Tableaus mit gewissen Knalleffekten hinaus und verlangten auch für das Paradewesen immer eine große Menge von Zeit.

Erst die darauf folgenden Divisionsübungen mit allen Waffen und die Übungen des ganzen Korps boten mannigfaltigere Bilder, waren aber im Grunde auch nichts anders als große Exerzierbewegungen nach Kommando oder Signalen vom kommandierenden General bis zum einzelnen Bataillonskommandeur. Die Hauptsachen waren an einem Tage: allgemeines Avancieren der beiden Divisionen nebeneinander in Linien, mit Attacke, dann Achsschwenkung rechts unter der Annahme, daß, nachdem der Feind vor der Front in die Flucht geschlagen worden, ein neuer Feind in der rechten Flanke sich zeige, dann abermalige allgemeine Attacke mit Erfolg, endlich Parademärsche in verschiedenen Formationen. Am nächsten Tage dasselbe mit einer Achsschwenkung links!

Und solche Sachen führte ein Mann aus wie der alte General von Horn, der tapfere Führer der 7. Brigade von 1813/14, der doch damals nur zu oft gesehen und selbst erfahren hatte, daß man mit dergleichen Manövern den Feind nicht geschlagen hätte! Der alte Herr mußte sich aber zu solchen Unnatürlichkeiten bequemen, da er mit einem heutigen „Korpsmanöver im Gelände gegen markierten Feind" vor dem königlichen Kriegsherrn wohl schwerlich bestanden hätte, Seine Majestät aber einen besonders großen Wert auf eine sehr gründliche Exerzierausbildung legte und die Divisions- und Korpsexerzitien, wie sie damals

bestanden, als bequemste Mittel ansah, von der Höhe dieser Ausbildung auf dem kürzesten Wege sich Kenntnis zu verschaffen. Das gewichtige Wort „die Brigade ist der letzte taktische Körper, in welchem noch exerziert wird",*) ließ noch 16 Jahre auf sich warten, und haben bis dahin Männer wie Horn und Borstel, Zieten und Jagow und alle andern, welche in den Befreiungskriegen schon Brigaden geführt hatten, jene Formen kultivieren müssen, wovon der König natürlich selbst wußte, daß sie im Kriege nur sehr bedingt zur Anwendung kommen konnten.

Der General von Horn ließ sich in der Periode der Vorübungen bei den Truppen nur selten sehen; ob er Truppenbesichtigungen abhielt, ist mir nicht mehr erinnerlich, vor unsrer Brigade aber erschien er hierzu nicht. Er war von mehr als mittelgroßer Gestalt und kräftigem Bau, und zeigte trotz seiner 60er Jahre eine noch recht stramme Haltung. Der Kopf war mit vollem weißen Haar bedeckt, und das sehr markierte Gesicht mit stark hervortretender Adlernase hatte Züge, worin sich überwiegend Gutmütigkeit und Freundlichkeit mit dem Ernst mischten, den der Dienst gebot. Abgesehen von dem kurz geschorenen Backenbart war das Gesicht glatt rasiert. Die Augen hatten das Feuer nicht mehr, welches ihnen in jüngern Jahren gewiß eigen gewesen war. Er ritt bei den seltenen Gelegenheiten, wo ich ihn sah, nur Schritt. Seit dem Jahr 1821, als Nachfolger des Generals von Thielemann, an der Spitze des 7. Armeekorps, erfreute General von Horn sich in Münster einer großen Beliebtheit. Er war ein „Bürgerfreund und Wohlthäter der Armen" im vollsten Sinn des Worts. Noch während meiner Münsterschen Zeit, von 1833 bis 1843, war das Andenken an den ehrwürdigen General so frisch und treu, als ob er eben erst gestorben wäre. Von seinem Wohlthätigkeitssinn erzählte man sich unter anderm, daß er vor dem Ausgehen stets eine Rolle von 30 Silbergroschen zu sich steckte, die er immer leer heimbrachte. In seinem Korps achtete man in ihm den Helden von 1807 und 1813/14, und liebte ihn zugleich als einen humanen, gerechten und väterlich gesinnten Vorgesetzten. Seinen Stab sah er wie seine Familie an; dessen Mitglieder, selbst die Verheirateten, mußten täglich bei ihm essen, ausgenommen am Freitag, den er seiner wirklichen Familie vorbehielt.

Die Schilderung eines Übungstages möge hier folgen: Schon um 2 Uhr nachts ertönte die Reveille, um 3 Uhr der Generalmarsch. Dann wurde die zum Abmarsch herbeigeeilte Mannschaft beim Schein einer Laterne verlesen und ihr Anzug besichtigt, und nun ging es auf einem

*) So hieß es in dem Memoire, welches der General von Krauseneck im Jahr 1841 dem König Friedrich Wilhelm IV. über diesen Gegenstand einzureichen hatte, und welches auch in dem Exerzierreglement Berücksichtigung fand.

durch vorangegangenen Regen tief durchweichten, an und für sich schon schlechtem Wege, bei noch anhaltendem Nachtdunkel, fort nach Cappeln. Dort wurde geruht, während der daselbst einquartierte Teil der Kompagnie gesammelt und revidiert wurde. Alsdann rangierte der Feldwebel die Kompagnie, angesichts des immer brummenden und viel schimpfenden Hauptmanns, der, als alles fertig war, den Marsch nach der Heide antreten ließ. Ich meine, daß wir dort etwa um 8 Uhr morgens eintrafen. Für die Rangierung des Bataillons und des Regiments und den Marsch zum Sammelplatz der Brigade war etwa eine Stunde nötig, und die Übung im Korps konnte daher vor 9½ Uhr kaum beginnen. Vor 12 Uhr mittags war diese Übung nicht zu Ende. Es wurde dann noch ¼—½ Stunde geruht und darauf endlich der Rückmarsch angetreten. Ich erinnere mich genau, daß wir immer erst Spätnachmittags, nie vor 4 Uhr, in unserm Quartier Güttingen eintrafen.

Mit dem Eintreffen Seiner Majestät des Königs in Lippstadt, am 6. September, begann die zweite Periode der Revuezeit.

Es war natürlich alles geschehen, um das Regiment so sauber als möglich vor Seiner Majestät erscheinen zu lassen. Aber es war nicht leicht, dies zu erreichen, denn es hatte in den letzten Tagen einige Male geregnet, der Weg nach der Heide war tief durchweicht, und nicht bloß für das Schuhwerk, sondern auch für die weißen Hosen war so die Gefahr gänzlicher Verschmutzung vorhanden. Der Regimentskommandeur befahl daher, daß die Paradetoilette erst auf der Heide gemacht, die Hosen per Wagen dorthin geschafft, darauf auch das für die Stiefeln nötige Putzgerät mitgenommen werden sollte. Da die Parade zu einer so späten Stunde befohlen war, daß der Abmarsch aus unsern Kantonnements erst bei Tageshelle angetreten zu werden brauchte, so war damit für die Mannschaft die Möglichkeit gegeben, in geöffneten Reihen zu marschieren und den schlimmsten Stellen des Weges auszuweichen; für uns Offiziere aber war dadurch gesorgt, daß auf dem Wagen der Kompagnie alle Sachen mit verpackt wurden, die einer besondern Schonung bedurften.

Als wir auf dem Sammelplatz des Bataillons, auf der Heide, ankamen, sahen wir schon eine große Menge von Menschen beiderlei Geschlechts und von allen Altersklassen, die dem weiter entlegenen Paradeplatz zuströmten, aber doch auch noch Zeit genug hatten, um en passant unsre „Paradetoilette" mit anzusehen! Nun denke man sich das Schauspiel, das wir diesen Leuten boten: die Mannschaft im Putzen der Stiefeln und Anziehen der weißen Hosen, die Offiziere im Umkleiden von oben bis unten, und das alles unter ganz freiem Himmel, ja bei Sonnenschein, welcher sich zur Erheiterung des Publikums eingestellt hatte, uns Soldaten aber um so erfreulicher gewesen wäre, wenn wir

uns nicht so in unsern Blößen hätten zeigen müssen! Ich kann noch heute nicht an diese Scene zurückdenken, ohne mich zugleich zu erinnern, daß sie das Hochgefühl bedeutend verminderte, womit ich dem Moment entgegengesehen hatte, vor meinem Könige zum erstenmal, wenn auch nur als „schließender Offizier" zu defilieren.

Die Parade selbst fand in der schon damals stereotypen Form statt, wie man sie noch heute sieht, und brachte, wie wir hinterher hörten, dem Korps die Ehre ein, die Zufriedenheit Seiner Majestät in vollem Maße erlangt zu haben. Daß unser Regiment bei beiden Vorbeimärschen „gut vorbeigekommen", erfuhren wir noch auf dem Platz aus dem Munde des Regimentskommandeurs, der nach diesem Resultat und infolgedessen geschmückt mit dem Roten Adlerorden 3. Klasse, während der wenigen Tage, welche er noch an unsrer Spitze verblieb, sich an Liebenswürdigkeit überbot, im Gegensatz zu den vorangegangenen Tagen, die ihn sicht- und fühlbar am „Revuefieber" hatten leiden lassen.

Am nächsten Tage, dem 8. September, fand ein Korpsexerzieren vor Seiner Majestät statt. Es wurde dabei nichts andres gemacht, als was schon in der Vorübungszeit eingeübt und ausprobiert worden war, und fehlte daher auch die Achsschwenkung nicht, die durch ihre lange Dauer und die großen Entfernungen, die dabei zurückgelegt werden mußten, wirklich dazu angethan war, einen „schließenden Offizier", der nur die Rücken des Zuges, dem er blindlings zu folgen hatte, zu sehen bekam, zur Verzweiflung zu bringen. Seine Majestät verließ uns noch an demselben Tage, um sich zum 8. Armeekorps zu begeben.

Infolge des Abmarsches der Landwehr schrumpfte das Armeekorps auf zwei Infanteriebrigaden zusammen, die durch die damals übliche und dann noch viele Jahre fortdauernde Formation in „kleinen Bataillonen", zu je zwei Kompagnien, die Gestalt von Divisionen erhielten. Wie unnatürlich es war, in solcher Formation Kriegsbilder darzustellen, und wie wenig Belehrendes für die Führung dabei herauskam, konnte mir freilich erst sehr viel später klar werden. Daß aber selbst unsre ältern Offiziere in jener Verstümmlung nichts Arges fanden, habe ich nicht bloß damals, sondern noch lange nachher wahrgenommen; man dachte eben über unsre Schwächen und ihre Ursachen in den mittlern und untern Kreisen wenig oder gar nicht nach und war, bei der geringen Sympathie, die man selbst in den höhern Kreisen für die Landwehr überhaupt nur hegte, eigentlich ganz froh, mit ihr bei den Feldmanövern gar nichts zu schaffen zu haben.

Ein Ruhetag schloß die Manöverzeit ab, dann wurde der Rückmarsch nach den Garnisonen angetreten. An diesem Ruhetag übernahm unser neuer Regimentskommandeur, Oberst von Besser, sein Kommando. Der Oberst von Sanitz war, nach Umtausch seiner hell-

blauen Epauletts gegen die gelben des 11. Regiments „ohne Sang und Klang" von uns geschieden. Unser dicker Hauptmann tröstete sich über den Tausch, indem er sagte: „Gut ist gut, Besser ist besser!" und über diesen vermeintlichen Witz mehr lachte als seine Leutnants. Diese aber waren über das „gut ist gut" doch sehr geteilter Meinung.

Die ersten Tage nach unserm Wiedereinrücken in Düsseldorf vergingen schnell über der Entlassung der Reservisten und Urlauber und den Vorbereitungen für den Winterdienst, der am 1. Oktober seinen Anfang nehmen sollte. Dieser bestand hauptsächlich in der Wiederaufnahme des Detailexerzierens in kleinen Abteilungen an jedem Vormittage, und in Schul- und theoretischem Unterrichte an den Nachmittagen und in den Abendstunden. Nebenher nahm auch der Wachtdienst, welcher bei dem schwachen Winteretat den gemeinen Soldaten höchstens vier wachtfreie Nächte ließ, die Truppen sehr in Anspruch. Mit diesem letzten Dienst hing auch die „Wachtparade" zusammen, wozu die Offiziere und Unteroffiziere der Infanterie täglich, die der Kavallerie und Artillerie nur Sonntags zu erscheinen hatten. Diese Wachtparade, wobei die Förmlichkeiten aus der Zeit von vor 1806 noch ungeschmälert bestanden, hatte für den Dienst wohl manches Gute und diente namentlich auch als Erziehungsmittel für den jungen Offizier, der seinen höhern Vorgesetzten dadurch viel häufiger und länger unter die Augen kam als heute, sich vor ihnen „gehörig zusammennehmen" mußte und auch an Belehrungen ꝛc. mancherlei zu hören bekam, was ihm nützlich war. Freilich nahmen sie auch oft mehr Zeit in Anspruch, als nötig war, wenn die Vorgesetzten, zumal bei gutem Wetter, sich auch auf Besprechungen oder gar Unterhaltungen einließen, die auf den Dienst wenig oder gar keinen Bezug hatten und Veranlassung wurden, daß der Appell sich verspätete und die Mannschaft um so länger auf das Essen warten mußte.

Etwa in der Mitte des Oktobers trat mein erstes Avancement vom 35. zum 34. Sekondeleutnant ein. Daß ich 16 Jahre lang auf den Premierleutnant warten mußte, glaube ich schon hier erwähnen zu dürfen, um die schwere Geduldsprobe im voraus erkennbar zu machen, der ich entgegen ging.

In diese Zeit fiel auch die Ernennung des Generalleutnants von Tippelskirch zum Kommandanten von Berlin. An seine Stelle trat Oberst von Weyrach, bis dahin Kommandeur des 10. Infanterieregiments, als unser Brigadekommandeur. Ihm ging der Ruf voran, ein überaus strenger und ebenso unbequemer Vorgesetzter zu sein. Er stand in der Mitte der Vierziger, war von kaum mittelgroßer, schlanker Gestalt, elegant in Anzug und Haltung, sehr schnell und elastisch in allen seinen Bewegungen, von sehr lebhaftem Temperament, und ver-

riet schon bei seinem ersten Auftreten, daß er einen schärfern Zügel als sein Vorgänger führen würde. Bald aber zeigte sich's, daß er bei aller Strenge doch auch nicht ohne eine gewisse Herzensgüte war, und daß er für unverschuldet Unglückliche und Leidende mehr als bloßes Mitleid haben konnte. Der Stand eines vermögenslosen Leutnants war ihm aus eigener Erfahrung von vor 1806 her genau bekannt; denn auch er hatte sich damals schwer behelfen müssen. Als er einst einem jungen Offizier, einem meiner Freunde, begegnete, der einen kleinen Hund bei sich hatte, fragte er ihn, wieviel ihm die Beköstigung dieses Tiers koste, und bemerkte auf die erhaltene Antwort: „Wenn Sie das bezahlen können, so gratuliere ich Ihnen. Ich hatte einst als Leutnant einen Kanarienvogel, den ich aber, so lieb ich ihn auch hatte, abschaffte, weil mir sein Futter zu teuer wurde." War, was er sagte, wohl Übertreibung, so bekundete er damit seine Abneigung gegen den Luxus, selbst wenn er so verzeihlich war, wie in diesem Falle. Er war ein sehr gebildeter Mann, sprach fertig französisch und war der Feder sehr mächtig. Schon im Jahre 1809 war er Adjutant bei dem nachmaligen General Grafen Bülow von Dennewitz und blieb in diesem Verhältnis bis 1814; kam dann zu dem Feldmarschall Fürsten Blücher, in dessen Stab er den Feldzug von 1815 mitmachte; wurde nach dem Kriege ins Kriegsministerium versetzt und erhielt 1817 das Kommando des schon oben genannten 10. Infanterieregiments. So kam er denn als ein in den verschiedensten Dienstverhältnissen erprobter und an Erfahrungen reicher Offizier zu uns und übersah leicht alle seine Untergebenen, selbst diejenigen, welche für besonders gebildet und gewandt galten. Er war, wie man bald sah, ein sehr flotter und sicherer Reiter und machte dem herkömmlichen Majorsgalopp in der Brigade bald ein Ende. Auf dem Exerzierplatz forderte er viel; auf dem Manöverfelde aber war er nicht gerade Meister. Schließlich darf ich doch auch das nicht unbemerkt lassen, daß der Oberst im Kriege von 1813/14 als Adjutant des Generals von Bülow nicht bloß mit unserm, sondern auch mit dem 17. Infanterieregiment vielfach in dienstliche Berührung gekommen und mit mehreren ältern Offizieren näher bekannt war, die aber alle eine leicht erklärliche Scheu vor ihm hatten. Am schwierigsten für ihn war es aber wohl, zu dem Kommandeur des 17. Regiments, Obersten von Gagern, in ein erträgliches Verhältnis zu kommen, weil dieser schon seit 1813, von der Formation an, Kommandeur dieses Regiments war, während Weyrach damals noch Hauptmann war.

Am Sylvesterabend 1825 fand im prinzlichen Palais der erste große Ball statt, womit die Wintervergnügungen eröffnet wurden. Ich teilte mit meinem Bruder und den wenigen Kameraden unsers Bataillons, welche zu den „Visitenmachern" gehörten, die Ehre der Einladung. Da

damals noch zu den Hof- und andern großen Bällen die weißen „Eskarpins“ Mode oder vielmehr vorgeschrieben waren, so durfte ich natürlich die Unkosten für diesen Anzug nicht scheuen. Er war unbequem, aber doch wirklich recht elegant, und was den erstern Punkt anbetraf, so hatte meine Pagenzeit mir genügende Gelegenheit gegeben, mit dem Zwang desselben so bekannt zu werden, daß ich mich mit Sicherheit darin bewegen konnte. Der Ball war äußerst glänzend, groß war die Pracht der Toiletten und des Schmucks an Brillanten und Perlen, womit die Damen des rheinischen Adels erschienen. Sodann fiel mir die wirklich seltene Schönheit und Anmut der jungen Gemahlin des reichen Grafen Hatzfeld auf, der in spätern Jahren durch einen unsaubern Prozeß mit ihrem Gemahl und einen noch unsaubereren Lebenswandel bekannter gewordenen Gräfin Sophie Hatzfeld. Von den Häuptern jener Adelsfamilien war nur ein einziger in einer preußischen Uniform, als Kammerherr, erschienen, während alle übrigen in ihren fremden Uniformen und Orden teils an die Wechsel der Regierungen erinnerten, die das „Bergische Land“, dessen Hauptstadt Düsseldorf gewesen, vom Jahre 1806 bis 1814 in schneller Aufeinanderfolge durchzumachen gehabt hatte, teils an andre nichtpreußische Beziehungen. Und doch hätten alle diese Herren als Mitglieder der rheinpreußischen Ritterschaft und Gutsbesitzer die schöne Ständeuniform der Provinz anlegen können, die mindestens ebenso elegant wie jene fremden war. Aber ihr Preußentum war freilich erst zehn Jahr alt, und es gab keine Autorität, welche es hätte unternehmen mögen, die Herren zu belehren, daß es taktvoller gewesen wäre, bei einem königlichen Prinzen von Preußen auch als Preußen zu erscheinen. Der Prinz Friedrich als hoher Festgeber übertraf an Stattlichkeit, Eleganz und körperlicher Schönheit wohl alle seine Gäste.

Wenn ich zum Schluß meiner ersten Gesellschaftsperiode in Düsseldorf nun noch jene Häuser von Stabsoffizieren und höhern Beamten erwähne, die zu Bällen sich nicht verstiegen, wohl aber Abendgesellschaften von 30 bis 40 Personen gaben, so beschränke ich mich, ohne Namen zu nennen, nur auf eine allgemeine Charakterisierung dieser Gesellschaften, weil sie sich alle sehr ähnlich sahen. Es herrschten damals in jenen Sphären noch allgemein eine große Einfachheit und ein Sinn, welcher jede Übertreibung und eine Überbietung des einen durch den andern mindestens sehr schwierig machte. Auf der andern Seite aber, auf jener der jungen und jüngern Welt, die in diesen Häusern Aufnahme suchte und fand, herrschte auch nicht minder eine Bescheidenheit und Genügsamkeit, die materielle Genüsse keineswegs verschmähte, aber selbst mit den einfachsten vorlieb nahm, wenn es nur an wirklichem Vergnügen als Hauptsache nicht fehlte. Dem entsprechend bestanden die meist stehend

eingenommenen Genüsse nur in Thee und Kuchen, Butterbrod mit kaltem Fleisch und einer Bowle von leichtem Wein; das Vergnügen dagegen in Tanz nach dem Klavier, oder in Musik- und Gesangvorträgen einzelner Gäste, oder auch in allerlei heitern Gesellschaftsspielen, wovon die heutige Zeit kaum noch etwas weiß. Daß aber eine derartig gebotene Geselligkeit einerseits die betreffenden Familien nicht derangieren, andrerseits aber die geladenen Gäste sich dabei wirklich amüsieren konnten, das wage ich aus eigener Erfahrung entschieden zu behaupten. Ich scheue mich aber auch nicht, hierbei zugleich die Meinung auszusprechen, daß es in vieler Hinsicht besser um die heutige Generation, namentlich die militärische, bestellt sein würde, wenn die Geselligkeit immer jenen einfachen Charakter behalten hätte. Damals konnte ein Brigade- oder ein Regimentskommandeur, ja selbst ein Stabsoffizier, wenn er arrangiert war, noch „ein Haus ausmachen", während er heute, wenn er nicht reich, jeder Repräsentation entsagen muß. — Und dasselbe ist auch von den damaligen höhern Civilbeamten im Vergleich zu den heutigen zu sagen, in deren ebenso einfach eingerichteten Gesellschaften man sich nicht minder wohl als in jenen der höhern Offiziere befand.

In Bezug auf das Theater in Düsseldorf erwähne ich noch, daß dies damals zwar bei weitem noch nicht auf jener Stufe, auf welche es später durch Immermann*) so hoch erhoben wurde, stand, daß es lange für eine Musterschule der dramatischen Kunst gelten konnte, aber doch mit den meisten größern Theatern damaliger Zeit wetteifern konnte. Auch bot es ein Repertoir, welches selbst manchem Residenztheater zur Ehre gereicht haben würde. Die Leitung lag in den Händen zweier tüchtiger Männer, des alten Derossi, welcher in den Rollen komischer Väter und gutmütiger Alten sich auszeichnend, mit seiner Truppe während des Kongresses zu Aachen 1818 vor unserm König und dem Kaiser Alexander von Rußland mit Beifall gespielt hatte, und des viel jüngern Wolff, der, als Charakterspieler hervorragend, später als solcher auch in Berlin sich einen guten Namen machte, wo er Direktionsmitglied eines der dortigen neu entstandenen Theater geworden war.

Es galt damals noch für durchaus anständig, daß Offiziere, natürlich ohne Damen, Sperr- oder selbst Parterresitzplätze einnahmen, für die im Abonnement auf 12 Vorstellungen je 8 Silbergroschen für den Abend bezahlt wurden.

Ganz allgemein betrachtet, so konnte ich mit meinem ersten Dienstjahr die eigentliche Lehrlingszeit für mich so gut wie abgeschlossen

*) Es war dies der bekannte Dichter und Romanschriftsteller, der, nachdem er einige Zeit in Münster als Divisionsauditeur gestanden, später als Landgerichtsrat nach Düsseldorf versetzt wurde, wo er neben seinem Beruf auch seinen künstlerischen Neigungen — diesen vielleicht mehr als jenem — Raum gab.

ansehen und in die neue Periode mit dem Bewußtsein eintreten, für jede Aufgabe, die mir in der bescheidenen Grenze als Kompagnieoffizier zufallen dürfte, verwendbar geworden zu sein. Und in der That wurde ich von nun an auch zu jedem Dienst herangezogen und mit jeglichem Auftrage betraut, der im Kompagnie- und Bataillonsverhältnis vorkommen konnte, und es dachte auch keiner meiner Vorgesetzten mehr daran, mir für die gewöhnlichen Fälle noch besondere Weisungen und Andeutungen zu erteilen.

Die Veränderungen in den höhern Kommandostellen des Regiments und der Brigade wirkten recht merkbar auffrischend. Der Oberst von Besser lenkte sein Auge doch auf einige Gegenstände, um die sein Vorgänger in der letzten Zeit sich, wenn überhaupt, doch nur sehr lau bekümmert hatte, hielt auch im Exerzieren strengstens auf Strammheit und Gleichmäßigkeit. Im Scheibenschießen und im Felddienst ließ er es jedoch bei dem bisherigen Betrieb bewenden, indem er beide Gegenstände weder persönlich prüfte, noch durch gelegentliche Beiwohnung kontrollierte. Sein Regimentsexerzieren aber, so eifrig er sich auch persönlich dabei zeigte, war doch kein andres, als das seines Vorgängers, ja es war eigentlich noch weniger an der Zeit, da er die Formen von 1806 noch strenger und in viel ausgedehnterm Maße als jener übte und vorgekommene Fehler mit einer Heftigkeit und Rücksichtslosigkeit rügte, die dem Oberst von Sanitz völlig fremd gewesen waren. Namentlich war es der alte Alignementsmarsch mit „Augen links und Offiziere auf die linken Flügel!“, auf den er eine Zeit und Mühe verwandte, die geradezu für wichtigere Sachen verloren war, und womit er den Atem und die Spannkraft in der Truppe wirklich bis zur Erschöpfung abnutzte.

Der Brigadekommandeur, Oberst von Weyrach, exerzierte die Brigade immer außerordentlich schneidig, brachte ein Leben und Feuer hinein, wie man es unter dem General von Tippelskirch wohl niemals gekannt hatte, und wußte, wie ich schon früher erwähnte, die Stabsoffiziere flotter zu machen, als sie jemals gewesen waren. Aber er, der an Kriegserfahrung so viel reichere und an militär-wissenschaftlicher Bildung so viel überlegenere Mann als alle Stabsoffiziere zusammen, machte doch auch mit der Brigade wenig andres, als was die Schule von 1806 gelehrt hatte. Es war also auch bei ihm so, als hätte es gar keine Kriege von 1813/14 und 15 gegeben. Daß aber auch er, trotz seines Feuereifers und trotz seiner Neigung, sich selbst um die geringste Einzelheit zu bekümmern, dem Scheibenschießen und dem Felddienst zu einem ernstern und zweckmäßigern Betrieb nicht verhalf, war wohl lediglich die Folge der allgemeinen Geringschätzung, womit in jener Zeit diese schon

so oft von mir genannten Übungsgegenstände in der Armee behandelt wurden.

Die Herbstübungen von 1826 und 1827 trugen wohl dazu bei, mich auf diesem Felde etwas findiger und gewandter zu machen. Da aber bei den Feldmanövern keine Biwaks und auch kein nächtlicher Vorpostendienst vorkamen und ich, als solche in spätern Jahren eingeführt wurden, schon Adjutant war, so entging mir die Gelegenheit gänzlich, in beiden Beziehungen praktische Erfahrungen zu sammeln. Ich konnte mich daher auch niemals rühmen, jemals eine Feldwache kommandiert zu haben.

Von den auf die Brigadeübungen folgenden Divisionsübungen bei Wesel erwähne ich nur noch, daß mir der mehrmalige Besuch von Wesel, wo ich unter den Offizieren des dort mit 2 Bataillonen garnisonierenden 17. Infanterieregiments einige gute Freunde aus dem Kadettenkorps her hatte, aus diesem Grunde immer angenehm war, während ich dabei doch auch Verhältnisse kennen lernte, die mich die großen Vorzüge meiner Düsseldorfer Garnison vor der Weseler im hellsten Licht erkennen ließen. Das Branntweintrinken, selbst unter den Offizieren, war so allgemein und die Liederlichkeit unter den Frauen so verbreitet, daß man die bessern Elemente der dortigen Gesellschaft nur bedauern konnte, nicht bloß in solcher Umgebung leben, sondern selbst den Verdacht sich gefallen lassen zu müssen, auch nicht ganz rein zu sein.

Auf dem nahen Exerzierplatz vor der Festung, der durch seinen weiten Umfang und seinen durchaus ebenen festen und rasigen Boden für die auch in der Division wieder ausgeführten Kunststücke der Lineartaktik sehr günstig war, machte eine Stelle, so oft ich sie sah, einen immer tief rührenden Eindruck auf mich. Es war dies jener, durch elf Pappelbäume schon von weit her erkennbare Platz, wo 1809 elf gefangene Schillsche Offiziere auf Napoleons Geheiß erschossen wurden. Nur von einem schon sehr verwitterten hölzernen Gitter eingefaßt, ohne einen Stein oder ein Kreuz und ohne irgend ein andres Zeichen, das die Bedeutung dieser Stelle näher angedeutet hätte, gab es doch in der Stadt noch Leute genug, die als Augenzeugen von jener Gewaltthat erzählen konnten. Für uns Offiziere vom 16. Regiment aber waren es meist einige alte, täglich mit auf den Exerzierplatz kommende Marketenderinnen, die uns mit allen Einzelheiten das erzählten, was sie mit eignen Augen vor 18 Jahren hier gesehen hatten. Gewöhnlich begleiteten Thränen ihre Worte, wenn sie des jüngsten der beiden Gebrüder von Wedel, eines hübschen jungen Offiziers, gedachten, den, da die erste Kugel ihn nicht tödlich getroffen hatte, erst eine zweite niederstrecken konnte, die er mit unverbundenen Augen, mit dem erneuten Ruf: „Es lebe der König!“ empfing. Die elf Pappeln sprachen deutlich genug zu Ehren jener tapfern Männer und Jünglinge, deren Gebeine unter ihnen ruhten.

Aber es war doch gewiß keiner unter uns, der es nicht schmerzlich fühlte, daß noch kein wirkliches Denkmal diese Grabstätte schmückte. Aber der wohl schon längst in der Brust der besten Männer gehegte Gedanke, ein solches Denkmal zu errichten, bedurfte doch noch mehrerer Jahre, um zur Ausführung zu kommen. Denn erst im Jahre 1834 wurde jenes Denkmal aufgerichtet, das die Grabstätte jetzt würdig schmückt, durch Mittel, die eine allgemeine Subskription in der Armee brachte, und wozu auch der König, ohne genannt werden zu wollen, einen reichen Beitrag steuerte. In der Geschichte des 16. Infanterieregiments (Berlin 1880) steht S. 161, daß bei der Einweihung des Denkmals mehrere Offiziere, die der Feier beiwohnten, ihre Eisernen Kreuze in das Grab warfen, als Zeichen ihrer patriotischen Anerkennung für eine That, die seiner Zeit als ein gewichtiger Vorbote der spätern Erhebung Preußens einen tiefen Eindruck in den weitesten Kreisen nicht nur Preußens, sondern ganz Deutschlands gemacht hat.

Aus dem Jahre 1827 habe ich nun noch eines mich persönlich betreffenden Ereignisses zu gedenken, das mich hochbeglückte. Es war dies eine Belobung, die auf Befehl Sr. Majestät des Königs dreien Offizieren unsers Regiments, darunter auch mir, für ihre Thätigkeit im Schulunterricht beim 1. und Füsilierbataillon zu teil wurde.

Aus dem Jahre 1828, soweit es in diesen Abschnitt noch hineinreicht, bleibt mir in persönlicher Hinsicht zu bemerken, daß ich von der Gunst, die der Regimentskommandeur, Oberst von Besser, mir im Laufe seiner Kommandoführung schon wiederholt zu erkennen gegeben hatte, zur Zeit der Kompagnievorstellungen im Frühjahr einen Beweis erhielt, auf den ich mir viel zu gute thun durfte. Mein Kompagniechef war nämlich bald nach der Vorstellung der Rekruten leidend geworden und mußte, da der Premierleutnant der Kompagnie zur Regimentsökonomie abkommandiert und hierbei gerade in dieser Zeit für unentbehrlich erklärt worden war, der älteste Sekondeleutnant aber wegen andauernder Krankheit schon seit lange keinen Dienst mehr that, mir, als dem zweiten Sekondeleutnant, das Exerzieren der Kompagnie so oft übertragen, als er selbst dazu nicht im stande war. Nun bestimmte der Oberst, daß ich die Kompagnie vorstellen solle.

Nach dem Schluß der Vorstellung drückte er mir in freundlichen Worten seine Zufriedenheit mit dem Geleisteten aus, und der Major von Wohlgemuth raunte mir die Worte zu: „Haben Ihre Sache ganz gut gemacht."

Daß er außer mir auch einigen andern Kameraden des Bataillons, welche gleiche Neigungen hatten und die Nummer 16 auch in der höhern Gesellschaft vorteilhaft repräsentierten, seine Gunst und Zuneigung

schenkte, war eben so erklärlich, als daß diese ihn sich, gleich mir, in vielen Beziehungen zum Muster nahmen.

Durch die in der Militär-Litteraturzeitung, sowie in einzelnen Artikeln der andern Zeitschriften enthaltenen Besprechungen über ältere und neu erschienene Werke wurde ich zuerst auf die französische Memoirenlitteratur aufmerksam gemacht, die namentlich seit dem Tode Napoleons in Frankreich sehr reichlich erblüht war und sich auch schnell nach Deutschland ergoß, wo sie durch Übersetzung in unsre Sprache um so schneller Verbreitung fand. Unser Rheinland war für sie ein besonders zugänglicher Boden, und der durch sie in Frankreich neu belebte Napoleonkultus fand auch auf unsrer Seite, namentlich auf dem linken Rheinufer und in dem vormals bergischen Lande auf dem rechten Ufer Anhänger und Freunde genug. Besonders aber zeichnete sich Düsseldorf aus, wo es nicht bloß unter der Zivilbevölkerung noch ehemalige Offiziere und Soldaten genug gab, welche einst in der „großen Armee“ gedient hatten, sondern auch bei den Truppen der Garnison es an Offizieren in den Chargen der Majors und Hauptleute und selbst an Leutnants nicht fehlte, die einst den französischen Fahnen gefolgt waren, und ebensowenig wie jene aus ihrer Liebe und Bewunderung für den „Kaiser“ ein Hehl machten. Aber auch unter den altpreußischen Offizieren, namentlich den jüngern, gab es einzelne, die teils durch die Erzählungen jener ältern Offiziere, teils durch die Lektüre jener Memoirenlitteratur, von jenem Kultus angesteckt waren und in dem Bekenntnis dazu nichts Bedenkliches fanden, da die Vorgesetzten sich entweder durchaus gleichgültig dagegen verhielten, oder der Jugend den Enthusiasmus ließen, der wirklich ungefährlich war.

Ich bekenne, daß auch ich nicht ganz frei von jener Ansteckung blieb, namentlich seit ich einen Leutnant kennen gelernt hatte, der als der einzige seiner Charge sich noch unter den aktiven Offizieren der Garnison befand. Derselbe hieß Carové, war auf dem linken Rheinufer zu Hause, hatte als französischer Unterthan in den letzten Jahren des Kaiserreichs bei einem reitenden Jägerregiment gedient und war, als seine Heimat preußisch wurde, zuerst zu dem 7. Ulanenregiment nach Bonn gekommen. Von dort aber wurde er zum 5. Ulanenregiment nach Düsseldorf versetzt, weil er bei jenem Regiment wegen seiner lebhaften Napoleon-Sympathien in schlimme Händel geraten und hierdurch unhaltbar geworden war. Bei dem 5. Ulanenregiment benahm er sich aber sehr viel vorsichtiger, gewann bald eine gute Stellung zu Vorgesetzten und Kameraden, pflegte indessen, von aller Geselligkeit sich zurückhaltend, nur mit den ältern Leutnants dieses Regiments und des 8. Husarenregiments, sowie mit einzelnen ältern Infanterieoffizieren einen nähern Umgang. Er war wissenschaftlich gebildet, beschäftigte sich in seiner dienstfreien Zeit mit

ernster Lektüre und war sehr bewandert in der Geschichte der neuen und neusten Zeit, vor allen in jener des französischen Kaiserreichs. Seine recht ansehnliche Büchersammlung bestand meistenteils aus auf Napoleon bezüglichen Schriften. Auch besaß er viele Bilder, Kupferstiche und Lithographien, meist Illustrationen des Kaisers und seiner Armee.

Carové besaß die ganze St. Helenalitteratur und lieh mir gern, was ich davon zu lesen wünschte. Ich fand darunter das Tagebuch von Las-Casas ganz besonders anziehend und las es mit ebensoviel warmer Teilnahme für den gefangenen Ex-Kaiser als mit Unwillen gegen dessen Peiniger, den düstern Hudson Lowe. Auch einige andre Schriften dienten dazu, mich dem Napoleonkultus zu nähern, und es war wohl sehr natürlich, daß ich bei dem gelegentlichen Anblick eines vortrefflichen Kupferstichs, des lebensgroßen Bildnisses des Kaisers von Lebrun den Wunsch aussprach, ihn kopieren zu dürfen. Mein neuer Freund war mir gern gefällig, und bald hatte ich das Bild in meinem Zimmer vor mir, um die Arbeit beginnen zu können. Diese, in schwarzer Kreide ausgeführt, gelang mir dann auch so gut, daß ich, als sie fertig, sie unter Glas und Rahmen bringen lassen und ihr an der Hauptwand meines Wohnzimmers einen geeigneten Platz anweisen konnte. Dort sahen sie bald mehrere meiner Kameraden und selbst mein Regimentskommandeur, und jeder zollte ihr zu meiner großen Genugthuung freundlichen Beifall. Der Oberst fand auch nichts darin, daß sie das einzige Bild war, das mein Zimmer schmückte, da ich ihm sagen konnte, daß sie meine erste größere Arbeit sei, die ich der Einrahmung wert befunden hätte. Er wußte freilich auch, daß ich zu den Bewunderern des Kaisers gehörte; aber er hatte doch von meinem preußischen Herzen eine zu gute Meinung, als daß er an meiner Loyalität hätte zweifeln können. — Es sollte mir dennoch eine recht bittere Lehre nicht erspart bleiben, und das kam so:

Im Sommer 1827 besuchte der Chef unsers Regiments, der Prinz, nachmalige Landgraf Ludwig von Hessen-Homburg, die Garnison Düsseldorf, um sich dort seinem Regiment zum zweitenmal wieder zu zeigen. Während er dieses im Jahr 1824 en parade gesehen hatte, beschränkte er sich diesmal nur auf Gebäudebesichtigungen und nahm selbst von dem Offizierkorps nur gelegentlich Notiz. Als er in der Kaserne eine Offizierswohnung zu sehen wünschte, führte ihn der Oberst von Besser in die meinige, — vielleicht weil ich Kasernenvorsteher war, vielleicht aber auch, um gerade mir, dem er wohlwollend gesinnt war, die Ehre des fürstlichen Besuchs zuzuwenden. Beim Eintritt in das Zimmer fiel dem Prinzen sofort das Bild Napoleons in die Augen. Er war sichtbar unangenehm berührt und fragte den Obersten, wie der Bewohner dieses Zimmers — ich war als solcher Seiner Durchlaucht nicht

vorgestellt worden — dazu komme, gerade dieses Bild als einzigen Schmuck in seiner Wohnung zu haben? Der Oberst erklärte entschuldigend den Sachverhalt und betonte warm meine vorwurfsfreie Loyalität. Se. Durchlaucht aber blieb trotz dieser Betonung unzufrieden und verließ unter Kopfschütteln mit der Bemerkung das Zimmer, daß er nicht erwartet hätte, hier ein Napoleonbild zu sehen!

Ich war natürlich aufs äußerste betroffen und betrübt über dieses Begegnis, fühlte mich aber doch auch zugleich tief gekränkt über den mir widerfahrenen Zweifel an meiner preußischen Gesinnung. Deshalb vermochte ich mich auch nicht zur Beseitigung des Bildes zu entschließen. Ja, ich fand darin, daß ich es auf seinem Platze beließ, eine Genugthuung, die mir doch von keiner andern Seite her gegeben werden durfte. Selbst mein guter Oberst ließ mich über den ganzen Vorfall nicht ein einziges Wort hören, woraus ich den Schluß zog, daß das scharfe Urteil des Prinzen an des Obersten guter Meinung über mich nichts geändert hatte. Im übrigen aber hielt ich es unter dieser Voraussetzung auch nicht für nötig, zu meiner etwaigen Rechtfertigung irgend etwas zu sagen. Auch ließ ich mich in der Lektüre von Schriften, die über den „großen Mann" handelten, nicht weiter stören.

Der fortdauernde Umgang mit dem jungen Maler Kaulbach war mir sehr nützlich gewesen. Ich hatte den Künstler sehr häufig in seinem Atelier besucht, ohne ihn in seiner Arbeit zu stören, dieser aber mit so großer Aufmerksamkeit zugesehen, daß ich davon für mich immer einiges lernte. Er malte nämlich ein Bild alttestamentarischen Inhalts: Besuch der Engel bei Abraham, ihm verkündend, daß sein Weib Sarah ihm noch einen Sohn schenken würde. Die Figuren ein Drittel lebensgroß, die Gruppierung dem Text entsprechend, Abraham als hohe Greisengestalt, den drei Engeln gegenüber stehend, diese, als beflügelte Jünglingsgestalten, so gestellt, daß einer den andern nicht verdeckte, Sarah hinter der halb offenen Thür ihres Hauses stehend, dem Abraham den Rücken zukehrend, neugierig den Vorgang belauschend. Dieses Bild sah ich im Karton und auf der Leinwand in Öl entstehen. Ich kann aber doch nicht sagen, daß es mich besonders ansprach, weder dem Inhalt noch der Komposition nach. Dafür aber sah ich mir auf dem Karton die Zeichnung im einzelnen immer sehr genau an, um daran zu lernen, und war, als das Bild allmählich auf der Leinwand erschien, nicht minder aufmerksam auf die Farbengebung, die nach Art der alten Meister auf Goldgrund geschah. Diese war etwas spröde und ließ die Corneliussche Schule erkennen, die die Ölmalerei weit hinter die Alfreskomalerei stellte und in dieser wiederum die reine Zeichnung hinter die Farbe. Immerhin lernte ich doch, was Behandlung der Farben, Mischung, Pinselführung u. s. w. anbetrifft, mindestens so viel, daß ich bald daran

dachte, mich weiterhin auch in der Ölmalerei praktisch zu versuchen. Aber ich mußte doch noch lange warten, bis ich dazu gelangen konnte. Denn mein Freund Kaulbach verließ unser Düsseldorf, nachdem er durch den Verkauf jenes Bildes die Mittel gewonnen hatte, um dem Meister Cornelius nach München folgen zu können, und ehe ich mit den Künstlern der Schadowschen Schule, welche auf die Corneliussche folgte, näher bekannt wurde, vergingen mehrere Monate, während dem ich mir mit meiner Passion allein überlassen blieb. Zwar machte ich den Versuch, zu dem Unterricht in der Akademie zugelassen zu werden, und erhielt auch die Erlaubnis dazu. Da aber dieser Unterricht immer in solchen Stunden stattfand, die dem Dienst fast ausschließlich gehörten, so gab ich die Sache wieder auf, blieb jedoch nicht müßig. Zunächst warf ich mich auf die Porträtmalerei, en miniature auf Elfenbein, da ich vorher schon einige Versuche im Porträtieren gemacht hatte und, so inkorrekt auch die Zeichnungen an und für sich noch waren, in Bezug auf Ähnlichkeit mir doch ein Lob nie gefehlt hatte.

Um die Schwierigkeiten, die gerade die Technik dieser Art von Malerei bietet, zu überwinden, dazu hätte es eines besondern Lehrmeisters bedurft, den es aber in Düsseldorf trotz der Akademie nicht gab. Ich verließ daher auch, der Stümperei überdrüssig, bald wieder dieses Genre und wandte mich dem Zeichnen in schwarzer Kreide zu. Es kam mir dabei das zu statten, was ich im Potsdamer Kadettenkorps gelernt hatte und was so fest in mir geblieben war, daß ich schon jenen ersten Versuch, die Kopie des Napoleonbildes nach Lebrun, als einen gelungenen ansehen und später mit gleichem Erfolg auch andre gute Originale kopieren konnte.

Bei der geringen Mußezeit, die der Dienst mir nur ließ, suchte ich nicht bloß meiner Malerpassion, sondern auch meinem Geschmack für gute Lektüre zugleich Genüge zu thun. Dies war mir nur dadurch möglich, daß ich, während ich zeichnete oder malte, mir aus dem einen oder andern geeigneten Buche etwas vorlesen ließ. Aber wer war der Vorleser? Mein Bursche! Dieser besaß in der That an Schulbildung so viel, daß ich ihn zu Schriften in Prosa als Vorleser wählen konnte. Er war freilich mit seinem roten Haar, seinem fahlen, sommersprossigen Gesicht und seiner dürftigen Figur nicht bloß einer der häßlichsten, sondern auch einer der ungeschicktesten Soldaten der Kompagnie, und sozusagen das allgemeine Stiefkind in derselben. Aber er war nicht bloß an Schulbildung, sondern an Intelligenz überhaupt allen seinen Kameraden, selbst einzelnen Einjährig-Freiwilligen entschieden überlegen, und dabei ein so gutwilliger und treuer Mensch, daß er, als ich ihn von dem Hauptmann wie von dem Feldwebel immer hart, ja abstoßend behandelt sah, mein Mitleid in erhöhtem Maße erregte, und ich ihn mir — allerdings zum Staunen aller Kameraden — als Burschen erbat. Der

Hauptmann war ihn gern aus Reih und Glied los und fürchtete nur, „daß ich den häßlichen Kerl wohl nicht lange behalten würde".

Inzwischen war ich auch mit dem neuen Direktor der Malerakademie, Wilhelm Schadow, und den von ihm aus Berlin mitgebrachten Schülern näher bekannt geworden und in deren Kreis eingeführt. Die Zahl dieser Schüler betrug anfangs nur fünf: Lessing, Hübner, Mücke, alle drei aus Schlesien, Hildebrandt aus Stettin und Sohn aus Berlin. Später kamen zu verschiedenen Zeiten noch hinzu: Pistorius aus Berlin, Schrötter aus Schwedt, Ewers aus Schlesien, Bendemann aus Berlin, Schirmer aus dem Rheinland und von Ör aus Westfalen, mit denen ich ebenfalls noch in Düsseldorf bekannt wurde, während einige andre, wie Jordan, Achenbach, Scheuren und andre mir fern oder ganz fremd blieben. Am nächsten von den zuerst Genannten kamen mir Lessing, Hildebrandt und Schrötter, sehr nahe auch später Hübner und Bendemann, zuletzt Schirmer. Die meisten von allen Genannten haben sich, wie man weiß, gefeierte Namen und mit diesen die Düsseldorfer Akademie berühmt gemacht. Sie bevorzugten die Ölmalerei. Lessing und Mücke übernahmen aber vorübergehend auch Aufträge für Freskobilder. Später folgten auch andre diesen Beispielen, doch behielt die Ölmalerei stets die Vorhand. Ich brauche mich selbst über die ersten Bilder, die ich aus dieser Schule in Düsseldorf hervorgehen sah, nicht zu äußern, da sie ja schnell zu großer Berühmtheit gelangten und, wo nicht als Originale, so doch durch Kupferstich und Lithographie bald überall bekannt wurden, aber unterdrücken kann ich doch nicht zunächst die Bemerkung, daß die Bilder dieser Schule an Großartigkeit der Ideen und Kompositionen den Cornelianern so weit nachstanden, daß von einem Vergleich mit diesen noch nicht die Rede sein konnte. Auch war die Farbengebung der Düsseldorfer zwar bestechend elegant, aber doch zu weich, vielleicht auch zu geleckt und kam erst — was ich hier vorgreifend erwähne — zu größerer Wahrheit und Kraft, als die Maler durch einzelne prächtige Bilder französischer und belgischer Künstler auf ihre Schwäche aufmerksam wurden. Daß endlich aber auch die Farben der Düsseldorfer so mangelhaft im Material waren, daß sie bald nachdunkelten oder fahl wurden, stellte sich leider schon nach wenigen Jahren so entschieden heraus, daß der schnell entstandene gute Ruf der Schule dadurch gewaltig erschüttert wurde. Aber auch dieser Fehler hörte auf, als seine Ursachen entdeckt wurden.

Doch ich kehre von diesen Abschweifungen zu dem Augenblick meines Bekanntwerdens mit jenen fünf ersten Schadowianern, wie sie dort im Gegensatz zu den fortgezogenen Cornelianern genannt wurden, zurück. Es waren angenehm ansprechende, durchweg bescheidene junge Männer: Lessing und Sohn mit ernsterer Physiognomie als die andern, aber

doch auch zuthunlich wie sie; Hildebrandt ein immer fröhlicher Mensch und guter Gesellschafter; Hübner und Mücke gemütliche Schlesier. Da sie bereits von mir und meinem Dilettantismus gehört hatten, so wurde ich um so leichter mit ihnen bekannt und durfte sie bald auch in ihren Ateliers besuchen. Natürlich aber hielt ich mit meinen sehr schwachen Produktionen bescheiden zurück, sah mir aber um so eifriger und aufmerksamer an, was ich auf ihren Staffeleien und in ihren Mappen zu sehen bekam. Dem Direktor Schadow wurde ich erst später persönlich bekannt. Er war ein hoher Dreißiger von edelm Äußern und würdevoll ernstem Wesen. Wie beliebt und verehrt er in Berlin gewesen und wie erfolgreich er dort gewirkt, bewies zunächst nicht nur der Umstand, daß jenen Fünfen allmählich mehrere andre seiner Schüler folgten; sodann auch der, daß sie alle in Düsseldorf sich mit einer Innigkeit und Treue um ihn schlossen, wie Söhne um ihren Vater. Ich bin ihm nie so nahe gekommen, daß ich mich rühmen könnte, ihm persönlich genau bekannt geworden zu sein, — denn er nahm selbst in der höhern Gesellschaft eine Stellung ein, die ihn mir nicht leicht nahbar erscheinen ließ.

Ich trug mich, nachdem ich die Bekanntschaft der ersten Jünger dieses Meisters gemacht, abermals mit dem Gedanken herum, Schüler der Akademie zu werden. Aber dazu waren mir jene doch in der Kunst viel zu weit voraus, und da auch meine Mußezeit fortdauernd eine sehr beschränkte blieb, ja nach meiner bald erfolgten Ernennung zum Adjutanten noch beschränkter wurde, so gab ich diesen Gedanken für immer auf und nahm mir dafür vor, mich wie seither so auch ferner auf eigne Hand fortzubilden. Es geschah solches denn auch einesteils durch Kopieren guter Vorbilder, namentlich von Zeichnungen, die meine neuen Freunde mir hierfür immer freundlichst überließen, andernteils durch fernere Besuche ihrer Ateliers, wo ich dann ungehindert sehen konnte, „was“ und „wie“ sie es machten.

Im Spätherbst 1827 durfte ich mit einem dreiwöchentlichen Urlaub eine Reise nach Hanau und von dort — auf der Rückreise — nach Liebeneck bei Osterspai am Rhein unternehmen, um in dieser Stadt meine Verwandten, Schwager und Schwester, in Liebeneck aber Verwandte zu besuchen, die ich bis dahin noch nicht kannte. Ich begegnete dort schon jener Mißstimmung über den Kurfürsten und seine Willkürherrschaft, die das Schlimme bereits ahnen ließ, was 1830 in dem alten Hessenlande sich wirklich zutrug.

In dem hoch über dem Rhein gelegenen Schlößchen Liebeneck, wo mein Bruder von Düsseldorf aus schon früher eingetroffen war, wurde ich bald heimisch. Diese Besitzung, ehemals reichsritterschaftlich, gehörte zwei Brüdern, leiblichen Vettern meiner Mutter, von denen ich nun der Gast des jüngern war. Beide hatten eine erinnerungsreiche Zeit von

mehr als 60 Jahren hinter sich, waren im nassauischen Justizdienst zu den höchsten Stellen hinauf gestiegen, hatten aber, sehr erklärlich, die Mediatisierung ihrer Herrschaft Osterspai noch nicht vergessen und von dem Stolz auf ihre ehemalige Reichsunmittelbarkeit nichts verloren. Sie genossen im ganzen Lande eine hohe Achtung und standen, bei guter Vermögenslage, persönlich frei und unabhängig da. Der Jüngere hatte auch seinen Zopf mit Puder und an seinem Kostüm noch so viel Altmodisches, in seiner geselligen Form noch so viel Etiquette beibehalten, daß er die Zeit von vor 1806 auf das treuste repräsentierte. Nicht so der Ältere, den ich aber erst in spätern Jahren persönlich kennen lernte, und von dem ich hier nur erst das sagen will, daß er, weniger am Alten hängend wie der Bruder, auch durch verschiedene Stellungen im ehemaligen Reichs-, sowie im spätern großherzoglich bergischen Dienst, in die Lage gekommen war, sich modernisieren zu müssen. Auch sein Verhältnis als Schwiegersohn des geschichtlich bekannten Kurmainzischen, später österreichischen Staatsministers von Albini, war dabei von Einfluß gewesen. Der Jüngere war immer, namentlich mit der Gutsverwaltung, sehr beschäftigt, hatte aber doch auch für uns seine beiden jungen Gäste, die auf ihn als „gnädigen Onkel“ mit großem Respekt hinauf sahen, immer Freundlichkeit genug. Noch mehr aber als er, machten seine beiden Damen, Frau und Tochter, uns den Aufenthalt in diesem Hause sehr angenehm.

Der Winter von 1827 zu 1828 war in Düsseldorf in geselliger Hinsicht viel lebhafter als die beiden vorangegangenen. Ich möchte noch hinzufügen, daß auf den Hof- und Adelsbällen der Cotillon allmählich bis zu einer Dauer von mindestens drei Stunden stieg, wozwischen es dann Mode wurde, eine Pause von etwa einer halben Stunde, währenddem die Musik schwieg, sitzend zu verplaudern. Es war dies eine Konzession, die der immer mehr umworbenen schönen Gräfin Hatzfeldt und ihren seit 1826 hinzugekommenen zwei Schwestern gemacht wurde, die, weniger schön als jene, dafür aber durch ihr freieres Wesen, ich möchte sagen, um vieles pikanter waren. Der Prinz Friedrich übertraf sich diesen drei Damen gegenüber an Lust und Ausdauer, sowohl im Tanzen als im Courmachen. Sein Cotillon aber gehörte immer nur jener einen, der „Schönsten“.

Welchen besondern Grund der Prinz hatte, alljährlich für die unmittelbar auf den Sylvesterball folgende Karnevalsperiode überall im Zivil zu erscheinen und dies auch den Offizieren vorzuschreiben, ist mir unbekannt und eigentlich immer ein Rätsel geblieben, da es in der ganzen Gesellschaft wirklich keinen Herrn gab, den die Uniform schöner kleidete und mehr auszeichnete als ihn. Dafür weiß ich aber um so bestimmter, daß er den Offizieren mit jener Einführung keinen Gefallen

that. Denn den jüngern, wenn sie nicht bemittelt waren, fiel die Beschaffung eines eleganten Zivilanzuges mit allem Zubehör so schwer, daß sie dadurch in Schulden gerieten, den ältern aber, namentlich den Generalen und Stabsoffizieren war es durchweg mindestens sehr unerwünscht, sich in einen ihnen ganz ungeläufigen Anzug hineinzwängen, der äußern Zeichen ihres Ranges sich entkleiden, überhaupt mit ihren Untergebenen sich egalisieren zu müssen, von denen sie an Eleganz und Kleidsamkeit meist erheblich übertroffen wurden. Auch mochten unter ihnen sich doch wohl mehrere befinden, die trotz ihres Respekts vor dem hohen Herrn sich doch fragten, ob ein Divisionskommandeur, wenn auch ein königlicher Prinz, wohl das Recht habe, etwas zu verlangen, was gegen die von Seiner Majestät vorgeschriebene Kleiderordnung so auffallend verstieß? Der Prinz hatte aber überhaupt eine besondere Passion, sich mit Angelegenheiten des Anzugs nahe zu befassen. Denn er verlangte z. B. von allen Herren, vom Militär und Zivil, die an Jagden teilnahmen, die er gab, oder wozu er als Gast erschien, daß sie zu den Diners oder Abendgesellschaften, die den Jagden folgten, ein von ihm erfundenes Kostüm anlegten: Grüner Frack mit schwarzem Sammetkragen, weißem Seidenfutter und goldenen Knöpfen mit Krone und prinzlichem Namenszug.

Nach der Kompagnievorstellung 1828 entfernte mich ein Kommando auf einen vollen Monat von Düsseldorf. Es war dies das Kommando nach Werden an der Ruhr, „zur Bewachung des dortigen Zuchthauses", das in der Stärke von 1 Offizier und 60 Mann von den beiden in Düsseldorf garnisonierenden Bataillonen der Brigade mit monatlichem Wechsel gestellt wurde.*) Diese Anstalt enthielt an Sträflingen immer mehr als 1200 Individuen männlichen und weiblichen Geschlechts, und unter den erstern viele schwere Verbrecher in Ketten. Die ausgedehnten Gebäude der ehemaligen reichsunmittelbaren Abtei bildeten das Zuchthaus, worin außer der Direktion und der ihr unterstellten Verwaltungsbehörde auch das Wachtkommando sein Quartier hatte. Der diesem Kommando obliegende Wachtdienst war ein sehr anstrengender, und auch der Offizier, in der Stadt allgemein „Herr Kommandant" genannt, hatte für sich nur wenige freie Stunden. Er mußte die Wache und ihre verschiedenen Posten Tag und Nacht durch häufige unerwartete Inspizierungen aufmerksam erhalten, die nicht auf Wache befindlichen Leute angemessen beschäftigen, für ihre Beköstigung durch eine zweckmäßige Wirtschaft sorgen, kurz das ganze Kommando in aller Beziehung so in Ordnung halten, daß es jeden Augenblick bereit war, auf

*) Dies Kommando wird heute noch gestellt, und es mag daher auch heute noch von Interesse sein, die Verhältnisse jener Zeit kennen zu lernen.

v. B.

Requisition der Direktion gegen Aufstands- oder Ausbruchsversuche in entsprechende Wirksamkeit zu treten. Das Verhältnis des „Kommandanten" zur Direktion war durchaus selbständig. Diese hatte, wenn ihre Polizeigewalt nicht ausreichte, die Unterstützung durch das Militär nur zu requirieren, nicht aber in die Anordnungen des Offiziers sich zu mischen. Sie durfte natürlich auch gegen einzelne Posten, die sich nicht richtig benahmen, nicht einschreiten, sondern hatte sie dem Offizier zu melden. Um den innern Dienst des Kommandos durfte sie sich gar nicht bekümmern. Aber dennoch fehlte es ihr an der Neigung nicht zu gelegentlichen Übergriffen und Einmischungen, und auf seiten des Offiziers gehörte immer ein richtiges Maß von Besonnenheit und Takt dazu, um etwaigen Versuchen solcher Art rechtzeitig und angemessen zu begegnen. Die Persönlichkeit des Direktors machte solches aber keineswegs leicht. Er hatte sich von einem ehemaligen Artilleriefeldwebel und spätern Subalternbeamten bei einer höhern Provinzialbehörde zu seinem Direktorposten emporgearbeitet, war sehr schroff und hart gegen seine Untergebenen, wenig verträglich den städtischen Behörden gegenüber, dem Wachtkommandanten aber feindselig, wenn dieser, was meist der Fall, auf einen außerdienstlichen Verkehr mit ihm sich nicht einlassen mochte. Dies alles vorausgeschickt und dabei noch besonders hervorgehoben, daß auch die Zusammensetzung des Kommandos aus Mannschaften von zwei verschiedenen Regimentern einige Schwierigkeiten mit sich brachte, habe ich damit wohl zur Genüge gezeigt, daß das Kommando mehr schwierig als angenehm war, und daß ich sehr auf meiner Hut sein mußte, um über die Freiheit und Selbständigkeit, die es mir bot, die strengen Forderungen nicht zu übersehen, welche es tagtäglich, ja ich möchte sagen, stündlich an mein Pflichtgefühl stellte. Doch es gelang mir, diese Forderungen sämtlich so gut zu erfüllen, daß nichts vorkam, was mir eine Verantwortung hätte zuziehen können.

Es war nach allem, was mir bisher auf meiner Laufbahn Günstiges begegnete, wenn auch verfrüht, so doch wohl verzeihlich, daß ich meinte, mich nun auch schon nach den Mitteln umsehen zu dürfen, die mir zu einem schnellern Vorwärtskommen diensam sein könnten. Denn bisher hatte ich — obgleich über 3 Jahr Offizier — erst 6—8 Pas vorwärts gemacht und war dadurch der 28. Sekondeleutnant im Regiment geworden; ein fernerer Abgang aber stand auf lange hin nicht in Aussicht. Welche Zukunft für einen strebsamen und ehrgeizigen jungen Offizier, wie ich es war! Als Mittel, worauf ich sann, erkannte ich leicht die höhere Adjutantur oder den Generalstab. Ihnen mußte aber als Regel der Besuch der „Allgemeinen Kriegsschule", der heutigen Kriegsakademie, vorangegangen sein; Ausnahmen von dieser Regel waren bis dahin wohl bei der höhern Adjutantur vorgekommen, noch niemals aber beim

Generalstabe. Ich nahm mir daher zunächst vor, mich im kommenden Winter 1828/29 zur Kriegsschule vorzubereiten und im nächsten Frühjahr mich zum Examen zu melden. Aber es sollte doch alles ganz anders kommen, als ich gedacht und gewollt hatte, und zwar durch folgenden Zwischenfall. Bei unserm Füsilierbataillon wurde am Schluß der Regimentsexerzierzeit, 1828, zu der die beiden Bataillone aus Köln nach Düsseldorf gekommen waren, die Adjutantenstelle offen. Nun aber hatte sich mein Freund Hatten ohne mein Vorwissen gegen einige ältere Offiziere jenes Bataillons günstig über mich und meine Neigung zum Adjutantendienst ausgesprochen. Von diesen hatte der Major es gehört. Er suchte mich infolgedessen unter den zur Parole versammelten Offizieren auf und fragte mich, ob ich wohl geneigt wäre, den erledigten Posten anzunehmen? So überrascht ich war, und so wenig ich noch an die Schwierigkeiten hatte denken können, die, wie es hieß, der bisherige Adjutant seinem Nachfolger hinterlassen hätte, so beantwortete ich doch jene Frage mit einem mir wirklich aus dem Herzen kommenden freudigen Ja, dem ich aber natürlich die Bemerkung hinzufügte, daß ich bei noch völliger Unbekanntschaft mit dem betreffenden Dienst für die erste Zeit um Nachsicht bitten müsse, mir aber Mühe geben würde, brauchbar zu werden. Der Major nahm diese Worte freundlich auf und erledigte die von ihm selbst zugleich berührte Pferdefrage durch die Bemerkung, daß mein Vorgänger mir sein Pferd mit voller Ausrüstung gegen einen sehr mäßigen Preis überlassen, auch seinen Burschen mir abtreten wolle. Hiernach auf meinen Platz zurücktretend, sah ich, wie der Major mit dem Obersten sprach, und wurde dann von diesem herangerufen, als der Major sich wieder zu seinen Offizieren begeben hatte. „Es hat mich überrascht," sagte der Oberst mit freundlichem Ton, „daß der Major von Delitz Sie zum Adjutanten nehmen will. Denn ich hatte vor, Sie im Herbst ins Regimentsbüreau zu kommandieren, damit Sie sich in die Geschäfte des *Regimentsadjutanten* einarbeiten könnten, dessen Stelle bald offen werden wird. Da Sie nun aber Adjutant des Füsilierbataillons werden wollen, denke ich, daß Sie als solcher sich ebensogut wie im Regimentsbüreau zu dem Ihnen von mir zugedachten Posten vorbereiten können, und hoffe, daß, wenn die Zeit gekommen, Sie meiner Wahl auch Ehre machen werden!" Mit diesen Worten und einem gütigen Händedruck wurde ich von dem Obersten entlassen.

Natürlich vermochte ich mich vor Freude über das aus dem Munde beider Vorgesetzten Gehörte kaum zu fassen, sagte aber keinem meiner Kameraden, selbst meinem Bruder, etwas von der mir soeben eröffneten Aussicht auf den Regimentsadjutantenposten. Im übrigen vermochte ich mir jedoch auch selbst kaum zu sagen, ob es denn möglich sei, daß ich, der ich zu den jüngsten Sekondeleutnants des Regiments zählte und noch

nicht 21 Jahr alt war, der Nachfolger des nun schon 37 Jahr alten Regimentsadjutanten werden könnte, der die Kriegsdenkmünze von 1813/14 auf der Brust trug und dem Offizierkorps gegenüber eine Autorität übte, die der eines Stabsoffiziers fast gleich kam. Ich nahm mir jedoch auf das Ernstlichste vor, bescheiden zu bleiben, zunächst aber ein tüchtiger Bataillonsadjutant zu werden.

Schließlich will ich aber doch noch anführen, daß ich beim Hinblick auf die eben besprochenen Schwierigkeiten doch auch den Vorteil nicht übersehen konnte, den der neue Posten mir in wirtschaftlicher Hinsicht in Aussicht stellte. Die damit verbundenen verschiedenen Zulagen betrugen mehr als das Doppelte meines bisherigen Bareinkommens, und ich konnte darauf die Hoffnung gründen, die Unkosten für die Beschaffung und Ausrüstung eines Pferdes ersparen, auch manche Bedürfnisse für meine Fortbildung leichter beschaffen zu können. Beides ließ mich auf die mir in Aussicht stehenden dienstlichen Schwierigkeiten mit um so geringern Bedenken blicken.

---

3. Bataillons- und Regimentsadjutant.
1828—1833.

Am 19. August 1828, morgens 6 Uhr, stand das Regiment auf dem Sammelplatz bereit, um nach Mühlheim an der Ruhr abzumarschieren. Ich erschien dabei zum erstenmal zu Pferde in meiner neuen Eigenschaft als Adjutant des Füsilierbataillons. Als von der Tete des Regiments her der Ruf des Regimentsadjutanten erschallte: „Die Herren Adjutanten zum Befehl!" versäumte ich diese Gelegenheit nicht, diesem Ruf im schärfsten Galopp zu folgen, um mich als flotten Adjutanten zu zeigen.

Als ich meinem Kommandeur den für das Bataillon empfangenen Befehl überbracht hatte und der Marsch begann, behielt der Major mich auch nach dem Defilieren vor dem Regimentskommandeur noch einige Zeit an seiner Seite. Er gab mir einige Andeutungen für den heutigen Bataillonsbefehl und meinen Dienst im Kantonnement und plauderte dann in seinem ruhigen gemütlichen Ton über allerlei Dinge, die ihm gerade einfielen. Seine ganze Art des Sprechens sagte mir sehr zu. Sie war natürlich, und was er sagte, regte an.

Mein jetziger Bataillonskommandeur Major von Delitz begann während des unglücklichen Krieges von 1806/07 seine Laufbahn bei einem der Reservebataillone, die nach 1807 zur Bildung des Kolbergischen Regiments verwendet wurden. Bald zum Offizier ernannt, verblieb er in diesem Regiment in strenger Schule bis 1811. In diesem Jahre folgte er dem Beispiel vieler preußischer Offiziere, die aus der Armee schieden und nach Rußland gingen, um im dortigen Dienst gegen Napoleon zu kämpfen, der, auch mit Preußen verbündet, im Begriff stand, jenes Reich mit Krieg zu überziehen. Delitz reiste über Schweden nach Rußland und fand nach begonnenem Kriege Anstellung bei der russisch-deutschen Legion. In dieser war es der nachmals berühmt gewordene Clausewitz, der als Chef des Generalstabes der Legion die Versetzung unsers Delitz in deren Generalstab bewirkte. Als Hauptmann machte Delitz darauf den Krieg von 1813/14 in Deutschland mit, an der Niederelbe und in Holstein, überall mit Auszeichnung und dafür

mit zwei russischen Orden dekoriert. Im Jahr 1815 wurde die Legion, die längere Zeit in Bonn und Umgegend kantoniert hatte, der preußischen Armee einverleibt. Delitz kam — 26 Jahr alt — als Major in die Adjutantur und wurde bei Ausbruch des Krieges dem Stabe des Feldmarschalls Blücher zugeteilt. Auch in diesem Verhältnis sich auszeichnend und mit dem Eisernen Kreuz geschmückt, wurde er nach dem Kriege bis in die 1820er Jahre hinein in verschiedenen Adjutantenstellungen, namentlich beim 8. Armeekorps verwendet, endlich aber in die Front und zwar zum 15. Infanterieregiment versetzt. Von diesem Regiment kam er 1827 als ältester Bataillonskommandeur, 37 Jahr alt, zu dem unsrigen. Er war ein Mann von mittlerer Größe und sehr magerer Gestalt. Sein Gesicht hatte einen freundlichen Ausdruck und zeigte ein Paar kluge Augen. Den Kopf bedeckte dünnes blondes Haar und die Oberlippe ein schwacher Bart. Die Stimme war wohlklingend, aber nicht kräftig, das Kommandowort nicht weitreichend und nicht elektrisierend. Dafür aber alles, was gesprochen zum Ausdruck kam, so gehaltvoll und verständig, so anregend und überzeugend, daß man ihm gern zuhörte und immer etwas lernte. Das damals vor der Front so übliche Fluchen und Schimpfen war ihm ganz fremd, er konnte seinem Zorn oder Verdruß wohl sehr ernste Worte leihen, aber man hörte nie ein „Donnerwetter" aus seinem Munde. Außerdienstlich konnte er sehr heiter gesprächig sein und anziehend erzählen. In seinem ganzen Wesen sehr einfach und bescheiden, fehlte auch seinem Anzuge das, was man Eleganz nennt; er war aber doch immer streng dienstlich und proper, wenn auch entschiedene Neigung zur Sparsamkeit verratend. Er ritt sicher, ohne flott zu sein. Ein gründlicher Kenner des Reglements exerzierte er das Bataillon sehr korrekt, ohne das zu sein, was man damals einen Exerziermeister nannte; auch führte er dasselbe sehr sicher und umsichtig im Regiments- und Brigadeverbande. Auf dem Manöverfelde aber konnte man ihn brillant nennen; dort überragte er die meisten Stabsoffiziere der Division. Er war sehr klug, klar und bestimmt in seinen Dispositionen, umsichtig und sehr geschickt in ihrer Ausführung und äußerst belehrend in seiner Kritik. Wohlwollend und fürsorglich für seine Untergebenen verstand er sich als sicherer Menschenkenner auf die Kunst, die Leute, mit denen er persönlich zu thun bekam, je nach ihrer Individualität zu nehmen und zu behandeln, und das war es auch, was es ihm leicht machte, daß er mit seinen vier Hauptleuten trotz ihrer großen Verschiedenheit gut fertig wurde! Er war *vor* dem Bataillon wie in demselben der Herr und Meister, und das Bataillon blieb nach wie vor das beste im Regiment.

Das Bataillon bezog nach Beendigung seines Marsches Quartiere in der Umgegend von Mühlheim an der Ruhr.

Schon am nächsten Tage begannen die Übungen, die mit den Exerzitien in der Brigade an den Vormittagen und den Felddienstübungen an den Nachmittagen im ganzen eine Zeit von 8 Tagen ausfüllten. Sie fanden in derselben Weise wie 1827 statt, und mir als Bataillonsadjutanten begegnete nichts, was mir eine Rüge hätte zuziehen können.

Nach Beendigung der Brigadeübungen, die für mich auch in den letzten Tagen glücklich verlaufen waren, verließen die Truppen ihre bisherigen Quartiere in und um Mühlheim und bezogen die für die Divisionsübungen ihnen angewiesenen Quartiere in und um Wesel und südlich davon bis Dinslaken. Unser Füsilierbataillon kam größtenteils nach letzterm Ort, einem kleinen Städtchen halbwegs zwischen Mülheim und Wesel, in einer flachen, reizlosen, aber meist wohlhabenden Gegend.

Die Manöver fanden wie die vorjährigen wiederum unter der persönlichen Leitung des Prinzen Friedrich teils auf dem großen Exerzierplatz nahe der Festung, teils auf der weiter südlich auf der linken Seite der Lippe gelegenen Spellner Heide, zuletzt aber für die Feldmanöver in dem Gelände zu beiden Seiten der Wesel-Münster-Chaussee, auf dem rechten Lippeufer statt; sie hatten diesmal durch die Anwesenheit unsers kommandierenden Generals und auch dadurch noch eine besondere Bedeutung, daß wir „den alten Horn" zum letztenmal bei uns sahen. Er feierte im Spätherbst 1828 zu Münster sein 50jähriges Dienstjubiläum und starb ein Jahr nachher, am 31. Oktober 1829. Ich besitze noch heute die zu dem Jubiläumsfest von den Offizieren des 7. Armeekorps gestiftete Erinnerungsmedaille und habe in spätern Jahren auf dem Friedhofe bei Münster den schlafenden Löwen auf dem Grabe des alten Helden oft mit Rührung betrachtet. Populärer wie er in Münster war, wurde nach ihm keiner der vielen kommandierenden Generale, die ihm dort nacheinander folgten.

Bei jedem Armeekorps, das keine Korpsübungen hatte, wurden von nun an am Schluß der Divisionsübungen Detachements in der Stärke von 2 Bataillonen, 2 Eskadrons und einer reitenden Batterie zu 4 Geschützen formiert, die unter einem Brigadekommandeur in zwei kleine Detachements geteilt, mehrere Tage lang mit täglichem Ortswechsel gegen einander den kleinen Krieg führten und dabei Feld- und Vorpostenübungen vornahmen, die neu eingeführt waren.

Bei unsrer Division war der Major von Delitz bestimmt, ein solches kleines Detachement zu führen, und außer dem aus unserm Regiment formierten Bataillon gehörten noch eine Eskadron vom 5. Ulanenregiment und 2 reitende Geschütze dazu. Ich sah es als eine besondere Gunst des Schicksals an, daß ich durch meine Stellung als Adjutant des Majors von Delitz zur Teilnahme an diesen neuen Detachementsübungen gelangte. Denn nach allem, was ich im Verlauf der Brigade- und

Divisionsübungen von der Sicherheit und Gewandtheit dieses Kommandeurs als Truppenführer hatte wahrnehmen können, durfte ich mir persönlich einen besondern Nutzen von dieser Teilnahme versprechen.

Die ganze Anlage der Übungen konnte nur zweckmäßig genannt werden und machte dem General von Weyrach alle Ehre. Daß er den Truppen viel Anstrengungen auferlegen würde, war von ihm zu erwarten. Die Neuheit der Sache aber und die Kriegsähnlichkeit, die man ihr von der Oberleitung durch entsprechende Aufgaben auf täglich wechselndem Boden, in meist schöner Gegend zu geben strebte, that im Verein mit der freundlichen Aufnahme, die man überall fand, das Ihrige, um das Interesse aller Beteiligten, bis zum gemeinen Soldaten herab, in einem vorher nicht gekannten Maße zu erregen und einen Geist hervortreten zu lassen, von dem man sich für den Krieg in der That das Allerbeste versprechen konnte!

Dem Zweck der Übungen entsprach es, daß die Operation eines jeden Tages mit einer gegenseitigen Vorpostenaufstellung endigte, daß die Vorposten stets biwakierten, ihre besondern Unternehmungen bei Tage wie bei Nacht von den kantonierenden Gros durch Entsendung von kleinern oder größern Abteilungen unterstützt wurden. Aber es entsprach auch demselben Zweck, daß die Detachements zweimal in ganzer Stärke biwakierten und den dabei vorkommenden Lager- und Vorpostendienst auf das strengste nach den darüber bestehenden Vorschriften betrieben.

Meinem Kommandeur, dem Major von Delitz, kann ich nicht genug nachrühmen, wie leicht er sich in jede Lage fand, die ihm durch die Aufgaben des Generals bereitet wurde, und wie geschickt er alle zu lösen verstand. Er zeigte sich als alter Generalstabsoffizier aus guter Schule. In den ersten Tagen hatte er freilich in der Person des Kommandeurs des Ostdetachements, eines Stabsoffiziers vom 17. Regiment, einen ihm nicht gewachsenen Gegner. Als aber auf dieser Seite ein Kommandowechsel eintrat und der sehr intelligente und erfahrene Major von Forstner vom 8. Husarenregiment an die Spitze des Ostdetachements trat, hörte der Unterschied in der Befähigung sofort auf, und Major von Delitz mußte sich sozusagen sehr zusammennehmen, um von seinem neuen Gegner nicht übertroffen zu werden. Dadurch bekamen die gegenseitigen Operationen ein erheblich erhöhtes Interesse. Major von Forstner besaß eine gute Portion von Husarenschlauheit und Unternehmungslust, neben einem nicht geringern Maß taktischer Kenntnis und Gewandtheit. Er war aber zugleich von einem sehr lebhaften Temperament und gab sich dadurch leichter eine Blöße, als sein Gegner Delitz. Dieser war jenem an Ruhe und Gleichmut überlegen, sowie an der Geschicklichkeit ihm gleich, überraschende Stöße zu parieren. In Mettmann löste sich nach Beendigung der letzten Übung das Detachement auf, und die ein-

zelnen Teile traten am nächsten Tage den Rückmarsch nach ihren Garnisonen an.

Unser Füsilierbataillon marschierte nach diesen Übungen in der Formation und Stärke einer Kompagnie über Düsseldorf nach Jülich, wohin das Bataillon seit dem Sommer von Köln aus auf ein halbes Jahr zum Besatzungsdienst kommandiert war. Nach der Verlegung unsers 2. Bataillons von Jülich nach Köln, 1826, fand halbjährlich ein Wechsel zwischen dem 7. und 8. Armeekorps in der Besetzung jener Festung statt, und es traf unser Füsilierbataillon das Los, von Mitte Sommer bis Ende Dezember 1828 nach Jülich kommandiert zu werden.

Hierdurch kam auch ich nun noch zu einer Versetzung nach Jülich.

Die Stadt, an und für sich sehr klein und still, bot wirklich nichts, was man interessant oder auch nur sehenswert hätte nennen können. Die Einwohner betrieben nur Ackerbau oder kleinstädtische Gewerbe; es befanden sich unter ihnen keine Elemente, womit die Offiziere hätten Umgang pflegen können. Aber auch mit den wenigen Beamten fand ein geselliger Verkehr nicht statt. In dem Offizierkorps der Garnison, einesteils aus dem nur auf ein halbes Jahr dorthin kommandierten Bataillon, andernteils aus einer Artillerieabteilung und einer Garnisonkompagnie unsers Regiments bestehend, konnte sich schon bei dieser Zusammensetzung kein Zusammenhang, geschweige denn eine Geselligkeit bilden, aber auch der Kommandant, Oberst von Boyen, war in dieser Hinsicht nicht förderlich, da er sich mit seiner Familie von allem äußern Verkehr durchaus abschloß.

Daß unter diesen Umständen die Hauptsache, der Dienst, um so ungestörter betrieben werden konnte und betrieben wurde, war natürlich. Er bestand außer den täglichen Leistungen für den Garnisondienst, der das nach Entlassung der Reserven und Urlauber auf den Winteretat von nur etwa 380 Köpfen herabgekommene Bataillon besonders schwer drückte, in den Übungen, die die Auffrischung und Befestigung der Detaildressur bezweckten, wie auch in dem Betrieb des Schul- und theoretischen Unterrichts. Der Felddienst aber wie Exerzierübungen in geschlossenen Abteilungen außerhalb der Festung mußten auf seltene Versuche beschränkt bleiben, aus Gründen, die in den bald schwierig werdenden Witterungs- und Bodenverhältnissen, noch mehr aber in der Abhängigkeit des Bataillons von den Anordnungen des Kommandanten lagen.

Ich erwähne hiervon zunächst, daß der Oberst von Boyen die tägliche Wachtparade mit besonderer Vorliebe behandelte und sie als Mittel benutzte, sich der Garnison zu zeigen und mit den Truppenkommandeuren in unmittelbaren Verkehr zu treten, wo es sich um Fragen des Dienstes handelte, die mündlich abzumachen waren. Er hatte

während der letzten Kriege im Generalstabe gedient, galt für einen sehr gelehrten Mann und hatte auch mehr das Aussehen eines Professors als das eines Militärs. Für die jüngern Offiziere war er nur nahbar, wenn sie persönliche Meldungen zu erstatten hatten. Ich erinnere mich nicht, jemals von ihm eines eingehenden Gesprächs gewürdigt worden zu sein. Zu Pferde habe ich ihn auch nur einmal vor den Truppen der Garnison gesehen. Dies war bei den „Festungsmanövern", welche, wie noch heute, so damals schon, seit lange alljährlich im Herbst bei allen preußischen Festungen, gewöhnlich auf drei bis vier Tage, zur Ausführung kamen.

Als der Major von Delitz bald nach einem Festungsmanöver von Urlaub zurückkehrte, begann für mich wieder die schöne Zeit des täglich nähern, immer freundlichern und immer lehrreichern Verkehrs mit diesem liebenswürdigen Mann. Er hörte mit Interesse von mir eine Relation über die stattgehabten Manöver, schüttelte aber auch den Kopf über manches, was dabei nicht zu verschweigen war. Sehr interessant waren mir dagegen seine Bemerkungen über den eben im Abschluß begriffenen russisch-türkischen Krieg und den Feldherrn Diebitsch, der sich darin den Namen Sabalkanski erworben hatte. Ich selbst hatte, da ich damals Zeitungslektüre überhaupt nur beiläufig betrieb und die nötigen Karten nicht besaß, über den genannten Krieg noch äußerst wenig gelesen und hörte daher um so gespannter allem zu, was der Major darüber sprach. Ganz besonders aber interessierte mich seine Schilderung der Persönlichkeit des ihm schon 1812 bekannt gewordenen Feldherrn, der, Preuße von Geburt, auch seine Erziehung im Berliner Kadettenkorps erhalten, im russischen Dienst aber eine ungewöhnlich schnelle Karriere gemacht hatte.

Der Neujahrstag von 1829, an dem unser Bataillon Jülich verließ, um in zwei Tagemärschen nach seiner alten Garnison Köln zurückzukehren, war ein sehr häßlicher Wintertag. Der Schnee, welcher in der Weihnachtszeit gefallen war und alle Landstraßen und Felder bedeckte, fing infolge eingetretenen Tauwetters zu schmelzen an und machte den Marsch auf der Chaussee zu einem recht unangenehmen.

Am 2. Januar marschierte das Bataillon bei fortgesetzt naßkaltem Wetter und auf durchweichter Straße wieder in seine Garnison Köln. Dort zog es unter den Klängen der „Allemande" ein, die unser Hornistenkorps schon in Jülich fleißig eingeübt hatte, um das Bataillon bei den Kölnern gut einzuführen. Es gastierte nämlich in Köln schon seit einigen Wochen die damals sehr berühmte Equilibristen- und Tänzerfamilie Carsoti, und es war die „Allemande", welche Alexander Carsoti mit einer seiner Schwestern äußerst graziös und nach einer Melodie tanzte, die ganz Köln so entzückte, daß sie auf allen Gassen zu hören war. Das Bataillon bezog seine frühern Quartiere

in der Franziskanerkaserne, wo auch ich meine Wohnung angewiesen erhielt, die ich mit Freund Briesen gern teilte. Es war mir aber nur ein kaum sechswöchentlicher Aufenthalt in dieser großen Garnisonstadt beschieden, denn ein Regimentsbefehl vom 9. Februar verfügte meine Ernennung zum Regimentsadjutanten und damit meine Rückkehr nach Düsseldorf.

Da ich nach allem Vorangegangenen diese Veränderung bestimmt hatte voraussehen können, so überraschte sie mich nur durch ihren so frühen Eintritt. Meine Kameraden nahmen die Nachricht mit freundschaftlicher Teilnahme auf und bewiesen mir diese durch artige Aufmerksamkeiten bei Tisch.

In Düsseldorf angekommen, wurde ich von dem Obersten von Besser mit Wohlwollen und Worten des Vertrauens empfangen. Er machte mich darauf aufmerksam, daß mein Vorgänger mit seiner schon übernommenen Kompagnie sehr viel zu thun habe, ich daher auf dessen Unterstützung wenig rechnen dürfe und baldmöglichst auf eignen Füßen stehen müsse.

Bei einer Besprechung über den täglichen Dienst ließ mein Vorgänger bald durchblicken, daß der Oberst ein gutmütiger, sehr wohlwollender Mann sei, der, zur Bequemlichkeit neigend, es nicht liebe, mit den Einzelheiten der Büreaugeschäfte behelligt zu werden, daß es ihm am liebsten sei, wenn der Adjutant, ohne viel anzufragen oder vorzutragen, die eingelaufenen Sachen nach den Vorgängen in den Akten oder nach den bestehenden Bestimmungen selbständig bearbeite und sie ihm fertig zur Unterschrift vorlege; daß er gelegentlich auch gern einen guten Rat annehme, oder auf einen rechtzeitigen Wink achte; endlich, daß er freilich auch leicht heftig werden und sich zu Zornausbrüchen versteigen könne, wenn seine Geduld auf zu schwere Proben gesetzt würde, — daß solche aber nie von Dauer seien. Ich hatte an diesem allen genug, um mir daraus die nötigen Verhaltungsregeln selbst bilden und den Weg mir vorzeichnen zu können, den ich zu gehen hatte. Aber der Oberst von Besser machte mir meine Aufgabe sehr leicht, indem er meinen guten Willen und meine Arbeitsfähigkeit erkannte, mir sein Vertrauen schenkte und in den Fällen, welche eine nähere Verständigung erforderten, mich nie zweifelhaft darüber ließ, wie er verstanden sein wollte. Ich konnte überhaupt sehr bald wahrnehmen, daß der gute Herr mich durchaus nicht wie einen Neuling behandelte, sondern daß er es hinsichtlich der Geschäftssachen genau bei jener Art bewenden ließ, woran er in der frühern Zeit sich gewöhnt hatte. Im außerdienstlichen Verkehr aber fand ein mir besonders wohlthuender Unterschied statt, indem der Oberst mich, den erst 21 Jahr zählenden jungen Mann, ich kann sagen, wahrhaft väterlich behandelte.

So lange ich mich in meiner neuen Adjutantenstellung noch nicht ganz fest fühlte, dachte ich noch nicht wieder ans Zeichnen und Malen, suchte aber doch die Verbindung mit meinen alten Bekannten, den wackern „Schadowianern" wieder auf, welche alle noch so freundlich entgegenkommend waren wie früher. Als ich später in dienstlicher Hinsicht freier wurde, fing auch meine Passion für die Kunst an, sich wieder lebhaft zu regen, und die Freunde Hildebrandt, Hübner und Schrötter gaben mir aus ihren Mappen gern, was ich mir zum Kopieren wünschte. Da ich in dem weitern Verlauf der Zeit in dem Hause einer Familie näher bekannt wurde, die nur aus Damen bestand, denen auch Sinn für die Kunst beiwohnte, so konnte ich für deren Gastfreundschaft öfter durch Darbringung von größern oder kleinern Bildern als Kopien aus jenen Mappen danken, die immer freundlich angenommen wurden, besonders wenn sie dem religiösen Sinn der Damen, die katholisch waren, entsprachen. Ich verstieg mich späterhin zu gleichem Zweck, auch zum Kopieren einer Madonna mit dem Christuskinde, vom Meister Schadow, in Farben, die mir so gut gelang, daß ich nicht bloß das Lob jener Frauen, sondern auch das meiner Malerfreunde in nicht geringem Maße erntete. Trotz dieses und andrer Erfolge blieb ich aber dabei, die Kunst nur dilettantisch zu betreiben, da ich als Regimentsadjutant die für einen regelmäßigen Unterricht nötige freie Zeit noch weniger als früher gewinnen konnte, ich auch für meinen Ehrgeiz in dem Beruf als Offizier mehr als genügende Nahrung fand. Dies einmal förmlich auszusprechen, hatte ich Gelegenheit, als mir von einem meiner Freunde einst mitgeteilt wurde, daß der Direktor Schadow beim Anblick eines jener Bildchen, die auch dem Prinzen Friedrich sehr gefielen, sich geäußert habe: „Es möchte der Leutnant von Fransecky den Degen mit dem Pinsel vertauschen, da er ein entschiedenes Talent für die Kunst verrate," worauf ich aber das Obige erwiderte, kurz hinzufügend, ich hätte zur Fahne meines Königs geschworen und würde ihr niemals untreu werden.

Ich wende mich nun zu einem andern aber wichtigern Teil meiner außerdienstlichen Beschäftigungen, nämlich zu meiner fernern Fortbildung auf dem Gebiete der Litteratur, und zwar nunmehr auf jenem der Militärlitteratur, nachdem ich auf demjenigen der belletristischen mich schon ziemlich weit umgesehen hatte.

Unser Prinz Friedrich erließ, wenn ich nicht irre, im Jahre 1829 an die Regimenter der Division ein Schreiben, das auf den Nutzen der „Zusammenstellung von Regimentsgeschichten" aufmerksam machte, „als besonders geeignetes Mittel auf das Gemüt des jungen Soldaten vorteilhaft zu wirken und ihm die Truppe wert zu machen, an deren Fahne er dem Könige den Eid der Treue leistete."

Dieses Schreiben regte mich an, die in unserm Regimentsarchiv

vorhandenen Akten aus den Kriegsjahren 1813/14 und 1815 näher durchzusehen und die Lösung jener Aufgabe zu versuchen. Es gab damals in der Armee nur erst ein paar gedruckte Regimentsgeschichten, aber eigentlich keine, die ich mir unbedingt zum Muster hätte nehmen mögen; die beste schien mir die Geschichte des 2. Kürassierregiments, Königin, zu sein, von dem Leutnant Ravenstein, Adjutanten dieses Regiments verfaßt. Ich griff daher zunächst zu ihr, um den ihr zu Grunde liegenden Plan kennen zu lernen. Dieses Regiment hatte aber eine über 100jährige, das unsrige eine erst 16jährige Geschichte. Während die in jener beschriebenen Kriegsthaten die drei schlesischen Kriege unter Friedrich dem Großen und alle spätern bis zu den Befreiungskriegen von 1813/14 und 1815 umfaßte, hatte unser Regiment nur die von 1813/14 zu verzeichnen, ein großer Unterschied also, und um so mehr Grund für mich, die Kriegsthaten unsers Regiments desto eingehender zu behandeln. Unsre Regimentsakten enthielten ein ziemlich reichliches, jedoch auch lückenhaftes Material. Aber die einzelnen Schriftstücke rührten meistenteils von Personen — Stabsoffizieren und Hauptleuten — her, deren Bildungsgrad ihrer Zeit entsprechend nur gering war; auch hatten bei Abfassung der Berichte über einzelne kriegerische Ereignisse einesteils die gebotene Eile, andernteils ungünstige Lokal- und Witterungsverhältnisse, auch körperliche Erschöpfung ihren Einfluß geübt. Nicht minder aber hatten Tod und Verwundung einzelner Führer die Berichterstattung an Offiziere gelangen lassen, die von der betreffenden Begebenheit keine persönliche, oder nur eine von entfernterm Standpunkt aus gewonnene haben konnten. Natürlich nahm ich aber auch gedruckte Schriften zur Hilfe. Es waren dies besonders das Plothosche Werk über den ganzen Krieg von 1813/14, das Werk des Majors Wagner vom Generalstabe über die Schlachten und Treffen dieses Krieges mit Karten und Plänen, sowie das Werk des Generals von Valentini, „Lehre vom Kriege", das über den Feldzug des Bülowschen Korps in den Niederlanden für die Teilnahme unsers Regiments wertvolle Mitteilungen und brauchbare Pläne bot, und diese Werke dienten mir nicht bloß, um den Rahmen für die Regimentsgeschichte zu schaffen, sondern boten mir auch, namentlich das Wagnersche, sehr erwünschte Angaben für Einzelthaten des Regiments. Natürlich war es nun aber auch, daß ich meine Studien nicht bloß auf den Anteil des Regiments an den betreffenden Schlachten u. s. w. beschränkte, sondern daß ich sie über die ganzen Werke ausdehnte, wodurch ich mir eine Kenntnis von jenen Kriegen aneignete, die für die damalige Zeit in unsern Offizierskreisen schon als bemerkenswert gelten konnte. Außerdem aber wirkten diese kriegsgeschichtlichen Studien so anregend auf mich, daß ich sie mit besonderer Lust fortsetzte und über andre Kriege ausdehnte, namentlich auf den siebenjährigen Krieg und

die frühern Napoleonischen Kriege. So wurde denn die von mir übernommene Arbeit der Regimentsgeschichte zugleich die Veranlassung zu kriegsgeschichtlichen Studien überhaupt, die bei immer weiterer Fortsetzung in den spätern Jahren mir für meine höhere militärische Ausbildung wirklich nützlicher wurden, als alle theoretischen Schriften, die mir nebenher in die Hände kamen und die ohne die Kriegsgeschichte mir niemals genügt hätten.

Meine Vorarbeiten für die Regimentsgeschichte konnten aber nur langsam fortschreiten, da der Adjutantendienst mich vom Jahre 1830 an ernster als vorher in Anspruch nahm, und auch die Korrespondenz mit den nicht mehr im Regiment dienenden Offizieren immer viel mehr Zeit kostete, als sie an Material einbrachte.

Mein Bruder verschaffte mir im Sommer 1831 den Besuch des damaligen Premierleutnants von Moltke, den ich einst im Schleinitzschen Hause zu Berlin öfter gesehen hatte, und mit dem mein Bruder während seines Kriegsschulkommandos in Berlin näher bekannt geworden war. Die Veranlassung zu der Anwesenheit Moltkes in Düsseldorf war eine Reise nach Paris, auf der er sich einer Familie von Sperber aus Ostpreußen angeschlossen hatte. Er schenkte mir auf meine Einladung nachmittags ein Stündchen zum Kaffee und war dabei so gesprächig, daß er den Namen eines „Schweigers" noch nicht verdiente. Seit kurzem zum großen Generalstabe kommandiert, gab ihm solches in meinen Augen natürlich ein besonderes Ansehen. Aber er verriet in der Unterhaltung doch durchaus noch nichts, was seine künftige Größe hätte ahnen lassen können. Als wir uns später nach 13 Jahren wieder begegneten, und zwar in Berlin, er als Major, ich als Hauptmann, beide im Generalstabe, bewies er mir durch sein freundliches Entgegenkommen, daß er unsers Zusammentreffens in Düsseldorf noch gedachte und ihm auch meine Versetzung in den Generalstab Freude gemacht hatte. Er blieb mir auch weiterhin stets ein wohlwollender und teilnahmsvoller Gönner, und ich kann mich rühmen, daß es auch meinen Leistungen in den Kriegen von 1866 und 1870/71 an Beifall von ihm nicht gefehlt hat.

Auf die Hof- und andern Gesellschaften und ihre Feste noch einmal zurückkommend, so blieb ihr Zuschnitt so, wie ich ihn früher schilderte. Aber unter den Personen trat einiger Wechsel ein. Wenn es früher an ganz jungen Damen auffallend fehlte, so kamen jetzt allmählich mehrere inzwischen herangewachsene, sehr hübsche und artige Mädchen hinzu. Sie waren zum Teil Düsseldorferinnen, Töchter höherer Militärs und Beamten, zum Teil gehörten sie zu linksrheinischen Adelsfamilien, welche neu zum Winter nach Düsseldorf kamen. Außerdem aber stellten auch englische und holländische Familien, die sich in Düsseldorf niederließen, ihr Kontingent; ja selbst aus Österreich fanden sich, namentlich in der

stolzen Gräfin Kinsky mit zwei Töchtern, Damen ein, die der Gesellschaft durch ihre Schönheit und Anmut zur besondern Zierde gereichten. Nicht minder hatte sich daneben auch die jüngere Männerwelt, sowohl unter den Offizieren als auch Zivilisten vorteilhaft vermehrt, und unter ihrem jüngern Teil befanden sich einzelne, die dem „alten Stamm“ als Tänzer bemerkbare Konkurrenz machten. Ich nenne von diesem Zuwachs hier nur den Grafen Botho von Stolberg-Wernigerode und einen Herrn von Rabe, 1849/50 Finanzminister, die beide bei der Düsseldorfer Regierung als Assessoren eintraten, sowie einen Baron von Loë, der die diplomatische Laufbahn verlassen hatte, um in seine Heimat in der Gegend von Bonn zurückzukehren. Auch am prinzlichen Hofe, der durch den vor kurzem beendigten Umbau des sehr engen Jägerhofes passendere Räume für Feste erhalten, hatten nicht bloß in dieser, sondern auch in personeller Hinsicht erfreuliche Neuerungen und Änderungen sich ereignet. Eine junge Dame aus Thüringen, Fräulein von Knorr, war Hofdame geworden und entzückte durch ihre Schönheit und Liebenswürdigkeit die ganze Gesellschaft. Ferner brachten auch die beiden Prinzen von Solms-Braunfels, Wilhelm und Alexander, Stiefbrüder des Prinzen Friedrich, die zu längerm Besuch von Berlin gekommen waren, Humor und Passion genug mit, um die kleine Hofwelt lebhafter und heiterer zu machen. Endlich aber war es ein frohes Ereignis, daß die Gemahlin des Prinzen Friedrich, die in den ersten Jahren ihrer Ehe viel leidend und vom Hofe entfernt gewesen war, nun wieder am Besuch der Gesellschaften und auch am Tanz ein großes Vergnügen fand, und durch ihr Erscheinen bei jedem Feste nicht bloß dessen Glanz erhöhte, sondern auch unter den Gästen stets die größte Freude erregte. Zu Anfang war die Zahl der Herren, die sie durch Aufforderung zum Tanz beehrte, nur sehr beschränkt, da das alte Hofgesetz noch bestand, das den Prinzessinnen des königlichen Hauses nur das Tanzen mit Herren bis zum Majorsrange herab gestattete. Nachdem dieses Gesetz aber am Königshofe in Berlin in Wegfall gekommen war, wurde bald auch der Hof zu Düsseldorf von jener Beschränkung frei, und die Zahl der „Prinzessinnentänzer“ wuchs auch hier erheblich durch die Ausdehnung auf jüngere Herren vom Militär und Zivil bis zu den Leutnants und Assessoren herab, die diesem Avancement natürlich auch Ehre zu machen suchten.

Es überraschte mich höchlichst, als auch ich auf einem der nächsten Ballfeste durch den Kammerherrn von Tronchi „namens Ihrer königlichen Hoheit der Frau Prinzessin“ die Aufforderung erhielt, mit Höchstderselben zu tanzen“. Ich zählte mich selbst weder zu den gewandtesten Tänzern, noch zu den äußerlich vorteilhaftest auffallenden jüngern Offizieren und folgte daher nicht ohne Befangen dieser ehrenvollen Aufforderung. Aber die hohe Dame war so freundlich und tanzte so gut,

daß ich schnell mein Selbstvertrauen wieder gewann und trotz des sehr glatten Bodens den „Walzer" gut bestand. Ich weiß nicht mehr, wie oft ich späterhin derselben Auszeichnung teilhaftig wurde; aber das ist mir noch sehr lebhaft erinnerlich, daß ich von den Kameraden, die nicht zu dieser Ehre gelangten, beneidet wurde.

Es konnte wohl kein Wunder nehmen, daß das „Kurmachen" der ansehnlich vermehrten Herrenwelt bei der nicht bloß vermehrten, sondern auch sehr verschönerten Damenwelt sowohl an Zahl als an Ernst erheblich zunahm. Ich erwähne aber hier nur, daß eine der beiden jungen Gräfinnen Kinsky sich mit dem Prinzen Wilhelm zu Solms-Braunfels verlobte, sowie daß die beiden Schwestern der Gräfin Hatzfeldt sich, die ältere mit dem Major von Schreckenstein vom 8. Husarenregiment, der als kommandierender General des 7. Armeekorps zu Münster starb, und die jüngere mit dem vorhin genannten Baron von Loë, dem Vater des spätern kommandierenden Generals des 8. Armeekorps, ebenfalls verlobten, und eine dritte, die jüngste Schwester der Gräfin Hatzfeldt, die 1828 nach Düsseldorf kam, diesem Beispiel schnell folgte, indem sie die Braut des Barons von Landsberg-Steinfurt wurde, der aus dem Münsterlande gekommen war, um sich in Düsseldorf eine Frau zu suchen. Ich kann aber leider hier nicht verschweigen, daß die früher schon öfter genannte Schwester jener drei Damen, die Gräfin Sophie Hatzfeldt, teils infolge der Vernachlässigung von seiten ihres Gemahls, teils aber auch infolge ihrer allmählich gesteigerten Neigung, sich von einheimischen und fremden Herren den Hof machen zu lassen, mit der Zeit so an Selbstachtung verlor, daß, als endlich der rechte Mann kam, der ihr ganz gefiel, der Schritt ihr nicht mehr schwer wurde, der sie zuletzt ins Verderben führte.

Auf einem der Montagstanzfeste, die in demselben Winter im gräflich Speeschen Hause stattfanden, erschien als Gast auch die damals schon hochberühmte Henriette Sonntag, nachmalige Gräfin Rossi, welche auf der Reise von Brüssel nach Berlin in Düsseldorf die Einladung zu einem Gastspiel angenommen hatte und wie überall, so auch dort das Theaterpublikum mit ihrem Gesang hoch entzückte. Die Anregung, sie zu dem Feste einzuladen, hatte Graf Spee wohl vom prinzlichen Hofe empfangen. Natürlich fehlte es der schönen Sängerin nicht an Engagements zum Tanze. Ich sah mit Neid, wie mehrere meiner Freunde mit Zusagen von ihr beglückt wurden, doch war ich zu blöde, mich ihr vorstellen zu lassen und sie um einen Tanz zu bitten. Als der General von Weyrach mich so unentschlossen sah, kam er zu mir heran, ergriff meine Hand und führte mich zu der Schönen, die einem so hohen Vermittler gegenüber mir den Walzer doch nicht abschlagen durfte, um den ich sie bat.

Im Jahre 1829 sollte unser Armeekorps wieder zur „Königsrevue" bei Lippstadt zusammengezogen werden. Diese wurde aber wegen der in fast allen Provinzen des Staats im Frühjahr stattgehabten Überschwemmungen und der der Staatskasse daraus erwachsenen schweren Verluste abbestellt, und auch die gewöhnlichen Herbstübungen erlitten erhebliche Ermäßigungen. Für die Regiments- und Brigadeübungen änderte sich aber nichts. Der Oberst von Besser konnte daher im Juli die herkömmliche Reise mit dem Regimentsstabe und der Musik nach Köln unternehmen, um die beiden dort garnisonierenden Bataillone auf das Regimentsexerzieren bei Düsseldorf vorzubereiten.

Die Zeit in Köln verging für mich schnell und angenehm unter dienstlichen Übungen und Beschäftigungen, neben einem lebhaften und vergnüglichen Verkehr mit den Kameraden von unserm Regiment und den alten Kadettenbekannten von Nr. 28. Auch hatte ich Gelegenheit zu vielfachen Vergleichen zwischen beiden Regimentern, die, so unparteiisch ich wirklich war, doch meist zu Gunsten des unsrigen ausfielen. Es herrschte bei dem 28. Regiment unter den Offizieren ein sehr freier, ich möchte sagen frivol rheinländischer Ton und unter der Mannschaft im Dienst zwar strammes Wesen genug, um sie als preußische Soldaten zu erkennen, außer Dienst aber eine so echt kölnische Manier, so viel Neigung zum Lockern, ja zum Übermut, daß sie mit unsern soliden Westfalen gar nicht verglichen werden konnte.

Überdies war das 28. Regiment aus dem 1. bergischen, ursprünglich französischen Infanterieregiment hervorgegangen, von dessen weißer Uniform es hieß, daß sie an den später blau gefärbten Röcken der Exerziergarnitur noch lange ersichtlich gewesen sei, da das preußische Blau den Einflüssen der Sonne nicht zu widerstehen vermocht hätte. Von dem französischen Sinn und Wesen hatte sich noch in der Zeit, von der ich hier spreche, die von mir persönlich bemerkte Undisziplin erhalten, daß nach dem Exerzieren mit Patronen die Leute es wagten, ihre nicht losgegangenen Gewehre aus den Fenstern ihrer Kaserne abzuschießen — andrer Ungehörigkeiten nicht zu gedenken — wobei von den Vorgesetzten, wenn sie es bemerkten, nichts gefunden wurde. Aber auch die Offiziere erlaubten sich in ihrem Anzuge Willkürlichkeiten, wie ich vorher und nachher anderswo nie wieder gesehen habe. So sah ich mit meinen eignen Augen, namentlich bei den Sonntagappels, Offiziere dieses Regiments in folgendem Anzug: Überrock ohne Epauletts, oben halb geöffnet, so daß eine weiße oder bunte Weste zu sehen war, hoher weißer Kragen (Vatermörder genannt), weit über die Halsbinde hinausstehend, schwarze Civilhose, Degen nicht im Koppel, sondern unterm Arm getragen, ein Anzug, der seinem Träger gestattete, gleich nach abge-

machtem Dienst „sich in Zivil zu werfen" und den Augen der Vorgesetzten zu entziehen.

In der Exerzierausbildung stand das Regiment mit dem unsrigen gewiß auf gleicher Stufe. Es wurde aber doch auch dabei auf manche Dinge viel Zeit und Mühe verwendet, die nichts als bloße Spielerei waren. Ich nenne hiervon nur die Virtuosität im „Griffe machen", die zu einer Höhe getrieben wurde, daß es für eine Augen- und Ohrenweide galt, dem Schauspiel einer Kompagnie zuzusehen, die z. B. die Chargierung so gleichmäßig ausführte, daß man an ein Uhrwerk denken konnte, wenn man mit geschlossenen Augen zuhörte. Als Offizier eines andern Regiments wurde man förmlich eingeladen, dergleichen einmal anzusehen, und es fehlte auch auf dem großen „Neumarkt" niemals an zahlreichen Zuschauern, wenn die Achtundzwanziger kompagnieweise exerzierten und Griffe machten. Zu solcher Virtuosität und einem so vollkommenen „Klipp-Klapp" gehörten aber auch Gewehre mit sehr lockerm Mechanismus, der aber schon durch das tägliche Einüben entstanden sein würde, wenn er nicht auch durch das Losemachen aller Schrauben und Ringe u. s. w. künstlich erzeugt worden wäre. Wer konnte jedoch bei solcher Behandlungsweise noch an kriegsbrauchbare Gewehre denken!

Den Rückmarsch nach Düsseldorf machte ich zu Pferde, da der Oberst noch einen Ausflug nach Jülich unternahm, wohin ich ihn nicht zu begleiten brauchte.

Die auf das Regiments- und Brigadeexerzieren folgenden Herbstübungen in der Division fanden diesmal halbwegs zwischen Düsseldorf und Köln an den Abschnitten der Wupper und des Dhünflusses in der uns von 1826 her schon bekannten Gegend statt. Irre ich nicht, so leitete der General Graf zu Dohna dieselben in seiner sehr ruhigen und verständigen Weise, aber wiederum ohne Biwaks und nächtlichem Vorpostendienst.

Nach Düsseldorf mich nun wieder zurückwendend, erwähne ich hier noch aus dem Jahre 1829, daß das 7. Armeekorps im November 1829 in dem Generalleutnant von Müffling für den verstorbenen General von Horn einen neuen kommandierenden General erhielt. Er war erst vor kurzem von einer Sendung nach Rußland und der Türkei nach Berlin zurückgekehrt, nachdem er seinen schon in den Befreiungskriegen rühmlichst genannten Namen durch den zu Adrianopel vermittelten Friedensschluß zu Gunsten Rußlands neuerdings hatte bekannt machen können. Die 14. Division machte aber seine Bekanntschaft erst im Sommer 1840.

Das 7. Armeekorps sollte die im Jahre 1829 abbestellte Königsrevue im folgenden Jahre nachholen. Die Vorbereitungen dazu begannen

schon früh und beschäftigten alle Vorgesetzten bis zu den Kompagniechefs herab aufs äußerste. Die Einstellung der Rekruten und das Eintreffen der Winterurlauber fand wie gewöhnlich statt; es kamen aber auch diesmal wieder für jedes Infanterieregiment noch einige hundert sogenannter Kriegs-Reserverekruten hinzu, die bestimmt waren, ein halbes Jahr lang bei der Fahne zu bleiben, um das Regiment auf die vorgeschriebene Revuestärke zu bringen.

Da wurde es denn auf den Detail-Exerzierplätzen wieder viel lebendiger als gewöhnlich, und in der Handwerksstätte begannen die im vorigen Jahre durch die Abbestellung der Revue unterbrochenen Arbeiten aufs neue: zur Verschönerung der „Parade" und zur Verbesserung der „Exerziergarnituren".

Am 5. August marschierten wir über Elberfeld nach Lippstadt zur Königsrevue ab. Das kleine Lippstadt war mit starker Einquartierung bedacht. Zum Hauptquartier für Seine Majestät den König ausersehen, mußte es viele höhern Stäbe wie auch Truppen aufnehmen.

Für die Anwesenheit des Königs waren ebenfalls wie 1825 die große Parade und ein Korpsmanöver bestimmt. Aber als alles so weit gekommen, daß die Truppen zweckmäßig untergebracht, die Vorübungen bis zur Division hinauf, diese unter dem Kommandeur der 13. Division von Luck, im Gange waren, traten Störungen ein, woran bei jenen Entwürfen wohl niemand hätte denken können, welche aber so überraschend und so mächtig kamen, daß sie den ganzen Plan und alle Hoffnungen, welche darauf gegründet waren, über den Haufen warfen.

Zunächst waren es die Ereignisse in Frankreich, wo nach dem Erlaß der „Juliordonnanzen" die Julirevolution, die Abdankung des Königs Karl X. und die Aufrichtung des Throns des „Bürgerkönigs" Louis Philipp gefolgt waren. Schon auf dem Marsch nach Lippstadt erfuhren wir täglich, wie diese Vorgänge aufeinander folgten, und konnten uns überzeugen, wie verschiedenartig die Auffassungen darüber auf unsrer, der militärischen, gegenüber der Seite des Zivils lauteten. Wir beurteilten die politische Seite der Sache vom Standpunkt strenger Legitimität, die militärische Seite vom rein militärischen Standpunkt aus. Jene, die nichtmilitärische, vielfach vertreten in den Kreisen der Beamten, Fabrikanten, Kaufleute u. s. w., mit denen wir teils in den Quartieren, teils in den öffentlichen Lokalen täglich in Berührung kamen, gab schon sehr deutlich jene Richtung zu erkennen, die unter dem König Friedrich Wilhelm III. sich noch nicht geltend machen konnte, unter dem Regiment seines Nachfolgers aber um so freier wühlte — bis es auch bei uns zur Revolution kam, aber dank dem alten Preußensinn doch nicht zu einem solchen Ausgang wie bei jener Julirevolution in Paris.

Bei unsrer Auffassung war es sehr erklärlich, daß sich damit auch die Frage verband: wie die Mächte, welche die Bourbons auf den französischen Thron zurückgeführt hatten, sich dessen Umsturz gegenüber wohl verhalten würden? Ich sage nicht zu viel, wenn ich noch heute behaupte, daß der Glaube der Offiziere meist auf Krieg lautete, und namentlich die jungen sich ihm mit großem Enthusiasmus hingaben, meinend, „es würde sogleich losgehen“; während die ältern — bei ruhigerer Überlegung — von solcher Eile entweder nichts wissen wollten, oder den Ausbruch eines Krieges überhaupt bezweifelten. Die Stabsoffiziere unsers Regiments gehörten wohl ohne Ausnahme zu den Zweiflern — aber weniger aus weiser Überlegung, als weil der Gedanke an Krieg ihnen schon lange fremd geworden war. Aber wie verschieden auch die Auffassungen waren, soviel stand doch fest, daß die Ungewißheit, worin man sich befand, störend auf die täglichen Übungen wirkte, und daß namentlich das Schweigen des kommandierenden Generals die ganze Situation um so peinlicher machte.

Der General von Müffling war schon seit einigen Tagen von Münster in Lippstadt eingetroffen, hatte sich jedoch den Truppen noch nicht gezeigt. Nicht lange, so erschien ein Befehl von ihm, „daß Seine Excellenz die sämtlichen Generale und Stabsoffiziere des Korps zu sprechen wünsche, und diese sich an dem und dem Tage, nachmittags zu der und der Stunde, vor dem Lagerplatz der Infanterie zu versammeln hätten.“ Natürlich waren die Herren sämtlich des Glaubens, daß der kommandierende General sich über die Vorgänge in Frankreich, welche auch schon in Belgien verführerisch zu wirken begannen, näher äußern würde und erschienen daher auch in großer Spannung.

General von Müffling*) liebte es, wenn er sich öffentlich zeigte, mit einem gewissen Pomp aufzutreten und verstand es auch, die Höhe und Würde seiner Stellung, ich möchte sagen wie ein Fürst zum Ausdruck zu bringen. An diesem Tage kam er mit seinem ganzen Stabe auf den Platz zu Pferde, im ruhig abgemessenen Schritt. Er hatte den Mantel umgehängt, weil das Wetter trübe war. Als er aber der Versammlung nahe kam, schlug er den Mantel zurück und ließ seinen reichen Ordensschmuck und seinen äußerst sorgfältigen Anzug sehen. Er begrüßte die Versammlung nur mit einer vornehmen Handbewegung und begann sogleich eine Ansprache. Diese konnte man wohl vom ersten bis zum letzten Wort ein rednerisches Meisterstück nennen, und zwar nicht bloß nach dem Inhalt, sondern auch nach dem Ton und der Miene, die er dabei annahm. Über ihren Inhalt kann ich als Ohrenzeuge folgendes mitteilen:

---

*) Siehe hierzu das vom damaligen Leutnant v. Fransecky gemalte Bild des Generals v. Müffling zwischen S. 128 und 129. v. B.

Der General gedachte zunächst der Julirevolution und ihrer unmittelbaren Folge für Frankreich, und sprach mit erhobener Stimme ein verdammendes Urteil darüber aus. Sodann gab er seiner Überzeugung den Ausdruck: es würden die verbündeten Mächte zu diesen „Freveln" nicht schweigen; sie würden dagegen einschreiten! Sich sodann auf unsern Standpunkt stellend, äußerte er zunächst, daß wir Soldaten uns darauf gefaßt zu machen hätten, von unsrer Kriegstüchtigkeit bald ernste Proben ablegen zu müssen, und schloß dann mit der Ermahnung an die Versammelten, dahin zu wirken, daß die gegenwärtigen Übungen allseitig und eifrigst zur Vorbereitung auf den Krieg benutzt würden! Nach Beendigung seiner Rede wandte er mit sehr ernster Miene sein Pferd, grüßte wie bei der Ankunft nur mit der Hand und ritt im Schritt nach der Stadt zurück.

Die fortgesetzten Übungen bestanden zunächst noch in den reglementsmäßigen Schulbewegungen, die der Landwehr noch geläufiger gemacht werden mußten, und woran nichts, selbst das nicht geändert werden durfte, was in neuer Zeit als unabwendbar für den Krieg entschieden anerkannt worden war. Ich will hierbei nur die verschiedenen Treffenwechsel auf der Stelle und in der Bewegung erwähnen, auf deren Einübung immer viel Zeit und Mühe verwendet werden mußte, während ihre Anwendung im feindlichen Feuer geradezu undenkbar war, auch schon damals in der Armee gewichtige Stimmen sich dagegen erhoben hatten.

Diese Vorübungen waren noch im vollen Gange, als sie durch eine Überschwemmung der Heide eine Unterbrechung erlitten, die so überraschend eintrat und gleich so weit um sich griff, daß kein Truppenteil von ihren Störungen unberührt blieb, ja man wohl sagen konnte, daß durch sie die ganze Revue „zu Wasser wurde"!

Nach Lippstadt kam die Nachricht von dem Unglück am Frühmorgen. Natürlich konnte von Übungen an diesem Tage keine Rede sein, das Lager wurde geräumt und die Truppen in Quartiere verlegt, weit über den bisherigen Kantonnementsbereich des Korps hinaus.

Sobald das Wetter wieder ruhig wurde und der Boden zu trocknen anfing, ging es aber wieder an die Herstellungsarbeiten des Lagers.

Nach zwei oder drei Tagen etwa rückten das 15. und unser Regiment sowie die Landwehr ins Lager, und dies bekam schnell ein ganz andres Gesicht. Es wurde auch wieder bataillonsweise exerziert, aber niemand dachte mehr an eine Königsrevue. In den nächsten Tagen erfuhren die Truppen, daß Seine Majestät der König, durch die eingetretenen politischen Verhältnisse in Berlin zurückgehalten, seinen zweiten Sohn, den Prinzen Wilhelm, beauftragt habe, das 7. Armeekorps zu sehen, wie es die Umstände gestatten würden.

Bevor der Prinz aber ankam, waren verschiedene Nachrichten eingetroffen, die die Aufhebung des Lagers und sofortige Truppensendungen nach dem Rhein zur Folge haben sollten. Diese Nachrichten lauteten, soweit ich mich erinnere: „daß in der Rheinprovinz in den an Belgien grenzenden Distrikten, namentlich in Aachen und andern Fabrikorten Unruhen ausgebrochen wären, die durch das belgische Beispiel hervorgerufen, vielleicht auch von dort her angestachelt, weitere Verbreitung befürchten ließen, daß auch in andern Gegenden die Bevölkerung sich unruhig zeige, und daß das 8. Armeekorps, das bei Koblenz zur Königsrevue versammelt war, bereits Truppen abgesendet habe, um die Grenze decken und die Ordnung wieder herstellen zu helfen. Ferner daß das von Truppen ganz entblößte Köln von Truppen des 7. Armeekorps zu besetzen sei, bis das bereits im Heranmarsch begriffene 4. Armeekorps am Rhein eingetroffen sein würde. So bekam unser Regiment Ordre, sich marschbereit zu machen, um nach geschehener Besichtigung durch den inzwischen in Lippstadt eingetroffenen Prinzen Wilhelm sofort nach Köln abzumarschieren.

Diese Besichtigung unsers Regiments fand an einem der ersten Tage des Septembers in der Nähe des Lagers auf einem Platze statt, der nur für ein Bataillon ausreichte. Die drei Bataillone verließen daher auch eins nach dem andern das Lager, marschmäßig angezogen und überhaupt so eingerichtet, daß sie unmittelbar von dem Besichtigungsplatz aus den Marsch antreten konnten. Seine königliche Hoheit trug den Umständen Rechnung, die ein parademäßiges Erscheinen des Regiments nicht zugelassen hatten.

Der Prinz erklärte zum Schluß dem Obersten von Besser, daß das Regiment ihm einen sehr guten Eindruck gemacht habe. General von Müffling, der der Besichtigung beiwohnte, verhielt sich von Anfang bis zuletzt schweigend und grüßte zum Abschied auch nur mit der bekannten Handbewegung. Es war, das bewies er auch hier wieder, ihm nicht gegeben, sich mit einer Truppe durch ein paar Worte im Soldatenton zu verständigen.

Wie ganz anders der Prinz Wilhelm! Ihn, den Liebling seines Vaters, den früh zum ausgezeichneten Soldaten und kommandierenden General herangereiften Prinzen heransprengen zu sehen, seinen „Guten Morgen“ uns zurufen zu hören, ihn längs unsrer Fronten begleiten und in seinem edeln Antlitz den Ausdruck der Zufriedenheit lesen zu können, ja zuletzt diesen Ausdruck auch laut aus seinem Munde zu vernehmen, dies alles und dazu seine schöne persönliche Erscheinung, das Musterbild eines Soldaten, ich sage, dies alles ergriff und begeisterte uns, ließ uns das Trübe und Unklare der augenblicklichen Lage vergessen und mit froher Zuversicht unsrer neuen Bestimmung entgegen ziehen.

Das Regiment trat den Marsch nach Köln auf verschiedenen Straßen an. Es wurde in allen Quartieren gut aufgenommen; auch zeigte sich die Bevölkerung überall mehr besorgt als wirklich unruhig. Wir hatten auf diesem sechstägigen, teilweise sehr starken Marsche keinen Ruhetag. Beim Einrücken in Köln empfing uns der zweite Kommandant, Oberst Kellermeister von der Lund, mit sehr wichtiger Miene und erzählte, wie er es angestellt habe, in der Stadt alle Aufstandsversuche nieder zu halten, wie froh er aber doch sei, jetzt an unserm Regiment eine sichere Stütze zu bekommen.

An einem andern Tage kam der kommandierende General des 8. Armeekorps von Borstel nach Köln und erschien auch zur Wachtparade. Nach Ausgabe der Parole versammelte er die anwesenden Offiziere um sich und hielt eine Ansprache, die in den Worten gipfelte: „Sie denken gewiß an Krieg. Aber ich muß Ihnen den Glauben daran nehmen, indem ich Ihnen mitteile, daß Seine Majestät der König entschlossen ist, sich in die Angelegenheiten unsrer Nachbarn nicht zu mischen, vorausgesetzt, daß diese sich der Verletzung des preußischen Bodens enthalten; daß ein Kriegsfall aber eintreten wird, sobald auch nur ein Dorf von ihnen angegriffen werden sollte!" Natürlich wirkten diese Worte sehr ernüchternd auf die Kriegslustigen unter uns. Die Persönlichkeit des Generals aber trug auch noch dazu bei, die ganze Lage sehr kühl anzusehen. Er war ebensowenig wie unser eigner kommandierender General der Mann, um Herzen zu gewinnen. Beide Herren glichen sich an Stolz und vornehmer Zurückhaltung, doch war das Wesen des Generals von Borstel militärischer, seine Würde weniger erkünstelt, als die des Generals von Müffling. Von Borstel hieß es, daß er im stillen viel Gutes thue, und namentlich erzählte man sich von ihm, daß er die Gelder für seine Dienstreisen dazu verwendete, arme Soldatenfamilien zu unterstützen, während er die Reisen stets mit seinen eignen Pferden ausführte. Aber auch einzelne Offiziere, die in bedrängte Lage gerieten, hatten sich seiner Fürsorge zu erfreuen. Wer dies wußte, hatte natürlich auch ein wärmeres Herz für ihn als die andern.

Als die Revolution in Belgien sich auch über das Limburger Land zu erstrecken begann, wurde auf allerhöchsten Befehl von der 14. Division ein Detachement unter dem General von Weyrach zum Schutz der Grenze entsendet, dessen Aufstellung von Kleve bis Kaldenkirchen reichte, mit dem Hauptquartier in Geldern. Zu diesem Detachement wurden unser 1. Bataillon und das ganze 17. Infanterieregiment bestimmt; außerdem von den beiden Kavallerieregimentern der Division je zwei Eskadrons und von der Artillerie eine Fußbatterie. Unser 1. Bataillon marschierte am 6. November zu seiner Bestimmung ab. Der Oberst von Besser begleitete es über den Rhein, und ich war bei ihm. Auf der ersten

Haltestelle jenseits des Flusses fand sich auch der General von Weyrach ein und unterzog das Bataillon nach jeder Richtung hin einer sehr genauen Besichtigung. Leider ergab diese viel Tadelnswertes. Bei der Bewaffnung zeigte es sich, daß die Gewehre infolge des vieljährigen Drillens sehr klapprig waren; bei der Bekleidung stellte sich heraus, daß das zweite Paar Stiefel, soweit es neu von der Kammer ausgegeben, sehr eingetrocknet und zum Teil so klein war, daß es die größern Leute nicht anziehen konnten. Endlich ergab sich bei der sonstigen Ausrüstung, daß die Kochgeschirre sich größtenteils in einem sehr schlechten Zustand befanden, indem sie durch zu starkes Putzen sehr dünn im Blech waren, auch viele Beulen an sich trugen, die von Mangel an Aufsicht während des Gebrauchs bei den Manövern zeugten.

Der General war sehr unzufrieden und sprach sich hart gegen den Kommandeur und die Kompagniechefs aus. Er trug aber auch einen Teil der Schuld, indem er bei den jährlichen Musterungen sich mehr um die Zahl der betreffenden Gegenstände als um deren Beschaffenheit bekümmert hatte. Aber so bedauerlich seine Wahrnehmungen gerade in dem Augenblick waren, wo das Bataillon einer ernsten Bestimmung entgegenging, so nützlich wurden sie doch für das ganze Regiment, denn nun erfolgte eine sorgfältige Prüfung aller für den Kriegsgebrauch bestimmten, in der langen Friedenszeit aber wenig beachteten Ausrüstungsgegenstände, und ein schneller Ersatz der unbrauchbar befundenen Stücke.

Das 1. Bataillon hatte in Geldern und den nächstgelegenen Dorfschaften Kantonnementsquartier bezogen. Die von ihm zur unmittelbaren Grenzbewachung entsandten Abteilungen wurden bald Augenzeugen von der Überrumpelung der kleinen Festung Venlo durch belgische Freischaren und von der Schlaffheit der holländischen Besatzung, die die Festung verließ, ohne auch nur Widerstand versucht zu haben. Ein in diesem Ort wohnhafter Kapitän außer Dienst, Brialmont, Belgier von Geburt, hatte, die Sache seines Königs aufgebend, die Rolle des Verräters und Verführers gespielt, und erntete dafür die Beförderung zum Obersten und Kommandanten der Festung im belgischen Dienst. Ich begegnete später diesem Offizier noch zweimal, der es in seinem neuen Dienstverhältnis bis zum Generalleutnant und Divisionskommandeur und zu einem bessern Ruf brachte, als die Venloer Affäre erwarten ließ.

Die kriegerischen Ereignisse jenseits unsrer Grenze brachten auf die Art unsrer Beschäftigungen einen Umschwung herbei, wozu auch die durch den Marschall Soult in der französischen Armee eingeführten Neuerungen das Ihrige beitrugen. Es machte sich bei uns urplötzlich der Gedanke geltend, daß wir uns bei der Ausbildung im Detail und der Übungen im Großen auf Abwegen befunden hätten, daß der Kriegszweck zu wenig im Auge behalten, das Paradewesen mit seinen

Spielereien zur Hauptsache gemacht worden sei, und es wurde nun alles anders. Es wurden Übungsmärsche gemacht und mit Operationen und Gefechten des kleinen Krieges verbunden, nicht bloß bei Tage, sondern auch nachts; dem Paradewesen wurde nur die unerläßliche Zeit gewidmet; der Feld- und Vorpostendienst gründlicher betrieben, auch auf das Schießen mehr Wert gelegt. Am meisten war dies der Fall bei dem Grenzdetachement, wo der unermüdliche General von Weyrach zu allem den Antrieb gab. Es war in der That eine Lust, den dortigen Übungen beizuwohnen, und ich erhielt die Gelegenheit dazu durch einen mehrtägigen Aufenthalt in Geldern und Umgegend, wohin ich den Obersten von Besser zu begleiten hatte. Man sah diesen Truppen mehr noch als den in den Garnisonen zurückgebliebenen an, daß sie und ihre Führer von einem neuen Geist beseelt waren!

Aus dem Jahre 1831 habe ich noch eines sehr wichtigen Ereignisses zu gedenken, nämlich des Erscheinens eines Mobilmachungsplanes für die Armee, der als ein dringendes Bedürfnis in dieser Zeit allgemein anerkannt wurde, während es für den Glauben an einen ewigen Frieden sprach, daß seit dem Krieg von 1815 für eine Armee, wie die preußische, es keinen Mobilmachungsplan gab. Der nunmehr erschienene Plan hatte aber den Fehler, außerordentlich umfangreich und nicht leicht faßbar zu sein, und stand dem heutigen, sehr viel klarer und praktischer gefaßten bei weitem nach. Ich gestehe, daß ich mich darin trotz eifrigen Studiums doch sehr schwer orientierte, während mein guter Oberst schon beim bloßen Anblick der großen Papiermasse es aufgab, sich mit ihm näher zu befassen. Ich gestehe ferner, freilich zu meiner großen Beschämung, daß ich die nach diesem Plan auszuführenden Vorarbeiten nicht erledigte, weil sie nicht zu drängen schienen, und ich mich auf meine Fähigkeit verließ, schwierigen Arbeiten eintretenden Falles gewachsen zu sein. Aber schon im nächsten Jahr mußte ich die Erfahrung machen, einesteils, daß ich dem Obersten gegenüber nicht hätte schweigen sollen, als ich sah, daß er nicht dazu kam, sich mit dem Plan zu beschäftigen, andernteils, daß es meinerseits vermessen war, Arbeiten unausgeführt zu lassen, die doch mehr Zeit kosteten, als ich mir eingebildet hatte! Diese Erfahrung aber wurde mir zu einer um so ernstern Lehre für die Zukunft!

Im Dezember 1831 wurde das Grenzdetachement aufgelöst. Da das 2. Bataillon des 17. Regiments seine alte Garnison Düsseldorf wieder bezog, Köln aber noch von Truppen des 4. Armeekorps besetzt war, so kam unser 2. Bataillon nach Dülmen, Haltern und Coesfeld, das Füsilierbataillon nach Bocholt, Anholt und Borken, um dort bis auf weiteres zu kantonnieren. Daß mir aus diesen Veränderungen zeitweilig Geschäftsvermehrungen entstanden, ist natürlich. Auf die wirt-

schaftlichen Verhältnisse der Offiziere aber wirkte dieses Herumziehen zerrüttend. In diesem Jahr verloren auch die Fußtruppen der Armee die ebenso unzweckmäßigen als unschönen Gamaschen an den weißleinenen Hosen, die Offiziere aller Waffen aber mußten die breiten roten Streifen an den Tuchbeinkleidern mit der noch heute üblichen einfachen Bise vertauschen. Letzteres galt nicht bloß in den Augen eiteler Herren für eine ärgerliche Vereinfachung, ja selbst für eine Zurücksetzung gegen die nicht regimentierten Offiziere und selbst gegen die Beamten, die die Generalsstreifen behielten; und wenn auch die Erklärung nicht ausblieb, daß die vielen Verluste der russischen Armee an Offizieren in dem eben beendigten Kriege gegen die Polen den verräterischen breiten roten Streifen zuzuschreiben gewesen wären, so dauerte es bei uns doch lange, bis der uns abgenommene Schmuck verschmerzt wurde. Auch der Ballanzug der Offiziere — bei der Infanterie die Eskarpins mit Schuhen und seidenen Strümpfen — wurde für alle Waffen abgeschafft und durch den gewöhnlichen Dienstanzug ersetzt. Der König liebte die Einfachheit und bei zunehmendem Alter auch persönlich die größere Bequemlichkeit; daneben aber dachte er auch mit der Vereinfachung die Ausgaben der Offiziere zu berücksichtigen, was aber doch nicht von allen dankbar erkannt wurde, denn es gab viele, besonders bei der Kavallerie, die die tägliche graue Diensthose für den Ball nicht passend hielten.

Bald nach dem oben angegebenen Quartierwechsel traten neue Veränderungen ein. Eine allerhöchste Kabinettsordre verfügte anfangs März 1832 die 2½monatliche Beurlaubung eines großen Teils der Mannschaften unsers Armeekorps, und infolgedessen bezog unser 2. Bataillon die Garnison Düsseldorf, das Füsilierbataillon Wesel.

Das wichtigste Ereignis für unser Regiment im Jahre 1832 war aber die infolge einer Allerhöchsten Kabinettsordre vom 3. November erfolgte Formation der Linientruppen des 7. Armeekorps als Observationsarmee an der Maas und die Zuteilung des Regiments zu diesem Korps.

Die Veranlassung hierzu war das Einrücken einer französischen Armee in Belgien zur Eroberung der noch in holländischen Händen befindlichen Citadelle von Antwerpen und deren Überlieferung an das junge Königreich, das durch eigne Kraft nicht in den Besitz hatte gelangen können.

Unser Regiment hatte erst vor wenigen Tagen seine älteste Mannschaft zur Reserve entlassen und sich für den Winterdienst einzurichten angefangen, keiner von uns konnte das Bevorstehende auch nur ahnen, da die Franzosen es verstanden hatten, ihre Absicht lange genug zu verheimlichen. Um so größer war unsre Überraschung.

Es mag in der Nacht vom 6. zum 7. November gewesen sein, als die Ordre von Münster aus in Düsseldorf eintraf und dem General vom Weyrach frühmorgens von der Division zuging. Es war aber schon 6 Uhr morgens geworden, als der Oberst von Besser zu mir schickte, eiligst zu ihm zu kommen. Ich war schnell fertig und erfuhr, in das Zimmer des Obersten tretend, daß er sich zum Brigadekommandeur zu begeben und ich ihn dahin zu begleiten habe, um eine wichtige Nachricht entgegen zu nehmen.

Als wir das Haus des Generals von Weyrach betraten, kam auch der Kommandeur des 17. Regiments, Oberst von Holleben, nebst seinem Adjutanten eben an, und wir wurden von dem General sofort empfangen. Er teilte den beiden Obersten den Inhalt der Kabinettsordre mit, verwies auf den Mobilmachungsplan und empfahl schleunigste Ausführung. Die Hauptsache sei, daß die Einberufung der Reserve und Urlauber sofort geschehe und die Kommandos zur Abholung dieser Mannschaften unverzüglich mittelst Extrapost nach den Landwehr-Bataillons-Stabsquartieren abgeschickt würden.

Als mein Oberst mit mir das Haus verließ, bemerkte ich an ihm, daß die Unkenntnis des Mobilmachungsplans ihn in eine sehr peinliche Verlegenheit gesetzt hatte und seine Unruhe darüber groß war. Um ihn aber zu beruhigen, bat ich ihn, mir zu erlauben, sofort nach meiner Wohnung eilen und die nötigen Schreiben an die Landwehrkommandos u. s. w. entwerfen, nach Fertigstellung aber zu ihm zur Unterschrift kommen zu dürfen. Ich fügte die Bitte hinzu: „daß er nicht zur Wachtparade gehen und sich, bis ich mit den Unterschriftssachen zu ihm käme, in seiner Wohnung abschließen möge, um nicht mit Anfragen, möchten sie kommen, woher sie wollten, bestürmt zu werden, die er doch nicht sogleich beantworten könne."

Ich wurde mit den betreffenden Schriftstücken bis zum Mittag fertig, sah mich aber durch einzelne Kameraden mehrmals gestört, die sehr aufgeregt von der Wachtparade zu mir kamen, um zu hören, was im Werke sei? Ich verwies sie auf den zu erwartenden Regimentsbefehl von heute und beschwichtigte damit ihre Unruhe. Den Obersten hatte die ihm von mir geratene Abschließung vor ähnlichen Störungen geschützt. Er unterzeichnete die ihm vorgelegten Schriftstücke, und der Regimentsbefehl wurde eiligst an die drei Bataillone geschickt. Nachmittags fuhren sodann die Abholungskommandos nach Soest, Iserlohn und Meschede ab, und für diesen Tag war somit die Hauptsache geschehen, ohne daß eine Versäumnis stattgefunden hätte! Die Kommandos kamen in jenen Stabsquartieren früher als die vom Regiment entlassenen Reservisten an. Diese erfuhren aber schon auf den Wegen nach ihrer Heimat die Rück-

berufung zum Regiment und ließen auf ihr Wiedereintreffen nicht warten.

Wenn ich nun hier noch hervorhebe, daß alle drei Bataillone des Regiments schon am 15. November zum Ausrücken fähig waren, so wird damit nicht nur der Eifer und der gute Wille, womit von allen Seiten das Mobilmachungswerk betrieben wurde, bewiesen, sondern auch der Umstand festgestellt, daß schon nach neun Tagen das Regiment nach der Grenze abrücken konnte.

Ich muß hier noch nachholen, daß „das Observationskorps an der Maas“ unter dem Befehl des Generals von Müffling stand, dazu noch eine kombinierte Brigade stieß, bestehend aus den erst kürzlich in die Rheinprovinz verlegten Infanterieregimentern Nr. 19 und 37 und dem 7. Ulanenregiment aus Bonn.

Unsre drei Bataillone wurden in Viersen im ganzen gut untergebracht und in den ersten Tagen von den Quartierwirten gegen die vorgeschriebene Vergütung befriedigend verpflegt. Als aber dafür die Magazinalverpflegung eintrat, begann die Intendantur mit einem vollständigen Fiasko. Das Brot war so schlecht, daß es schon beim Abladen von den Fahrzeugen teilweise auseinander fiel und dann ein Inneres zeigte, das mehr Ähnlichkeit mit Torf, als mit einem Gebäck aus Getreide hatte; das Fleisch war meist von magerm, schlechtem Vieh, und einzelne Portionen bestanden selbst aus Kuheutern; das trockene Gemüse (Erbsen) enthielt vielfach Maden und hatte einen Modergeruch; der Branntwein endlich war so schlecht, daß ihn die Mannschaften stellenweise als ungenießbar ausschüttete. Der Unwille der Truppen, ja die Scham den Quartierwirten gegenüber war groß. Letztere aber nahmen die von der Mannschaft ihnen abgelieferten Portionen teilweise gar nicht an und verpflegten die Leute — aus Mitleid — umsonst.

Von dem Beginn der Belagerung der Citadelle von Antwerpen erhielt man bei uns nicht bloß durch die Zeitungen Nachricht, sondern auch durch das Bombardement, das von Ende November bis zum 23. Dezember in unserm Kantonnement namentlich nachts zu hören war. Da die Entfernung von Viersen bis Antwerpen in gerader Linie etwa 20 Meilen beträgt, so galt es für uns als ein Wunder, aus solcher Ferne her das sehr ernste Spiel zu vernehmen. Zu erklären war dies aber dadurch, daß wir ein durchweg ebenes Land mit fest gefrorenem Boden vor uns hatten und Geschütze sehr schweren Kalibers gegen die Citadelle in Wirksamkeit kamen. Am genauesten hörte man den Donner nachts, ich möchte sagen Schuß für Schuß; auch gab es in der Nähe von Viersen einen tiefen Hohlweg, den wir oft nachmittags besuchten, um das Schießen gut hören zu können. Es war ein eignes Gefühl, das der Kontrast erregte, der zwischen uns, den „observierenden

Preußen an der Maas" und den bombardierenden Franzosen vor der Festung bestand. Diese in wirklicher Kriegsarbeit begriffen, wir dagegen wie in der Garnison den herkömmlichen Friedensübungen obliegend, soweit solche das Winterwetter und der sehr durchschnittene, zeitweilig auch vom Schnee bedeckte Boden gestattete.

Die Nachrichten, zuerst von der am 23. Dezember erfolgten Kapitulation der Citadelle von Antwerpen, und dann von dem allmählichen Abzug der Franzosen aus Belgien trafen bald bei uns ein. Aber wir hatten auf die Auflösung des Observationskorps und den Befehl zum Rückmarsch in die Garnisonen doch noch ein paar Wochen zu warten, verlebten daher auch noch das Weihnachts- und Neujahrsfest in unsern Quartieren.

Während dieser peinlichen Wartezeit erschien bei uns eine Allerhöchste Kabinettsordre, die die heutigen Grad-Unterscheidungszeichen auf den Epauletts der Offiziere durch Sterne einführte. Diese Neuerung war schon längst als eine notwendige erkannt worden, bestand bereits bei mehreren großen Armeen des Auslandes und machte einen guten Eindruck. Freilich waren die Sterne zu Anfang auffallend klein, aber der König hatte richtig vorausgesehen, wenn er — wie es hieß — auf eine Bemerkung hierüber antwortete: „Wird nicht lange dauern, werden wachsen, soweit sie noch Platz haben — die Fabrikanten und Schneider wohl dafür sorgen werden." Auch die leer ausgegangenen Sekondeleutnants erhielten an ihren Epauletts eine Vervollständigung durch die Tresse, welche bis dahin um den obern Rand herum fehlte. Der Stern der Premierleutnants aber ging ihnen von Jahr zu Jahr später auf. Ich zum Beispiel mußte noch mehr als acht Jahre warten, bis er für mich erschien.

Durch eine Kabinettsordre vom 10. Januar 1833 wurde das Observationskorps aufgelöst, und die Truppen kehrten in ihre Garnisonen zurück.

General von Müffling verlegte sein Hauptquartier bis auf weiteres nach Düsseldorf. Dorthin kehrten am 21. der Regimentsstab und das 1. Bataillon unsers Regiments zurück.

Die ersten Wochen in Düsseldorf verliefen für mich unter den vielen Geschäften, welche die Rückkehr des Regiments in die frühern und die Einrichtung in neue Verhältnisse mit sich brachten. Es ging aber alles glatt ab, und als das ruhige Friedensleben wieder in seinem alten Geleise war, konnte ich mir beim Rückblick auf das jüngst Erlebte wohl sagen, die mir dabei zugefallene Aufgabe gelöst und mancherlei dabei gelernt zu haben. Zu statten gekommen war mir freilich, daß mein Oberst mir immer sein unbedingtes Vertrauen geschenkt hatte, daß er sich auf meinen Eifer und meine Geschäftskenntnis verließ, es gern sah,

wenn ich wie früher, ohne viel zu fragen und vorzutragen, selbst die wichtigsten Sachen ihm schon zur Unterschrift brachte, nachdem er sie mir eben erst gesendet hatte, und vor allem, daß er über alles, was zwischen uns vorging, auf mein unbedingtes Schweigen rechnen durfte!

In dieser Zeit, etwa Mitte Februar 1833, war es, daß ich zufällig erfuhr, der General von Müffling habe sich gegen eine ältere Dame in Düsseldorf über meine Person günstig geäußert. Das überraschte mich, da ich mich keines Worts, ja kaum eines Blicks des Generals zu rühmen hatte und daher gar nicht glauben konnte, daß er sich jemals irgendwie um mich bekümmert hätte. Aber in derselben Zeit konnte ich auch gewahr werden, daß man höhern Orts in der jüngst verflossenen Zeit auf mich aufmerksam geworden war. Ich hörte zwar nichts von dem Wo und Wie; doch war es wohl infolge davon, daß an einem Sonntag auf der Wachtparade der Hauptmann Graf von der Schulenburg, Adjutant des Prinzen Friedrich, zu mir herankam und die Frage an mich richtete, ob ich wohl Lust hätte, in die höhere Adjutantur zu kommen? Natürlich war meine Antwort bejahend, unter dem Hinzufügen, daß ich mir allerdings für die Zukunft eine solche Stellung als Mittel zu einer bessern Beförderung gewünscht, aber aus Rücksicht auf meinen Kommandeur nicht gewagt hätte, mit solchem Wunsch hervorzutreten, überzeugt, daß der Oberst mich nicht gern werde ziehen lassen. Der Graf fand diese Rücksicht sehr natürlich und erklärte, daß allerdings ohne die Zustimmung des Obersten für mich nichts geschehen könnte; indessen riet er, daß ich mich mit einer bescheidenen Vorstellung an ihn wenden möchte. Das aber war leichter geraten als ausgeführt. Ich nahm mir aber doch ein Herz und trug dem Obersten die Sache genau so vor, wie sie sich zugetragen hatte. Er war, wie ich mir gedacht, sehr überrascht und erklärte rundweg, er könne mich nicht entbehren. Da ich nun aber auch fest und entschieden glaubte, daß, wenn ich jetzt auch zu einem entsprechenden Kommando notiert würde, doch das Kommando selbst wohl ein paar Jahr auf sich warten lassen dürfte, und da ich ferner auch glauben konnte, daß der Oberst seinem Dienstalter nach binnen Jahr und Tag zum Brigadekommandeur befördert werden würde, so äußerte ich gegen ihn das eine wie das andre und gewann dadurch — nach einigem Hin- und Herreden —, daß mein Gönner mir seine Zustimmung gab, mit der Betonung jedoch, daß ich bei ihm bleiben müsse, solange er noch das Regiment kommandiere. Ich begab mich mit dieser Antwort zum Grafen von der Schulenburg und fragte ihn, ob und was noch in der Sache vom Regiment zu geschehen habe? Er erklärte mir kurz, daß das Regiment einen besondern Vorschlag nicht zu machen brauche, da nun alles weitere vom Divisionskommando aus geschehen würde. Ich dachte in der That auch im entferntesten nicht daran, meine Stellung

als Regimentsadjutant schon in allernächster Zeit verlassen zu müssen. Auch der Oberst hielt an dem Glauben fest, mich zu behalten, solange er noch das Regiment kommandiere.

Aber es ging schneller damit, als er und ich dachten. In der großen Liste der „Ernennungen, Beförderungen und Versetzungen", die damals schon seit Jahren alljährlich zum 30. März erschien und so auch 1833 herauskam, stand zu lesen: „Sekondeleutnant von Fransecky II. zur Dienstleistung als Adjutant bei der 13. Division kommandiert." Mein Erstaunen, und ich verhehle es nicht, auch meine Freude über die so schnelle Erfüllung meines Wunsches war groß; mein Oberst aber las kopfschüttelnd den Satz zweimal, bevor er es glauben wollte. Er mochte wohl denken, daß ich ohne sein Vorwissen die Sache weiter betrieben hätte, gab aber meiner Versicherung, daß ich auch nicht ein Wort gesprochen, das er nicht wisse, sofort Gehör. Ich meldete mich noch an demselben Tage schriftlich bei meinem neuen Divisionskommandeur, dem Generalleutnant von Luck in Münster, und reiste am 18. April dorthin ab.

---

4. Divisionsadjutant bei der 13. Division zu Münster.

1833—1843.

Wie ein Schüler, der von der Vorschule zur Hochschule abgeht, kam ich mir auf der langweiligen Fahrt nach Münster vor. Ich konnte diesem Gedanken nachhängen, da die Nacht fast schlaflos für mich verging, auf der Strecke von Dorsten bis Dülmen, die mit ihrem damals noch unchaussierten Wege und seinen holprigen Stellen in der Hejde ein wirkliches Ruhen unmöglich machte.

In Münster angekommen, fand ich dort durch die Güte eines Regimentskameraden eine passende Wohnung vorbereitet und konnte sie sogleich beziehen.

Da der General von Luck von seiner Reise noch nicht heimgekehrt war und ich nicht mehrere Tage unangemeldet in Münster verweilen durfte, so meldete ich mich am nächsten Tage bei dem kommandierenden General von Müffling.*) Er nahm mich an, aber auch seiner eigentümlichen formellen Art entsprechend. Als ich in das Zimmer trat, sah ich ihn schreibend an einem großen runden, mit Büchern, losen Schriftstücken und Karten bedeckten Tisch, mit dem Rücken der Thür zugewendet, durch die ich eintrat. Er war schon vollständig im Dienstanzuge, die Uniform aber offen, jedoch mit Ordenssternen reich besetzt; eine weiße Weste darunter; auf der Nase eine große Brille. Er erhob sich nicht von seinem Stuhl, nahm meine Meldung kühl an, sprach nur wenige gleichgültige Worte zu mir und entließ mich mit seiner üblichen Handbewegung. Als ich die Thür eben erfaßt hatte, um das Zimmer wieder zu verlassen, rief er mir die Worte nach: „Essen Sie heute bei mir um 4 Uhr." Ich machte darauf meine Verbeugung und verschwand. Natürlich konnte diese Art der Einladung mich mit dem kalten Empfang nicht versöhnen, auf den ich nicht gefaßt war, nachdem ich jene Äußerung von ihm wußte, die er über mich in Düsseldorf gegen die Gräfin Spee gemacht haben sollte. Aber der General machte doch diesen Empfang wieder etwas gut durch die Art, wie er mich behandelte, als ich zur Tafel erschien. Er hatte ein paar freundliche Worte für mich und stellte mich mit solchen auch seiner Gemahlin vor. Sie war eine geborene von Scheele, Schwester

*) Siehe sein vom damaligen Leutnant von Fransecky gemaltes Bild zwischen S. 130 und 131. v. B.

des nachmaligen hannoverschen Ministerpräsidenten dieses Namens. Ich verlor in der Unterhaltung mit ihr bald die Befangenheit, womit ich mich ihr genaht hatte.

Nun noch einige Bemerkungen über die Tafel im Müfflingschen Hause. Ich wußte bereits aus der Erzählung eines Kameraden, daß der General ein großer Freund lukullischer Genüsse sei; daß der erste Vortrag, den er an jedem Morgen empfange, der seines Koches sei, daß er mit diesem den Küchenzettel berate und feststelle, ja daß er für einzelne Gerichte selbst die Vorschriften erteile. Aus einem andern Munde hörte ich sodann noch, daß der General seit seiner Mission nach Konstantinopel für eine Art von Vögel_schwärme, die aus Ostindien kommend und in sehr fetter Umhüllung gebraten, alles überträfen, was an exotischen Produkten sonst auf seinen Tisch zu kommen pflege. Mein Erzähler nannte diese Vögel, wohl mit sehr verstümmeltem Namen: „Becfigen". Ich erinnere mich aber sogar eines mir vor wenigen Jahren zu Gesicht gekommenen gedruckten Aufsatzes des Generals über jene Mission, worin er erzählt, daß er auf eine damals von Konstantinopel aus bestellte Sendung solcher Vögel ungebührlich lange habe warten müssen, dieser Umstand aber dem Feldmarschall Diebitsch in Adrianopel sehr zu statten gekommen sei. Denn er, General von Müffling, habe erklärt, zu den in letztgenannter Stadt anberaumten Friedensunterhandlungen nicht eher abreisen zu wollen, bis er jene Sendung aus Indien empfangen habe; und dieser Erklärung sei es wiederum zuzuschreiben gewesen, daß man türkischerseits daraus geschlossen habe, der in Adrianopel sehr geschwächt angekommene russische Feldmarschall befände sich mit seinen Truppen in einer viel günstigern als der angenommenen Lage und werde bei den Friedensunterhandlungen von seinen Forderungen keine fallen lassen. Ich will mir nach dieser Äußerung des Generals über den Einfluß, den sein Verbleiben in Konstantinopel bis zum Eintreffen seiner „Becfigen" auf die seiner Weisheit übertragenen Verhandlungen gehabt, einen Widerspruch nicht erlauben, obschon ich aus seinen hinterlassenen Denkwürdigkeiten weiß, daß es seine Art war, seiner Person überall, wo ihm eine besondere Rolle zugefallen war, einen entscheidenden Antheil zuzuschreiben, und selbst, wie z. B. in der Schlacht an der Katzbach, komische Behauptungen nicht zu scheuen, wenn er sie zu seiner Illustrierung gebrauchen konnte.

Ich kehre nach dieser Abschweifung wieder zu seiner Tafel in Münster zurück. Vor allem war es der vornehme, ich möchte wohl sagen fürstliche Zuschnitt, den das ganze Hauswesen an sich trug, sehr behagliche und zugleich elegante Ausstattung und Einrichtung der Salons und Zimmer, an den Wänden viele gute Ölbilder, zum Teil von alten Meistern; die Tafel geschmackvoll hergerichtet, die Speisen und Weine so vortrefflich, daß sie einer Königstafel Ehre gemacht haben würden. Dazu, von

dem Haushofmeister abwärts bis zu den Jägern und Lakaien herab, in grünen und dunkelblauen Livreen, mit Wappenborten besetzt, alle aber zugleich sicher und anständig bei ihren Verrichtungen, kurz das Ganze so vornehm eingerichtet, daß nichts fehlte, um das Gesamtbild zu einem der hohen Stellung eines kommandierenden Generals entsprechenden zu machen. Ich wagte zuweilen einen Blick und auch ein Ohr dem General zuzuwenden und sah dann, wie er mit den ihn zunächst umgebenden Personen sich sehr jovial unterhielt, dabei aber auch nicht unterließ, den ihm präsentierten Genüssen die volle Ehre anzuthun.

Nach aufgehobener Tafel vergnügten sich der Sohn nebst Frau und Tochter des Generals mit andern Gästen am Billard, wobei der General zusah. Nach Beendigung des Spiels entließ er die Gesellschaft.

Ich verließ das Schloß unter dem günstigen Eindruck, den alles oben Erwähnte auf mich gemacht hatte. Ganz besonders hatte ich die strenge Konsequenz und den Erfolg in der Richtung erkannt, die der kommandierende General eingeschlagen hatte, um aus seiner Stellung das zu machen, was sie in der Provinz sein soll und sein muß, um ihrer hohen Bedeutung zu entsprechen. Ich leugne nicht, daß ich, als ich selbst 37 Jahre später zu der Stellung eines kommandierenden Generals aufgerückt war, oft an das Beispiel des Generals von Müffling gedacht und mich gefragt habe, ob ich, abgesehen von einigen besondern Eigentümlichkeiten seiner Person, ihn irgendwo von einem General in gleicher Stellung erreicht oder gar übertroffen gefunden hätte? Die Antwort war aber immer: „Nein, von keinem!" Der General von Müffling besaß ein Landgut bei Erfurt, welches nur wenig eintrug, daneben aber auch einiges Barvermögen, und damit konnte er so vollkommen repräsentieren, wie er es that. Er sparte nichts, erhielt sich jedoch auch schuldenfrei. Heutzutage aber würde er bei weitem nicht dasselbe haben leisten können, wie damals; und auch ich bin weit entfernt, unsern heutigen kommandierenden Generalen, selbst wenn sie zu den Dotierten von 1870/71 gehören, zuzumuten, es dem General von Müffling in jener Repräsentation gleich zu thun. Die Geldverhältnisse haben sich eben mit der Zeit leider bedeutend geändert!

Am 22. April konnte ich mich endlich auch bei meinem von seiner Reise zurückgekehrten Divisionskommandeur melden. General von Luck empfing mich mit freundlichem Blick und Wort, sprach mir sein Vertrauen herzlich aus, gab mir aber für mein neues Dienstverhältnis weder eine Weisung noch eine Belehrung, da er wohl wußte, daß ich als Adjutant bereits eine gute Schule durchgemacht hatte. Schon aus den Lippstädter Revuezeiten her war mir vieles von seiner herzgewinnenden Persönlichkeit bekannt. Er war ein altpreußischer Offizier im besten Sinne des Worts, aber mit mehr Bildung und weniger Aufgeblasenheit, auch mit mehr wirklicher



Leutnant v. Fransecky.
Rittmeister Roerdansz. Rittmeister v. Bosse.



Oberst v. Tuchsen.



General v. Müffling.

Aquarellbilder,
gemalt vom Leutnant v. Fransecky 1833 und 1834

Humanität, als die Mehrzahl der damaligen ältern Generale der Armee. Er war, als ich ihn seit Lippstadt (1830) hier zuerst wiedersah, 62 Jahr alt, sah aber jünger aus. Er hatte noch sein volles dunkelbraunes Haar, hielt sich sehr gerade, war von schlanker, mittelgroßer Figur und sehr sorgfältig angezogen. Haar und Bart verrieten, daß er wohl noch gern die kleinen Künste darauf verwandte, die dem jüngern Offizier geläufig sind.

Er hatte eine sehr glückliche Laufbahn hinter sich. Aus der Mark Brandenburg stammend und mit den Goertzkes, Sohrs, Pfuels und andern Familien dieser Provinz verwandt, war er zuerst im Kadettenkorps, dann in der Ecole-militaire und machte 1794 als Fähnrich den letzten Teil des Rheinfeldzuges unter dem Feldmarschall von Möllendorff mit, wurde Sekondeleutnant und kam nach Abschluß des Baseler Friedens 1795 nach Potsdam. Später nahm er an den topographischen Arbeiten in Westfalen teil und wurde endlich, da er neben seiner wissenschaftlichen Bildung auch der französischen Sprache völlig mächtig war, zu der Ecole-militaire in Berlin als Gouverneur kommandiert. In diesem Verhältnis verblieb er von 1803—1805. Als Stabskapitän im Füsilierbataillon von Pelet machte er den Krieg von 1806/7 mit, da dieses Bataillon nach der Schlacht bei Jena der französischen Gefangenschaft entging und auch bei der Kapitulation von Danzig sich noch glücklich zu Schiff nach Pillau retten konnte. Im Jahre 1809 wurde er zum Flügeladjutanten des Königs Friedrich Wilhelms III. ernannt, dem er schon als Grenadieradjutant in Potsdam näher bekannt geworden war. Im Kriege von 1813/14 war Luck militärischer Begleiter des Kronprinzen Friedrich Wilhelm. Bald zum Oberstleutnant ernannt, kommandierte er als Oberst im Kriege von 1815 die 11. Brigade beim 3. Armeekorps unter General von Thielmann. Er nahm an den Schlachten bei Ligny und Wavre teil und wurde 1816 als Brigadekommandeur in Münster angestellt. 1817 wurde er Divisionskommandeur daselbst. Er war, als er diese Stelle antrat, erst 43 Jahre alt, und blieb darin bis zum Herbst 1834, im ganzen also in Münster 18 Jahre.

Ich hatte daher das Glück, während der letzten 1½ Jahre seiner dortigen Stellung sein Adjutant zu sein.

Große oder gar schwere Leistungen im Dienste wurden von mir nicht gefordert, und ich konnte mich, wie ich schon hier bemerken will, selbst im Büreau mit außerdienstlichen Sachen beschäftigen, da jene dienstlichen Arbeiten immer nur an bestimmten Terminen zu erledigen waren. Ich beschloß, die mir zur freien Verfügung verbleibende Zeit zunächst zum Studieren der Akten und der für die Division bestehenden besondern Verordnungen zu verwenden, außerdem aber auch das mir noch ganz fremde Kavallerie-Exerzierreglement zu studieren, um bei den Besichtigungen der

zur Division gehörigen Regimenter durch den Divisionskommandeur nicht als Unwissender erscheinen zu müssen.

Von den höhern Offizieren der Garnison Münster nenne ich als allgemeiner bekannt geworden den Obersten von Tuchsen.*) Er war in der ganzen Armee wegen seiner Originalität, namentlich wegen seiner Urderbheit — um nicht mehr zu sagen — bekannt. Er stand aber auch bei seiner Waffe wegen seiner Tüchtigkeit als Artillerist und wegen der Auszeichnung, womit er in den Befreiungskriegen seine reitende Batterie geführt hatte, in großer Achtung. Daß sein Chef, der Prinz August, ihn besonders schätzte, war allbekannt. Seinen Offizieren gegenüber war er in der Regel sehr derb, ja wirklich grob; er hatte aber doch auch für den einzelnen einen jovialen, ja selbst gemütlichen Ton. Damen gegenüber, so rühmte die Generalin von Luck, verstand er liebenswürdig und anziehend zu sein, wie der feinste Herr. Er war mehr als mittelgroß, sehr stark, hatte ein rundes, dickes, stark gerötetes, mit Ausnahme eines kurz geschorenen weißen Backenbartes immer glatt rasiertes Gesicht, woraus ein Paar kluge Augen blitzten, und dem, selbst wenn er derb wurde, der gewohnte lächelnde Ausdruck verblieb. Sein Gang war mehr ein kurz trabender, rollender, als gemessen gehender, seine Stimme, auch wenn er keine Ursache dazu hatte, fast immer sehr laut und polternd. Er konnte im Dienst fluchen und schimpfen, selbst wenn er nicht böse war; es war ihm auch dies gewohnheitsmäßig. Ich kannte ihn schon von Düsseldorf aus den Jahren her, die meiner Adjutantenzeit vorangingen. Ich wohnte damals in der Infanteriekaserne und konnte von meinem Fenster aus den dahinter liegenden Exerzierplatz, auf diesem aber auch den Platz übersehen, wo der Oberst von Tuchsen die in Düsseldorf garnisonierende 2. Abteilung seiner Brigade in der Einzelausbildung — Anfang des Sommers — alljährlich inspizierte. Das Brigadestabs-Quartier war damals noch in Köln. Kam der Oberst von dort nach Düsseldorf und erfuhr man in unsrer Kaserne die Anfangsstunde seiner Inspizierung, so fanden sich in meiner Wohnung stets mehrere Kameraden unsers Bataillons ein, um das bevorstehende Schauspiel mit anzusehen. Es mußte aber von den Fenstern aus so geschehen, daß von dem Platz her niemand von uns zu sehen war, also unter der Deckung durch die Gardinen. Das Kommen des Obersten war dann immer schon von weither vernehmbar. Er sprach zu seiner Begleitung so laut, polterte auch, wenn er bei der Truppe, die seiner Ankunft harrte, etwas ihm Mißfälliges gewahrte, aus weitester Entfernung so heftig, daß sein Kommen immer wie das Herannahen eines Ungewitters war. Bei der Truppe, wenn man auf diese sah,

*) Siehe sein vom damaligen Leutnant von Fransecky gemaltes Bild zwischen S. 130 und 131. v. B.

machte sich dann unter den Offizieren, sowohl dem Major und dem betreffenden Kompagniechef, als auch den in der Front befindlichen, ja selbst bei den zum Zuschauen versammelten eine fast fieberhafte Unruhe bemerkbar, und es war kein Wunder, wenn diese auf die Vorstellung zuweilen einen sichtbaren Einfluß übte. Der Oberst setzte in diesem Fall sein Gepolter vor der Front in verstärktem Maße fort.

Als er in Köln einst ein Ballfest gab und einige jüngere Offiziere eintraten, die zu Fuß gekommen, zum erstenmal zu solchem Fest bei ihm erschienen, redete er sie mit den Worten an: „Habt Ihr Euch ooch die Beene abgekratzt?", wobei er aber doch die nicht artige Frage durch ein leichtes Schmunzeln wieder gut machen wollte.

In der 7. Brigade diente ein Hauptmann mit dem sonderbaren Namen Klapperbein, der bei dem Oberst nicht gerade in Gunsten stand. Als dieser ihm einst seine Batterie vorzuexerzieren hatte und bei der Ausführung von Bewegungen sich etwas weit von dem Platz entfernte, wo der Oberst zu Pferde hielt, rief dieser ihm nach: „Kaptän Klapperbeen, wo klappern Sie denn mit Ihrer Batterie hin?"

Den Hauptmann von Bock, der eine reitende Batterie kommandierte und den Obersten bei Gelegenheit einer Besichtigung mit einem Batteriepferde beritten zu machen hatte, tadelte der Oberst, da er beim Aufsteigen mit dem nicht fest genug gegurteten Sattel umschlug und zur Erde fiel, noch im Liegen mit den über den ganzen Platz zu hörenden Worten: „Ick habe et ja immer gesagt, die Bocksche Batterie kann nich satteln!"

Und nun endlich noch eine Äußerung des Obersten im heitern Gesprächston gegen den ersten Divisionsadjutanten Rittmeister von Bosse.*) Ich ritt eines Tages mit Bosse nach dem großen Exerzierplatz bei Münster, und wir trafen unterwegs den Obersten, der dem Exerzieren seiner Artillerie zusehen wollte. Der Oberst ritt einen großen Fuchs, der lammfromm und sehr bequem, dabei sehr schön war. Der Rittmeister dagegen, ein sehr schwacher Reiter und immer sehr schlecht beritten, näherte sich dem Obersten mit den Worten: „Sie reiten einen schönen Fuchs, Herr Oberst, ich beneide Sie darum." Der Oberst schmunzelte und erwiderte: „Gefällt er Ihnen? Koofen Sie ihn mir ab." Darauf sagte der Rittmeister: „Ach Herr Oberst, dazu habe ich leider nicht Geld genug." Und nun wieder der Oberst: „Nich? Denn geben Sie mir 'ne Anweisung auf Brünnecken, dann kriegen Sie den Fuchs gleich." Natürlich lachten beide, und ich erlaubte mir mitzulachen; der Rittmeister fügte dann aber noch scherzend hinzu: „Auch das würde zum Kauf nicht reichen." Mir bleibt hier zur

*) Siehe sein vom damaligen Leutnant von Fransecky gemaltes Bild zwischen S. 130 und 131. v. B.

Erklärung dieses Gespräches nur noch zu bemerken übrig, daß der Rittmeister von Bosse zu einer Lhombrepartie gehörte, an welcher der Oberst von Brünneck regelmäßig, aber fast immer zu seinem Schaden, teil nahm.

Ich hoffe mit meinen Bemerkungen über die Persönlichkeit des Obersten von Tuchsen diesem braven Mann weniger wehe gethan zu haben als der bekannte Hackländer, der einst unter dem Obersten als Bombardier diente, dann aber, da er für die Offizierkarriere sich nicht eignete, die Schriftstellerei ergriff und in seinen bekannten „Soldatengeschichten" seinem ehemaligen Brigadier ein Denkmal setzte, wofür ernste Männer ihm wohl nicht gedankt haben.

Da ich mit guter Vorschule und dem allerbesten Willen meinen Dienst begann, der General von Luck aber mir schon, ohne mich persönlich zu kennen, sein Wohlwollen und Vertrauen geschenkt hatte, so erwarb ich mir bald seine Zufriedenheit. Der General arbeitete selbst sehr viel, schrieb mit seiner selten schönen Hand und seinem klassischen Stil die meisten Sachen selbst, namentlich solche, die an Seine Majestät gingen, und verlangte selbst über andre Geschäftssachen keine besondern Vorträge, da er alles las, was täglich einging und infolge seiner 17 jährigen Praxis, ich möchte sagen, mehr Orientierung, mehr Geschäfts- und Sachkenntnis besaß, als der gewiegteste Adjutant. So hatte denn auch der erste Adjutant, Rittmeister von Bosse, welcher täglich zu ihm „zum Vortrage" kommen mußte, nur wirklich selten etwas „vorzutragen", sondern verkürzte dem alten Herrn mehr durch eine heitere Unterhaltung über nicht dienstliche, als durch Besprechung ernster Dienstsachen, ein halbes Stündchen der Mußezeit, die der General sich gönnte. Ich erschien mit meinen wenigen Sachen nur selten beim General und hörte auf dem kurzen Wege zur Wachtparade gewöhnlich mehr aus seinem Munde, als im Vortragszimmer. Die für mich gewonnene Zeit benutzte ich anderweitig zu eigner nützlicher Beschäftigung. Ich arbeitete namentlich an meiner Regimentsgeschichte fleißig fort, las viel Belletristisches und nahm auch das Zeichnen und Malen wieder auf. In dieser Beziehung erwähne ich nur meines eignen Porträts, welches ich auf Pergamentpapier miniaturartig nach dem Ausspruch von Bekannten sehr ähnlich ausführte.*)

Eine dreiwöchentliche Krankheit, die mich bettlägerig machte und wohl Folge des Münsterschen Klimas war, verhinderte mich, meinen General zu den Besichtigungen der auswärtigen Truppen zu begleiten, was mir natürlich sehr peinlich war; der General aber, der auch auf seinen

---

*) Siehe das Selbstporträt mit den andern beiden Adjutanten, Rittmeistern Roerdansz und v. Bosse, zwischen S. 130 und 131. v. B.

Reisen durchaus selbstständig war und einen Adjutanten sozusagen nur zum Staat mitnahm, konnte mich leicht entbehren. Als er heimgekehrt war und mich wieder hergestellt fand, wurde ich sehr freundlich zum Essen von ihm eingeladen, dessen ich hier, als dem zweiten, welchem ich in seinem Hause beiwohnte, nur deshalb gedenke, weil ich dabei Gelegenheit hatte, einen berühmten Mann zu sehen, von dem ich schon manches gehört und gelesen hatte. Es war dies der General von Sohr I, einst Kommandeur der brandenburgischen Husaren, die sich 1813 unter seiner Führung bei Möckern und vielen andern Gelegenheiten auszeichneten, zuletzt Chef der Militärreitschule zu Berlin und Verfasser der Reitinstruktion, die der preußischen Kavallerie nun schon seit zehn Jahren gute Dienste geleistet hatte. Dieser schon vor mehreren Jahren aus dem Dienste geschiedene General war nach Münster gekommen, um dort seinen Bruder, den Kommandeur der 13. Kavalleriebrigade, zu besuchen, und jenes Essen war dem ältern Vetter zu Ehren veranstaltet. General von Sohr I schien noch recht rüstig zu sein, hatte in seinem Äußern noch viel von einem Husarenoffizier an sich und genoß große Auszeichnung von unserm General und seiner Gemahlin. Ich lauschte mit besonderm Interesse seiner Erzählung von dem ihm und seiner Brigade — den brandenburgischen und pommerschen Husaren — 1815 widerfahrenen Unglück bei Versailles, von seiner schweren Verwundung und kurzen Gefangenschaft in Paris. Ich entnahm daraus, daß er seinen braven Regimentern persönlich das Beispiel großer Bravour und Aufopferung gegeben hatte. Aber, nachdem ich in spätern Jahren die nähern Umstände dieses traurigen Vorfalls erfahren, ja im Jahr 1850 die Geländeverhältnisse mit eignen Augen gesehen hatte, blieb ich bei der Überzeugung, daß der General durch das lange Verweilen der Brigade bei Versailles, in einem für Kavallerie ganz ungeeigneten Gelände und ohne sich um etwaige Überraschungen zu kümmern, die von Paris aus ungesehen nahen konnten und auch kamen, gegen Kriegsregeln gefehlt, die er natürlich gut kannte, an die er aber nicht gedacht hatte.*) Der General erwähnte von diesem Fehler aber gar nichts und deckte mit der Erzählung seines persönlichen Verhaltens im Gefecht nicht den Ruin seiner Brigade, deren Regimenter sich aber nach dem nahen Schluß des Krieges wieder herstellten und sich noch heute mit den Namen Zieten und Blücher schmücken dürfen.**) Es war ein merkwürdiger Zufall, daß ich einige Tage nach

*) Es muß zur Ehre des damaligen Oberstleutnants v. Sohr gesagt werden, daß er hauptsächlich deshalb in Versailles so lange verweilte, um die ihm zur Besetzung von Versailles in Aussicht gestellte Infanterie abzuwarten, und daß er bei seinem Abrücken annehmen mußte, daß Versailles bald mit Infanterie besetzt werden würde.

**) Der Verlust der beiden Regimenter ist nie sicher festgestellt, hat aber mehr als die Hälfte betragen. v. B.

dem Besuch des oben erwähnten Geländes im Jahre 1850 in der Eglise Madelaine zu Paris den Exequien des Divisionsgenerals Piré beiwohnen konnte, der 1815 die Brigade Sohr an der Spitze eines gemischten Ausfallsdetachements von Paris her überfallen hatte. Dieser General Piré hatte es, längst außer Dienst, in den Zeiten der Unruhen von 1848 in Paris für Pflicht gehalten, in der Nationalgarde als Gemeiner einen Platz einzunehmen, und es fehlten am Fuß seines Sarges neben den goldenen Generalsepauletts die rotwollenen Epauletts nicht, die der General als Bürger in Reih und Glied der Nationalgarde getragen hatte.

Ich wohnte dem bald folgenden Brigadeexerzitien mit großer Aufmerksamkeit bei. Der General von Luck äußerte sich über alles, was ihm hierbei vorgestellt worden war, sehr befriedigt, und es ließ sich aus dem, was er sagte, entnehmen, daß er mit der Fernhaltung von Neuerungen, wie sie andern Orts im einzelnen schon gewagt wurden, durchaus einverstanden war. Er war in den Ansichten des Königs und durch eine 17jährige Praxis in Münster in der Infanterie alt geworden.

Die Kavalleriebrigade exerzierte unter dem General von Sohr II so, wie es damals noch allgemein auf allen Exerzierplätzen geschah, nach einer auch in dieser Waffe herkömmlich gewordenen Schablone, ohne an Schnelligkeit und Ausdauer auch nur entfernt die heutigen Anforderungen zu stellen, wobei freilich, zumal bei den Attacken, der sehr enge und auch in seiner Bodenbeschaffenheit sehr ungünstige Exerzierplatz hemmend einwirkte.

Der General von Luck, der in dem Kavalleriereglement so zu Hause war, wie ich Ähnliches von einem Infanteristen auch in spätern Jahren nur ausnahmsweise wahrgenommen habe, forderte von der Waffe nicht mehr, als was die Brigade bei der Besichtigung gezeigt hatte, und vermied es, sich in seinem Urteil auf Einzelheiten einzulassen, die dem Brigadekommandeur zufallen mußten. Er nahm in seinem allgemeinen Urteil auf die kavalleristische Autorität des Generals von Sohr sehr viel Rücksicht.

Die Divisionsübungen bestanden in der Mehrzahl nur im Exerzieren nach schriftlichen Dispositionen, gegen einen supponierten Feind, immer auf demselben Platz, wo die Brigaden exerziert hatten. Erst gegen das Ende der Periode fanden ein paar Feldmanöver außerhalb des Platzes statt. General von Luck war auf dem Exerzierplatz Meister in der Führung der Division, und seine Dispositionen, die er sämtlich eigenhändig entwarf, standen wohl den besten nicht nach, die in jener Zeit alljährlich auf dem Tempelhofer Felde bei Berlin zur Ausführung kamen.

In dieser Zeit trat der General auch eine Reise nach Bielefeld und Minden an, um in den beiden Orten einige Invaliden des 15. Infanterieregiments zu besichtigen, die nach damaliger Einrichtung nicht eher in den Genuß der für sie beantragten Gnadengelder gelangen konnten,

als bis der Divisionskommandeur sie dazu anerkannt hatte. Ich bemerke zu dieser erst nach mehreren Jahren in Wegfall gekommenen Einrichtung hier nur beiläufig, daß sie, wenn die untern Behörden ihre Schuldigkeit thaten, eine durchaus unnötige Formalität war, die durch Reisen viel mehr Kosten verursachte, als die Pensionen für ein ganzes Jahr betrugen, wozu die armen Invaliden vorgeschlagen waren.

Bei unsrer Rückkehr nach Münster herrschte eine freudige Aufregung über die inzwischen eingetroffene Nachricht von der bevorstehenden Ankunft unsers Kronprinzen, nachmaligen Königs Friedrich Wilhelms IV. Er sollte, so hieß es, nach dem Willen seines königlichen Vaters eine Rundreise durch die beiden westlichen Provinzen machen, um sich von deren Zuständen Kenntnis zu verschaffen, nachdem das seit 1831 bestehende Generalgouvernement des Prinzen Wilhelm, Bruders des Königs, inzwischen aufgehört hatte. Der Kronprinz traf in den ersten Tagen des Oktobers in Münster ein und wurde von der Bevölkerung im ganzen recht herzlich empfangen. Denn noch war die Zeit der „Köln-Münsterschen Wirren" nicht gekommen, und der in Münster fast unbemerkt lebende Domherr Clemens August von Droste-Vischering hatte noch drei Jahre Zeit über seine Absichten fortzubrüten, um dann als Erzbischof von Köln den bis dahin bestandenen Frieden um so unerwarteter und gewaltsamer zu brechen.

Der Kronprinz hatte in dem von dem Oberpräsidenten von Vincke bewohnten Teil des Schlosses sein Absteigequartier genommen und sah dort an seiner Tafel die Spitzen der Behörden, die Chefs der Adelsfamilien und einzelne ihrer Glieder, sowie auch die Repräsentanten der Kirchen und Schulen, des Magistrats u. s. w. Er entzückte, wo und wie er sich zeigte, alle, die ihn sahen und hörten, ebensosehr durch seine frohe Laune und Ungezwungenheit, als durch das Interesse, das er für alle ernsten Sachen und Fragen zeigte.

Gegen den General von Luck, seinen treuen Begleiter im Kriege von 1813/14, war er bei jeder Gelegenheit besonders huldvoll.

Nun kam auch für mich die Zeit, die bisher noch versäumten Besuche zu erledigen, die mir den Zutritt zu den bevorstehenden Gesellschaften ermöglichen sollten. Von Privathäusern nenne ich hier zuerst dasjenige des Oberpräsidenten von Vincke, der neben dem kommandierenden General das Schloß, und zwar dessen linken Flügel, bewohnte. Er war in der Provinz Westfalen schon seit mehreren Jahrzehnten eine allverehrte, aber auch ganz eigentümliche Persönlichkeit. Man denke sich einen kleinen magern Mann mit etwas vorgebeugtem Kopf, den ein wenig geordnetes, volles weißes, über die Stirn ebenso wie über den Nacken weit herabreichendes Haar bedeckt, und der ein glattes Gesicht zeigt, mit zwei kleinen, hellblauen, aber klug blitzenden Augen und milden, nur Wohlwollen verratenden Zügen. Man denke sich ferner diesen kleinen Mann, mehr

laufend als gehend, über den Schloßplatz eilend nach dem Regierungsgebäude oder von dort zurück nach dem Schlosse, in einem Anzug, der eher einen armen Bürgersmann als einen Mann höhern Standes verriet: Im Frühling und Sommer ein blauer, weit über das Knie herabreichender Rock aus dünnstem Sommerstoff, vorn immer offen; eine helle Weste, eine Hose von gelbem Nanking oder weißem Leinen, die kaum bis zu den Knöcheln herabreichte, eine Paar schwere Stiefel zu weiten Fußtouren eingerichtet, endlich auf dem Kopf eine tief sitzende blaue Militärmütze mit rotem Streifen, großem Schirm und preußischer Kokarde, im Herbst und Winter meist ein blautuchener, auch immer offener Frack mit gelben Knöpfen, eine grautuchene, auch immer sehr kurze Hose, alles übrige wie oben; von Handschuhen nie etwas zu sehen und ebenso wenig etwas von einem Mantel oder Überzieher. Zu dem einen wie zu dem andern Anzuge gehörte stets ein in der Brust- oder Seitentasche steckender Stoß von Dienstpapieren, die er am liebsten immer selbst trug. Wenn er sich auf eine Dienstreise begab, so zog der kleine Mann einen weiten blauleinenen Kittel, wie ihn in Westfalen die Landleute tragen, über den Rock und hatte im Munde eine lange Pfeife, die er während der ganzen Fahrt nicht ausgehen ließ. Er machte solche Reisen aber auch abwechselnd zu Fuß, um Gegenden zu besuchen, die seitwärts der großen Landstraße lagen, und betrat dann oft unerkannt ein gewöhnliches Bauernhaus, oder auch ein Wirtshaus, um sich bei den Bewohnern nach deren Verhältnissen oder jenen des Ortes oder der Gegend zu erkundigen, und nach dem Gehörten für den einzelnen oder für die Gemeinde Nutzen zu stiften.

Man denke sich auch diesen Mann im Galaanzuge bei patriotischen Festen oder bei Gelegenheit fürstlicher Besuche, und sehe ihn dann in der gestickten Uniform seines Ranges, mit großem Dreimaster, weißer Kasimirhose und dem Bande des hohen Ordens vom Schwarzen Adler, dazu den Degen mit goldenem Portepee, alles zwar nie gründlich geputzt und geordnet, ihn aber doch als hohen Würdenträger schon von weit her erkennbar machend. Und zuletzt denke man sich, zur Vervollständigung des Bildes dieses Oberpräsidenten, ihn hoch zu Roß, und zwar auf einem wenig rittigen Tier (meist Wagenpferd) bei einer Truppenrevue, wie ich ihn zweimal bei Lippstadt sah, als wenig geübten Reiter, der von dem militärischen Schauspiel kaum Notiz nahm, — und jener schlichte, unscheinbare Mann war der höchste und gewiß ausgezeichnetste Beamte, den die Provinz Westfalen jemals an ihrer Spitze sah!

Der Oberpräsident war Westfale von Geburt, Gutsbesitzer in der Grafschaft Mark und evangelisch. Er stand schon in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts im Staatsdienst. Ja, er bekleidete bereits das Amt eines Landrats im Mindenschen Bezirk, als der König Friedrich

Wilhelm III. bald nach seiner Thronbesteigung das dortige Land besuchte, und fiel dabei durch sein jugendliches Aussehen dem Monarchen so auf, daß dieser den ihn begleitenden Regierungspräsidenten von Stein fragte: „Macht man hier Kinder zu Landräten?“ Als das Münsterland 1803 preußisch geworden war, wurde Vincke zur dortigen Regierung versetzt und bekam an dem inzwischen zum Oberpräsidenten avancierten Freiherrn von Stein einen großen Gönner. Nach dem Tilsiter Frieden kam er zur Regierung in Potsdam. Er mußte aber seine dortige Stellung aufgeben, da er wegen seines Grundbesitzes in der zum Großherzogtum Berg geschlagenen Grafschaft Mark von der neuen Regierung reklamiert wurde, nahm indessen dort eine Anstellung nicht an und blieb ein treuer Preuße. Als er sich jedoch durch seine Beteiligung an franzosen-feindlichen Verbindungen bald verdächtig machte, sollte er verhaftet werden und wäre vielleicht dem Tode nicht entgangen, wenn er nicht durch den zu seiner Verhaftung entsendeten Gendarmerieoffizier vor der ihm drohenden Gefahr gewarnt und in den Stand gesetzt worden wäre, noch rechtzeitig zu entfliehen. Von seinem Schicksal nach gelungener Flucht ist mir nichts bekannt geworden. Dagegen weiß ich, daß er 1814 bald nach der Wiederbesitznahme von Westfalen als Oberpräsident nach Münster kam und von da ab bis hoch in die 1840er Jahre auf diesem Posten verblieb. Diese lange Wirksamkeit in einer so hohen und wichtigen Stellung und der ehrenvolle Ruf, den er sich in allen Beziehungen erworben, und der ihn zwei Königen wert gemacht hatte, machen es überflüssig, daß ich zu seinem Ruhm nach dem bereits Gesagten hier noch mehr sage, als daß er in der ganzen Provinz eine Beliebtheit genoß, wie nach ihm wohl keiner seiner Nachfolger solche jemals erlangte!

Von den Vereinen, die zum Zweck geselliger Vergnügungen in Münster bestanden, waren die hervorragendsten das Zivilkasino und der Damenklub. Das Zivilkasino zählte als Mitglieder die höhere Staats- und städtische Beamtenwelt, die Gelehrten, die angesehensten Bürger, Künstler u. s. w. mit ihren Familien, sowie auch mehrere Offiziere. Es hatte seine eignen Räume, mit großem Tanzsaal, Spiel- und Lesezimmern, auch eine eigne Wirtschaft, wo viele unverheiratete Mitglieder teilnahmen, und gab in jedem Winter mehrere immer sehr zahlreich besuchte Bälle, wozu auch Nichtmitglieder eingeführt werden durften. Aus der Zusammensetzung der Gesellschaft ergab sich von selbst der etwas freie Ton, der auf den Bällen herrschte, und der nach dem Abendessen gern sehr lebhaft wurde, besonders unter den zahlreichen jungen Referendaren und Auskultatoren, denen gegenüber andre junge Leute, namentlich Offiziere, sich vorsichtig verhalten mußten, um nicht in unangenehme Händel zu geraten. Da ich für Gesellschaften dieser Art nicht

gerade besondern Geschmack hatte, so bewarb ich mich nicht um die Mitgliedschaft, besuchte aber doch einzelne Bälle. Jedenfalls zeichneten sie sich vor denen des Damenklubs durch eine größere Zahl wirklich schöner Frauen und Mädchen aus, worunter sich nicht wenige befanden, die in den freien Ton mit einzustimmen wußten und gern einstimmten, ohne jedoch die noch erlaubte Grenze zu überschreiten.

Der Damenklub, oder wie er sich noch lieber nannte, der „adlige Damenklub", datierte seinen Ursprung mindestens schon aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, denn er bestand bereits als ein längst fertiger im Jahr 1803 bei der preußischen Besitzergreifung. Sein Name bezeugte, daß er unter einer Damenherrschaft stand, und wenn ich hinzufüge, daß der jeweilige Bischof von Münster dem, aus einer alten Dame höchsten Ranges als Präsidentin und zwei bis drei alten Damen hohen Ranges als Vizepräsidentinnen bestehenden Vorstande gewissermaßen als Schutzpatron zur Seite stand, so ist damit zugleich das Gepräge dieser Herrschaft gekennzeichnet. Mitglieder des Klubs konnten nur die Frauen des Münsterschen Adels und jene des kommandierenden Generals, des Oberpräsidenten und des Divisionskommandeurs sein. Die Männer dieser Frauen wurden nur als Gäste wie andre Gäste, und zwar meist ein für allemal eingeladen. Der Klub besaß kein eignes Haus, sondern war Mieter in dem Hause des Freiherrn von Landsberg-Steinfurt, das für alle geselligen Zwecke genügende Räumlichkeiten bot. In allem, was der Klub für die Geselligkeit leistete, herrschte eine große Gleichmäßigkeit. Während des ganzen Winters hindurch fand an jedem Sonntag Abend von 8½—11 Uhr eine Gesellschaft statt. Die Damen des Vorstandes und der Bischof empfingen die Besucher. Es fanden dann mündliche Unterhaltungen oder — außer der Fastenzeit — auch einige Tänze nach dem Klavier statt; zur Erfrischung wurden Thee mit Kuchen, zuletzt auch Butterbrote und Wein herumgereicht. Solange der Vorstand beisammen war, hielten auch die Gäste aus. Außer diesen Sonntagen fanden dann noch etwa drei bis vier Bälle statt, wozu dann noch einige Bälle kamen, die von einzelnen zugehörigen Familien in den Räumen des Klubs gegeben wurden. Diese zeichneten sich gewöhnlich durch besondern Luxus aus und zeigten auch eine teilweise andre Gesellschaft als die erstern, weil die betreffenden Ballgeber ihre Einladungen auch an solche Familien ergehen ließen, die nicht zu den „eingeführten" Gästen des Klubs gehörten. Natürlich aber mußten auch diese Extragäste adlig sein, weil bürgerliche nur unter ganz besondern Umständen in dieser Gesellschaft Einlaß fanden. Es ist bemerkenswert, daß diese Exclusivität des Klubs sich nicht bloß durch die französische Herrschaftszeit von 1807 bis 1813 hindurch ganz rein erhalten konnte, sondern daß auch die darauf abermals folgende preußische Zeit daran nichts zu ändern vermochte. Es

spricht dies für den Unabhängigkeitssinn jenes Adels ebenso sehr, als für seinen Reichtum und seine solide Organisation, die es ihm gestatteten, selbst für seine nachgebornen Söhne den Staatsdienst nicht zum Zweck der Existenz zu wählen, sondern sie zu Hause zu behalten, falls sie selbst nicht etwa eine Offizier- oder Regierungsbeamtenstelle wünschten, aber nur als eine vorübergehende, oder als eine vorbereitende Stellung für einen Landratsposten u. s. w. Mir ist sogar ein Fall erinnerlich, daß ein junger Herr von Wendt, nachdem er im 11. Husarenregiment „sein Jahr" abgedient hatte, nach Österreich ging, bei einem dortigen Kavallerieregiment als Kadett eintrat, bald Offizier wurde und lange als solcher fortdiente. Aber die österreichische Armee hatte, abgesehen davon, daß darin schon aus der altmünsterschen Zeit her mehrere Söhne des Adels dienten, namentlich aus der Merveldtschen Familie, auch für die jüngere Generation dadurch einen besondern Reiz, daß dort das preußische Offiziersexamen nicht stattfand. Daß neben diesen Ausnahmen auch geistliche Stellungen gesucht wurden, und die betreffenden sich meist mit untergeordneten Kaplan- oder Pfarrstellen auf dem Lande begnügten, geschah ebenso sehr zu Ehren des „Unabhängigkeitsprinzips", als aus wirklichem Glaubenseifer.

Da die Zahl der eignen jungen Frauen und Mädchen des Damenklubs, die noch gern tanzten, verhältnismäßig nur gering war, so mußte dem Klub daran gelegen sein, daß unter den den Eintritt als Nichtmitglieder suchenden Familien sich immer mehrere mit Töchtern befanden, die die Lücken ausfüllen konnten. Aber die schon erwähnte Beschränkung der Einladungen auf Familien in höhern Stellungen und von adliger Geburt, und die nicht gerade große Neigung solcher Familien in Münster, eine so exklusive Gesellschaft zu besuchen, führte dazu, daß die Einladungen auch auf die in den benachbarten Gegenden der Grafschaft Mark, des Paderbornschen und des Osnabrückschen Landes wohnenden Adelsfamilien beider Konfessionen ausgedehnt wurden, und so kam dann auf den Klubbällen stets eine ebenso zahlreiche als vornehme Gesellschaft zusammen.

Was nun meine Person anbetrifft, so traf es sich, daß ich schon auf jenem ersten Ball mit den beliebtesten Damen tanzen konnte, mir fiel dabei zugleich die Rolle als Vortänzer zu, da der frühere Inhaber dieser Stelle für längere Zeit verhindert war, die Klubbälle überhaupt zu besuchen. Natürlich wurde ich durch diese Rolle um so leichter mit der jungen Damenwelt und auch mit jenen Herren bekannt, die mit der Leitung der Bälle und sonstigen besondern Vergnügungen betraut waren, und dies verschaffte mir ganz unerwartet eine durchaus angenehme Stellung in dieser Gesellschaft.

Ich kann mich nach allem, was ich über den Damenklub gesagt, nicht enthalten, hier nun auch noch ein Gesamturteil darüber abzu-

geben. Es war und ist, wie ich schon oft gehört, auch heute noch, nicht bloß ein sehr vornehmer geselliger Verein, sondern auch eine Macht und zwar ausschließlich eine Frauenmacht, weil die Damen die Herrinnen des Klubs waren, ihre Männer aber, wie erwähnt, nur als Gäste galten. Diese Macht aber war und ist es, die im Bunde mit der Geistlichkeit die Männer in ihrer Abgeschlossenheit erhielt, sie nur negative Preußen sein ließ und dafür wirkte, daß im Münsterlande der Adel mit seinem 16 Ahnenkultus, seinen Majoraten, seiner unbedingten Hinneigung zu Rom, seiner Opposition gegen die preußische Regierung und seiner Geringschätzung aller Evangelischen der alte blieb.

Ich kehre zur Erzählung meiner Erlebnisse in Münster zurück und erwähne aus dem Spätherbst des Jahres 1833 noch des Provinziallandtages, wo der General von Müffling, wie ich glaube zum erstenmal, als königlicher Kommissar auftrat und diese Rolle, wie es hieß, ebenso würdevoll als geschickt durchführte. Ich bekümmerte mich, da mein Interesse an dieser Einrichtung nur ein äußerst geringes war, um die in den Zeitungen oder wo sonst besprochenen Verhandlungen immer nur flüchtig; dagegen gefiel mir die Art und Weise sehr gut, wie der kommandierende General als Vertreter des Königs äußerlich prunkvoll auftrat.

Im Laufe des Frühjahrs 1834 machte der Chef des Generalstabes unsers Armeekorps, Oberst von Selasinsky, mir die Mitteilung, daß er mich zur Teilnahme an der Generalstabsübungsreise ausersehen habe, die er im Herbst dieses Jahres mit Offizieren der verschiedenen Regimenter des Korps auszuführen gedächte. Damit stand die Erfüllung des von mir gehegten Wunsches in Aussicht. Ich sah mich sofort nach Büchern um, die mir zur Vorbereitung dienen konnten, und saß dann bald hinter Brandt, Decker und andern, die über Taktik und Generalstabsgeschäfte Belehrung boten. Aber das Feld war weit und die Zeit zum Lernen sehr kurz. Denn es stand mir bevor: zunächst meinen General auf der in den Juni und Juli fallenden Besichtigungsreise durch den ganzen Divisionsbezirk zu begleiten, später aber, im September, die Divisionsübungen mitzumachen, die in diesem Jahr auf dem sogenannten Strönfelde bei Metelen, nordwestlich von Münster, stattfinden sollten.

Es kam mir bei meinen Studien zu statten, daß ich mich schon seit länger, in Gemeinschaft mit meinem Freunde Estorff, aus Sparsamkeitsgründen von dem Mittagstisch zurückgezogen hatte, den wir mit andern Offizieren der Stäbe in einer sehr beliebten Restauration teilten, statt dessen wir aber nunmehr abwechselnd in unsern Wohnungen aßen. Dadurch war der Tisch einerseits sehr viel wohlfeiler geworden, andrerseits hatte ich auch mehr Zeit für jene Studien gewonnen.

Neu war mir bei der Inspizierungsreise die Besichtigung der Landwehrbataillone. Das Bataillon in Münster bestand aus kräftigen, zum Teil sehr großen Leuten, worunter sich aber sehr viele befanden, die nur als „Kriegsreserve" oder als „Landwehrrekruten" ausgebildet waren und daher unvorteilhaft auffallen mußten. Der sehr gewandte Kommandeur, der das Bataillon schon seit neun Jahren kommandierte, wußte aber, was er von der Truppe fordern durfte, um vor der überdies sehr schonungsvollen Kritik des Generals von Luck zu bestehen, und errang daher auch Anerkennung. Das Offizierkorps bestand nur aus Landwehroffizieren, die meist in Münster heimisch waren und, da sie sich nach den Offizieren des 13. Infanterieregiments leicht modeln konnten, äußerlich einen recht guten Eindruck machten.*) Von Münster ging die Reise zuerst nach Warendorf, zur Besichtigung des dortigen Landwehrbataillons. Von Warendorf wurde die Reise noch an demselben Tage bis Bielefeld fortgesetzt, wo am nächsten Tage zuerst das Landwehrbataillon, sodann das Füsilierbataillon des 15. Infanterieregiments besichtigt wurden.

In Minden war eine größere Zahl von Truppen zu besichtigen, und der General verwendete dazu drei Tage. Von den drei Garnisonkompagnien machte diejenige der 13. Division, die aus Halbinvaliden, Kavalleristen, Artilleristen und Pionieren, meist Unteroffizieren bestand, den betrübensten Eindruck. Diese alten Soldaten fühlten sich in der Infanterieuniform und mit der Muskete offenbar degradiert, am meisten natürlich die vielen überzähligen Unteroffiziere, die wie Gemeine mit den wenigen Gemeinen in Reih und Glied standen. Von infanteristischer Ausbildung konnte bei dieser Zusammensetzung gar nicht die Rede sein, zumal der Kompagniechef ein alter, völlig stumpfer Offizier war, der auch an seinen beiden Leutnants, ebenso alt wie er und ebenso stumpf, keine Unterstützung fand.

Ein Tanzfest in dieser Zeit führte mich mit einem Kameraden zusammen, der später ein sehr berühmter Mann wurde. Es war dies der damalige Premierleutnant von Roon des 15. Infanterieregiments, der spätere Generalfeldmarschall, rühmlichsten Andenkens. Er war vor mehreren Jahren durch Tausch mit einem Offizier vom 14. zum 15. Regiment gekommen, hatte die allgemeine Kriegsschule besucht, war später zum topographischen Bureau des großen Generalstabes kommandiert und befand sich 1834 in Minden bei seinem Regiment zu mehrmonatlicher Dienstleistung. Er war bei diesem Regiment trotz seiner öftern und langen Abwesenheit doch sehr beliebt und angesehen und galt in den

---

*) Über die hier berührten eigentümlichen Verhältnisse bei der Landwehr zu damaliger Zeit gibt der 1899 erschienene zweite Band des Lebens des Feldmarschalls von Boyen von Friedrich Meinecke sehr lesenswerte Beiträge. v. B.

Augen seiner Vorgesetzten für einen Offizier, dem eine gute Laufbahn bevorstände. Ich kannte ihn vom Berliner Kadettenkorps her, das er im Januar 1821, also ein halbes Jahr vor meinem Eintritt als Offizier verlassen hatte, nur dem Namen nach, aber ich hatte diesen Namen in der 2. Kompagnie, der auch ich nach ihm mehrere Jahre angehörte, immer mit besonderer Achtung nennen hören und war seiner Laufbahn in der Armee mit Interesse gefolgt. Um so erfreulicher war es mir jetzt, in Minden seine Bekanntschaft zu machen. Er zeichnete sich vor den meisten der übrigen Offiziere durch seine ernste, stramme Haltung und eine Würde aus, die an ihm natürlich erschien. An dem Tanz nahm er, soviel ich mich erinnere, keinen Teil, doch sah ich ihn sich unbefangen mit ältern und auch jüngern Damen unterhalten. Die höhern Offiziere und auch mein General nahmen aber von ihm nicht mehr Notiz, als von andern Offizieren. Ich wurde mit ihm durch eine Erinnerung an meinen Bruder näher bekannt, der im Kadettenkorps sein Stubenkamerad gewesen war. Später kam ich als Generalstabsoffizier und in meinen höhern Stellungen zu ihm in sehr freundschaftliche Beziehungen. Er blieb mir bis zu seinem Tode ein großer Gönner und wahrer Freund.

Die weitere Reise mit dem General von Luck ging von Minden über Rinteln und Lemgo durch das hübsche Lippesche Bergland zunächst nach Detmold. Dort wurde genächtigt, weil der General dem regierenden Fürsten längst einen Besuch schuldete und auf seine Anmeldung eine Einladung zur fürstlichen Tafel erhalten hatte. Der General verband mit diesem Besuch zugleich den eines alten Freundes, des Legationsrats Preuß, der Direktor des Gymnasiums in Detmold war, und bei dem sich der älteste Sohn des Generals in Pension befand. Ich nahm an diesem Besuch, wie auch tags darauf an der Vorstellung beim Fürsten und an dessen Tafel teil.

In Herrn Preuß lernte ich einen interessanten Mann kennen. Er hatte vor 1806 im preußischen Ingenieurkorps als Leutnant gedient und mehrere Jahre hindurch an den topographischen Arbeiten in Westfalen teil genommen, woraus die Lecoqsche Karte hervorging. Durch diese Teilnahme war er mit mehreren Offizieren, die ebenfalls zu diesen Arbeiten kommandiert waren, unter andern auch mit dem damaligen Leutnant von Luck, bekannt und befreundet geworden. Nach dem unglücklichen Kriege von 1806 hatte er sich nach Detmold zurückgezogen und eine Stelle als Lehrer der Mathematik bei dem dortigen Gymnasium angenommen. Er wurde als solcher der klugen Fürstin Regentin Pauline bekannt, die mit männlicher Hand für ihren minorennen Sohn Leopold die Vormundschaft führte und es verstanden hatte, die Gunst des ersten Napoleon und dadurch für das kleine Land die Mitgliedschaft am Rhein=

bunde zu erlangen. Als aber 1813, nach der Schlacht von Leipzig, die verbündeten Monarchen in Frankfurt a. M. über das Schicksal der kleinern Rheinbundfürsten Beschlüsse faßten und einige dieser Fürsten mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln die Mediatisierung von sich abzuwehren suchten, befand sich unter ihnen auch die genannte Fürstin, die jedoch durch die eifrige Anhänglichkeit, die sie dem nun besiegten Napoleon bewiesen hatte, den verbündeten Monarchen gegenüber einen besonders schweren Stand hatte. Sehr klug aber, wie sie war, wählte sie zu ihrem Unterhändler den Professor Preuß, und zwar im Hinblick auf dessen nahe Bekanntschaft mit einflußreichen hohen preußischen Offizieren, die im Gefolge des Königs sich in Frankfurt befanden, entsandte sie ihn mit dem Titel als „Legationsrat" nach dieser Stadt und überließ ihr und ihres Landes Schicksal der Klugheit und Gewandtheit dieses neuen Diplomaten. Da schon mehrere kleinere, vielleicht noch mehr kompromittierte Fürsten der Mediatisierung entgangen waren, so fiel es auch dem Legationsrat Preuß nicht allzuschwer, mit Hilfe seiner ehemaligen preußischen Kameraden, dem lippeschen Fürstenhause seine Souveränität zu sichern, und zugleich dem Namen Preuß eine gewisse Glorie zu verschaffen, die indes über die Grenzen des kleinen Ländchens nicht hinausreichte. Herr Preuß kehrte, nachdem er seine Aufgabe erfüllt, auf seinen Lehrerposten zurück, um bald darauf zum Direktor des Gymnasiums zu avancieren. Er genoß in dieser Stellung einer großen Achtung und verdiente sie auch als das Haupt einer sehr braven Familie, von deren Söhnen später auch zwei in unsrer Armee als tüchtige Offiziere dienten, von denen einer es zum Regimentskommandeur brachte.

Am nächsten Vormittag, es war Sonntag, erschien der fürstliche Hofmarschall von Hoffmann, ein alter Herr mit großer schwarzer Perücke, in grüner Halbuniform, um den General über den Empfang bei Hofe und die Tafelordnung zu orientieren, zugleich auch mich mit einer Einladung zur Tafel zu beehren. Der sehr artige Herr war in seinem Vortrag ebenso ausführlich wie in der Etikettenfrage gründlich. Er blieb aber doch fern von der Lächerlichkeit des Schillerschen Hofmarschalls von Kalb. Komisch lautete jedoch die Eröffnung, daß der General die Frau Äbtissin von Cappel und Lemgo zur Tafel zu führen haben werde, denn diese „Frau" war die älteste Prinzessintochter des Fürsten und erst 12 Jahre alt.

Die fürstliche Familie befand sich zum Sommeraufenthalt auf dem Lustschlosse zu Schieder und traf erst gegen Mittag von dort in dem Residenzschloß zu Detmold ein. Der General begab sich mit mir zur bestimmten Stunde nach dem Schloß, um dem fürstlichen Paar aufzuwarten. „Serenissimus" war ein kaum mittelgroßer Herr von 38 Jahren, mit einem Gesicht, dessen Züge Wohlwollen verrieten, aber doch auch

jene Scheu erkennbar machten, die er, so hieß es von ihm, einer größern Versammlung von Menschen gegenüber haben sollte. Er erschien im schwarzen Frack mit Ordensstern, hatte aber einen großen dreieckigen Hut mit goldener Agraffe unter dem Arm als Zeichen der angesagten Gala. Die erst 34 Jahre alte Fürstin, eine Schwarzburg-Sondershausensche Prinzessin, war eine stattliche Erscheinung und schien die Repräsentation mehr zu lieben als der Gemahl. Beide waren aber meinem General gegenüber in gleichem Maße freundlich entgegenkommend. Der General empfing diese Gunst ehrerbietigst, ohne jedoch in der kurzen Unterhaltung seinem Naturell Zwanz anzuthun. Bei dem Gange zur Tafel führte er die Äbtissin, dem Fürstenpaare folgend, mit der vollen Beobachtung der Etikette und so ernster Miene, als ob er einer Frau von ehrwürdigem Alter zur Seite ging.

Von den andern Kindern des fürstlichen Paares sah man auch die beiden ältesten Söhne, den 13jährigen Erbprinzen und den 10jährigen Prinzen Woldemar, ein paar hübsche Knaben, an der Tafel.

Von den Offizieren des fürstlichen Bundeskontingents war nur der Kommandeur, ein Major, dessen Name mir nicht mehr erinnerlich, bei der Tafel zugegen. Er sah noch recht rüstig aus, und ich konnte auch aus den Soldaten, die ich am Vormittag auf der Straße gesehen hatte, schließen, daß in dem Bataillon gute Ordnung herrschte. Unbemerkt aber kann ich hier doch auch nicht lassen, daß ich am Frühmorgen eine Schildwache vor dem Schloß gesehen, die statt des beiseite gestellten Gewehrs eine Peitsche in der Hand hatte, um damit das nach der Weide vorüberziehende Vieh von einem etwaigen Besuch des mit Gartenanlagen versehenen Schloßhofes fernzuhalten.

Nach aufgehobener Tafel erfolgte an den General und auch an mich die Einladung zum fürstlichen Theater. Ich hatte von dem Opernpersonal im Herbst des vorigen Jahres in Osnabrück eine vorteilhafte Meinung gewonnen, im Winter aber auch in Münster das Schauspielpersonal als tüchtig kennen gelernt und freute mich daher auf den Abend, für den eine kleine Oper angekündigt war.

Das nur kleine, aber doch recht hübsche Haus war voll besetzt. Das Publikum bestand meist aus Abonnenten, die für ihre Plätze aber nur sehr geringe Beiträge zu entrichten hatten, da der Fürst, dessen Hauptleidenschaft das Theater war, den größern Teil der Kosten aus seiner Schatulle bestritt. Für die Beamten und Offiziere nebst deren Familien war das Abonnement verpflichtend, und diese Einrichtung sicherte dem Hause immer einen zahlreichen Besuch von Menschen aus den vornehmsten Klassen. Der Fürst und die Fürstin fehlten nie. Das Zeremoniell, womit sie empfangen wurden, war folgendes: Ein Kammerherr, welcher vorausging, erschien in der großen Mittelloge,

trat an die Brüstung und gab durch lautes Händeklatschen das Zeichen zum Beginn der Ouvertüre und zum Erheben der Anwesenden; mit dem ersten Ton des Orchesters betrat dann das fürstliche Paar seine kleine Nebenloge und zeigte sich dem Publikum; dies verneigte sich und nahm wieder seine Sitze ein, nachdem die hohen Herrschaften Platz genommen. Während der Vorstellung blieben Fürst und Fürstin unsichtbar.

Dem General und mir waren in der großen Mittelloge Plätze angewiesen worden, wo sich in den Zwischenakten Gelegenheit zur Unterhaltung mit den anwesenden Personen vom Hofstaat fand. Die Verabschiedung von dem fürstlichen Paar hatte schon nach der Tafel stattgefunden.

In Paderborn wurde das Landwehrbataillon besichtigt. Es stand den Bataillonen Minden und Bielefeld hinsichtlich der Mannschaft nach, indem diese durchweg weniger hübsch war, als diejenige der vorigen, aber auch eine geringere Körpergewandtheit und Intelligenz verriet als jene. In der Ausbildung machte sich jedoch ein Unterschied nicht bemerklich; denn die vielen Kriegsreserve- und Landwehrrekruten waren bei allen drei Bataillonen in gleichem Maße Ursache, daß es bei dem einen nicht besser ging als bei dem andern. Das Offizierkorps bestand auch hier aus lauter Landwehroffizieren, worunter sich mehrere Beamte aus Paderborn und den andern Städten des Bezirks befanden.

Der Kommandeur des Bataillons, Major von Quistorp, erregte mein Interesse nicht bloß, weil er einst als junger Offizier an der Verteidigung von Colberg 1807 einen rühmlichen Anteil genommen, sondern auch, weil er 1809 dem Schillschen Zuge sich mit einer Kompagnie des Leibregiments angeschlossen und dessen Schicksale bis Stralsund geteilt hatte. Diese Teilnahme wurde ihm bei der spätern Verurteilung um so schwerer angerechnet, weil er jene Kompagnie von Berlin wegführte, als Schill mit seinen Husaren die Residenz schon seit mehreren Tagen verlassen, also keinen direkt verführenden Einfluß auf ihn hatte ausüben können. Aber er verschlimmerte diese Sache noch dadurch, daß er sich seinen Richtern nicht stellte, sondern nach Spanien ging und in die dortige Armee eintrat, um den Krieg gegen Napoleon mitzumachen. Als er im Jahre 1814 nach Preußen zurückkehrte, wollte der König nichts von ihm wissen. Erst nachdem es ihm gelungen war, durch ausgezeichnete Zeugnisse über sein Wohlverhalten im spanischen Dienst und seine Tapferkeit im Kriege einige einflußreiche Männer in der Umgebung des Königs für sich zu gewinnen, fand er durch deren Vermittlung Gnade bei dem Monarchen und wurde als Hauptmann wieder in unsre Armee aufgenommen. Er machte den Krieg von 1815 als Kompagniechef in einem — wie ich glaube — rheinischen Infanterieregiment mit, erwarb zu dem

Orden pour le mérite von Colberg und einigen spanischen Orden und Ehrenzeichen auch noch das Eiserne Kreuz, konnte es aber in dieser neuen mehr als 20jährigen preußischen Dienstzeit nicht weiter bringen, als endlich zum Major und Kommandeur des Paderborner Landwehrbataillons. Der fünfjährige Krieg auf der spanischen Halbinsel hatte im Verein mit den preußischen Kriegen seine Gesundheit früh untergraben, und namentlich ein Brustleiden zwang ihn — irre ich nicht — schon vor dem Jahre 1836 aus dem Dienst zu scheiden. Ich habe diesem Stabsoffizier hier einen weitern Raum gegönnt als allen andern. Aber er gehörte doch auch zu denjenigen altpreußischen Offizieren, die, wenn auch durch ihren glühenden Patriotismus zu einem Fehltritt verleitet, doch durch tapfere Thaten unter fremden Fahnen dem preußischen Namen Ehre gemacht haben.

In Borken, einer kleinen, überaus stillen und wenig betriebsamen Stadt, die allen bis dahin von mir gesehenen Städten des Münsterlandes weit nachstand, lernte ich noch den ungünstigsten Ort für ein Landwehrbataillons-Stabsquartier kennen. Nach jeder Richtung hin weit entfernt von größern Städten mit Garnisonen von Linientruppen, war der hier garnisonierende Landwehrstamm von seiner Errichtung an der Gefahr ausgesetzt gewesen, die Pflegestätte eines militärischen Geistes nicht nur nicht werden zu können, sondern dem Schicksal des bürgerlichen Philistertums unvermeidlich zu verfallen, und diese Gefahr war je länger um so größer geworden, ja sie hatte zu der Zeit, wovon ich hier spreche, wohl ihren Gipfel erreicht. Der Kommandeur, einst ein tüchtiger Offizier, war im Laufe der vielen Jahre, die er seine Stellung inne hatte, so heruntergekommen, daß man ihn eher für einen längst verabschiedeten, als für einen noch aktiven Stabsoffizier ansehen konnte. Er bewies freilich seine Rüstigkeit noch als passionierter Jagdliebhaber; aber im Dienst machte er es sich so bequem als möglich, verließ sich im Büreau auf seinen Adjutanten und überließ die Kammergeschäfte vertrauensselig ohne Kontrolle den damit beauftragten Unteroffizieren. Er stand aber in gutem Einvernehmen mit den Beamten seines Bezirks und der Bürgerschaft der Stadt. Seinem Offizierkorps, das auch bei diesem Bataillon nur aus Landwehroffizieren bestand, war er ein wohlwollender Vorgesetzter, ohne jedoch auf dasselbe einen sonderlich förderlichen Einfluß auszuüben. Die Mannschaft des Bataillons gehörte, da der Bataillonsbezirk nur einige kleine Landstädte, dagegen aber viele weit ausgedehnte Bauerschaften enthielt, überwiegend dem Bauernstande und zwar einem, im Vergleich zu den andern Bezirken, von der Kultur am wenigsten beleckten an, und es kam solches bei dem vorgestellten Bataillon auch sehr erkennbar zur Erscheinung. Denn es fehlte darin jener Schliff, welchen die andern Bataillone ihrem Ersatz aus den größern Städten verdankten.

Auch im Anzug zeigte sich dieser Mangel. Im übrigen aber exerzierte das Bataillon im ganzen so gut, wie es bei seiner den übrigen Bataillonen ähnlichen Zusammensetzung unter einem Kommandeur nur möglich war, der eine vieljährige Praxis für sich hatte und bei der Vorstellung alle sogenannten Exerzierplatzkunststücke zu vermeiden verstand. Der General von Luck, der die Verhältnisse dieses Bataillons nur allzugut kannte und die Landwehr überall prinzipiell schonend behandelte, sprach sich am Schluß der Vorstellung auch hier anerkennend aus.

Nach Münster zurückgekehrt, nahm ich die Arbeiten wieder auf, durch die ich mich auf die schon erwähnte Generalstabsübungsreise vorbereiten mußte, hatte aber auch mit meiner Regimentsgeschichte noch immer viel zu thun, da ich sie im Herbst zum Druck gelangen lassen wollte. Zwei so ernsthafte Arbeiten nebeneinander ließen aber weder für die eine noch für die andre zu befriedigenden Ergebnissen gelangen.

Einen Punkt muß ich hier noch hervorheben: er betrifft die Landwehr. Nach allem, was ich gesehen hatte, konnte ich von ihr nicht gerade erbaut sein. Sie entsprach nach meiner Meinung nicht dem, wofür sie dem Auslande gegenüber gelten, und auch nicht dem, was sie in der Armee sein sollte. Ich hielt sie in ihrer dermaligen Zusammensetzung und Ausbildung nicht für gleichwertig mit der Linie; fand es gewagt, so wie sie war, an ihre Verwendungsfähigkeit in der offenen Feldschlacht, neben und mit der Linie, zu glauben; sah aber ein, daß der Staat, solange er nichts Besseres haben konnte, diesen Glauben aufrecht erhalten mußte. Ich verstand dann auch zugleich das Bemühen der Vorgesetzten, diese Truppe durch schonende Behandlung und nachsichtsvolle Beurteilung bei gutem Willen zu erhalten, konnte aber das Bedenken nicht los werden, daß ein Zuviel des Lobes die Truppe leicht zu einer Überschätzung ihrer selbst und einer Abschwächung ihres Eifers führen könnte! Der kommandierende General von Müffling ging offenbar zu weit, wenn er sich darauf etwas zu gute that, „daß die Landwehr seines Armeekorps keine kommandierten Linienoffiziere brauche, um als Kompagnieführer zu dienen,“ und der General von Luck, welcher ein sehr tüchtiger Infanterietaktiker war, hätte bei jedem Bataillon ein paar ernstere Worte fallen lassen können, ohne der Truppe wehe zu thun, welche doch wohl wußte, daß bei der Vorstellung nicht alles gut ausgefallen war! Ich bin, indem ich diese beiden Herren nenne, immer zweifelhaft geblieben, ob sie die ihnen untergebene Landwehr und die dermalige gesamte Landwehr überhaupt mit ihren vielen Familienvätern in Reih und Glied, ihren zahlreichen nur 6 und 4 Wochen gedienten Reserve- und Landwehrrekruten, und ihren wenigen wirklich brauchbaren eignen Offizieren, im Kriege für verwendungsfähig neben der Linie, die soeben, 1834, zu Gunsten der Landwehr, durch die Ein-

führung der zweijährigen Dienstzeit geschwächt worden war, hielten oder nicht? Daß sie im letztern Fall aber mit ihren etwaigen Änderungs- und Besserungsgedanken nie auf die Höhe der Reorganisation von 1860 gestiegen wären, die die Armee und das Vaterland der Weisheit und der Energie unsers erhabenen Kaisers verdanken, das weiß ich gewiß! Ich selbst konnte erst nach den Erfahrungen, die ich in den vierziger und fünfziger Jahren in Stellungen machte, die mich vom höhern Standpunkt aus die betreffenden Mängel noch sehr viel genauer als früher erkennen ließen, die Notwendigkeit einer so totalen Änderung und ihren hohen Wert erkennen.

In Bezug auf die Generalstabsreise dieses Jahres erwähne ich nur ein Gespräch, das der Oberst von Selasinsky lange, vielleicht über Jahr und Tag nach der Reise mit mir führte, weil ich es für einen Nachklang des nicht ungünstigen Eindrucks halten konnte, den einzelne meiner Leistungen bei jener Übungsreise auf den Obersten gemacht hatten. Er redete mich nämlich, ohne daß ich irgendwelche Veranlassung dazu gegeben hatte, bei einer Wachtparade in Münster mit freundlichen Worten dahin an: „Daß er beim Chef des Generalstabes der Armee, General von Krauseneck, meine Kommandierung zum topographischen Büreau beantragen wolle, wenn ich solches wünschte, und zwar: um mir dadurch den Weg zum Generalstab offen zu machen.“ — Ich war natürlich äußerst überrascht, faßte mich jedoch, dankte für die wohlwollende Absicht, erklärte aber im bescheidenen Tone: „Daß ich, da ich die Kriegsschule nicht besucht, niemals an jene Karriere gedacht, sondern immer nur meine Ambition darin gesetzt und gesucht hätte, dermaleinst in der Adjutantur zu avancieren, worin ich mit Eifer und Fleiß auch ferner beharren wolle.“ Der Oberst hörte mich mit wohlwollender Miene an, machte mich aber dann „auf den großen Unterschied zwischen der Generalstabskarriere und jener der Adjutantur“ aufmerksam, worauf ich in demselben bescheidenen Ton wie vorhin erwiderte, „daß, wenn es mir in Berlin nicht gelänge, die Konkurrenz mit den geübtern Topographen und den gelehrtern Kriegsschülern zu bestehen, und ich daher das Kommando zu jenem Büreau wieder aufgeben müßte, ich weder auf meinen aufgegebenen Divisionsadjutantenposten noch auf irgend einen andern Adjutantenposten zu rechnen haben würde, dieser Umstand aber allein schon für mich hinreichte, das Kommando zum topographischen Büreau nicht anzunehmen.“ Ich schloß dann mit der aufrichtig ausgesprochenen Versicherung: „Daß ich für das Adjutantengeschäft eine große Passion und keine Ursache hätte, mir eine andre Stellung als die gegenwärtige zu wünschen.“ Damit endigte auch das Gespräch. Ich muß aber dem Obersten rühmend nachsagen, daß er mir wegen dieser Ablehnung niemals sein Wohlwollen entzogen hat.

Einige Wochen nach meiner Rückkehr von der Übungsreise wurde mein Divisionskommandeur, General von Luck, aus seiner Stellung abberufen und nach Berlin versetzt, um dort die eben frei gewordene Stelle als Generalinspekteur des Militärerziehungs- und Bildungswesens zu übernehmen.

In der Garnison wurde über dieses Ereignis verschieden gesprochen. Einige suchten den Grund in der Überalterung des Generals in seiner 18 Jahr lang inne gehabten Stellung. Andre meinten, daß gerade seine Persönlichkeit und seine wissenschaftliche Bildung ihn für die neue Stellung hätten geeignet erscheinen lassen. Endlich gab es aber noch dritte, die wissen wollten, daß der General lediglich deshalb versetzt worden, weil das Beispiel, das er in dem streng katholischen Münster als preußischer General und als evangelischer Christ dadurch gegeben hatte, daß er seine Kinder katholisch habe werden lassen, der evangelischen Sache mit der Zeit sehr nachteilig geworden sei. Dieses Beispiel war der evangelischen Bevölkerung auch in der That je länger um so peinlicher geworden und hatte zugleich auch verführend gewirkt, denn in den vielen gemischten Ehen, die in Münster stattfanden, gab es namentlich unter den Unteroffizieren evangelische Männer genug, die, so sehr auch amtlicherseits dagegen geeifert wurde, sich doch nicht scheuten, ihre Kinder katholisch werden zu lassen, — konnten sie sich doch auf den General berufen, der seinen katholischen Söhnen sogar gestattete, in der Kirche als Chorknaben bei der Messe zu dienen, und umgekehrt diente dieses Beispiel des Generals der katholischen Geistlichkeit bei ihrem in den letzten Jahren immer heftiger gewordenen Bestreben, in die gemischten Ehen zum Vorteil ihrer Kirche einzugreifen, zur Unterstützung. Nach den Wahrnehmungen, die ich in beiden Beziehungen während meines nur erst anderthalbjährigen Aufenthalts in Münster schon mehrfach hatte machen können, kann ich auch jetzt noch glauben, daß jene „Dritten" den Grund der Versetzung des Generals wohl am richtigsten erraten hatten.

Zum Nachfolger des Generals wurde der Generalmajor von Wrangel am 15. November ernannt, der bis dahin die 10. Kavalleriebrigade in Posen kommandiert hatte. Ihm ging der Ruf voran, im Kriege wie im Frieden überall mit Auszeichnung gedient zu haben. Persönlich kannte ihn in Münster nur der General von Sohr, der als Kommandeur des 7. Husarenregiments viele Jahre unter dem General von Wrangel gestanden hatte. Dieser sprach sich auf der Wachtparade, allerdings nur in einem sehr engen Kreise, über die Persönlichkeit dieses Generals etwas schroff aus und schloß seine Mitteilung mit Worten, die besser unterblieben wären. Er hatte, so konnte man schließen, in jener frühern Stellung sich mit dem General von Wrangel nicht gut gestanden und daher auch, soweit sie auf dieses Verhältnis sich

bezogen, keine angenehmen Erinnerungen an die Posener Zeit. Jene Worte aber trugen bei denen, zu welchen sie gesprochen wurden, nicht dazu bei, dem neuen Divisionskommandeur von vornherein die Herzen zuzuwenden.

Es war gegen Ende November, als der General von Wrangel in Münster eintraf. Sein erstes Erscheinen ist mir unvergeßlich geblieben. Er trat aus einem Nebenzimmer in das Empfangszimmer und erwiderte unsre Verbeugung mit einem in schnarrendem Ton ausgesprochenen: „Guten Morgen, meine Herren!", nahm unsre Vorstellung an und ließ sich dann auf einzelne Fragen ein, die hauptsächlich unsre Personen betrafen. Als er uns entließ, wünschte er, daß wir uns am nächsten Morgen zum Vortrag bei ihm einfinden möchten.

Der General war im August dieses Jahres, 1834, 50 Jahr alt geworden — ein selten geringes Alter für einen preußischen Divisionskommandeur! Es lag in der ganzen Art seines Auftretens ungemein viel Frisches und Elastisches, aber auch viel Gemachtes. Freilich war sein Haar bereits ergraut und dünn und sein Gesicht voll starker Falten, aber die Frisur des Haares, hohe „Tolle" und eng an die Schläfe gekämmtes Seitenhaar, und der Stutz des kleinen Schnurrbartes, stark gewichst und die kurzen Spitzen senkrecht in die Höhe steigend, waren so sorgfältig, daß man sie stutzerhaft hätte nennen können. Seine grellen, graublauen Augen blitzten unter stark buschigen Augenbrauen stechend hervor und hatten, selbst wenn er momentan lächelte, etwas Unheimliches im Ausdruck. Sein Anzug, Überrock mit Epauletts und dem Orden pour le mérite um den Hals, war so knapp und gut sitzend, wie der eines eleganten Leutnants. Er war mittelgroß, von schlanker Figur, aber sehr starkknochig; seine Haltung sehr stramm und kerzengerade, mit stolz rückwärts geworfenem Kopf; sein Tritt hart und fest, mit klirrenden Sporen; seine Füße aber waren unschön, indem sie Mißbildungen zeigten, wie solche das Podagra erzeugt. Seine Sprache hatte auch im gewöhnlichen Gespräch etwas Schnarrendes; er begleitete seine starke Accentuierung mit einem sehr lebhaften Mienenspiel, das mit jenem Augenblitzen im Einklang stand. So war denn der Eindruck, den wir Adjutanten von diesem, durch den General von Sohr uns schon etwas bekannt gewordenen Mann bei seinem ersten Auftreten empfingen, durchaus kein angenehmer.

Am nächsten Tage erschienen wir schon um 8 Uhr morgens zum Vortrage. Der General empfing uns artig, nahm über die eingegangenen Sachen den Vortrag des Rittmeisters von Bosse entgegen und fragte ihn dann nach dem bisherigen Geschäftsbetrieb. Der Rittmeister stand ihm Rede und Antwort und trug zugleich vor, wie es der General von Luck

mit den Vorträgen gehalten hätte. Als er erwähnte, daß ich in der Hauptsache nur das Rapport- und Listenwesen zu bearbeiten gehabt und daher an den Vorträgen über die andern Sachen nicht teil genommen hätte, schüttelte der General den Kopf, befahl dem Rittmeister, mir auch von seinen Arbeiten einen entsprechenden Teil zuzuwenden und bestimmte zugleich, daß ich fortan zu allen Vorträgen zu erscheinen hätte. Er sagte dabei wörtlich: „Der Leutnant Fransecky wird gewiß gern mehr arbeiten als bisher," worauf ich mit einem heiteren Gesicht und kurzer Verbeugung antwortete. Wir schieden sodann von dem General, der uns mit artigen Worten zum heutigen Mittagessen einlud. Er war bei Tisch sehr gesprächig, erzählte namentlich viel vom König, betonte, daß Allerhöchstderselbe ihm zu der 13. Division gnädigst gratuliert habe, und sprach seine Freude aus, sich an die Spitze dieser Division gestellt zu sehen. Das war gewiß alles sehr schön und uns froh anregend. Aber ein Rückschlag sollte nicht ausbleiben. Als nämlich das Essen sich dem Schluß nahte, erhob der General sein volles Glas, stieß mit uns an und sagte, er hoffe und wünsche, daß er und wir uns bald gut miteinander verständigen würden! und darauf wörtlich fortfahrend: „Sonderbar, meine Adjutanten in Posen haben nie lange bei mir aushalten wollen, ich verlor manchen schon nach einem halben Jahr!" — Wir schwiegen natürlich zu dieser wenig ermutigenden Bemerkung. Als wir aber nach dem Abschied von dem General auf die Straße kamen, sagte der Rittmeister von Bosse mit erregtem Ton zu mir: „Das war stark, — was sagen Sie zu der Aussicht, welche der General uns eröffnete?" Ich antwortete kurz: „Ja, es war deutlich genug; aber man muß doch abwarten, was und wie er es machen wird, und so lange aushalten, als es mit Ehren möglich ist." Und dann weiter: „Übrigens bin ich doch etwas besser daran als Sie, denn wenn er es mir zu arg macht, kann ich als regimentierter Offizier um Ablösung und Rückkehr zu meinem Regiment bitten, während für Sie sich nicht so leicht ein andrer Adjutantenposten finden dürfte." Der Rittmeister stimmte mir mit sehr bedenklicher Miene zu.

Gegen Abend waren die Generale und Stabsoffiziere der Division in dem hellerleuchteten Saale des Hotels versammelt, um dem General vorgestellt zu werden. Er trat in voller Uniform ein und hielt eine längere Ansprache, worin er alles sagte, was bei solcher Gelegenheit zur Einleitung an Artigkeiten gewöhnlich gesagt wird. Dann aber fuhr er fort, von der Art zu reden, wie er den Dienst zu nehmen gewöhnt sei, was er fordere, und was er von den Herren hier erwarte; schließlich endigte er mit der „Hoffnung", daß er mit den Herren, von deren Eifer für den allerhöchsten Dienst er überzeugt sei, sich bald verständigen würde.

Am nächsten Frühmorgen nahm der General unsre Vorträge entgegen, wovon mir schon ein genügender Teil zugefallen war. Der General verriet ein sehr lebhaftes Interesse an allem, was vorkam, ließ sich, was zu unterschreiben war, vorlesen, wiederholte aber mehreremal: „Daß er die Schreiberei vermindert zu sehen wünsche."

Mittags begab er sich mit uns Adjutanten zur Wachtparade nach dem Domplatz, wo die Offizierkorps der Garnison seiner warteten, um ihm vorgestellt zu werden. Er sprach kurz, in ruhigem Tone und gut gesetzter Rede, wenn auch mit einigen auffallenden Verstößen gegen die Grammatik.

Nach wenigen Tagen bezog der General ein ihm im Schloß des Grafen Erbdroste bereitetes Quartier, weil seine Dienstwohnung einigen größern Änderungen unterworfen werden sollte, die mehrere Wochen in Anspruch nahmen.

In den ersten Tagen des Januar 1835 suchte der Rittmeister von Bosse infolge einer Besorgnis erregenden Nachricht von der plötzlichen schweren Erkrankung seines in Schlesien wohnenden Vaters einen Urlaub nach, den ihm der General von Wrangel auch sofort und selbst auf länger bewilligte, als der Rittmeister erbeten hatte. Damit fiel mir dessen alleinige Vertretung in einer Zeit zu, die der General von Wrangel mir zu der schwersten machte, die ich jemals im Dienst erlebt habe.

Der Winter von 1834/35 war in geselliger Beziehung in Münster ein besonders lebhafter. Bälle und Tanzgesellschaften folgten fast ununterbrochen aufeinander und setzten die tanz- und vergnügungslustige junge Welt bis zur Erschöpfung in Atem. Bei der Stellung, die ich in der Gesellschaft einnahm, konnte und wollte ich auch nicht von diesem Getriebe fern bleiben und war daher überall zu finden, wo getanzt wurde. Der General von Wrangel wohnte mehreren dieser Feste bei und benutzte sie, um die Gesellschaft kennen zu lernen. Es konnte ihm nicht entgehen, daß ich überall mit besonderer Passion tanzte; auch schien ihm meine Teilnahme zu gefallen. Seltsamerweise aber bestellte er mich jedesmal, wenn er das Fest verließ, zum nächsten Morgen 6 Uhr nach seiner Wohnung, gewöhnlich mit dem Auftrage, über diesen oder jenen Gegenstand die Akten mitzubringen und ihm auf deren Grund einen Vortrag zu halten. Natürlich erschien ich immer pünktlichst, befriedigte seinen Wissensdrang, fand letztern nicht gerade bequem, war aber und blieb lange kurzsichtig genug, nicht ersehen zu können, weshalb er mich so oft und immer so früh aus dem Bette trieb, um ihm über eine Sache Vortrag zu halten, die sich zu jeder spätern Stunde, ohne sie zu beeinträchtigen, erledigen ließ. Aber nach mehreren Monaten bekam ich durch die Tochter des Generals von Müffling, die unterdessen die Braut meines

Freundes Estorff geworden war, folgenden Aufschluß: Der General von Wrangel habe, als er einst mit ihr über Herrn von Estorff und dabei auch über mich, als dessen Freund, gesprochen, ihr erzählt, daß er mich im vergangenen Winter auf harte Probe gestellt hätte, um zu erfahren, ob meine lebhafte Beteiligung an so vielen Tanzgesellschaften mich nicht etwa verhindert hätte, meinen Adjutantendienst immer regelmäßig und gründlich zu verrichten; daß ich diese Proben aber nicht nur sämtlich mit Ehren, sondern auch mit einer Geduld bestanden hätte, die ihm imponierend gewesen sei! Natürlich war diese Mitteilung für mich sehr überraschend. Wenn sie mir aber auch wegen des Eindrucks, den mein korrektes Benehmen auf den General gemacht, angenehm war, so verdroß es mich doch sehr, daß das Mißtrauen des Generals so ohne Grund gegen mich losgelassen war, der ich doch gerade wirklich eine Ehre darin gesucht hatte, ihm zu zeigen, daß es mir niemals eingefallen war, über das Vergnügen den Dienst hintenan zu setzen.

Ich lasse hier gleich noch den in derselben Zeit vorgekommenen Fall einer ähnlichen Erprobung folgen, bei welchem ich ebenso wenig, wie bei den vorigen, an ein Mißtrauen gegen mich dachte, der mich aber doch eine neue große Rücksichtslosigkeit gegen meine Person erkennen ließ.

Der General ließ mich eines Morgens um 10 Uhr zu sich rufen, wiederum mit dem Auftrage, über den und den Gegenstand ihm Vortrag zu halten und dazu die Akten mitzubringen. Ich erschien wie befohlen, sah aber vor der Wohnung den Wagen des Generals halten und wurde von ihm beim Eintritt in sein Vortragszimmer mit den Worten empfangen, er müsse dienstlich eine kurze Ausfahrt machen, ich möge bis zu seiner baldigen Heimkehr in diesem Zimmer verweilen und dann meinen Vortrag halten. Aber aus der „baldigen Heimkehr" wurde eine zweistündige Abwesenheit! Denn dem General waren nach der Erledigung seines dienstlichen Geschäfts mehrere noch rückständigen Privatbesuche eingefallen, und er hatte darüber, so legte ich es aus, vergessen, daß ich mit meinem Vortrag seiner harrte.

Als ich jedoch von Fräulein von Müffling hörte, mit welcher Absicht er gegen mich in den vorangegangenen Fällen verfahren hatte, verwies ich auch diesen spätern Fall mit derselben Entrüstung in das Kapitel der ungerechtfertigten Erprobungen.

Doch es war mit diesen Erprobungen noch nicht genug, ich sollte noch in verstärkter Weise meine Geduld und meinen Gleichmut darthun.

Eines Tages nämlich — immer noch während der Beurlaubung des Rittmeisters von Bosse — verlangte der General nach beendigtem Vortrag von mir mit den Worten: „Ich will die Division bereisen, machen

Sie mir den Plan dazu," die Vorlage dieses Planes für den nächsten Tag. Ich erlaubte mir die Frage, ob ich mich bei dem Entwurf vielleicht nach einem der Pläne des Generals von Luck richten dürfe, worauf der General zustimmend antwortete.

Am nächsten Tage legte ich ihm vor Beginn des gewöhnlichen Vortrags meinen Plan vor, der dem General von Luck folgend, auf 14 Tage berechnet war. Als General von Wrangel das sah, warf er heftig dagegen ein: „Das ist viel zu lange, — kürzen Sie den Plan auf die Hälfte!" Ich erwiderte darauf natürlich ruhig und bescheiden: „Das ist auch gut ausführbar, wenn der Herr General die Nächte, so oft als nötig, zum Reisen mit verwenden will." Er antwortete sehr kurz und fest: „Weshalb nicht? Ändern Sie so den Plan." Und so entwarf ich ihn denn auch auf acht Tage. Der General genehmigte diese Verkürzung, forderte noch für denselben Tag die Benachrichtigungsschreiben an die Brigaden und die auswärtigen Truppenteile zur Unterschrift und bestimmte die auf den nächsten Tag folgende Nacht zur Abreise, zunächst nach Hamm.

Ich fand mich befohlenermaßen etwas vor 2 Uhr nachts in seinem Quartier ein. Es war eine sehr kalte und finstere Januarnacht. Vor dem Hause hielt ein mit zwei Postpferden bespannter Wagen, eine einfache Kalesche, die ein zurückgeschlagenes Halbverdeck hatte. Ich hielt dies für ein Versehen oder eine Willkür des Postillons oder des dabei stehenden Dieners und rief letzterm zu: „Schlagen Sie doch das Verdeck auf, denn so ganz offen kann man doch bei solcher Kälte nicht fahren!" Der Diener antwortete bescheiden: „Der Herr General hat es so befohlen, er fährt immer im offenen Wagen." Als ich das hörte, durchschauerte mich der Frost doppelt, indem ich an meinen Anzug dachte, der auf eine Nachtfahrt im offenen Wagen, bei einer Kälte, welche den Bart schnell mit Eiszapfen behing, durchaus nicht eingerichtet war. Denn ich trug unter dem dünnen Überrock weder eine Weste noch eine Jacke und hatte als alleinigen Schutz meinen gewöhnlichen Mantel, der nur mit leichtem Stoff gefüttert war. An den Füßen trug ich nur ein Paar kurze leinene Strümpfe. Dieses Kostüm war demnach allein für eine Sommerreise passend. Daß ich aber Wintersachen überhaupt nicht besaß, lag in meiner spartanischen Erziehung und Gewöhnung von Jugend auf. Ich war aber auch in Münster bisher nie in die Lage gekommen, wärmeres Zeug zu bedürfen.

Als ich in das Zimmer des Generals trat, stand er schon völlig reisefertig da. Er hatte einen dick wattierten Mantel an, mit hohem über die Ohren reichenden Pelzkragen und starkem Pelzbesatz auf der Brust, bei dessen Anblick ich freilich verstand, wie der General in solcher Winternacht eine Fahrt im offenen Wagen für möglich erachten konnte.

Später erfuhr ich sogar, daß er auch unter dem Anzug noch wollene und sogar Pelzsachen trüge, die aber bei seiner schlanken Figur sich nicht erkennen ließen.

Wrangel erwiederte meine stumme Verbeugung mit einem „Guten Morgen“ und begab sich dann mit mir zum Wagen. Zum Glück für mich lag darin ein großer Bärenpelz, der die ganze Breite des Sitzes einnahm und auch für die Füße ausreichte; und an diesem Pelz ließ mich der General teilnehmen, indem er ihn mir zuschob und mich mit den Worten dazu einlud: „Da, mein Alter, decken Sie sich damit recht ordentlich zu!“ Natürlich nahm ich diese Einladung dankbar an, darin ein Zeichen menschlicher Regung erblickend, worauf ich nach den bisherigen Erfahrungen nicht gerechnet hatte. Als wir die Stadt hinter uns hatten, redete mich der General als zweite „Regung“ mit den Worten an: „Wo ist das Pfeifchen? Stecken Sie es an!“ Ich dankte mit der Versicherung, daß ich nicht rauche. Der General meinte, daß ich mich nur „geniere“, und betonte, daß ihm mein Rauchen keineswegs unangenehm sein würde. Er schwieg jedoch, als ich abermals dankte, machte indes auf der ersten Poststation einen erneuten Versuch, der als verstärkte „Regung“ mich wirklich rührte. Er verließ nämlich während des Pferdewechsels, nachdem er mich aufgefordert „sitzen zu bleiben“, den Wagen und verschwand im Posthause. Nach einigen Minuten erschien er wieder, und zwar mit einer brennenden Cigarre im Munde und einer nicht brennenden in der Hand, die er mir mit den Worten entgegenstreckte: „Da ich jetzt rauche, mein Lieber, werden Sie sich nicht mehr genieren, sondern mit mir rauchen.“ Nach solcher Artigkeit nahm ich die Cigarre an, benutzte die mir zum Anstecken gereichte Cigarre des Generals, rauchte dann einige Züge und sah, wie er sich darüber freute, mich überwunden zu haben. Aber ich wollte doch die Komödie nicht fortsetzen, sondern erlaubte mir nun die Worte: „Ich bin wirklich kein Raucher, danke für die mir erwiesene Gunst, bitte nun aber um die Erlaubnis, diese Cigarre fortwerfen zu dürfen.“ Darauf der General, Bejahung nickend und die eigne Cigarre fortwerfend, mit den Worten: „Ich rauche auch nicht, so passen wir ja um so besser zusammen!“ Ich gestehe, daß mich dieser Zug von Weichherzigkeit oder selbst Gutherzigkeit wirklich rührte und manche Schroffheiten, ja selbst Härten, die ich auf dieser Reise noch zu erfahren hatte, mich leichter ertragen, sogar entschuldigen ließ.

Der General erzählte mir während der Weiterfahrt, daß er als junger Mann stark geraucht, aber es seit 1814 gänzlich aufgegeben habe. Der Grund sei der gewesen, daß er auf einer gleich nach dem Kriege nach England unternommenen kurzen Urlaubsreise sich durch sein Rauchen einer englischen Dame lästig gemacht und deren Mißfallen

zugezogen habe. Infolgedessen habe er sich gelobt, fortan nicht mehr zu rauchen, die Pfeife aber in London beim Passieren einer Brücke in die Temse geworfen. Es hätte nicht noch seiner Versicherung bedurft, daß er seinem Gelöbnis niemals untreu geworden sei, denn ich hatte die Energie seines Willens schon genugsam kennen gelernt, um an die strengste Erfüllung dieses Gelöbnisses zu glauben.

Die Weiterfahrt bis Hamm bot nur noch das Bemerkenswerte, daß der bis zur Grenze des Münsterlandes noch unchaussierte Weg, wegen der tief durchfahrenen und sehr hart gefrorenen Geleise, fast nur im Schritt passiert werden konnte, die Kälte aber den wohlgewichsten Bart des Generals ebenso mit zwei Eiszapfen behing, wie den meinigen.

Gegen 7 Uhr morgens trafen wir in Hamm ein. Es war auf den Straßen noch halbfinster, das Gasthaus aber, worin wir Quartier erhielten, hell erleuchtet.

Der Major von Forstner und der Chef der zu besichtigenden Husareneskadron empfingen den General und erhielten den Befehl, daß die Eskadron von 8 Uhr an zu Pferde, mit Abständen von je 1/4 Stunde, klassenweise auf der offenen Bahn, also unter freiem Himmel, gezeigt werden solle. Der General erläuterte diesen Befehl dahin, daß er für diesmal hauptsächlich nur das Material an Mann und Pferd kennen lernen wolle, bei dem, was er nebenher von der Ausbildung sehen würde, aber berücksichtigen werde, daß die Truppe mitten in der Winterarbeit begriffen sei. Das Wort „offene Bahn" hatte mich für meine Gesundheit so besorgt gemacht, daß ich noch vor dem Verlassen des Hotels meiner Ordonnanz das nötige Geld gab, um während meiner Abwesenheit das mir fehlende Wollenzeug zu kaufen. Aber diese Verbesserung kam mir doch erst nachmittags für die Weiterreise zu gute.

Auf dem Wege nach dem Besichtigungsplatz trug mir der General auf, alles was er bei und nach der Besichtigung darüber aussprechen werde, genau zu notieren, ihm aber auch später zu melden, wenn ich selbst etwas gesehen hätte, was ihm entgangen wäre. „Ich kann," sagte er, „nicht alles sehen, der Adjutant ist dazu da, mein Auge zu ergänzen!"

Es war auf diesem Wege so kalt, daß ich hoffte, der General würde die Besichtigung in die bedeckte Reitbahn verlegen, was aber nicht geschah. Natürlich sah man den Husaren und ihren Pferden an, daß sie nicht gewöhnt waren, bei solcher Kälte sich im Freien zu präsentieren. Der General erkannte auch die Schwierigkeit und ließ die einzelnen Klassen sich schneller auseinander folgen, als er im Sinn gehabt. Er forderte auch, trotz der frischen und ziemlich weichen Beschüttung des Hufschlages, nur wenig schnelle Gangarten. Auf diesen ersten Akt der Besichtigung folgte der Besuch der Kaserne und der Stallungen, nach

diesem aber ein Antreten der ganzen Eskadron zu Fuß, mit einem einmaligen Vorbeimarsch als Schluß. Beim Heruntergehen an der Front sah der General jeden einzelnen Mann genau an, und ich hörte, wenn er ein unrasiertes Gesicht bemerkte, bei dieser Gelegenheit zum erstenmal aus seinem Munde die bei allen spätern Besichtigungen sich immer wiederholenden Worte: „Der Kerl ist nicht balbiert, bestrafen Sie ihm, verstehen Sie mir?“ Die letztern Worte richteten sich mit erhobener scharfer Stimme und einer, ich kann sagen, erschreckenden Miene an den begleitenden Eskadronchef, dem dann natürlich für den ganzen Tag oder noch länger der gute Humor verging. Ich konstatiere bei dieser Gelegenheit, daß die dem General später oft nachgesagte Äußerung gegen einen Obersten, der sich unrasiert bei ihm meldete: „Es wäre mir lieb gewesen, Ihre Bekanntschaft an Ihrem Balbiertage gemacht zu haben,“ keineswegs erdichtet war. Unrasiert sein war ihm selbst an einem Liebling aufs Höchste zuwider, und daher auch an der eignen Person. Ich war bis in seine höhern Jahre hinauf Zeuge, daß er selbst unter den schwierigsten Verhältnissen nie versäumte, sich täglich zu rasieren, und hatte in der oben erwähnten Winternacht die erste Probe davon, daß er vor der Abreise dieses in kalter Nacht und bei Licht doppelt peinliche Geschäft gewissenhaft verrichtet hatte.

Natürlich nahm ich diese Gewohnheit von ihm an, nachdem ich jenes Stereotypwort gehört, und ich kann sagen, daß ich seitdem nicht bloß vor ihm immer „balbiert“ erschien, sondern auch in spätern Jahren — selbst in dem Kriege von 1866 und namentlich in dem schweren Winterfeldzuge von 1871 im Jura — wo es nur irgend möglich war, nicht unterließ, mich zu rasieren.

Der General schied gegen Mittag mit einem kurzen Wort der Befriedigung von der Eskadron und setzte, nach schnell eingenommenem frugalem Frühstück, die Reise fort, und zwar an diesem Tage nach Lippstadt. Das Wetter war etwas milder geworden und stellte Schnee in nahe Aussicht. Wrangel wurde immer gesprächiger. Er sprach namentlich mit besonderer Wärme von einer Sendung, die er im Auftrage des Königs im vergangenen Jahr, 1833, nach Warschau und Modlin ausgeführt hatte, um dort den Kaiser Nikolaus von Rußland im Namen des Königs zu begrüßen, und erzählte mir Folgendes:

Der Kaiser, der seit der Revolution von 1830 zum erstenmal wieder nach Polen gekommen war, beschäftigte sich dort viel mit Truppenbesichtigungen, prüfte die neuen Befestigungen von Modlin und hatte dabei ihn, General v. Wrangel, fast immer an seiner Seite. Er zeichnete ihn dadurch aus, daß er sich öfter an ihn wandte, um sein Urteil über das Gesehene zu hören, und gab ihm in einem besondern Fall einen

Beweis von Gnade, worauf der General sich viel zu gute thun durfte, ja, der ihn zu einem enthusiastischen Verehrer des Kaisers machte.

„Als der Kaiser," so erzählte er, „über die Truppen große Parade abhielt, verlangte er, daß die Kavallerie in einem ganz verkürzten Galopp reiten solle, und stellte als Norm den kurzen Galopp der Garde-Kavallerieregimenter auf, neben dem die Garde-Infantérie marschieren könne. Da nun die Linien-Kavallerie solches nicht leisten konnte, so war der Kaiser gegen den General Nostitz über alle Beschreibung ungnädig und hart." Dieser General hatte als Kommandeur der Kavallerie die ihm unterstellten Linien-Kavallerieregimenter vor dem Eintreffen des Kaisers in Warschau dem General von Wrangel bereits gezeigt und ihn die großen Schwierigkeiten erkennen lassen, womit sie bei ihrer Ausbildung zu kämpfen gehabt hatten. Diese Schwierigkeiten bestanden darin, daß die Regimenter erst vor vier Monaten aus dem Kriege gegen die Türkei und spätern Kantonnements zurückgekommen waren, daß sie dort viele Leute und wohl zwei Drittel ihrer Pferde verloren und dafür „Wildlinge" aus der Ukraine bekommen hatten, die sie ohne Reitbahn so weit dressiert hatten, daß sie in geschlossenen Zügen und in einem freien Trabe allen Anforderungen genügten. Nachdem der Kaiser diese Kavallerie bei der erwähnten Parade gesehen, forderte er nach der Rückkehr von ihr den General von Wrangel auf, ihm seine Meinung über die russische Kavallerie offen vorzulegen. Dieser erwiderte hierauf mit aller Ehrfurcht, aber sehr offen, im Gefühle des Rechts: „Ew. Majestät! Die hier befindlichen Kavallerieregimenter haben erst vor vier Monaten zwei Dritteile ihrer Stärke, ganz rohe, wilde Pferde erhalten, die sie in dieser Zeit ohne Reitbahn zum Kriegsgebrauch haben dressieren müssen; was den kurz versammelten Galopp anbetrifft, der so kurz, daß Infanterie mitmarschieren kann, so halte ich eine solche Kavallerie für den Kriegsgebrauch untauglich, da es bei der Kavallerie besonders darauf ankommt, in möglichst kurzer Zeit einen weiten Raum zurückzulegen, und kann ich diese bei der Parade gesehene Kavallerie wegen ihrer schnellen und räumlichen Gangart, wie sie im Felde erforderlich ist, nur loben. Das Verdienst dieser Ausbildung ist nur dem General Nostitz zuzuschreiben." Der Kaiser nahm diese offene Auseinandersetzung sehr ernst, aber nicht ungnädig auf.

An demselben Tage bei der kaiserlichen Tafel, wozu alle russischen Generale und der General von Wrangel befohlen waren, hatte Wrangel die Ehre, dem Kaiser gegenüber zu sitzen, zwischen den Generalen Rüdiger und Nostitz, der durch den ihm vom Kaiser öffentlich erteilten Verweis sehr niedergebeugt war. Kaum war der zweite Gang beendigt, als der Kaiser den General Nostitz fragte: „Hast Du nicht diese Narbe auf Deiner Stirn bei Warna erhalten, wo Du mit der Kavallerie so brav eingehauen

hast?" „Ja, Ew. Majestät, so ist es, und ich habe nur zu bedauern, daß der Hieb nicht 1/4 Zoll tiefer gegangen ist, dann hätte ich Ew. Majestät Ungnade heute nicht erlebt," und Thränen rollten dem General aus den Augen. Der Kaiser, tief bewegt, reichte dem General über den Tisch die Hand und sagte: „Ich danke Gott, der Dich in jenem ruhmreichen Gefecht erhalten, und bin gewiß, daß Du auch mit dieser Kavallerie, die zwar nicht kurz, aber desto schneller reitet, ähnliche Siege erkämpfen wirst! Ich trinke auf Dein Wohl!" Die Gesellschaft ward freudig erregt durch diesen Beweis von des Kaisers Gerechtigkeit. Als der General von Wrangel sich bei dem Kaiser vor seiner Rückreise verabschiedete, äußerte dieser: „Wrangel, ich werde es nie vergessen, daß Sie Veranlassung gewesen sind, mein Unrecht gegen Nostitz gut gemacht zu haben. Hier nehmen Sie den Annenorden zum Beweise, wie ich eine freie Meinung achte." Es war dies die 1. Klasse dieses Ordens, welche einem Generalmajor in der Regel noch nicht erteilt wird. Über den General von Nostitz sei hier noch bemerkt, daß er ursprünglich preußischer Kavallerieoffizier und 1806 Adjutant des bei Saalfeld gefallenen Prinzen Louis Ferdinand gewesen war. Nach dem unglücklichen Kriege trat er in russische Dienste über. Er war als „Karl v. Nostitz" Verfasser interessanter Mitteilungen über seinen preußischen Dienst.

Bald nach dieser Erzählung begann der General von Wrangel ein Gespräch über das Kavallerie-Exerzierreglement und knüpfte hieran ein Examen über das Exerzierreglement der Infanterie, worin er, wie ich bemerkte, nur wenig zu Hause war. Dieses Examen zog sich lange hin, ohne mich in Verlegenheit zu setzen; denn ich kannte aus meiner Regimentsadjutantenzeit her das Reglement sehr genau und war daher im stande, jede Frage sicher zu beantworten. Ich hielt den General am Schluß für befriedigt. Als wir aber in Lippstadt ankamen und die im Hotel zum Empfang versammelten Offiziere mit den nötigen Befehlen für den nächsten Tag entlassen waren, lud mich der General für den Abend zum Essen ein, mit der Hinzufügung: „Bringen Sie Ihr Reglement mit!" So hatte er doch wohl Mißtrauen gegen mein infanteristisches Wissen und wollte sich durch das Reglement überzeugen, wie weit er diesem Wissen vorkommenden Falls zu trauen habe. Ich war aber der zu erwartenden Probe gegenüber durchaus unbesorgt. Diese war mir jedoch nach der schlaflosen Nacht und den Strapazen dieses Tages doppelt unangenehm, nachdem ich aus der Forderung des Generals, das Reglement mitzubringen, erkannt hatte, daß er wirklich Zweifel in mein Wissen setzte.

Das Essen war schnell zu Ende, dann kam das Reglement an die Reihe. Der General wiederholte seine Fragen und verlangte nach jeder einzelnen die Vorlesung des betreffenden Paragraphen. Das Aufschlagen

war aber nicht leicht, denn das aus dem Jahre 1812 stammende Reglement enthielt fast eben so viele schriftliche Abänderungen und Zusätze als gedruckten Text; es durften von jenen aber doch nur solche in Betracht gezogen werden, die, außer von Sr. Majestät, vom Lehr-Infanteriebataillon, vom Generalkommando und von der Division herrührten, deren Auslese allerdings eine genaue Bekanntschaft voraussetzte. Ich hatte aber die Genugthuung, daß der General zum Schluß zu mir sagte: „Sie sind gut orientirt, ich danke Ihnen.“

Die am nächsten Morgen um 8 Uhr begonnene Besichtigung der Ulaneneskadron fand in derselben Weise statt, wie jene der Husareneskadron in Hamm. Der General zeigte in der Erinnerung an die Zeit, wo das 6. Ulanenregiment zu seiner Brigade gehört hatte, ein besonders lebhaftes Interesse an allem, was vorgestellt wurde. Auch war es an diesem Morgen bei weitem nicht so kalt, wie am gestrigen. Wrangel kannte einzelne Offiziere der Eskadron, ja selbst noch ältere Unteroffiziere und bewies dabei sein gutes Gedächtnis. Er schied auch aus Lippstadt mit Befriedigung. Auf der Fahrt nach Paderborn, durch eine schneebedeckte und daher doppelt langweilige Landschaft, setzte er sein Examen vom gestrigen Tage fort, und abends wiederholte sich die Lektüre des Infanteriereglements. Er fand mich dabei durchweg sattelfest, und seine Freundlichkeit gegen mich nahm zu. Aber es sollten doch aller guten Dinge drei werden, ehe er für immer an mein Wissen glaubte.

In Paderborn und in dem nahen Flecken Neuhaus wurden die drei übrigen Eskadrons des Ulanenregiments vom Frühmorgen an bis Spätnachmittags gesehen. Der General fühlte sich unter den ältern Offizieren, denen er zum Teil persönlich sehr wohl wollte, und angesichts der ihm sämtlich noch bekannten Wachtmeister und ältesten Unteroffiziere, ja selbst einzelner Pferde, deren er sich merkwürdigerweise noch von ihrer Einstellung her erinnerte, ganz heimisch. Auch erfreute er sich in dem Hause des von ihm sehr geschätzten Rittmeisters von Tyczka des Wiedersehens zweier Damen, die ihm von Posen her, schon seit ihrer Kinderzeit, näher bekannt waren. Es waren dies die Frau des Rittmeisters und ihre unverheiratete Schwester, beide recht hübsch und von dem General mit einer Zärtlichkeit behandelt, die ich hier zum erstenmal an ihm kennen lernte. Doch war mir schon vorher durch Hörensagen von ihm bekannt, daß er dem schönen Geschlecht gern huldigte und in der Rolle des väterlichen Freundes, wo sie sich anwenden ließ, sich gelegentlich die Anrede „mein Töchterchen“ und gar die Freiheit eines „Küßchens“ in einer Weise erlaubte, die natürlich durchaus dezent blieb.

Hier in Paderborn besichtigte der General von Wrangel auch den Landwehrstamm und behandelte den schon früher genannten Major von Quistorp mit besonderm Wohlwollen. Er hatte sich von

mir die Einzelheiten des frühern Dienstlebens dieses Stabsoffiziers vortragen lassen, und wenn er auch die Art, wie er einst zur Teilnahme an dem Schillschen Zuge gekommen, streng beurteilte, so flößten ihm doch die Thaten des jungen Offiziers bei der Verteidigung von Colberg und später im Kriege auf der Peninsula die höchste Achtung ein, welche er dann auch dem nunmehrigen Major gegenüber in wohlwollender Weise zum Ausdruck brachte.

Am Abend dieses sehr anstrengenden Tages erschien das Trompeterkorps der Ulanen vor unserm Gasthof, um dem General einige seiner Lieblingsstücke vorzutragen und mit der Retraite zu endigen. Ich habe den Choral, womit diese endigte, nie schöner gehört, als gerade bei dieser Gelegenheit. Wrangel ließ den Stabstrompeter, den er persönlich kannte und schätzte, herauf rufen, um ihm seine Anerkennung auszusprechen und dem Korps ein ansehnliches Geldgeschenk zu machen.

Die Fahrt von Paderborn nach Minden, auf dem Wege über Detmold, Lemgo, Herford, durch die schneebedeckte Senne und bergigen Gegenden des lippischen Landes und des preußischen Gebiets bis an die Weser, war nicht angenehm. Der General benutzte sie anfangs zum Ausruhen von den Anstrengungen des vorigen Tages, später abwechselnd zum Erzählen und Fragen. Er fand es natürlich, daß auch ich einschlief, ich brachte es aber doch zu keinem andauernden Schlaf, da die sehr niedrige Lehne des Wagensitzes eine bequeme Rückenanlehnung gar nicht gestattete. Ich bewunderte daher um so mehr, daß der General, ohne sich anzulehnen, fest schlafen konnte. Von seinen Erzählungen, die sich meist auf die Kriegsjahre von 1813/14 bezogen, ist mir nur der Tag von Vauchamps und Etoges — 14. Februar 1814 — in der Erinnerung geblieben. Es war dies jener Tag, an dem der damalige Major von Wrangel als stellvertretender Regimentskommandeur das ostpreußische Kürassierregiment so glücklich und energisch führte, daß es sich durch den Feind, der es umstellt hatte, tapfer durchhieb und der Gefahr entging, auf offenem Felde kapitulieren zu müssen. Der General sprach von diesem seinem Ehrentage nicht ruhmredig, aber doch mit jener Erhebung, die dem Krieger wohl ansteht, der, wenn er an eine ihm gelungene That zurückdenkt und von ihr spricht, auch das Gefühl nicht zu unterdrücken vermag, das er einst bei der Ausführung empfand, und das bei jeder Rückerinnerung sich wieder geltend macht.

Im weitern Verlaufe der Fahrt machte sich dann auch bald der wirklich ruhelose „Wissensdrang" des Generals wieder nach verschiedenen Richtungen hin Luft. Fragen in Bezug auf das Infanterie-Exerzierreglement wechselten mit Fragen über andre Zweige des Infanteriedienstes, woran ich erkannte, daß er bei der bevorstehenden Besichtigung des 15. Infanterieregiments sich nicht auf ganz fremdem Boden finden lassen

wollte. Ich blieb ihm aber auch bei diesem dritten Examen keine Antwort schuldig, und als ich nach dem Abendessen in Minden ihm zum drittenmal meine sichere Reglementskenntnis bewiesen hatte, war mit seiner Anerkennung zugleich auch das Vertrauen besiegelt, das er nun für mich zu fassen anfing, und das er mir nie wieder entzogen hat. Der General nannte mich in spätern Jahren bei verschiedenen Gelegenheiten seinen „Lehrer in der Infanterie", und von dieser ersten Besichtigungsreise her stammte der Anfang dieser Lehrerschaft, die ihre Fortsetzung bei den jährlichen Infanteriebesichtigungen und bei den Divisionsübungen fand.

In Minden angekommen, empfing Wrangel bald nach dem Eintreffen die Meldungen und Vorstellungen der in dem zum Quartier gewählten Hotel versammelten höhern Offiziere der Garnison. Ich hatte mir während der Fahrt erlaubt, ihm das, was mir von den Personalverhältnissen der ältern Herren bekannt war, vorzutragen, und er wußte, vermöge seines in der That sehr guten Gedächtnisses, mehreren dieser Herren einiges zu sagen, was ihnen beweisen konnte, daß er über sie bereits orientiert war. Natürlich hatte ich es sehr streng vermieden, mich in irgend einer Richtung zu äußern, wo mir ein Urteil nicht zustand, obschon ich wußte, daß der General in diesem Punkt keineswegs unzugänglich war. Er forderte aber wenigstens nichts, und das bemerke ich hier zu seiner Ehre gern, was den Adjutanten nichts anging. Die Ansprache, welche er nach der Vorstellung an die Versammelten richtete, klang ähnlich, wie jene in Münster, und machte daher auch hier denselben sehr ernsten Eindruck.

Nach Münster zurückgekehrt, hatte der General für die Besichtigungen der dortigen Truppen mehr Muße, als in den auswärtigen Garnisonen. Aber alle seine Wahrnehmungen in diesen Garnisonen hatten ihm dazu gedient, Anhaltspunkte genug für den Vergleich der dort gesehenen Truppen mit den Münsterschen zu gewinnen, und er sah daher die letztern mit einem um so schärfern kritischen Blick an.

Da Wrangel mir aber, wie ich schon erzählt habe, die Pflicht auferlegt hatte, „seine Bemerkungen durch die meinigen zu ergänzen, weil er nicht alles sehen könnte," so bedurfte es meinerseits allerdings eines richtigen Takts, um auf die zuweilen von höhern Offizieren an mich gerichtete Frage, ob der General dies oder jenes mit eignen Augen bemerkt habe, so zu antworten, daß ihm natürlich immer die Ehre blieb.

Der General hatte, wenn ich auf die Frage: „Wie darf es sein?" das Entsprechende antwortete, die stehende Redensart: „Bei zwei Verschiedenheiten in einer und derselben Sache muß eine die bessere sein, die bessere also eingeführt werden." Und nach diesem Grundsatz verfuhr er bei seinem Streben nach Gleichmäßigkeit in allem, wo solche fehlte. In der ersten Zeit seiner Kommandoführung betrafen seine Ände-

rungen bei der Infanterie nur den Anzug und die Ausrüstung. Später aber, je geläufiger ihm das Infanteriewesen überhaupt wurde, ließ er sich auch auf die Exerzier- und Übungssachen ein, zuweilen freilich wohl etwas zu weit gehend, und daher auch zum Mißvergnügen der Kommandeure, die dem „Kavalleristen" es sehr übel nahmen, daß er ihnen vorgriff.

An dem ersten Tage nach Abschluß der Besichtigungen in Münster mußte ich mich schon am Frühmorgen bei meinem General einfinden, der mit mir die auf der Reise und dann in Münster gemachten Bemerkungen besprechen wollte. Diese Besprechung war aber nur kurz, da er mich bald zum Sitzen nötigte und dann sogleich das zu diktieren begann, was er den Truppen mitteilen wollte. Ich bewunderte beim Schreiben sein gutes Gedächtnis für alles, was er selbst bemerkt, und was ich ihm, auf sein Befragen, von meinen Bemerkungen vorgetragen hatte. Ich hatte aber viel Mühe, seinem sehr schnellen und — ich kann es nicht anders nennen — sehr wild durcheinander geworfenen, auch grammatikalisch wenig korrekten Diktat zu folgen; jedoch ließ ich ihn ruhig gewähren, weil ich im stillen voraussetzte, daß er mir schließlich doch die Redaktion überlassen würde. Und so geschah es auch. Denn als er geendet, sagte er wörtlich zu mir: „So, mein Alter, nun ordnen Sie das Ganze und bringen mir dann Ihr Konzept zur Durchsicht."

Als ich ihm am nächsten Tage meine Arbeit vorgelesen hatte, sagte er äußerst freundlich: „Sie haben mir gut verstanden, ich danke Ihnen, lassen Sie das Konzept nun ins Reine schreiben und bringen Sie es mir zur Unterschrift." Und von jetzt ab erhielt ich für jede Bearbeitung, oder richtiger gesagt Umarbeitung, die ich, selbst von seinen eigenhändigen Konzepten, in gleichem Sinn ausführte, stets eine ebenso freundliche Anerkennung. Ja, sein Gefallen an meiner Feder und damit auch sein Vertrauen wuchs je länger je mehr, und zwar bis zu dem Grade, daß er mir die intimsten Sachen übertrug, während der erste Adjutant kaum mehr als die das laufende Geschäft betreffenden zugewiesen erhielt.

Einige Tage nach der Expedition des weiter oben besprochenen Erlasses an die Truppen wurde ich Zeuge einer merkwürdigen Scene zwischen dem General von Wrangel und einem Infanterie-Obersten. Der Vortrag war eben beendigt, und ich wollte mich nach dem Büreau begeben, als der Oberst sich bei dem General melden ließ. Dieser befahl mir, bei ihm zu bleiben, und ließ den Obersten eintreten. Dieser erschien im täglichen Wachtparade-Anzuge, hatte ein rot eingebundenes Büchelchen in der Hand und überreichte dies mit der Bitte um „gütige Annahme". Der General nahm es in die Hand, sah aus dem Titel, daß es eine Sammlung von Dienstvorschriften u. s. w. enthielt, die der Oberst im

Laufe seiner Kommandoführung für sein Infanterieregiment erlassen hatte, und sagte, ohne weiter hinein zu sehen: „Herr Oberst, bringen Sie mir dieses Buch dienstlich oder privatim? Dienstlich haben Sie, das muß ich Ihnen vorabweg dienstergebenst bemerken, kein Recht mir dasselbe direkt zu überreichen!“ Der Oberst wurde sichtbar etwas verlegen, faßte sich aber schnell und erklärte seinen Besuch und seine Bitte für „private“. Der General antwortete ernst: „Ich danke Ihnen und werde von dem Buche auch nur privatim Kenntnis nehmen.“ Darauf folgte eine gegenseitige Verbeugung, und der Oberst trat ab.

Der General, welcher in der von dem Obersten überreichten Gabe nur den Versuch erkennen wollte, seinen Beifall und eine freundlichere Stellung zu gewinnen, übergab mir, als jener sich entfernt hatte, das Buch mit dem Auftrage, „dasselbe gründlich durchzusehen und ihm dann darüber Vortrag zu machen,“ worauf er mich entließ.

Bei Durchsicht dieses Buches fand ich wohl manches, was nicht auf höherer und höchster Vorschrift beruhte, aber doch nicht mehr, als manch andrer Regimentskommandeur sich auch wohl erlaubt hatte, ohne dafür hart angesehen worden zu sein. Aber der General wußte bereits, außer einigen unangenehmen Vorgängen im Offizierkorps, daß in diesem Regiment das Wirtschaftswesen sich nicht in durchweg reinen Händen befand, daß der Mannschaft für Putz und andre Äußerlichkeiten erhebliche Abzüge von der Löhnung gemacht wurden u. s. w., und waren es diese Vorgänge, welche den General mit einem nicht zu verkennenden Unwillen gegen den Obersten erfüllten und endlich dessen Rücktritt aus dem Dienst herbeiführten.

Was nun außerdienstliche Beschäftigungen betrifft, so hatte die im Laufe des vergangenen Jahres beendigte und im Spätherbst zum Druck gekommene Regimentsgeschichte mich selbst noch während der Druckzeit sehr in Anspruch genommen, da ich die Korrektur eines jeden Bogens nach vorangegangener, aber nicht immer gründlichen Korrektur durch einen Gelehrten, immer mindestens noch zweimal ausführte. Nach Beendigung dieses Geschäfts aber hatte ich auch noch mit den Verlag- und Versendungsgeschäften viel zu thun. Denn ich hatte, unbekannt mit dergleichen, versäumt, mit dem betreffenden Buchhändler in Münster einen Vertrag zu schließen, und mußte mich nun am Ende überzeugen, daß dieser für sich nur den pekuniären Gewinn im Auge hatte, mir jedoch das Risiko des ganzen Verlagsgeschäfts überließ und sich um die Opfer und Verluste nicht bekümmerte, die meiner Kasse zur Last fielen. Zu damaliger Zeit aber zogen Regimentsgeschichten überhaupt das militärische Publikum nur wenig an, selbst wenn das einzelne Buch, wie das meinige, nur fünfzehn Silbergroschen kostete, und es wollte gewiß etwas sagen, wenn es mir gelingen sollte, dem Buchhändler zu einem Absatz von etwa

tausend Exemplaren zu verhelfen und ohne Schulden loszukommen, denn an ein Honorar hatte ich in meiner Bescheidenheit gar nicht gedacht, vielmehr die Ehre der Autorschaft höher angeschlagen als den Geldgewinn.*)

Auffallend war mir, daß man in Münster von meinem Buch fast gar keine Notiz nahm. Weder der kommandierende General, noch der Oberst von Selasinski, denen ich pflichtmäßig ein Geschenk damit gemacht hatte, äußerten sich darüber, und in der ganzen Garnison fand sich kaum ein Subskribent. Selbst der General von Wrangel verhielt sich schweigend. Er hatte für litterarische Arbeiten vielleicht nur geringes Interesse und sah seinen Adjutanten auf diesem Felde ungern beschäftigt, — was sich aber doch später bei ihm änderte.

Ich fand es natürlich, daß ein so kleiner Prophet, wie ich einer war, „in seinem Vaterlande nichts galt", zumal ein so großer, wie der General von Müffling, dasselbe Schicksal soeben erst erlebt hatte. Er hatte nämlich über „Römerstraßen" in Westfalen, namentlich über die große Hauptstraße vom Rhein längs der Lippe nach dem Teutoburger Walde, ein Buch geschrieben, worin er die bis dahin darüber bestandenen Zweifel beseitigt zu haben glaubte. Allein, kaum war die Schrift erschienen, erhoben sich von verschiedenen Seiten her so entschiedene Widersprüche, daß von dem Buche bald kaum noch die Rede war.

Dem General von Wrangel machte es auch Freude, mich auf guten Pferden zu sehen, die mich befähigten, ihm in allen Gangarten zu folgen. Er hatte von Posen sechs Pferde mitgebracht, darunter jedoch nur zwei wirkliche Reitpferde. Von den vier Wagenpferden benutzte er aber in Manöverzeiten zwei auch zum Reiten. Die beiden Reitpferde waren bereits sehr alt, ein brauner Hengst, Percy, Vollblut, ein Rappe, Wallach, beide von Figur sehr schön, der Hengst sehr schwierig zu reiten, der Rappe etwas scheuer Natur. Wrangel ritt den Hengst mit Vorliebe und liebte es, sich auf ihm als vollendeter Reiter zu zeigen. Zuweilen, wenn er von der Wachtparade kam, ließ er sich den Percy vorführen, immer mit dem Sattel ohne Bügel, schwang sich mit der Elastizität eines Jünglings von der Erde in den Sattel, und sprengte dann nach dem die Stadt ringsumgebenden Wall, den eine prächtige Baumallee zu der beliebtesten Promenade für die städtische Bevölkerung machte. Dort zeigte er sich, trotz der mächtigen Lanzaden, wozu er den Hengst meisterhaft anzutreiben verstand, als ein wirklicher Reitkünstler und imponierte damit den Spaziergängern gewaltig. Aber auch den Truppen gegenüber, unter denen er sich im Frühjahr auf der Loddenheide oft zeigte, suchte er durch sein flottes, ich möchte sagen stürmisches Reiten ein Vorbild zu werden,

*) Die vom General v. Fransecky verfaßte Regimentsgeschichte ist später als erster Teil einer erweiterten Regimentsgeschichte neu abgedruckt worden. v. B.

und das gelang ihm zunächst bei den jüngern Adjutanten und den Husarenoffizieren.

Ich erinnere mich auch noch einer Äußerung von ihm über mein Reiten, die er einst bei einem Manöver gegen mich machte. Er hatte uns beide Adjutanten nach verschiedenen Richtungen entsendet, um die dortigen Vorgänge zu beobachten und dann über das Geschehene zu berichten. Ich kehrte etwas früher als der Rittmeister von Bosse zurück, fand den General jenseits eines ziemlich breiten und tiefen Grabens haltend und übersprang diesen, ohne zu zaudern, um dem General meinen Rapport abzustatten. Als der Rittmeister von Bosse zurückkam, suchte er eine Stelle, wo er, ohne zu springen, durch den Graben reiten konnte, und kam dadurch etwas verspätet bei dem General an. Dieser sagte, als er den Rittmeister auf dem Umwege sah, zu mir: „Sie hätten Kavallerist werden müssen," wobei er das Wort „Sie" wohl im Hinblick auf den Rittmeister ziemlich stark betonte.

Über den Verlauf unsrer Divisionsübungen will ich hier nur das bemerken, daß die gut geschulten Truppen ihren neuen Kommandeur nicht im Stich ließen, daß der General von Wrangel sie aber auch durch sein Beispiel so zu elektrisieren, ja sie so mit sich fortzureißen wußte, daß ein Mehr von ihnen nicht zu fordern gewesen wäre. Daher erwarb diese Division sich auch von dem kommandierenden General eine ganz besondere Anerkennung. Der General von Wrangel erlebte aber an einem der ersten Tage der Divisionsexerzitien einen Unfall, der, wenn nicht ein guter Stern über ihm gewaltet, seiner Thätigkeit vielleicht für immer ein Ende hätte machen können. Er hatte am Schluß der Übung die Generale und Stabsoffiziere zusammen berufen. Seiner Gewohnheit bei solcher Gelegenheit zufolge saß er auf seinem großen Rappen, ließ diesem den Zügel, streckte beide Füße, welche die Bügel losgelassen, zu beiden Seiten des Pferdehalses weit vor und erweckte mit dieser auch etwas vorgebeugten Figur einen Eindruck, der im schroffsten Gegensatz zu demjenigen stand, welchen seine gewöhnliche Erscheinung zu Pferde immer so imponierend machte. In dieser Haltung nun begann er auch zu sprechen, wie immer sehr ernst und gemessen und mit seiner gewöhnlichen strengen Dienstmiene. Urplötzlich aber hob sich der durch einen Vogel scheu gemachte Rappe kerzengerade in die Höhe, und ehe der General noch einen festen Sitz gewinnen konnte, stürzte er so jäh und rücklings dergestalt mit dem Kopf zuerst zu Boden, daß wohl alle, die es sahen, im ersten Augenblick fürchteten, es sei um ihn geschehen. Aber noch ehe die zuerst von ihren Pferden gesprungenen Herren ihm hatten auf die Beine helfen können, stand er schon wieder aufrecht da, rief mit ungeschwächter Stimme: „Gendarm, das andre Pferd!", drückte den ihm mittelst des Sturmriemens auf dem Kopf gebliebenen Hut wieder fest in die Stirn

Leutnant von Fransecky.

An den General von Wrangel geschenktes Selbstbildnis in Kreide aus dem Jahre 1836. Es trägt auf der Rückseite folgende Inschrift von der Hand Wrangels: „Ein Geschenk meines lieben Kriegskameraden und treuen Freundes v. Fransecky. 1836. Gr. W.“

und saß dann schnell wieder im Sattel. Der so schnell und glücklich verlaufene Unfall schien von dem General ebenso schnell überstanden zu sein. Er fuhr in seiner Kritik da fort, wo er unterbrochen worden war; seine Stimme war fest, der Ton ruhig; vielleicht aber lauteten seine Worte milder, sogar sanfter. Auf dem Rückwege sprach er von dem Ereignis gar nicht, klagte auch nicht über Schmerzen, ließ aber zu, daß wir Adjutanten ihn beglückwünschten, einer so großen Gefahr entgangen zu sein. An den nächsten Tagen nahmen die Übungen ihren Fortgang, ohne daß er irgendwie erkennen ließ, ob die erlittene Erschütterung ihm noch Schmerzen verursachte oder nicht. Natürlich sprachen wir davon nicht, da wir wußten, daß ihm Beileidsbezeugungen nicht angenehm waren. Als wir aber am vierten Tage uns bei ihm zu Tisch setzten, hub er von selbst an: „Heute bin ich endlich fast schmerzlos; ich habe die Erschütterung Tag und Nacht nachempfunden und sie namentlich beim Reiten schmerzlich gespürt. Gott sei Dank, daß nun alles vorüber ist." Wir gratulierten, er aber erwiderte; „Meine Schultern und mein Rücken sind heute noch braun und blau, doch möchte ich diese Spuren keinem zeigen!" Wir hatten ein Beispiel von ihm empfangen, das sich mir, der ich unter ihm und auch in spätern Jahren öfter als einmal mit dem Pferde zu Fall kam — manchmal schwer beschädigt — sehr tief einprägte, mich auch stets daran mahnte, über erlittene Schmerzen nicht zu klagen.

Der General von Wrangel zeigte viel Passion für das Manövrieren. Er machte seine Dispositionen selbstständig und führte sie ruhig und folgerichtig aus. Seine Taktik in der Rolle des Angreifers lief immer darauf hinaus, den Gegner in der Front zu beschäftigen und festzuhalten, dann aber ihm, durch eine Seitenbewegung mit dem Gros und einer umfassenden Bewegung mit der ganzen Kavallerie, eine Niederlage beizubringen. Er liebte es, in den letzten Momenten sich bei der immer mit reitender Artillerie versehenen Kavallerie zu befinden, und gab der Division täglich das Beispiel einer Thätigkeit und Unermüdlichkeit, das nicht übertroffen werden konnte.

Der Winter von 1835/36*) verlief für mich angenehmer, als der vergangene, weil die unbequemen Prüfungen, welche ich damals von meinem General mir gefallen lassen mußte, nicht nur gänzlich fortfielen, sondern einer wirklich ausgesucht freundlichen Begegnung Platz gemacht hatten. Ich nahm auch nach wie vor an den diesmal wieder sehr zahlreichen

*) Im November 1835 hatte sich Leutnant v. Fransecky auf einer Urlaubsreise mit der Freiin Sophie von Preuschen verlobt. Sie war die Tochter eines Vetters seiner Mutter, des herzoglich nassauischen Geheimrats Freiherrn von Preuschen von und zu Liebenstein, der auf Schloß Liebeneck am Rhein wohnte und Mitbesitzer der ehemals reichsunmittelbaren Herrschaft Osterspai war. v. B.

Bällen und Gesellschaften teil, konnte aber meiner Tanzpassion um so weniger auffallend einen Zügel anlegen, als ich die Rolle des Vortänzers wieder an denjenigen Herrn abtreten durfte, von dem ich sie nur vorübergehend übernommen hatte.

Die für den September in Aussicht gestellte Königsrevue fing schon früh an, den General von Wrangel zu beschäftigen. Es war wahrscheinlich, daß ihm in der Ordre de bataille des Armeekorps das Kommando der 13. Infanteriedivision zufallen würde, da der Prinz Friedrich von Preußen als älterer Divisionskommandeur wohl auch diesmal wieder das Kommando über die Kavalleriedivision in Anspruch nehmen durfte. Daher faßte der General von Wrangel denn auch gleich die infanteristische Rolle ins Auge und besprach diese mit mir, obschon er zur Vorbereitung darauf noch sehr viel Zeit behielt. Zunächst aber wurde er davon wieder durch die ihm noch obliegende Frühjahrs-Inspizierungsreise abgelenkt, womit zugleich die ökonomischen Musterungen der Truppen verbunden waren. Er bestimmte mich wiederum zu seiner Begleitung und zur Bearbeitung des Reiseplans.

Es war nicht seine Art, mit seinen Dienstreisen Vergnügungszwecke zu verbinden. Diesmal aber wollte er doch ein par Tage zu einem Abstecher nach Pyrmont verwenden, um dort mit seinem Bruder, dem ehemaligen Kommandeur der 15. Division, zusammen zu treffen. Da mir dieser Badeort noch ganz unbekannt war, so freute ich mich sehr über dieses Extraordinarium, mein General schien aber, als er zum erstenmal von dem bevorstehenden Rendezvous in Pyrmont mit mir sprach, keineswegs besonders erfreut darüber. Er tadelte seinen Bruder sehr heftig, daß er vor einem Jahre, als die Reihe an ihn gekommen, zum kommandierenden General zu avancieren, statt dessen aber ihm die Gouverneurstelle in Königsberg verliehen worden war, den Abschied gefordert hatte, ohne in diese Stelle einzutreten. Wrangel sagte wörtlich: „Seine Majestät hätten meinen Bruder, statt ihm den Abschied in Gnaden zu erteilen, nach Spandau auf die Festung schicken sollen, um seinen Trotz zu bestrafen.“ Er hatte noch den alten Standpunkt, wo die absolute Regierungsgewalt des Königs solche Bestrafung, ohne gesetzlichen Urteilsspruch, gestattete und Spandau ein dazu viel benutzter Strafort war. Ich war nach jener Äußerung sehr gespannt auf die Begegnung beider Brüder in Pyrmont.

Über die Besichtigungen in und bei Paderborn bemerke ich hier nur kurz, daß ihnen, nach der sehr gelungenen Vorstellung des Ulanenregiments durch seinen neuen Kommandeur, ein Besuch des Geländes folgte, das vom Generalkommando für die Königsrevue in der Gegend von Salzkotten ausersehen war. Der Weg dorthin, auf welchem ich den General begleitete, wurde auf Ulanenpferden zurückgelegt, die jedoch schon von

dem diesem Ritt vorangegangenen Exerzieren angegriffen waren. Da nun aber die an diesem Tage herrschende Hitze bis gegen Mittag hin noch immer zunahm, auch die Strecke bis Salzkotten und von da in und durch das Gelände mehr als zwei Meilen betrug und meist in schneller Gangart geritten wurde, so war es kein Wunder, daß Reiter und Pferde völlig erschöpft waren, als sie nachmittags wieder in Paderborn eintrafen. Leider wurde aber auch der Zweck dieser weiten Exkursion nur in sehr geringem Maße erfüllt, weil uns weder der Platz, wo das große Infanterielager stehen, noch das Gelände bekannt war, wo exerziert und manövriert werden sollte, und dem General daher nichts andres übrig blieb, als die großen Ackerfelder zu durcheilen, von denen man glauben konnte, daß sie von den betreffenden Übungen vielleicht berührt werden dürften. Mehr zu unternehmen aber verbot sich, da wir nachmittags nach Minden abreisen mußten, wo wir uns für den nächsten Morgen angesagt hatten.

Es war ein Sonnabend und schon Spätnachmittag, als wir nach kurzer Rast und flüchtigem Mittagessen Paderborn verließen. Wrangel hatte die Absicht, am nächsten Vormittag in Minden dem Gottesdienst beizuwohnen, und wollte die Nacht durchfahren, um dort rechtzeitig einzutreffen. Der Weg durch die „Senne“ über Detmold und Lemgo bis Minden betrug gegen elf Meilen und war wegen der tiefsandigen Senne und der Berge im Lippeschen selbst mit Extrapost nicht schnell zu hinterlegen. Da dem General diese Umstände schon von den frühern Reisen her bekannt waren und er mich nicht weiter danach fragte, so schwieg ich natürlich und richtete mich in gleicher Weise wie er auf die Nachtfahrt ein. Freilich bot der bekannte Kaleschwagen keine Bequemlichkeit zum Schlafen; aber der General vermochte doch, trotz der sehr niedrigen Rücklehne der Sitzbank, eine Stellung anzunehmen, in welcher er einschlafen konnte. Ich folgte natürlich seinem Beispiel so gut es ging.

Als die Senne hinter uns lag und bei dem lippeschen Dorfe Schlangen die Chaussee erreicht wurde, erwachte Wrangel und äußerte gegen mich, der ich überhaupt nicht viel geschlafen hatte, „auf der nun bessern Straße würde sich auch besser ruhen lassen,“ was ich gern bejahte. Er schlief dann auch sofort wieder ein, und ich that wie er. In Detmold, wo die Pferde gewechselt wurden, fragte er mich: „Ob es nicht vorzuziehen sein würde, etwa in Lemgo die Nacht zu bleiben?“ Ich riet dagegen, indem ich sagte: „Die Nacht sei ja nicht lang, ihre Kühle, nach dem heißen Tage, doch sehr angenehm, auch würde der Herr General in Minden schon früh erwartet.“ Der General erwiderte kurz: „Na, wie Sie wollen“, und schlief in seiner vorigen Stellung bald wieder ein. Ich gestehe, daß ich zwar auch recht müde war, aber dies absichtlich nicht aussprach, weil ich wußte, daß Wrangel gerade einen Triumph

darin suchte, auch in körperlicher Hinsicht mehr zu leisten, als andre, und daß er namentlich seinen Adjutanten, nachdem er sie durch absichtliche Überanstrengung „mürbe gemacht“, an seiner eignen Person gern das Beispiel der Überlegenheit zeigte! Es war nun also ein Triumph für mich, von ihm nicht überwunden zu sein, und das that mir wohl, wenn ich es mir auch natürlich nicht anmerken ließ. Kurz vor Lemgo wachte der General wieder auf und frug von neuem: „Was ich von einem Hierbleiben hielte?“ Ich konnte die kleine Bosheit nicht unterdrücken, meine Gegengründe zu wiederholen. Er schwieg. Als wir aber in die Stadt einfuhren, rief er dem Postillon zu: „Fahren Sie uns nach dem besten Hotel, wir wollen hierbleiben;“ und dann zu mir: „Nun, mein Alter, jetzt müssen Sie doch hierbleiben.“ Natürlich antwortete ich dankend, war aber innerlich doch froh, von dem eisernen Mann an Zähigkeit nicht übertroffen worden zu sein.

Am nächsten Morgen wurde früh aufgebrochen, und wir trafen zur bestellten Zeit in Minden ein. Dort hatten die am folgenden Tage begonnenen Besichtigungen und Musterungen einen befriedigenden Verlauf, am besten natürlich beim 15. Infanterieregiment. Der General trat daher um so vergnügter die kurze Reise nach Pyrmont an.

Diese führte, bei herrlichem Wetter, über die an der Weser hübsch gelegene kurhessische Stadt Rinteln, und dann durch den östlichen Teil des lippeschen Landes nach dem Badeort, wo wir vormittags eintrafen. In dem Gasthof, den der General wählte, war auch Wohnung für seinen Bruder bestellt, der bald nach uns anlangte.

Ich sah den alten Herrn erst bei Tisch, fand, daß er recht verwittert aussah, aber auch nicht liebenswürdig war. Seinem vielleicht zehn Jahre jüngern Bruder gegenüber benahm er sich etwa wie ein Vormund, wahrscheinlich weil er in jungen Jahren, als ältester von mehreren verwaisten Geschwistern, eine Art von Obsorge über diese geübt hatte. Er nannte seinen Bruder, wenn er ihn anredete, nie anders als: „Mein Jungchen,“ und konnte sich selbst nicht enthalten, gelegentlich auch einen belehrenden Ton anzuschlagen. Dabei erzählte er viel von seinen Gütern in Ostpreußen, von seiner jüngsten Reise nach Italien, besonders von der großen Gunst, die der junge König von Neapel ihm bewiesen, endlich von den guten Lehren und Ratschlägen, die dieser König von ihm für die dortige Kavallerie angenommen habe.

Mein General hörte dem sehr geschwätzigen Bruder mehr zu, als er selbst sprach. Aber klüger und taktvoller als dieser, und ein Feind von Übertreibungen, fiel er ihm gelegentlich und immer geschickt ins Wort und ließ ihn seine geistige Überlegenheit fühlen. Ein ruhiges und herzliches Gespräch konnte dabei nicht zu stande kommen. Es bedurfte keines besondern Scharfblicks, um zu erkennen, daß mein General sich aus diesem

Bruder, wie man zu sagen pflegt, nicht gerade viel machte. Ich muß es aber auch dahingestellt sein lassen, ob daran nicht auch Erinnerungen an die Kriege von 1813/14 schuld waren, wo mein General unter dem Befehl seines Bruders stand, dem es an Initiative gar sehr gefehlt haben sollte, während der jüngere Bruder sich durch seinen Thatendrang immer bemerkbar machte. Unerwähnt darf ich schließlich hier nicht lassen, daß der alte Herr in meiner Gegenwart einmal auch die Bemerkung hinwarf: „Daß es ihm nach dem Feldzuge von 1814 gelungen sei, seinen Bruder noch auf die Avancementsliste zu bringen; derselbe daher, erst 30 Jahre alt, noch in jenem Jahre zum Oberstleutnant und Regimentskommandeur (2. westpreußischen Dragonerregiments) befördert worden sei." Mein General antwortete darauf mit einigen weder zustimmenden noch ablehnenden Worten. Und doch hätte er ohne Ruhmredigkeit wohl erwidern können, daß gerade jener Feldzug ihm zu einem so frühen Avancement verholfen hätte und er dem General von Zieten, der ihn in oberster Instanz empfohlen, immer sehr dankbar gewesen sei.

Es wurde vom ganzen Korps tief schmerzlich empfunden, als die Nachricht eintraf, daß der König in diesem Jahre nicht zur Revue kommen würde. Man fürchtete, daß er wegen gestörter Gesundheit in Berlin zurückgehalten würde, erfuhr aber nichts Bestimmtes darüber. Der zur Vertretung bestimmte Kronprinz würde, so hieß es, das Korps an den dazu bestimmten Tagen besichtigen.

Die große Parade und das Korpsexerzieren verliefen zur besondern Zufriedenheit des Kronprinzen. Dagegen glückte das Manöver gegen den supponierten Feind nicht in demselben Maße, da diese Art des Manövers noch zu neu, auch die Anlage vielleicht etwas zu gekünstelt war, als daß es sich ganz glatt hätte „abspielen" können. Der Kronprinz war während aller drei Tage ein sehr aufmerksamer Inspekteur. Er sah aber ernster aus, als man ihn in frühern Jahren gesehen hatte; doch ließ er selbst in seiner Kritik über das Korpsmanöver kein Wort fallen, was uns hätte weh thun können. Der General von Wrangel erfreute sich persönlich an jedem Tage des Beifalls des hohen Herrn, der ihn auch besonders zu schätzen schien.

Der Kurprinz-Mitregent von Hessen wohnte der Revue täglich bei, verhielt sich aber auffallend passiv, ich möchte sagen, er war scheu zurückhaltend. Wie er sich unserm Kronprinzen, seinem Vetter, gegenüber verhielt, war von meinem subalternen Standpunkte aus nicht erkennbar. Es herrschte aber bekanntlich schon seit lange zwischen den beiden verwandten Häusern ein mehr als kühles Verhältnis, und der Besuch des Kurprinzen war wohl nur, der nahen Nachbarschaft wegen, eine Etikettensache.

Nach der Abreise des Kronprinzen fanden noch ein paar Feldmanöver der Linientruppen der 13. gegen die der 14. Division statt, welche aus der Gegend von Salzkotten die Richtung auf Erwitte nahmen, wo sie endigten. General von Wrangel zeigte dabei wieder seine Neigung zu Überflügelungen und weit ausgreifenden Umgehungen des Gegners, Prinzen Friedrich, welche ihm zwar glückten, aber auf dem durch starke Regengüsse sehr aufgeweichten Boden für die umgehenden Truppen, namentlich Kavallerie und Artillerie, äußerst anstrengend waren. Der General schloß sich dabei wieder der umgehenden Kavallerie auf ihren weiten Wegen an, wohl mehr seiner kavalleristischen Neigung als der taktischen Regel folgend, welche ihm seinen Platz vor dem Gros der Infanterie angewiesen hätte. Er kehrte aber dorthin nach beendigtem Manöver zurück und nahm an dem allgemeinen Biwak in einem Zelt teil, wo er auf nassem Stroh und in nassen Kleidern mit den Offizieren seines Stabes eine Nacht verbrachte, die wohl ein jeder von uns zu den schlimmsten zählte, die er vor- und nachher jemals erlebt hat.

Um Mitte Oktober des Jahres reichte ich mein Heiratsgesuch und eine Bitte um einen sechswöchentlichen Urlaub nach Liebeneck zu meiner Vermählung ein. Einige Tage später ließ der General mich vor Beginn des gewöhnlichen Vortrages in sein Arbeitszimmer rufen und zeigte auf ein, wie es schien, eben fertig gewordenes und noch offen auf dem Tisch liegendes Schreiben mit den Worten:

„Das habe ich für Sie geschrieben. Sie wissen nicht an wen und für was? Und das will ich Ihnen jetzt sagen: Ich bin mit Ihren Leistungen bei der Revue zufrieden gewesen und wende mich daher in diesem Schreiben an den Chef des Militärkabinetts, um Sie zum Avancement zu empfehlen. Hoffentlich wird es was helfen!" Und damit reichte er mir die Hand und entließ mich.

Ich war damals der achte Secondeleutnant im 16. Infanterieregiment, seit 11½ Jahren Offizier und fast 29 Jahr alt, durfte auch sobald noch nicht auf ein Avancement rechnen. Aber es machte mich das Zeugnis meines Generals doch glücklich und war mir ein neuer Sporn, in meinem Eifer für den Dienst nicht nachzulassen. Trotz der alljährlich wiederholten Empfehlungen des Generals und seines Nachfolgers mußte ich doch fast noch fünf Jahre auf den Premierleutnant und dann noch vier Jahre auf den Hauptmann warten.

Ende November reiste ich von Münster nach Liebeneck ab, wo am 11. Dezember meine Vermählung stattfand.

Nach längerm Aufenthalte in Wiesbaden traten wir am 11. Januar 1837 endlich die Reise nach Münster an, welche bei großer Kälte und tiefem Schnee auf dem geradesten Wege, über Biedenkopf, den hohen Winterberg, durch das Arnsberger Gebirgsland mit eignen Pferden nur

bis Hamm zurückgelegt werden konnte, von dort aus aber noch am Abend des fünften Tages mit Extrapostpferden bis Münster ausgeführt werden mußte, weil an diesem Tage mein Urlaub zu Ende lief. Ich gedenke dieser über alle Maßen beschwerlichen Reise, die nur in meist unwirtlichen Orten Quartier bot, noch immer mit Schauder, kann aber doch auch den Heroismus meiner Frau nicht genug rühmen, die dergleichen Anstrengungen und Entbehrungen bei solcher Kälte und in solchen Orten noch nicht erlebt hatte und in dem leichten, halboffnen Wagen immer bis zur Erstarrung fror.

In Münster fanden wir in der eignen Wohnung ein recht behagliches Unterkommen, für welches die Hände einiger meiner Freunde gern gesorgt hatten. Ich meldete mich am nächsten Tage bei meinem General, der mich gütig empfing, aber auch, wie ich solches von ihm ja gewöhnt war, gleich wieder allerlei Aufträge für mich hatte, die einen Aufschub nicht litten. Er ließ es sich nicht nehmen, meiner Frau schon einige Tage nach unsrer Ankunft einen Besuch zu machen, wobei er uns andeutete, daß er einen in seinem Hause beabsichtigten Ball gern so weit als möglich aufschieben wolle, um auch uns einladen zu können. Es verliefen etwa drei Wochen, bis wir die Einladung zu jenem Ball annehmen konnten. Der General, der schon seit lange nicht mehr tanzte, hatte für meine Frau doch die Aufmerksamkeit, mit ihr den Ball zu eröffnen, wobei er es an Sicherheit und Ausdauer jedem Leutnant gleich that und auch die Unterhaltung nicht stocken ließ. Seine Gemahlin bemühte sich liebenswürdiger zu sein, als sie gewöhnlich war. Meine Frau faßte aber nur schwer ein Herz für sie und machte auch später in dieser Hinsicht nicht viel Fortschritte. Denn Offenheit, Herzlichkeit und Einfachheit, die meiner Frau eigen, waren der Generalin nicht gegeben. Sie verriet dabei auch das Verlangen, meine Frau zu einer Art von Gesellschaftsdame an sich heranzuziehen, während meine Frau vermöge ihres angeborenen Selbstgefühls und richtigen Taktes weit davon entfernt war, zu solcher Rolle herabzusteigen.

Bald nach der Rückkehr von den Frühjahrsbesichtigungen fanden die Rennen des seit einigen Jahren in Münster bestehenden „Vereins zur Beförderung der Pferdezucht im Regierungsbezirk Münster" statt, an denen ich mich auch beteiligte.

Nicht lange nach meiner ersten und einzigen Teilnahme an einem öffentlichen Pferderennen hatte ich das Unglück, mit einem fremden Pferde, das ich probierte, so zu stürzen, daß ich mit dem rechten Fuß unter das Pferd zu liegen kam und den im Bügel gebliebenen Fuß im Knöchelgelenk so verrenkte, daß mein Arzt erklärte, er hätte lieber einen gebrochenen, als einen so gefährlich verrenkten Fuß zu behandeln gehabt.

In der ersten Zeit meines Leidens war der General von Wrangel auf Urlaub. Als er nach seiner Heimkehr mich besuchte, merkte ich ihm an, daß der sehr langsame Verlauf meiner Kur ihn wegen der bevorstehenden Herbstübungen beunruhigte. Auch fragte er mich im Laufe des Gesprächs, wie es denn wohl mit meiner Vertretung am besten zu machen sein würde? Aber gerade auf diese Frage war ich schon im voraus gefaßt gewesen und antwortete daher ohne Zögern, daß ich bis zu jenen Übungen wieder hergestellt zu sein hoffte, aber selbst wenn dies nicht der Fall sein sollte, doch dabei nicht fehlen würde, weil ich mir getraute, nötigen Falls selbst mit dem lahmen Fuß reiten zu können. Diese Verheißung aber befriedigte den General so entschieden, daß er mir zu dem Vertrauen, das ich aussprach, mit den freundlichsten Worten gratulierte und es nun als gewiß ansah, mich zu der betreffenden Zeit an seiner Seite zu sehen. Und wie ich versprochen, so kam es auch. Obschon mein Fuß noch nicht geheilt war und noch täglich geschient werden mußte, stieg ich doch auf das Pferd, fehlte bei keinem Manöver und nahm selbst an dem Biwak teil, das an einem Tage für die ganze Division angesetzt war.

Nach Beendigung der Manöver trat ich einen längern Urlaub nach Wiesbaden an. Ich versäumte hier nicht die noch mit den Herbstübungen beschäftigten Truppen der Wiesbadener Garnison — 2 Bataillone Infanterie und 2 Batterien Artillerie — auf ihren Übungsplätzen öfter zu besuchen. Ich kannte die herzoglichen Truppen, welche aus einer Infanteriebrigade von 5 Bataillonen und 2 Fußbatterien bestanden, bereits seit meinem frühern Besuch in Wiesbaden und hatte hinsichtlich ihrer äußern Erscheinung eine vorteilhafte Meinung über sie gewonnen. Auch hatte ich mehrere Offiziere persönlich schätzen gelernt. Aber bei der später gewonnenen nähern Bekanntschaft mit ihrer Organisation, Ausbildung und Disziplin wurde diese Meinung doch zu ihrem Nachteil herabgedrückt. Vermöge des bei ihnen herrschenden Stellvertretungssystems kamen nur die ärmsten Klassen der Bevölkerung zur Einstellung. Die nur auf sechs Jahre festgesetzte, durch mehrfache längere oder kürzere Beurlaubungen unterbrochene Dienstzeit betrug aktiv für die Infanterie nur wenig über 1½ Jahr, für die Artillerie nur etwa 2 Jahre. Die Offiziere aber bestanden aus ganz verschiedenen Elementen, aus ältern, die großenteils noch die Feldzüge in Spanien unter Napoleon und den Krieg von 1815 in den Niederlanden im englisch-niederländischen Heere unter Wellington mitgemacht hatten und zum Teil aus den Unteroffizieren hervorgegangen waren, sowie aus jüngern, die teils Söhne herzoglicher Offiziere und Beamten, teils aber auch von geringerer Herkunft waren. Der Nationalität nach waren die Offiziere meist Nassauer; es gab aber auch unter ihnen einige Preußen, Bayern, Hessen, Mecklenburger und Waldecker, welch letztere aber wie

auch die andern Ausländer teils die militärische Umgebung des Herzogs bildeten, teils bei den höhern Stäben dienten. Wissenschaftlicher Bildung begegnete man unter den jüngern Offizieren mehr als unter den ältern, und die in neuerer Zeit eingerichtete Kadettenschule zeigte unter den erstern schon einige gute Früchte. Die jüngern Artillerieoffiziere überragten in wissenschaftlicher Beziehung die Infanterieoffiziere, in geselliger standen sich beide Kategorien ziemlich gleich. Zur Hofgesellschaft zählten von beiden nur einige Adelige, die zum Teil auch den Kammerjunkertitel führten. Ein paar Kammerherren unter den Hauptleuten zählten zur höchsten Klasse. Die höchsten Offiziere: der Generalkommandant, der Brigadekommandant der Infanterie und der Chef der Artillerie führten neben dem Titel Kammerherr auch noch den von General- oder Flügeladjutanten des Herzogs.

Die Infanterie zeigte jene lose Haltung, wie man sie bei allen mittlern und kleinern Kontingenten des deutschen Bundesheers zu sehen gewohnt war. Sie war fest in den rein elementaren Sachen des Exerzierplatzes, im Tiraillieren aber nur mechanisch geübt; im Manövrieren jedoch stand sie wohl nur auf unterer Stufe, da Übungen außerhalb des Exerzierplatzes nur selten vorkamen, die höhern Offiziere sich auch nur auf den Drill des reinen Exerzierplatzes verstanden.

Die Artillerie sah ich nur beim Schießen auf einem großen Brachfelde. Die Ergebnisse bewiesen, daß man sich noch in den Anfängen befand. Alle Anstalten aber zeigten, daß die Waffe sich in praktischen Händen befand. Das Geschützmaterial war nach englischem Muster eingerichtet; die Pferde erschienen gut gepflegt, die Mannschaft kräftig. Als ich einst bei einer spätern Anwesenheit in Wiesbaden diese Artillerie mit bespannten Geschützen einen Parademarsch hinter der Infanterie her im langsamen Schritt ausführen sah, bedauerte ich sie, wie den „Pegasus im Joche!"

Als meine Badekur beendigt war, trat ich mit meiner Frau den Heimweg nach Münster an, wo uns bald darauf ein Töchterchen*) geboren wurde, welches bis heute (1886), wie seither immer unverändert, uns zu glücklichen Eltern machte.

Der General von Wrangel freute sich, mich wieder fest auf den Beinen und eifrig im Büreau zu sehen. Nicht lange, so konnte ich ihm einen Beweis meiner Hingabe für den Dienst geben, der ihm, je überraschender, um so mehr gefiel. Es war dies bei einem Ereignis, das seiner Zeit nur unvollständig zur öffentlichen Kenntnis gelangte, nämlich dem Krawall in Münster am 11. Dezember 1837. Die Verhaftung des Erzbischofs

*) Die jetzige verwitwete Freifrau Anna Treusch von Buttlar-Brandenfels. v. B.

von Köln, Klemens August Freiherrn von Droste-Vischering, der die sogenannten „Kölner Wirren" verschuldete und die königliche Regierung endlich zum ernsten Einschreiten zwang, hatte auch in Münster, nicht bloß unter dem dortigen Adel, sondern auch unter der städtischen Bevölkerung eine Aufregung zur Folge, die durch die Abführung des Erzbischofs zur Festungshaft in Minden so lebhaft wurde, daß es nur eines geringen Anstoßes bedurfte, um los zu platzen. Dieser Anstoß wurde durch folgenden Fall gegeben: Auf dem Domplatz war seit Kurzem eine große hölzerne Bude, die vorher einer Menagerie zur Schaustellung gedient hatte, von einzelnen Kompagnien des in der Nähe kasernierten 13. Infanterieregiments als Exerzierhaus für die neu eingestellten Rekruten gemietet worden. Dies wurde von übelwollenden Leuten in der Stadt als eine Störung für den Gottesdienst in dem unmittelbar daneben liegenden Dom angesehen, obschon der Platz von je her in den Wochentagen zum Aufziehen der Wachtparade und zu Musikaufführungen während derselben benutzt wurde, und darin niemals eine Störung für den Dom gefunden worden war. Zuerst waren es nun einzelne ungezogene Knaben, Schüler der auf dem Domplatz liegenden Schulen, welche ein Vergnügen daran fanden, die Bude mit Steinen zu bewerfen. Später gesellten sich auch Erwachsene, meist aus den niedrigsten Klassen der Bevölkerung, hinzu, um die zum Schutz der Bude aufgestellte Schildwache zu behelligen. Dadurch kam es bald zu wirklichen Reibungen, die Veranlassung wurden, daß die außerhalb des Domplatzes bei dem nahen Rathause befindliche Hauptwache in der Zeit, wo die Bude zum Exerzieren nicht benutzt wurde, also vorzugsweise spätnachmittags und abends, Patrouillen entsandte, um den Posten zu unterstützen und die Bude vor der angedrohten Zerstörung zu sichern. Es ist nur noch hinzuzufügen, daß sich auf dem Domplatz gegen die Abendzeit hin täglich mehr Menschen einfanden und ein größerer Konflikt sich dadurch von selbst vorbereitete.

Der General von Wrangel, welcher während der Abwesenheit des kommandierenden Generals in Berlin den Oberbefehl in Münster führte, hatte von diesen Vorgängen natürlich früh genug Kenntnis erhalten und den Truppen aufgegeben, die Mannschaften abends in den Kasernen beisammen zu halten, um Straßenexcesse zu verhüten, erforderlichenfalls auch zum Einschreiten gegen wirkliche Tumulte bereit zu sein. Er hatte sich aber den Befehl zum Ausrücken vorbehalten. Es lag in seiner Art, sich für das etwaige Einschreiten die Hauptrolle dergestalt vorzubehalten, daß er von seinem Plan nur zwei Kompagniechefs des 13. Infanterie- und einem Escadronchef des 11. Husarenregiments eine vertrauliche Mitteilung machte und ihnen befahl, mit ihren Truppen auf dem Platz, Prinzipalmarkt, vor dem Rathause zu erscheinen, sobald er ihnen den Befehl dazu schicken würde, daß dieser Befehl aber bis zur Ausführung geheim zu halten,



Oberst Quadt von Hüchtenbruck,
Inf.=Brigade=Kommandeur
in Münster.



Hauptmann v. Wolffrath,
Plaßmajor in Münster.



Oberst v. Bronikowski Hauptmann Wegner
von der Gendarmerie in Münster.



Rittmeister Graf Solms=Rödelheim
11. Hus.=Regt. in Münster.

Aquarelle,
gemalt vom Leutnant v. Fransecky 1833 und 1834.

den unmittelbaren Vorgesetzten also keine Meldung darüber zu machen wäre. Der General ging mit seinem Geheimnis sogar so weit, daß er selbst uns, seinen Adjutanten, nicht eine Silbe davon mitteilte. Er wollte eben alles in eigner Person machen.

Es war am 11. Dezember, abends 8½ Uhr, als es zum Zusammenstoß kam. In der Geschichte des 13. Infanterieregiments, die 1838 erschien, heißt es darüber: „Abends gegen 7 Uhr ward in der Nähe der Bude ein junger Mensch, der sich ungebührlich gegen einen Polizeioffizianten benommen, verhaftet und nach dem hinter der Hauptwache befindlichen Polizeigefängnis gebracht. Mehrere seiner Kameraden folgten ihm, und so entstand vor der Hauptwache ein Zusammenlauf von Menschen, den der wachthabende Offizier, Leutnant Schröer, nach fruchtlosen Aufforderungen, sich zurück zu ziehen, durch die Wachtmannschaft hinweg treiben ließ. Die Nachricht von diesem Ereignisse und das Gerücht, es seien dabei einige Leute verwundet worden, verbreitete sich alsbald in der Stadt und zog eine Menge Neugieriger auf den Marktplatz und vor die Hauptwache. Letztere war mittlerweile durch die 5. und 6. Kompagnie verstärkt worden; da dem ungeachtet aber der Auflauf sich nicht zerstreute, so mußten auch die übrigen Kompagnien sich dorthin begeben, um den Platz zu säubern. Dieses wollte jedoch trotz der nach den bestehenden Vorschriften zu wiederholten Malen unter Trommelschlag gegebenen Aufforderungen nicht gelingen, vielmehr wurden die Kompagnien von der stets wachsenden Volksmenge durch Geschrei, und selbst hier und da thätlich, namentlich durch Steinwürfe, insultiert. Unter diesen Umständen sah sich der Divisionskommandeur, Generalmajor von Wrangel, genötigt, zu ernstlichern Maßregeln zu schreiten. Gegen 8½ Uhr erhielt eine Abteilung von 50 Husaren der 3. Eskadron des 11. Husarenregiments den Befehl einzuschreiten, und so gelang es alsbald, den Markt und die anstoßenden Straßen von den dort versammelten Volkshaufen zu säubern, wobei mehrere Hiebwunden erhielten, andre niedergeritten wurden, und es dann nicht fehlen konnte, daß auch manche Personen, die ohne böse Absichten sich auf dem Platze befanden, zu Schaden kamen. Gegen 10 Uhr war die gestörte öffentliche Ruhe hergestellt, und die verschiedenen Truppenteile rückten wieder in ihre Kasernen ein."

Da ich aus eigner Initiative Augenzeuge dieses Vorganges war, auch über die weitern Folgen desselben genaue Kenntnis erhielt, so zeichne ich hierüber zur Ergänzung und Fortsetzung des Obigen auf, was mir davon erinnerlich ist.

Ich wußte, wie schon erwähnt, nichts von dem, was mein General der wachsenden Aufregung gegenüber plante und im einzelnen geheimnisvoll vorbereitete. Daher besuchte ich gegen Abend das Theater, wo das Publikum der Vorstellung sehr aufmerksam zuschaute, ohne eine nur

irgendwie bemerkbare Aufregung zu verraten. Bei Beginn des zweiten Aktes sah ich, daß einige Statisten die Bühne verließen, ohne daß das Stück solches verlangte. Als ich einen mir bekannten Herrn in der Nebenloge fragte, was das wohl bedeute, erwiderte er, diese Statisten seien Soldaten vom 13. Infanterieregiment, und es heiße, daß sie vom Regiment nach der Kaserne berufen seien. Ich ahnte sogleich, daß auf dem Domplatze sich wieder tumultuarische Anzeichen bemerkbar machten, und verließ still das Theater, um draußen zu meiner eignen Information eine flüchtige Rekognoszierung zu machen.

Als ich auf die Straße kam, schloß ich aus der großen Menge der dort bereits zusammen getroffenen Menschen und deren allgemeiner Bewegung nach dem Prinzipalmarkt, daß sich dort wohl etwas Ernsteres als an den vorigen Abenden begeben könnte, und eilte nach meiner Wohnung, aber der Weg nach Hause war schon so voll Menschen, daß ich nur mit Mühe durchkommen konnte und nun keine Zweifel mehr hatte, daß vorn schon Ernstliches vorgegangen sei. Ich eilte in meinen Stall, sattelte schnell und ritt, so rasch es möglich war, nach der nahen Kaserne der 3. Eskadron des Husarenregiments, um mich dieser anzuschließen, wenn sie vielleicht schon alarmiert und zum Ausrücken beordert sei. Und ich fand in der That auf dem Hofe etwa eine halbe Eskadron zu Pferde, in der Rangierung begriffen, und ihren Chef, den Rittmeister Grafen zu Solms-Rödelhein*), auch schon zu Pferde und sehr eifrig treibend, um mit der Truppe auf die Straße zu kommen. Natürlich erbot ich mich ihn zu begleiten. Er war, wie er mir sagte, vom General von Wrangel nach dem Prinzipalmarkt beordert, „wo er weitere Befehle erhalten würde".

Das Erscheinen der Husaren auf der Straße hatte zunächst die Folge, daß die darin befindliche Volksmasse sofort zu beiden Seiten auswich, zumeist aber sich in den Bogengang hineindrückte, der die Straße rechts begrenzte und vor der unmittelbaren Berührung mit der Truppe am sichersten schützte. Die Husaren trabten auf der frei gewordenen ganz trocknen Straße flott fort, ohne sich um das Volk zu bekümmern, welches, ins Stocken geraten, beim Eingang in den Prinzipalmarkt halten blieb, ohne laut oder gar feindselig zu werden. In diesem Augenblick kam der Platzmajor, Major von Steinäcker, von der Hauptwache her im Galopp an und erteilte „im Auftrage des Generals von Wrangel" dem Rittmeister Grafen zu Solms den Befehl, „nach dem Domplatz zu traben und ihn von der dort zusammengedrängten Volksmenge zu säubern". Er fügte hinzu, „daß nur flach gehauen werden solle, wenn man auf einen

*) Siehe sein vom damaligen Leutnant von Fransecky gemaltes Porträt zwischen S. 176 und 177. v. B.

ernstlichen Widerstand nicht stieße". Da ich den General selbst nicht sah, ich aber doch auch in dem Augenblick, wo es zum Ernst kommen sollte, mich von den Husaren nicht trennen mochte, so ritt ich mit ihnen auf den Domplatz, mitten in die dort herumwogende Menschenmasse hinein. Der Rittmeister ließ den vordern Zug ausschwärmen und hielt den andern Zug als Unterstützung zurück. Der ausgeschwärmte Zug begann sogleich das Säuberungswerk. Aber es war schwer, diese Menschenmasse zurückzudrängen. Sie ballte sich in Knäuel dicht zusammen, hatte aber für ihren Rückzug nur zwei Ausgänge von dem Platz, den einen durch eine enge Gasse nach dem Platz, wo die Kaserne des 13. Infanterieregiments, den andern über eine schmale Brücke nach dem Platz, wo die Liebfrauenkirche steht. Aus diesen excentrisch hinaus führenden Engpässen war es natürlich für die sich auf den verschiedenen Stellen gebildeten Knäuel nicht leicht zu entkommen. Die Husaren halfen mit flachen Hieben nach, hieben aber auch einzeln scharf ein, weil Steine auf sie geschleudert wurden, auch gemeine Schimpfworte gegen sie sich vernehmen ließen. Daß aber auch Unschuldige von ihren Hieben getroffen wurden, war den erbitterten Reitern nicht zum Vorwurf zu machen, da die schwache Beleuchtung des Platzes die Unschuldigen von den Schuldigen nicht unterscheiden ließ, die Behauptung „unschuldig zu sein" aber auch von vielen Schuldigen ausgerufen wurde, wenn die Klinge sich unmittelbar gegen sie erhob. So kam es denn z. B., daß Beamte, die aus der Post oder aus dem Regierungsgebäude kamen, um sich nach ihren Wohnungen in der Stadt zu begeben, daß ferner Passagiere, die mit der Post von auswärts gekommen waren und den Posthof verlassen wollten, in den Pöbelhaufen gerieten, ja endlich, daß selbst der Regierungspräsident, der aus seinem Dienstgebäude nach seiner auf dem Domplatz gelegenen Wohnung eilte, unter die Klingen kam, der Präsident sogar auf den Ruf: „Er sei der Präsident" die Antwort hörte: „Das kann jeder sagen" und ein paar flache Hiebe mit nach Hause nehmen mußte. Es hatte vielleicht eine halbe Stunde gedauert, bis der Platz wirklich ganz geräumt war. Der Rittmeister Graf Solms formierte seine Truppe wieder und blieb mit ihr auf dem Platz; ich aber ritt nach der Hauptwache, wo ich den General von Wrangel vermutete.

Als ich von dem wirklich daselbst anwesenden General erkannt wurde, rief er mir entgegen: „Wie kommen Sie denn hierher?" Ich meldete kurz: „Daß ich zwar keinen Befehl zum Ausrücken erhalten, aber nach meinen persönlichen Wahrnehmungen auf der Straße doch für Pflicht gehalten hätte, zu kommen, um etwaige Befehle des Herrn Generals direkt zu empfangen." Darauf reichte er mir die Hand und sagte: „Es ist mir lieb, Sie bei mir zu haben." Und nun konnte ich

ihm auch die Meldung von der gänzlichen Räumung des Domplatzes machen.

Zugleich wurde ich jetzt auch gewahr, daß der Prinzipalmarkt von der Infanterie besetzt war, einzelne Abteilungen aber noch damit beschäftigt waren, die beiden Bogengänge, welche ihn auf beiden Seiten in seiner ganzen Länge begleiten, von dem Volke zu säubern, das sich hineingedrängt hatte. Es ging auch dabei ohne Kolbenstöße und sonstige Handgreiflichkeiten nicht ab, die aber ihren Zweck schnell genug erfüllten. Über die Anordnungen des Generals erfuhr ich inzwischen auch durch einen jener beiden Kompagniechefs, die der General aus der Kaserne hatte beordern lassen, daß sie schon gegen 7 Uhr den Befehl erhalten hätten, zur Unterstützung der Hauptwache auszurücken, und wie ich auch vom Grafen Solms bereits wußte, daß er von dem General selbst ebenfalls nicht bloß den Befehl zum Ausrücken erhalten hätte, sondern auch schon im Laufe des Vormittags mündlich angewiesen worden wäre, in seiner Kaserne vom Eintritt des Abenddunkels an „50 Pferde zum Ausrücken bereit zu halten".

Es mochte gegen 10 Uhr sein, als auch der Prinzipalmarkt völlig gesäubert war und die höhern Offiziere herbeikamen, die teils mit den Truppen, teils auf eigne Faust ausgerückt waren, um die Befehle des Generals von Wrangel entgegen zu nehmen. Zunächst lautete dieser Befehl dahin, daß die Truppen in ihre Kasernen zurückkehren, sodann, dieselben am nächsten Morgen von früh an sich bereit halten sollten, auf ein etwaiges Alarmsignal auszurücken. Inzwischen waren auch der Oberbürgermeister und die übrigen Herren vom Magistrat aus dem Rathause, wo sie versammelt gewesen, auf Einladung des Generals erschienen. Er sprach ihnen sein Bedauern aus, daß es heute so weit habe kommen müssen, wie es gekommen sei, daß dies aber lediglich der Unthätigkeit des Magistrats und der Polizei beizumessen wäre, und daß, wenn er heute nur gelinde Mittel zur Unterdrückung des Aufstandes habe anwenden lassen, er dagegen morgen bei etwaiger Wiederholung „mit Kartätschen kommen würde, und dann von Schonung nicht mehr die Rede sein könne!" „Lassen Sie dies," so endigte er, „als Warnung morgen früh in allen Straßen verkündigen, und sorgen Sie überhaupt für Herstellung und Aufrechterhaltung der Ruhe, an Unterstützung durch uns soll es Ihnen nicht fehlen. Und hiermit gute Nacht, meine Herren!"

Nachdem die Herren sich nach dem Rathause zurück gewendet, sagte der General zu mir: „Nun kommen Sie mit, ich will sehen, wie es in den entferntern Straßen aussieht?" Und damit ritten wir fort mit einem Armee-Gendarmen, mit dem der General auf den Platz vor dem Rathause gekommen war, und der seine Klinge hatte gebrauchen müssen, um ihm den Weg dahin zu öffnen.

Das Ergebnis unsers Rittes in die Nebenstraßen war die Wahrnehmung, daß in diesen Straßen eine wahre Totenstille herrschte, worauf der General mich ebenfalls mit „gute Nacht“ und der Aufforderung entließ, „am nächsten Morgen um 7 Uhr zu ihm zu kommen, auch den Rittmeister Roerdansz*) — Nachfolger des 1. Divisionsadjutanten Majors von Bosse — dazu bestellen zu lassen.“

Wir erschienen zur befohlenen Zeit. Der Rittmeister war verstimmt darüber, daß er von den gestrigen Vorgängen nichts erfahren hatte und daher zu Hause geblieben war; doch konnte der General ihm natürlich für sein Nichterscheinen nichts anhaben. Da die Nacht durchaus ruhig verlaufen war, so ging es am nächsten Frühmorgen sogleich an die Arbeiten, wozu der General folgendes befahl:

1. Marsch des Füsilierbataillons des 15. Infanterieregiments Bielefeld und der 2. Eskadron des 11. Husarenregiments Hamm nach Münster, zur Verstärkung der dortigen Garnison;

2. Bericht an den kommandierenden General von Müffling zu Berlin, über das Vorgefallene. Die Ausfertigungen zu No. 1 fielen dem Rittmeister Roerdansz, der Bericht No. 2 mir zu. Alles wurde am Vormittag vollständig erledigt. Außerdem befahl der General, daß das Pulvermagazin vor dem Mauritzthor sofort verpallissadiert, auch die dortige Wache auf das Doppelte verstärkt werden sollte, wozu das Schriftliche auch sogleich ausgefertigt wurde. Später begleiteten wir beide den General zu der gewöhnlichen Wachtparade auf dem Domplatz.

Auf dem Wege dahin begegneten wir einigen bekannten Herren vom Münsterschen Adel, die an dem General vorüber gingen, ohne ihn anzusehen und zu grüßen. Auch von den Bürgern, die uns begegneten, grüßten einzelne nicht. Ein Bruch war also offenbar. Der General sah dies mit Ruhe an und sprach auch auf der Wachtparade zu den Offizieren im versöhnlichen Ton und Sinn, sie aber doch ernst ermahnend, den aufgeregten Gemütern gegenüber jede Herausforderung zu vermeiden. Die beiden herangeholten Truppenteile trafen im Lauf der nächsten Tage ein; Ruhestörungen aber fanden nicht mehr statt. Auch in den benachbarten Städten und auf dem Lande blieb alles ruhig, gewiß infolge der von dem General gezeigten Energie.

Der König erließ an den kommandierenden General von Müffling infolge des Wrangelschen Berichts unter dem 19. Dezember folgende Kabinettsordre: „Es gereicht Mir zu besonderer Genugthuung zu erfahren, wie die Truppen und ihre Führer ihre Pflichten vollständig erfüllt haben.

---

*) Siehe sein vom damaligen Leutnant von Fransecky gemaltes Bild zwischen S. 128 und 129. v. B.

Ich beauftrage Sie, den betreffenden Truppenteilen und ihren Offizieren Meine Zufriedenheit über ihr Wohlverhalten und den guten militärischen Geist zu erkennen zu geben, an dem Ich niemals gezweifelt habe und den Ich zu fest begründet halte, um ungeachtet böswilliger Einwirkungen nicht auch ferner auf ihn vertrauen zu dürfen." Diese Ordre wurde dem General von Wrangel und von diesem den Truppen der Division mitgeteilt.

Mein General ließ, auch nachdem es in der Stadt wieder ruhig geworden war, nicht nach, mit großer Strenge auf die pünktliche Ausführung seiner Maßregeln zu halten, weil er dem Frieden doch nicht traute.*)

Natürlich wuchs die Zahl derer, welche ihm übel wollten, immer mehr, da die Geistlichkeit nicht verhindert werden konnte, gegen ihn zu wühlen, auch die Frauen sehr eifrig waren, ihre Männer gegen ihn aufzubringen. Der „Bruch", welcher ihm schon am 12. Dezember bei jener Begegnung einzelner Herren des Adels auf der Straße augenscheinlich geworden war, nahm infolge jener Einwirkungen so schnell zu, daß jeglicher Verkehr zwischen ihm und dem Adel aufhörte, und auch die Offiziere der Garnison, die vorher, mit ihren Damen oder allein, den Damenklub besucht hatten, nicht anders konnten, als sich aus dieser Gesellschaft zurückzuziehen.

Auch in den Kreisen der Altmünsterschen Familien, die nicht zum Adel gehörten, zeigten sich hier und da die gleichen Erscheinungen. Natürlich verfiel der General mit seinem Hause auch der Klatschsucht und der Verleumdung, ja es kam sogar vor, daß sich die Agenten seiner Feinde hinter seine Dienerschaft steckten, um zu erfahren, welche Gespräche an seinem Tisch oder überhaupt in seinen Gemächern geführt wurden? Eine Verschärfung trat noch dadurch ein, daß auf seiten der preußischen Partei, wie ich sie hier im Gegensatz zu jener Adelspartei wohl nennen darf, ganz offen behauptet wurde, daß der Adel Geld unter das Volk verteilt hätte, um es zum Aufstand zu bringen, eine Behauptung, die aber unerwiesen blieb und auch später nie erwiesen werden konnte.

Alles oben Angeführte und manch andres, das unerwähnt bleiben darf, verleidete dem General von Wrangel seine Stellung in Münster so sehr, daß er beim Könige um eine Versetzung nach Danzig einkam, wo das Kommando der 2. Division kürzlich erledigt war. Der König aber ließ ihm darauf antworten: „Daß diese Versetzung nicht stattfinden könne, weil dies als eine Mißbilligung seines Verhaltens in Münster angesehen werden könnte." Dagegen aber wurde dem General am 30. März

---

*) Der König hatte sich über das Verhalten des Generals v. Wrangel in dieser ganzen Zeit zum General von Müffling sehr befriedigt ausgesprochen. Kriegsarchiv des Großen Generalstabes. v. B.

durch die Beförderung zum Generalleutnant ein sprechender Gnadenbeweis zu teil, der durch die gleichzeitige Überweisung eines ansehnlichen Geldgeschenks „als Entschädigung für die Repräsentation im Generalkommando, während der Abwesenheit des Generals von Müffling", noch einen besondern Klang erhielt.

Es war bald nach dem 11. Dezember, daß das Ausscheiden des Referendars von Kettler zu Münster aus dem Staatsdienst und sein Verschwinden aus dem Lande ein besonderes Aufsehen erregte. Er nahm in der Gesellschaft unter allen seinen jungen Standesgenossen wohl den ersten Platz ein. Er war sehr klug und auch wissenschaftlich recht gebildet, besaß bei einer hohen Gestalt und hübscher Gesichtsbildung ein sehr vorteilhaftes Äußere, war körperlich höchst gewandt, ein vorzüglicher Tänzer und schneidiger Reiter und schien auch im Zivildienst eine gute Karriere in Aussicht zu haben. Er hatte sich auch als Einjährig-Freiwilliger beim 11. Husarenregiment durch Diensteifer hervorgethan, jedoch das Landwehroffiziersexamen nicht gemacht, vielleicht um die vor seinem Eintritt in das genannte Regiment ausgesprochene, von der Ersatzbehörde aber zurückgewiesene Behauptung, für den Militärdienst nicht tauglich zu sein, aufrecht zu erhalten. Diese Behauptung gründete sich darauf, daß ihm bei einem Duell während seiner Universitätszeit die Nasenspitze abgehauen worden und er bei kalter Winterzeit gezwungen wäre, die ihm künstlich angeheilte Spitze vor dem Erfrieren besonders zu schützen und zwar in einer Weise, welche sich mit der Uniform nicht vertrüge. Militärischerseits war aber diese Behauptung mit dem Bemerken zurückgewiesen worden, daß er in diesem Fall ein Nasenfutteral anlegen könne, das den nötigen Schutz gewähren würde, ohne gerade seiner Schönheit Abbruch zu thun. Er verkehrte indessen nach seinem Austritt aus dem Militärdienst mit den Offizieren des Regiments und mit andern Offizieren, die den Damenklub besuchten, durchaus freundlich, ohne sich aber an deren zuweilen übersprudelnder Lustigkeit zu beteiligen, denn er war ernst erzogen und von Natur sehr solide und gehorchte auch den Einwirkungen der Geistlichkeit als strenger Katholik. Kein Wunder daher, daß der 11. Dezember und alles, was unmittelbar folgte, diesen jungen Mann mehr als alle übrigen jungen Adligen aufregte, daß er seine Entlassung aus dem Zivildienst forderte und die Heimat verließ, um, wie er gesagt haben sollte, „ein Streiter für seine Kirche zu werden". Er begab sich, wie es hieß, nach Rom, studierte dort Theologie, kehrte, nachdem er die Priesterweihe empfangen, nach Deutschland zurück, um zuerst als Kaplan auf einem Dorfe im Münsterlande, später als Pfarrer in einem andern Ort, zuletzt als Probst an der Hedwigskirche in Berlin, sich durch seinen Glaubenseifer und seinen Kampfesmut bis zum Bischof von Mainz hinauf zu arbeiten, dabei aber auch sich, je höher er stieg,

als ein so erbitterter Preußenfeind zu erweisen, daß ihm die Heimat verschlossen bleiben mußte, er dafür aber auch an dem Kulturkampf aus einer um so sicheren Stellung sich beteiligen konnte.

Durch die am 30. März 1838 zur Veröffentlichung gekommenen Beförderungen wurde das 7. Armeekorps besonders nahe betroffen, indem der kommandierende General von Müffling zum Gouverneur von Berlin ernannt wurde und in seine Stelle der Generalleutnant von Pfuel trat. Dieser kam von Köln, wo er die 15. Division kommandiert hatte, und behielt auch als kommandierender General die von ihm schon seit Anfang der 1830er Jahre bekleidete Nebenstellung als Gouverneur des Fürstentums Neuchatel bei. Er hatte sich in dieser Stellung als Bezwinger der revolutionären Bewegung in diesem Ländchen*) einen klangvollen Namen gemacht und war auch schon seit dem Kriege von 1815, als General-Quartiermeister des Feldmarschalls Blücher und als Kommandant von Paris, ein berühmter General. Aber seine häuslichen Verhältnisse waren von so eigentümlicher Art, daß seine Wahl gerade für Münster als glücklich nicht angesehen werden konnte. Es gehörte aber auch seine Weltklugheit und Gewandtheit dazu, um über die ihm entgegenstehenden Schwierigkeiten hinweg zu kommen und allmählich eine haltbare Stellung zu gewinnen.

Es war im Laufe des Aprils 1838, als der General eintraf, um sein Kommando anzutreten. Er war 58 Jahre alt, ein Mann von mittelgroßer Gestalt, breitschulteriger und starkknochiger Figur, mit einem Kopf, den ein volles blond und weiß gemischtes Haar bedeckte, dessen Gesicht ausdrucksvolle Züge und ein paar Augen zeigte, die groß und lebhaft, wie sie waren, ebenso ernst blitzten, wenn sie Strenge ausdrücken sollten, wie sie einer heitern Stimmung zur Leuchte dienten, wenn der General in solcher sich befand. Das Gesicht, war mit Ausnahme eines blonden, weiß gemischten Bärtchens auf der Oberlippe, glatt rasiert; einige tiefe Falten verrieten stürmische Momente, die dem General in seinem vielbewegten Leben nicht erspart geblieben waren. Seine Sprache klang hell und unbefangen, und was er sagte, war ungesucht, ohne jeden Pathos. Man hörte ihm an, daß militärisch zu sprechen ihm geläufig war. Auch sein Anzug war prunklos, nichts besonders Herausgesuchtes, nichts ganz Neues daran. Der Schnitt zeigte auffallende Neigung zum Bequemen. Von Orden waren nur der Stern des Roten Adlerordens, der Orden

*) Am 17. Dezember 1831 wurde in Neuenburg ein Aufstand der Demokraten unter einem Leutnant Bourquin, der eine Loßreißung von Preußen und Einführung einer ultrademokratischen Verfassung erstrebte, durch den als preußischen Kommissar dort anwesenden Generalmajor v. Pfuel niedergeschlagen. Das Nähere siehe in Louis Grandpierre, Histoire du canton de Neuchatel sous les rois de Prusse 1707—1848. Leipzig, bei Grandpierre. S. 228. v. B.

pour le mérite und das Eiserne Kreuz zweiter Klasse neben der Neuchateller Medaille von 1831 zu sehen.

Den Besichtigungen im Frühjahr bei Münster wohnte der General als sehr aufmerksamer Zuschauer bei, enthielt sich als solcher zwar jeder Einsprache, gab aber doch beim Schluß dem General von Wrangel seine Befriedigung über das Gesehene in allgemeinen Ausdrücken zu erkennen. Daß er dem Paradewesen jene besondere Gunst nicht zuwandte, die ihm damals allgemein und überwiegend gezollt wurde, ließ sich bei dieser Gelegenheit nicht unschwer wahrnehmen.

Bald nach diesen Besichtigungen nahm der General von Wrangel, wohl um sich den für ihn so unangenehm gewordenen Verhältnissen in Münster zu entziehen, einen mehrwöchentlichen Urlaub zu einer Reise durch Belgien und Holland, auf der er sich von seiner Gemahlin und dem jüngsten Sohne begleiten lassen, und die er mit eignen Wagen und Pferden ausführen wollte. Kurz vor seiner Abreise hatte ich ihn eines Tages noch auf einem Ritt nach der Loddenheide zu begleiten, wo er den Eskadronsexerzitien des 11. Husarenregiments beiwohnte. Als dies zu Ende war, überaschte er mich mit der Frage: „Möchten Sie nicht auch einmal bei den Husaren zur Dienstleistung kommandiert werden?" Da das in der That mein Wunsch war, so beantwortete ich die Frage mit einem Ja und aufrichtigem Dank, worauf der General weiter fragte: „Wann wollen Sie?" Ich antwortete ohne mich zu besinnen: „Am liebsten gleich von morgen an." Und das schien ihm ganz besonders zu gefallen. Der betreffende Befehl wurde noch an demselben Tage ausgefertigt, und bereits am nächsten Tage führte ich beim Exerzieren der 3. Eskadron deren zweiten Zug. Da ich für die ganze Zeit dieser Dienstleistung von dem Büreaudienst bei der Division befreit wurde, die 3. Eskadron aber gerade in dieser Zeit zufällig nur einen Offizier hatte, so sah der Rittmeister mich als einen wirklich zu seiner Eskadron gehörigen Offizier an und beschäftigte mich mit jeder Art von Dienst, ja selbst mit solchem auf dem Reitplatz, wo er mir eine Reitklasse mit so vielem Vertrauen zuteilte, daß er es nicht einmal für nötig hielt, sich danach umzusehen, wie ich mich in dieser Rolle benahm. Es gelang mir auch, den Beifall des Rittmeisters zu erlangen und am Schluß der sechswöchentlichen Dienstleistung aus seinem Munde zu erfahren, daß er in seinem Bericht mich in aller Hinsicht habe loben können.

Bei der Besichtigungsreise im Juni 1838 machte der General von Wrangel auch von Minden einen Ausflug nach Hannover, „um dem seit 1837 auf den Thron gelangten Könige Ernst August seine Verehrung zu bezeigen". Um des Empfanges von Sr. Majestät gewiß zu sein, hatte er dem preußischen Gesandten in Hannover, General von Canitz, seine Absicht mitgeteilt und ihn um die Vermittlung einer Audienz bei

dem Könige gebeten. Da die Genehmigung sogleich erfolgt war, so wurde die kurze Reise sofort angetreten, und mein General, den ich begleitete, fuhr gleich nach dem Eintreffen in Hannover bei seinem Freunde vor, von dem er dann erfuhr, „daß Se. Majestät Sich freue, ihn am nächsten Tage empfangen zu können". Dieser Mitteilung folgte dann zwischen beiden Generalen eine längere Unterhaltung, der ich zuhören durfte. Diese betraf zunächst den König und einige Etikettenfragen; sodann die Hauptpersönlichkeiten des neuen Hofes und die bei ihnen zu machenden Besuche; endlich wandte sie sich auf die Stimmung in der Residenz und im Lande seit der Aufhebung des Staatsgrundgesetzes durch den König und dessen ernstes Auftreten gegen den Liberalismus, der sich unter der vorigen Regierung hatte sehr breit machen dürfen. General von Canitz gab auf die Fragen persönlicher Art ausführliche Antworten; über die Stimmung sprach er mit mehr soldatischer als diplomatischer Offenheit; er versprach sich aber von der Energie und Konsequenz des Königs einen guten Ausgang aus den herrschenden Wirren. Schließlich sprach er auch von der Armee. Er erwähnte unter anderm, daß für die Uniformen wesentlich preußische Formen und Farben vorgeschrieben seien, machte aber kein Hehl daraus, daß in der Armee über diese Veränderungen sehr verschieden geurteilt würde, und daß sie namentlich wenig Gefallen daran finde, nach preußischem Muster uniformiert zn werden. Die Abschaffung des roten Rocks bei der Infanterie und den höhern Stäben werde entschieden beklagt. Der General von Wrangel verbrachte, nachdem der General von Canitz ihn verlassen, den Abend im Gasthofe, wo er Quartier genommen und ich ihm Gesellschaft leistete. Er sprach mit großer Achtung von dem General von Canitz und lobte dessen Buch „Nachrichten und Betrachtungen über die Thaten und Schicksale der Reiterei," das ich bis dahin nur dem Titel nach kannte, auf die Empfehlung meines Generals aber später mit großem Interesse las, ja studierte.

Bei dem Könige hatte Wrangel am folgenden Tage eine kurze Audienz, von der er sehr befriedigt zurückkehrte. Nachmittags war bei Sr. Majestät große Tafel, wozu auch ich eine Einladung erhielt. Da Ihre Majestät die Königin leidend war, so erschienen nur Herren zur Tafel. Sie versammelten sich in einem großen Saal, wo der König die Eingeladenen zur Cour empfangen wollte. Bevor aber Se. Majestät erschien, konnte mein General sich den angesehensten Personen vorstellen lassen, und so bekam auch ich Gelegenheit, mehreren Herren, namentlich Generalen und höhern Stabsoffizieren, bekannt zu werden. Bald fanden sich auch der Kronprinz Georg und die in Hannover gerade anwesenden Stiefsöhne des Königs ein, nämlich der Prinz Friedrich von Preußen, mein früherer Divisionskommandeur aus Düsseldorf, und die zwei jüngern Prinzen Alexander und Karl zu Solms-Braunfels. Der Prinz Alexander

stellte mich dem Kronprinzen vor. Dieser war damals etwa 20 Jahre alt, ein auffallend schöner Herr, von hoher schlanker Gestalt und edler Gesichtsbildung, welcher sich aber vergeblich bemühte, seine totale Blindheit zu verbergen. Er war gegen mich, als den alten Bekannten seiner Brüder, ganz besonders huldvoll und schien an der Unterhaltung mit mir einigen Gefallen zu finden, da er sie erst unterbrach, als der König in den Saal trat. In dieser Unterhaltung fiel es mir besonders auf, daß der Prinz trotz seiner Blindheit so sprach, als ob er sehen könnte und daher auch zum Schluß zu mir sagte: „Ich habe mich gefreut, Sie zu sehen und kennen zu lernen." In spätern Jahren habe ich ihn als König oft gesehen, wie er Truppen besichtigte, Manövern beiwohnte, ja wie er neu entstandene Bauwerke, Gemälde u. s. w. „besah" und überall nicht bloß so that, als ob er wirklich sehe, sondern auch bei spätern Gesprächen darüber sich über das „Gesehene" so bestimmt aussprach, als ob es Wahrheit sei.

Als der König eintrat, erschien er mir kaum merkbar verändert, wenn ich mir ihn als den Herzog von Cumberland vorstellte, dem ich fünfzehn Jahre früher, bei einer Tafel an unserm Königshofe zu Berlin Pagendienste zu leisten hatte.*) Er war inzwischen 67 Jahre alt geworden, sah aber wirklich fast noch ebenso stattlich, so kräftig und ungebeugt aus, wie damals; und als er sprach, hörte ich auch dieselbe etwas heisere aber sehr vernehmlich klingende Stimme wie 1823. Nur sein Haar war fast gänzlich ausgegangen, Schnurr- und Backenbart aber waren noch so dicht und so martialisch, wie ehemals; wenn jedoch der Gesichtsausdruck noch so viel schärfer und charakteristischer geworden war, so lag das an den tiefer gewordenen Furchen, welche das ganze Gesicht zahlreich durchzogen. Er trug die Interimsuniform der Generale, die vom Kopf bis zum Fuß der preußischen ähnlich war, mit der alleinigen Ausnahme, daß, was auf unsern Abzeichen schwarz und weiß, auf den hannoverschen gelb und weiß war. Se. Majestät hatte, indem er „Cercle" machte, für jeden der anwesenden Herren ein paar freundliche Worte. Selbst mir wurde die Auszeichnung zu teil, ihm persönlich vorgestellt zu werden, wobei ich über seine Kenntnis unsrer Armeeverhältnisse staunen mußte, indem er z. B. von meinem Regiment Nr. 16 wußte, wer dessen Chef sei, wo es in Garnison stehe und zu welcher Division es gehöre.

Bei der Tafel saß mein General Seiner Majestät schräg gegenüber und zwar zwischen den beiden ältesten Generalen, dem General Halket und einem andern, dessen Name mir aber nicht mehr erinnerlich ist. Der König richtete oft das Wort an ihn und erinnerte ihn namentlich an eine Begegnung in Böhmen während des Waffenstillstandes 1813,

---

*) Vgl. S. 44.

als der König sich im Hauptquartier der verbündeten Monarchen befand. Er wußte soviel von einzelnen Persönlichkeiten, von Revüen und besondern Erlebnissen, auch von einer Scene zu erwähnen, wobei der General von Wrangel ihm bekannt geworden war, daß dieser mehr als einmal seinem Staunen über das Gedächtnis des Königlichen Herrn Worte gab.

Die Tafel dauerte nur etwa eine Stunde. Sie war des neuen Königshofes würdig, sowohl in der äußern Ausstattung, als in den Genüssen. Die zahlreiche Dienerschaft, meist aus ältern Leuten bestehend, erschien mit gepudertem Haar und roten goldbetreßten Röcken, mit weißen Unterkleidern, ganz englisch, wie dann überhaupt die englische Art, in allem was man sah, vorherrschte.

In Münster war inzwischen die Nachricht eingetroffen, daß unser Kronprinz im Auftrage des Königs in nächster Zeit eine Reise nach Westfalen und der Rheinprovinz unternehmen würde, um die Truppen in ihren Garnisonen, die eingezogene Landwehr in ihren Stabsquartieren zu besichtigen. Es wurde aber auch gleichzeitig „gemunkelt," daß diese Reise wohl hauptsächlich den Zweck habe, auf die Stimmung der durch die Kölner Ereignisse noch aufgeregten katholischen Bevölkerung beruhigend und versöhnend zu wirken.

In Minden wurde der Kronprinz in herkömmlicher Weise von den Spitzen der Behörden empfangen und von der Bevölkerung so begrüßt, wie es von einer altpreußischen und meist evangelischen Stadt zu erwarten war. Der hohe Herr nahm alles in heiterer Stimmung auf und war auch mit den Truppen, die er in Parade sah, zufrieden. Diesem sehr ähnlich war auch der Empfang in Bielefeld. Der altpreußische Sinn der ebenfalls meist evangelischen Bevölkerung bewährte sich hier wie in Minden. In Paderborn zeigte sich die katholische Bevölkerung im ganzen kühl. Bei der Besichtigung der Truppen — 6. Ulanenregiment und Landwehrbataillon Paderborn — muß ich ein persönliches Erlebnis erwähnen, das mir die Erinnerung an diesen Tag noch jetzt zu einer sehr unangenehmen macht.

Der Kronprinz, dem der kommandierende General und der General von Wrangel vorausgereist waren, wurde von Bielefeld her gegen Mittag erwartet und wünschte die Truppen vor seinem Eintreffen in Paderborn zu sehen. Da sie aber ursprünglich den Befehl hatten, sich westlich der Stadt auf dem dortigen Exerzierplatz zu versammeln, der Wunsch des Prinzen aber sich nur erfüllen ließ, wenn die Truppen östlich der Stadt aufgestellt wurden, diese Änderung aber sich nicht ohne einen bedeutenden Zeitaufwand ausführen ließ, so erteilte mir der General von Wrangel den Befehl, dem hohen Herrn schnell mit der entsprechenden Meldung entgegen zu reiten und ihn zu bewegen, den Truppen die zur Aufstellung

auf dem anders gewählten Platz nötige Zeit zu gönnen. Der Kronprinz wurde auf dem Wege von Detmold erwartet. Ich ritt ihm auf dem Wege in der Senne im schärfsten Trabe entgegen, bei glühender Mittagshitze und durch den stellenweis sehr tiefen Sand des ungebahnten Weges. Etwa halbwegs, zwischen Schlangen und Lippspringe, traf ich auf die beiden Hofwagen. Der Prinz saß im vordersten mit dem Oberpräsidenten von Vincke. Als er mich gewahrte, ließ er den Wagen halten und rief mir, als ich ihm nahte, entgegen: „Was bringen Sie?“ Ich meldete das mir von meinem General Befohlene und erlaubte mir, da Se. Königliche Hoheit sich umsah und, den nächsten Wagen erwartend, seinen Blick nach dem alten Gemäuer an jenem Teich wandte, aus dem die Lippe abfließt, zu bemerken: „Daß die Besichtigung dieses Gemäuers vielleicht einiges Interesse bieten, und die darauf zu verwendende Zeit ausreichen würde, den Truppen die Zeit zu ihrer neuen Aufstellung zu verschaffen.“ Der Oberpräsident stimmte auf den fragenden Blick des Kronprinzen mir bei, und ich ritt darauf zu dem eben eintreffenden zweiten Wagen, in dem der Stabschef des Prinzen, General von Neumann, saß, und bat diesen, im Namen meines Generals dafür zu sorgen, daß der Zweck dieses Halts erfüllt würde. Der General versprach auch seine Beihilfe, und ich setzte mein Pferd in Galopp, um so schnell als möglich zu meinem General zurückzukommen. Das arme Tier war schweißtriefend und atmete schwer; ich konnte es aber nicht schonen, gebrauchte die Sporen erbarmungslos und gelangte selbst fast atemlos und nicht minder schweißtriefend wie das Pferd, zu meinem General, den ich auf dem erwähnten Platz in größter Unruhe traf, die zum Teil eben erst im Eintreffen begriffenen Truppen durch lautes Zurufen, selbst durch heftiges Schelten, auf ihre Plätze zu treiben. Ich hatte meine Meldung von der Ausführung seines Befehls nur in abgebrochenen Worten kaum aussprechen können, als der General, der eben einen spähenden Blick nach dem Wege warf, wo der Kronprinz zu erwarten war, mich mit einer Stimme andonnerte, die ich von ihm noch nie gehört hatte: „Da haben Sie die Bescherung, da kommt er schon, Sie hätten schärfer reiten, meinen Auftrag dringender aussprechen sollen, bei solcher Gelegenheit schont man sich nicht — verstehen Sie mir?!“

Natürlich hatte auch ich einen Blick nach derselben Gegend hin gerichtet und zuerst eine lange Staubwolke, dann den Wagen des Kronprinzen erkannt, der mit seinem Viergespann allerdings den Weg schneller zurücklegen konnte, als mir solches möglich gewesen war. Ich entschuldigte mich mit kurz abgebrochnen aber mit heftigern Worten, als sich geziemte, zeigte auf mein zum Umfallen ermüdetes Pferd, bat um die Erlaubnis, es von der betreffenden Eskadron umtauschen lassen zu dürfen, und verließ zu diesem Zweck den zürnenden General, der fort-

fuhr, die Truppen zu drängen und zu treiben, um sie auf ihre Plätze zu bringen. Aber es war gar nicht nötig, daß er so eifrig, ja übereifrig war, denn der Kronprinz ließ, je näher er dem Platz kam, um so langsamer fahren, und da er auch nach dem Besteigen seines Pferdes nur in einem sehr verhaltenen Galopp dem rechten Flügel der Paradeaufstellung zuritt, so fand er beim Eintreffen alles in vollkommenster Ordnung.

Ich hatte inzwischen auch von dem Ulanenregiment ein andres Pferd bekommen und war rechtzeitig auf meinem Platz hinter dem General angelangt. Dieser hatte es der Gewandtheit der Kommandeure und der guten Disziplin der Truppen zu danken, daß das Sprichwort: „Blinder Eifer schadet nur!" durch ihn nicht zur Wahrheit geworden war. Aber er war, als ich wieder zu ihm kam, noch in gereizter Stimmung, und da ich, nach der mir von ihm widerfahrenen Behandlung, mich in keiner bessern Stimmung befand, so war ich ganz zufrieden damit, daß er während der ganzen Parade sich um mich nicht weiter bekümmerte. Er wurde aber wieder heiter, als der Kronprinz ihm bei der Ankunft auf dem Platz ein paar freundliche Worte zurief, und war völlig umgewandelt, als er beim Schluß der Parade aus dem Munde des hohen Herrn nur Lob für sich und die Truppen erhielt.

Der Empfang des Prinzen in Paderborn von den Behörden konnte nicht herzlicher sein; daß sich die anwesenden Geistlichen aber mehr passiv als hervortretend verhielten, war erklärlich. Die Bevölkerung verriet mehr Neugierde als Teilnahme; sie kam aus ihrem Phlegma eigentlich nicht heraus. Bald nach unsrer Ankunft im Gasthofe kam der Kellner zu mir und brachte mir, im Namen des Generals, zur Erquickung einen Teller voll schöner Erdbeeren und eine Flasche Wein. Ich war nicht in der Stimmung, dies anzunehmen, und entließ den Mann mit der mir zugedachten Sendung mit Worten, die ich noch heute als durchaus unpassend anerkennen und bedauern muß.

Am späten Nachmittag mußte ich den General zu dem Essen beim Kronprinzen begleiten. Der General fragte mich auf dem Wege, ob ich mich ausgeruht habe, was ich kurz dankend mit „Ja" beantwortete. Ich war noch nicht versöhnt und wollte ihm markieren, daß er mir sehr unrecht gethan hätte! Er schien es auch zu verstehen und nahm einen freundlichern Ton an. Ich freute mich, darauf nicht eingehen zu müssen, da mit dem Eintritt in den Speisesaal die Unterhaltung von selbst aufhörte.

Bei der Tafel war es wohlthuend, den Kronprinzen in jener heitern Stimmung zu sehen, die, ein Beweis seiner Zufriedenheit, sich auch leicht über die ganze Gesellschaft erstreckte. Ich fühle noch heute, wie unrecht es von mir war, daß ich im stillen meinem General noch stark grollte.

Der nächste Tag war ein Sonntag. Da der Kronprinz die Kirche besuchte, so fand sich die Generalität schon vor ihm dort ein, und ich begleitete auch meinen General dorthin. Dieser hatte, da ich stumm neben ihm herging, auch nur wenige Worte rein dienstlichen Inhalts für mich. Von dem Diner, das Se. Königliche Hoheit an diesem Tage gab, ist mir nichts mehr erinnerlich; jedenfalls waren die Adjutanten der Generale nicht dazu befohlen, und ich aß daher allein im Hotel.

Gegen Abend verließ mein General mit mir das Hotel, um die Nacht hindurch nach Münster voraus zu fahren, wo der Kronprinz am nächsten Tage eintreffen wollte. Müde, wie ich war, und wie er auch zu sein schien, stockte jede Unterhaltung von vornherein. Ich hatte dann einen oft unterbrochenen Schlaf und konnte, wenn ich erwachte, den Gedanken an das Vorgefallene nicht los werden. Ja, ich dachte selbst daran: Ob es für mich nicht geboten wäre, meine Ablösung von diesem Adjutantenposten zu beantragen? Der General aber hatte eine bessere Nacht als ich, vergaß großmütiger als ich unser Zerwürfnis und benahm sich am nächsten Morgen, als der Wagen in Münster vor seinem Hause hielt, geradeso liebenswürdig und wohlwollend gegen mich, wie sonst. Natürlich fühlte ich mich darob beschämt und nahm mir vor, künftiger weniger empfindlich zu sein, wenn der General einmal wieder sich — doch lediglich nur im Interesse der Truppen — so ereifern sollte, wie im vorliegenden Fall! Es hat mir aber dieser Fall doch auch in spätern Jahren zur Lehre gedient, als ich in die Lage kam, über den einen oder andern von meinen Adjutanten ausnahmsweise aufgebracht zu sein; — ich war rücksichtsvoller gegen die Herren und bereitete ihnen einen solchen Verdruß nicht, wie er mir einst bei Paderborn widerfahren war!

In Münster war der Empfang des Kronprinzen durch die Behörden, selbst die katholischen Mitglieder ein durchaus korrekter; der Adel, von dem nur wenige Herren fehlten, benahm sich mindestens nicht zurückhaltend; dagegen war die Geistlichkeit, wie zu erwarten, kühl, die Bevölkerung verhielt sich im allgemeinen teilnahmlos. Die zur Parade ausgerückten Truppen ernteten unbedingtes Lob. Der Prinz hatte wohl voraussehen können, daß sein diesmaliger Empfang in Münster vom katholischen Teil der Bevölkerung jenem des Jahres 1833 nicht gleich sein würde. Er empfand aber gewiß den Unterschied nicht so fühlbar, wie er vermutet hatte, und ließ sich daher auch nicht abhalten, sich huldvoll und freundlich zu zeigen, wie ihm solches gewohnheitsmäßig war. Er nahm die ihm dargebrachten Zeichen treuer Gesinnung mit dankbarer Verehrung, wie und von wo sie kamen, erkenntlich an und verriet die ihm, angesichts des doch nicht zu verkennenden Mangels an Einheit in den allgemein ihm dargebrachten Kundgebungen, gewiß beiwohnende Überzeugung nicht,

daß an eine Wiederherstellung des gestörten Friedens auf lange hin hier nicht zu denken sei.

Es trat nun für mich eine Zeit ein, wo ich im Büreaudienst so wenig beschäftigt war, daß ich daneben auch wieder einmal zu meiner Kunst zurückkehren konnte. Ich zeichnete zuerst ein paar Porträts mir befreundeter Personen in Kreide und malte dann einige andre in Aquarellfarben, darunter auch das meinige,*) die nach dem Urteil kompetenter Leute sämtlich gut ausfielen.

In dieser Zeit erschienen in Münster zwei junge Männer, ein Graf zu Eulenburg und ein Freiherr von Meusebach, welche als Referendare bei der königlichen Regierung eintraten und in diesen Stellungen den Grund zu den hohen legten, die ihnen in spätern Jahren im Staatsdienst beschieden waren. Denn der Graf Friedrich zu Eulenburg brachte es in wenig mehr als 20 Jahren zum Minister des Innern, der Freiherr von Meusebach aber avancierte in derselben Zeit bis zum Generalkonsul zu Bukarest, kam dann als Gesandter nach Rio de Janeiro, mußte aber diesen Posten verlassen, weil er nach nur kurzer Anwesenheit daselbst geisteskrank wurde und diesem Leiden, ins Vaterland zurückgekehrt, endlich im Irrenhause zu Halle a. d. Saale erlag.

Die beiden jungen Männer waren von Königsberg her, wo sie die Universität gleichzeitig besucht hatten, miteinander schon nahe bekannt und befreundet und, da Meusebach mit meiner Frau verwandt war, so kamen sie auch bald in unser Haus und schlossen sich auch uns gern an. Im Hause meines Generals aber wurde Eulenburg dadurch schnell heimisch, daß sein Vater einst ein Regimentskamerad des Generals gewesen war, eine Beziehung, die dem jungen Grafen die Ehre einbrachte, wie ein Sohn des Hauses behandelt zu werden.

Ich habe selten ein paar so hervorragende junge Leute kennen gelernt, wie diese waren. Sie zeichneten sich nicht bloß durch ihre gute Erziehung und Bildung aus, sondern auch durch ihren immer heitern Humor, guten Witz und angenehme Unterhaltungsgabe, wodurch sie in der Gesellschaft schnell in Geltung kamen. Sie hielten sich aber von der Münsterschen Adelsgesellschaft entschieden zurück und zogen von den übrigen Gesellschaften diejenigen, wo man sich verständig unterhalten konnte, jenen vor, wo der Tanz eine Hauptrolle spielte. Sie fanden daher auch an dem Caravacchischen Hause besondern Geschmack, wo sie, namentlich im ganz engen Kreise, ihrem nie rastenden Humor bis zur Ausgelassenheit die Zügel schießen lassen konnten.

Mir war von beiden der Graf Eulenburg der liebste, und habe ich mit ihm bis zu seinem Tode (1881) in Berlin, und vorher, wenn wir

---

*) Das nebenstehende Bild.

Leutnant von Fransecky.
Selbstbildnis aus dem Jahre 1838.

uns sonst in verschiedenen Lebensstellungen begegneten, immer gute Freundschaft unterhalten. Meusebach war von Hause aus ein Sonderling, der, an Gemütlichkeit seinem Freunde Eulenburg nachstehend, heftiger als dieser und leicht aufbrausend, aber vielleicht noch geistreicher war.

Zum 30. März des Jahres 1839 wurden von verschiedenen, selbst höhern Stellen her Avancementshoffnungen in mir angeregt, woran ich selbst auch bald zu glauben anfing. Denn seit dem Vorschlage, den mein General im Herbst 1836 für mich gemacht hatte, waren 2½ Jahre verflossen, auch hatte er den Vorschlag erneut, ja selbst die Anwesenheit des Kronprinzen in Münster benutzt, um mich zu empfehlen. Daneben sprachen auch mein Lebens- und Dienstalter — 31 und 14 Jahre — und der Umstand für mich, daß ich in meinem Regiment noch einige Sekondeleutnants vor mir und darin daher wohl noch ein paar Jahr zu warten hatte, ehe ich an eine Beförderung zum Premierleutnant denken durfte. Das Schlimmste aber war, daß in den Regimentern der 13. Division schon jüngere Sekondeleutnants als ich die ältesten ihrer Charge, also eines nahen Avancements gewiß waren.

Aber trotz alledem blieb am 30. März das für mich erhoffte Avancement nicht nur aus, sondern ich mußte sogar erleben, daß aus dem 13. Infanterieregiment zwei Premierleutnants als Hauptleute in das 16. Infanterieregiment kamen, für zwei Hauptleute, die aus diesem Regiment mit einigem Vorteil in andre Regimenter versetzt wurden, während unser Regiment kein Avancement erlebte. Und das war freilich ein Fall, der mich wohl kränken, ja, ich verhehle es nicht, erbittern konnte. Und was das Traurigste war, ich mußte auf das Premierleutnants-Avancement in meinem Regiment, also in meiner Tour, noch zwei Jahre — bis 1841 — warten, ja auf meine Beförderung außerhalb desselben und damit auf eine „außer der Tour" von 1841 an noch drei Jahre!

Wie ich als Folge davon jahrelang über meine Zukunft dachte, mag folgende Auffassung, die ich öfter gegen meine Frau aussprach, zeigen:

„Meine Hoffnung auf ein Extraavancement habe ich aufgegeben. Ich werde es im 16. Infanterieregiment in meiner Tour wohl zum Hauptmann, selbst 1. Klasse bringen, dann aber, stumpf geworden, vielleicht als Major ausscheiden, um endlich als Pensionär ein langes, tristes Leben bis zum Grabe zu führen!"

Meine Frau machte mir wegen einer so tragischen Auffassung immer ernste Vorwürfe und hielt mir dagegen eine Prophezeiung ihrer Mutter vor, welche schon öfter gesagt hatte: „Der Eduard wird noch einmal kommandierender General in Koblenz," was ich aber stets als eitle Einbildung zurückwies, natürlich ohne zu überzeugen. Diese Prophezeiung

traf fast ein, als ich nach dem Kriege von 1870/71 zum kommandierenden General im Reichslande ernannt und dadurch Nachbar des kommandierenden Generals in Koblenz wurde.

Was mein General zu der Täuschung sagte, welche auch er am 30. März in betreff meiner Person erfuhr, hörte ich erst in spätern Jahren. Aus seinem ernsten Schweigen aber konnte ich gleich nach dem Bekanntwerden der Avancements für das 13. Regiment schon schließen, daß dieselben nicht ganz seinem Gefühl entsprachen. Es ist mir eine sehr angenehme Erinnerung, daß ich den General meine Verstimmung auch im entferntesten nicht wahrnehmen ließ, daß ich über sie überhaupt hinweg zu kommen suchte, indem ich meine Dienstgeschäfte auf das eifrigste betrieb, auch in meinen außerdienstlichen Beschäftigungen fortfuhr, mich nach Kräften weiter fortzubilden.

Zunächst gedenke ich noch mit besonderm Vergnügen mehrerer Reisen, die ich im Sommer mit meinem General machte, teils zur Besichtigung der Truppen, teils zu wirtschaftlichen Musterungen. Sie ließen überall wieder Fortschritte erkennen, und es war dies immer vom besten Einfluß auf die Stimmung des Generals.

Es ist bekannt, daß der König Friedrich Wilhelm III. im Jahre 1839 den aus den Befreiungskriegen herrührenden Vererbungsansprüchen auf das Eiserne Kreuz durch huldvolle Verleihung an alle noch lebenden Erbberechtigten ein allerwünschtes Ende machte. Daher konnte es uns auf unsrer Reise nicht auffallen, unterwegs öfter ältern Leuten zu begegnen, die mit einer ganz neuen Dekoration geschmückt waren und mit ihr gewöhnlich im Sonntagsanzuge einhergingen. Dies war besonders im Mindenschen und Ravensbergischen der Fall, deren Landwehren sich in den Befreiungskriegen mehr als die Landwehr der benachbarten Bezirke hatten hervorthun können. Mein General hatte seine ganz besondere Freude an der Begegnung mit solchen Neudekorierten. Er ließ diese immer zu sich heranrufen, sprach mit ihnen sehr freundlich und lobend und beschenkte sie stets mit, ich kann sagen, ungezähltem Geld. Ja, er machte es mir zur Pflicht, ihn, wenn er auf der Fahrt etwa eingeschlafen war, zu wecken, damit keiner unangesprochen und unbeschenkt vorüberginge.

In gleicher Weise aber folgte der General auch dieser Regung seines Herzens zum Wohlthun gegen alte Krieger bei der Musterung der zur 14. Division gehörenden 14. Invalidenkompagnie zu Herford. Es war eine wohl 70—80 Mann starke Kompagnie, die ihm vorgestellt wurde, zum größten Teil aus hochbetagten Männern bestehend, die schon im westfälischen Dienst die Napoleonischen Kriege, zum Teil aber auch aus jüngern bestehend, die im preußischen Dienst die Befreiungskriege mitgemacht hatten, und endlich auch aus noch jüngern, die im Friedens-

dienst ganz invalide geworden waren. Unter allen drei Kategorien befanden sich Krüppel verschiedenster Art, auch einige ganz Blinde. Fast alle waren verheiratet und trugen den Stempel häuslichen Elends, ja bitterer Armut an sich. Ohne dienstliche Beschäftigung gingen sie dem Broterwerb in jeder denkbaren Weise nach, wobei ihnen ihre Frauen und Kinder nach Möglichkeit beistanden. Der General hätte ein reicher Mann sein müssen, wenn er den auf seine Güte und seine Börse gesetzten Hoffnungen und Erwartungen hätte entsprechen sollen. Aber er spendete genug, um mehreren besonders bedürftigen Familien einen „guten Tag“ zu bereiten.

Meine Gedanken beim Anblick dieser Invalidenkompagnie waren weit davon entfernt, darin eine passende und erwünschte Versorgungsanstalt für alte Krieger zu erkennen, die ihre Gesundheit im Dienst verloren, ihr Blut für das Vaterland vergossen, schwere Verstümmelungen erlitten hatten. Es gab keinen unter der Mannschaft, der nicht irgend ein Zeichen voller Invalidität an sich trug, und mancher trug auf der Brust ein Ehrenzeichen als Beweis seiner Tapferkeit oder Wohlverhaltens im Kriege. Dagegen malten sich aber auch in jedem Gesicht die Not und die Entbehrung als Folge der unzureichenden Besoldung, zumal bei den mit Kindern gesegneten Verheirateten, die in dieser Stadt die ärmsten Proletarier bildeten und durch die Beschäftigungen, die sie und die erwachsenen Kinder ihrer Familie, namentlich die Mädchen, in und außerhalb der Stadt trieben, bei der Bevölkerung nicht bloß vielfachen Anstoß erregten, sondern auch wirklich in moralischer Beziehung verderblich wirkten. Es war, so meinte ich, hohe Zeit, Stadt und Land von dieser Last zu befreien und an eine bessere Versorgungsart für alte Krieger zu denken. Aber es dauerte doch noch mehrere Jahre, bis das heutige System Platz griff, das die Zahl der Invalidenkompagnien um mehr als die Hälfte vermindert und die Kopfzahl derselben durch dauernde Beurlaubungen erheblich verringert, das Einkommen des einzelnen Invaliden aber erheblich verbessert hat.

Auf einer Fahrt nach Wesel besuchte der General mit mir einige jener unterirdischen Wohnungen, die sich auf der weiten Heidestrecke, durch welche die Chaussee führte, in ansehnlicher Zahl befanden. Sie waren von außen nicht anders erkennbar, als durch die niedrigen Heideplacken, die die Stelle der Dächer vertraten. Man stieg auf einer Erdtreppe, deren Stufen durch Strauchflechten festgemacht waren, in den tief unten befindlichen Wohnungsraum hinab, dessen Erdwände ebenfalls durch solche Flechten vor dem Abfalle gesichert waren, und sah dann die armen Menschen, ihr dürftiges Mobiliar und ihre noch dürftigern Kochanstalten, diese im Freien; Licht und Luft fanden ihren Eingang

nur durch die offene Thür. Die Leute nährten sich, so hieß es, als Tagelöhner in den entferntern Ortschaften, die Kinder und die nicht mehr arbeitsfähigen Alten wohl meist durch Betteln.

In Wesel sahen wir in dem stattlichen Hotel Dornbusch die eben eintreffende Prinzessin Albrecht, welche, auf der Reise nach dem Haag begriffen, in diesem Hotel das Mittagsmahl einnehmen wollte. Sie nahm, als sie den Wagen verließ, ihren zwei Jahre alten Sohn, den Prinzen Albrecht — heute Prinzregenten von Braunschweig — auf den Arm und trug ihn ins Hotel. Der kleine Prinz war schon militärisch mit hellblauer Mütze und umgehängtem grauen Mantel bekleidet, deren rote Abzeichen an die Uniform seines prinzlichen Vaters als Chefs des 1. Dragonerregiments erinnerten.

General von Wrangel begleitete die Prinzessin bis zu dem für sie bereiteten Zimmer, wo sie sich, wie er mir hernach erzählte, einige Minuten lang lebhaft mit ihm unterhielt. Das Bemerkenswerteste dieser Unterhaltung schien ihm das gewesen zu sein, daß die königliche Hoheit über das schlechte Avancement ihres Gemahls klagte, wobei sie etwas bitter äußerte: „Wir verlangen kein Extraavancement, wollen aber doch wenigstens gegen andre nicht zurückgesetzt werden." Der General konnte, indem er mir dies erzählte, ein gewisses Lächeln nicht unterdrücken, das der Worte nicht bedurfte, um verstanden zu werden.

Von andern Begebnissen in diesem Jahr ist ferner einer Reise des Prinzen Wilhelm zu gedenken, die er im September durch Westfalen und die Rheinprovinz im Auftrage seines Vaters unternahm, um — wie gesagt wurde — Truppenbesichtigungen abzuhalten, gewiß aber auch, um sich nach der Stimmung im Lande umzusehen.

Über die innern Zustände von Münster und die einheimische Bevölkerung hatte er wohl in Berlin Ungünstigeres gehört, als er in Wirklichkeit zu sehen bekam. Der Adel bewies richtigen Takt, das Publikum auf den Straßen verhielt sich seinem Naturell entsprechend ruhig, ohne Neugierde zu verraten und ohne besondere Freudenbezeigungen blicken zu lassen, die dort überhaupt, dem phlegmatischen Temperament des Münsterländers entsprechend, nicht leicht vorkommen. Der Prinz sah die Leute, wo er solchen begegnete, ernst an und grüßte, auch wenn die meisten ihre Hüte nicht abnahmen, doch nach jeder Seite hin, die Unterlassung wohl als eine nicht feindlich gemeinte, sondern als das ansehend, was sie wirklich war: Mangel an gutem Ton, Folge schlechter Erziehung. Selbst die Tabakspfeifen blieben einzelnen Rauchern dampfend im Munde, weil diesen Leuten der Begriff fehlte, daß sie damit eine Unart begingen. Es waren eben Menschen aus den untersten Klassen. Als einer der Adjutanten des Prinzen, Graf von Königsmarck, es unternahm, einem dieser Raucher seinen persönlichen Zorn etwas heftig auszudrücken, konnte

ich, der auch im Gefolge ritt, mich nicht enthalten, ihm zu raten, sich nicht selbst einer persönlichen Unart auszusetzen, da der Münsteraner von seinem „Recht", am wenigsten von einem fremden Offizier, sich etwas nehmen lasse. Ich habe in spätern Jahren noch öfter wahrgenommen, daß einzelne Herren vom Hofdienst durch ihren Übereifer gegen Leute, die von der Etiquette wenig oder nichts verstanden, leicht das verdarben, was ihr fürstlicher Herr gut zu machen gewußt hatte. Für solche Fälle aber hatte ich, wo ich es anbringen konnte, immer das Sprichwort zur Hand: „Blinder Eifer schadet nur."

Von den Divisionsübungen muß ich hier nur noch erwähnen, daß General von Wrangel auch vor dem Prinzen Wilhelm an seiner Art, sie anzuordnen und zu leiten nichts änderte, kann aber dabei doch meine Wahrnehmung nicht unbemerkt lassen, daß das scharfe Auge des hohen Herrn ihn in einigen Momenten etwas befangen machte und ihn unruhiger werden ließ, als man an ihm zu sehen gewohnt war. Es waren dies übrigens die letzten Übungen, denen der General bei der 13. Division noch beiwohnte.

Aus dem Jahre 1839 hole ich hier noch nach, daß im Herbst dieses Jahres das Perkussionsgewehr bei der Infanterie zur Einführung kam und das Steinschloßgewehr damit endlich beseitigt war. Die Unterbringung der losen Zündhütchen — zuletzt in einem mit Wolle gefütterten Täschchen — an der Patronentasche, das Herausholen des einzelnen Hütchens aus der Tasche und die Manipulation des Aufsetzens des Hütchens auf das Piston bei Frostwetter erregten zu Anfang doch manches Bedenken. Indessen schwand infolge der sofort begonnenen Übungen bald jegliches Bedenken, und man pries sich glücklich im Besitz einer vollkommenern Waffe. Ein großer Fortschritt war auch, daß das Schwarzlackieren der Gewehrschäfte bei den neuen Gewehren aufhören mußte. Es gab aber in Münster einige Hauptleute, die an der verschiedenen Farbe des Holzes, je nachdem es von Nußbaum oder einer andern Holzart stammte, und an der dadurch entstandenen Ungleichheit in Reih und Glied Anstoß nahmen und einen Lack erfanden, der diese Ungleichheit zwar beseitigt, dafür aber das aus guten Gründen verbotene Lackieren wieder eingeführt hätte. Diesen Pedanten gegenüber war es schwer, den Rückschritt begreiflich zu machen, den sie erstrebten, und ich konnte mir darauf etwas zu gute thun, immer mit dazu beigetragen zu haben, daß General Wrangel jeglichem Lackierversuch durch ein ernstes Verbot ein Ende machte.

Es fällt mir bei dieser Gelegenheit unwillkürlich ein Fall ein, wo Wrangel in die Lage kam, sich von der Frivolität zu überzeugen, womit damals noch bei manchem Truppenteil hinsichtlich der Schießübungen verfahren und wie leichtfertig die Schießlisten angefertigt wurden.

Das Kriegsministerium hatte aus den Listen über die Ergebnisse des Scheibenschießens für 1838 ersehen, daß mehrere Regimenter der Armee auf die Entfernung von 300 Schritt auffallend hohe Treffergebnisse erzielt hatten, zum Teil mehr als 80 Prozent, während die meisten Regimenter nur bis höchstens 30 Prozent gekommen waren. Diese auffallende Verschiedenheit gab Veranlassung, eine Prüfung des Sachverhalts dergestalt anzuordnen, daß bei den Regimentern, die die höchsten Ergebnisse nachgewiesen hatten, unter den Augen der Divisionskommandeure strenge Prüfungen angestellt werden sollten. Es wurde bestimmt, daß Mannschaften, die zu den besten Schützen zählten, auf 300 Schritt gegen ganz neue Scheiben, unter der strengen Aufsicht von Offizieren schießen sollten, die sich am Kugelfang aufzuhalten und das Zählen der Treffer persönlich zu besorgen hatten. Der Zweck der Prüfung sollte nach der Äußerung des Kriegsministeriums sein: „Die besondern Mittel zu erfahren, denen solche hohen Resultate zu verdanken wären, während das Schießen auf 300 Schritt doch nur dazu dienen sollte, der Mannschaft zu zeigen, daß das Gewehr auf einer so weiten Entfernung nur noch wenig wirksam sei, und im Kriege daher nur in besondern Fällen so weit geschossen werden dürfte." Natürlich lag schon in diesem Hinweis auf die betreffende Schießinstruktion ein Vorwurf, daß die Schießlisten der betreffenden Regimenter nicht wahrheitsgemäß angelegt worden wären.

Da bei der 13. Division das 15. Infanterieregiment sich durch sehr hohe Ergebnisse auszeichnete und zu den von dem Kriegsministerium zur Prüfung bestimmten gehörte, so begab sich General von Wrangel nach Minden und ordnete dort das Nähere persönlich an, damit am nächsten Vormittag das Schießen stattfinden konnte. Es war ihm sehr verdrießlich, daß ihm der große Unterschied zwischen dem 13. und dem 15. Infanterieregiment gänzlich entgangen war. Er hatte aber auch einen besondern Respekt vor den Schießlisten, deren richtige Führung er als eine Ehrensache ansah. Ich mußte ihn auch auf dieser Reise wieder begleiten. Er überließ die Auswahl der Mannschaften den Hauptleuten und gab sich, um diese und ihre Mannschaften nicht befangen zu machen, eine besondere Mühe, freundlicher und milder als gewöhnlich zu erscheinen. Ich mußte meinen Platz unter den Aufsehern am Kugelfang nehmen und vor Beginn des Schießens feststellen, daß nur ganz neue Scheiben in Gebrauch kämen. Es war ein schöner Herbsttag, den die Sonne erwärmte, ohne dem guten Zielen hinderlich zu werden.

Ich erinnere mich nicht mehr, wie stark die aus den beiden in Minden garnisonierenden Musketierbataillonen zusammengestellte Abteilung war, schlage dieselbe auf ungefähr 100 Köpfe an, die jedoch, da die Reserven schon entlassen waren, außer einigen Kapitulanten, nur dem

jüngern Jahrgang angehörten.*) Es war nachgegeben, daß die Leute ohne Mantel und Tornister schossen, und jeder einzelne so schießen durfte, wie es ihm am bequemsten war. Ich übersah bald aus den vielen Fehlschüssen, daß ein höheres Ergebnis als das in der Armee herkömmliche nicht erzielt werden würde. In der That betrug es am Schluß der Prüfung meines Erinnerns nur gegen 30 Prozent! Als Entschuldigung wurde vom Regiment angeführt, daß die Schützen nur dem jüngsten, also minder geübten Jahrgang angehört hätten, daß zu dem Schießen auf 300 Schritt früher immer nur die zuletzt gebrauchten Scheiben verwendet worden wären, deren noch lockere Pflaster dann durch das letzte Schießen wohl größtenteils wieder abgefallen wären u. s. w. General Wrangel machte von diesen Entschuldigungsgründen in seinem Bericht für das Kriegsministerium zwar Gebrauch, konnte aber doch den Glauben nicht unterdrücken, daß von den Kompagnien die Buchführung und Aufsicht, durch die nächsthöhern Vorgesetzten die Überwachung nicht streng genug gehandhabt worden sei, und verließ Minden mit einer sehr ernsten Mahnung an eine strengere Pflichterfüllung auch auf diesem Felde des Dienstbetriebs. Ich weiß nicht mehr, wie das Kriegsministerium sich schließlich über diese Angelegenheit äußerte. Gewiß aber hatte dieser Vorgang für die ganze Armee die gute Folge, daß das Schießwesen fortan nicht bloß in der Truppe gewissenhafter betrieben, sondern auch von den höhern Behörden streng überwacht wurde.

Bei Gelegenheit eines Rekrutentransportes im Spätherbst 1833 nach Luxemburg machte ich mit einigen Kameraden auch einen Ausflug nach Diedenhofen und Metz. In dieser Zeit bestand zwischen den Offizieren von Luxemburg und jenen von Diedenhofen ein freundnachbarlicher Verkehr, der öfter zu gegenseitigen Besuchen führte. Wir fuhren in früher Morgenstunde von Luxemburg ab, bei zwar kaltem aber beständigem Wetter, und legten den 3½ Meilen betragenden Weg nach Diedenhofen in etwa 3 Stunden zurück. Beim Überschreiten der französischen Grenze fanden wir, da wir nichts Steuerpflichtiges zu „deklarieren" hatten, keinen Aufenthalt und trafen daher auch zu guter Vormittagszeit in Diedenhofen ein. Dort wurden die Pferde zum Füttern in einem Gasthause untergestellt, während wir durch die kleine, enggebaute, aber doch recht lebhafte Stadt einen Gang machten, den mein Kamerad, Leutnant Paris vom 39. Regiment, benutzte, um einen seiner Bekannten, den Leutnant Baron de Val vom 3. Regiment Chasseurs à cheval, aufzusuchen und uns mit ihm bekannt zu machen. Da wir erfuhren, daß dieser Offizier in der Reitbahn beschäftigt sei, so begaben wir uns dorthin und fanden ihn auch dort. Er war zu Pferde

*) Die damals nur zweijährige Dienstzeit ließ jeden Jahrgang aus etwa 220 Mann bei jedem Bataillon bestehen. v. B.

und ließ eine Abteilung von etwa 20 ältern Leuten unter seiner Aufsicht durch Unteroffiziere in kleinern Abteilungen reiten. Nach kurzer gegenseitiger Vorstellung, wobei er sich als ein Mann von guter Erziehung zeigte, gestattete er, daß wir dem Unterricht einige Zeit lang zusahen, und gab dann auch unsrer Bitte freundlichst nach, den nahe liegenden Stall und auch einige Zimmer in der betreffenden Kaserne besuchen zu dürfen.

Natürlich war es mir sehr interessant, hier zum erstenmal französisches Militär zu sehen, namentlich Kavallerie, über die man in unsrer Armee eine nur geringe Meinung hatte. Als ein Schüler des Generals von Wrangel fand ich allerdings auch, daß das, was ich in dieser Reitbahn gesehen, bei uns sehr viel besser gemacht wurde, und daß auch der innere Dienst in der Kaserne und im Stall dem unsrigen weit nachstand. Die Pferde standen noch ohne Flankierbäume und so dicht nebeneinander, daß sie sich nur schwer legen konnten; sie waren zwar in gutem Futterzustande, aber zu dick, sahen auch im übrigen übel aus, schlecht geputzt, unordentliche Mähnen, ungleiche Schweife, darunter viele sogenannte Rattenschweife, auch englisierte Schweife, die hannoversche Abkunft verrieten, wie denn überhaupt große Verschiedenheit in der Art der Remontierung zu bemerken, namentlich viele deutsche Pferde zu sehen waren. Von der Mannschaft fand ich die Reitabteilung in der Bahn sehr gut und auch hübsch, in grünen Kolletts, roten Hosen und hohen roten Czakos angezogen; die Leute in den Stuben und im Stall aber in einem Anzuge, den man bei uns liederlich genannt hätte. Im Benehmen in Gegenwart ihrer Vorgesetzten bemerkte ich eine Unbekümmernis, ja Ungebundenheit, die nicht für ihre Disziplin sprachen. Von dem Material, das wir in den Stuben und den Nebenkammern sahen, erschienen die Waffen sehr gut im stande, dagegen waren die übrigen Sachen den unsrigen weit nachstehend, namentlich in der äußern Behandlung. Das Mobiliar in den Stuben war dürftiger als das unsrige, auch nicht so reinlich, und die zweischläfrigen Betten erschienen uns sehr anstößig. Natürlich hütete ich mich, kritische Vergleiche oder gar tadelnde Bemerkungen auszusprechen. Der Leutnant Baron de Val war aber auch ebenso taktvoll, indem er von dem Eigenen mit Bescheidenheit und über das, was er von uns wußte, nur achtungsvoll sprach. Er benutzte die kurze Zeit, wo wir dem in der Nähe der Kaserne stattfindenden Exerzieren einiger Rekrutentrupps vom 9. Infanterieregiment zusahen, dazu, sich in den vorgeschriebenen Anzug für die übrige Tageszeit zu werfen. Bis 12 Uhr mittags war es nämlich, so erfuhren wir, erlaubt, in einem bequemen Anzuge auszugehen, mit Mütze, Überrock oder Kollett ohne Epauletts, auch ohne Säbel; von da an durfte der Offizier nur im vollen Anzuge, mit Czako, Epauletts und Seitengewehr erscheinen, und diese Vorschrift

galt in allen Garnisonen und für alle Waffen im ganzen Lande. Er erschien dann wieder bei uns, um uns nach unserm Gasthof zu begleiten, wo er uns mit einigen Kameraden seines Regiments bekannt machen wollte.

Auf dem Wege zum Gasthof begegneten wir dem Leichenzuge für einen verstorbenen Sergeanten, dessen ich hier erwähne, um einer Mitteilung in meinem damals geführten Tagebuch eine Stelle geben und zeigen zu können, daß das betreffende Ceremoniell das unsrige, bei gleicher Veranlassung, an Würde und Pomp übertraf:

„Dem Zuge voran marschierte eine Abteilung Tambours, geführt von einem stattlichen Tambourmajor, und mit dazwischen fallenden Pausen lange, dumpfe Wirbel und einzelne Anschläge vernehmen lassend. Dann das Musikkorps des Regiments, das auffallend viele Blechinstrumente, namentlich Waldhörner enthielt, und das, als die Tambours schwiegen, einen Trauermarsch blies, der recht würdig ausgeführt wurde. Dann folgten die zur Parade kommandierten Mannschaften, auf beiden Seiten der Straße zwei lange Spaliere bildend und das Gewehr mit zur Erde gesenktem Bajonett unter dem rechten Arm tragend, ein Offizier mit gezogenem Degen an der Spitze. Vor dem Sarge her trug ein Chorknabe das Kruzifix. Der Sarg selbst wurde von sechs Soldaten getragen; die Zipfel des darüber ausgebreiteten Leichentuchs ruhten in den Händen von vier Sergeanten der Infanterie und der Kavallerie, deren Brust sämtlich das Kreuz der Ehrenlegion schmückte. Oben auf dem Sarge lagen die Uniform mit den Orden, der Czako, Säbel und die Handschuhe des Verstorbenen. Ihm folgten mehrere Offiziere und viele Unteroffiziere und Soldaten beider Waffen, alle in Paradeuniform, sehr sauber angezogen. Als äußere Merkmale hatten mehrere Offiziere, wohl von der Kompagnie des Verstorbenen, eine Florschleife um den Arm, und sämtliche Trommeln waren mit Flor umhüllt. Die vor den Häusern und an den Fenstern stehenden Leute aus der Bevölkerung sahen dem Zuge ehrfurchtsvoll zu.“

Als wir in dem Gasthof ankamen, fanden wir dort schon einige Chasseuroffiziere zum Frühstück versammelt, mit denen unser freundlicher Führer uns bekannt machte. Später, als wir eben im Begriff waren, unsern Wagen zu besteigen, kamen noch andre hinzu, die ihre Verspätung mit dem Umstande entschuldigten, daß sie, da sie noch im Überrock und Mütze waren, einen Umweg hätten machen müssen, um dem Leichenzuge nicht in diesem Anzuge zu begegnen, ein Beweis von der Strenge der bestehenden Vorschriften.

Unter diesen Offizieren befand sich ein Kapitän, Graf Colbert, der, als er unsre Absicht, in Metz uns näher umsehen zu wollen, erfuhr, dem Leutnant Paris eine Empfehlungskarte an einen dortigen Generalstabs=

offizier Kapitän de Prailly anbot, um uns in dessen Person einen ortskundigen und zugleich sehr freundlichen Begleiter zuzuführen. Vor unsrer Abfahrt mußten wir den Herren versprechen, auf der Rückreise nach Luxemburg einen mehrstündigen Aufenthalt in Diedenhofen zu machen und ihnen unsre Gesellschaft etwas länger zu schenken. Die Art, wie diese Einladung ausgesprochen wurde, war zu liebenswürdig, als daß wir sie hätten ablehnen dürfen.

In Metz langten wir, nach einer etwa dreistündigen Fahrt durch das freundliche und reich angebaute Moselthal, etwa in der vierten Nachmittagsstunde an. Wir nahmen daselbst in einem uns empfohlenen Gasthause Einkehr und fanden dort einen guten Tisch, auch für unsre Pferde eine gute Pflege. Nach dem Essen besuchten wir das Theater. Es wurden ein paar Lustspiele gegeben, deren Namen mir längst entfallen sind. Während der Zwischenakte behielten die Offiziere den Czako auf dem Kopf, wie die Civilisten ihren Hut.

Die Festung Metz war Hauptquartier der 3. Militärdivision. Ihre Garnison bestand aus 2 Infanterie-, 2 Artillerieregimentern, 1 Genieregiment und Abteilungen von Train und Ouvriers. Außerdem befand sich daselbst eine berühmte Artillerie- und Ingenieurschule. Man konnte diese Garnison für einen so bedeutenden Waffenplatz nicht stark nennen. Aber damals gab es für Metz noch keine detachierten Forts auf den umgebenden Höhen, und die Welt wiegte sich noch in allgemeinen Friedensträumen. Aber auch der preußische Nachbar zeigte sich in seinen Festungen sehr schwach. Das nahe Luxemburg hatte zur ständigen Garnison nur 4 Bataillone, das größe Köln damals schon mit mehreren detachierten Forts nur 5 Bataillone, Koblenz nur 3 und selbst das wichtige Mainz nur 7 Bataillone, alle aber eine sehr schwache Festungsartillerie und nur Köln und Koblenz je eine schwache Pionierabteilung von 2 Kompagnien. In Metz aber herrschte doch ein viel bewegteres militärisches Leben, als in unsern Garnisonen, und schon die Zahl von nach unsrer Schätzung über 100 Offizieren, die wir im Theater sahen, und die vielen, denen wir am nächsten Tage mit und ohne Truppen auf der Straße begegneten, ließ uns an eine sehr viel stärkere Garnison glauben, als sie wirklich vorhanden war. Wir verließen am nächsten Tage schon früh unser Gasthaus, um uns in der Stadt etwas umzusehen und dann unsre Empfehlungskarte aus Diedenhofen an den Mann zu bringen.

Kapitän de Prailly empfing uns, als wir um 9 Uhr morgens in seiner Wohnung eintrafen, noch im Negligé. Es währte aber nur einige Minuten, so sahen wir ihn im vollen Dienstanzug vor uns und bereit, uns „die Honneurs seiner Garnison“ zu machen. Liebenswürdig und zuvorkommend, wie er sich uns zeigte, und bekannt mit allen Ortsver-

hältnissen, auch durch die Stellung als Adjutant des Divisionskommandeurs zum Eintritt überall wohl berechtigt, hätten wir in der That keinen bessern und angenehmern Führer finden können. Vielleicht 30 Jahre alt, von sehr vorteilhafter Körperbildung und feinen geselligen Formen, ließ er uns bald die gute Meinung von sich gewinnen, daß er in allen Fächern des militärischen Wissens bewandert, mit den Einrichtungen seiner Armee und den Einzelheiten der verschiedenen Waffen gut bekannt war. Aber auch in unsrer Armee war er nicht fremd, und seine gelegentlichen, bescheidenen Fragen verrieten ein großes Interesse dafür. — Er führte uns zuerst in die Räume der Artillerie- und Genieschule, die heute einesteils von einer preußischen Kriegsschule eingenommen ist, anderntheils höhern Behörden schöne Wohnräume, Gärten u. s. w. bietet. Als ich diese Anstalt zu sehen bekam, erregte sie in aller Beziehung meine größte Achtung, besonders durch die Vielseitigkeit und Reichhaltigkeit ihrer Sammlungen und ihrer sonstigen Lehrmittel, und durch die besondern Anstalten zur wissenschaftlichen und praktischen Ausbildung der Schüler. Die Hörsäle wurden natürlich von uns nicht betreten. Wir bekamen aber in einem der großen Zeichensäle sehr schöne Plan- und fortifikatorische Zeichnungen zu sehen, welche die hohe Stufe erkennen ließen, die in diesen Unterrichtszweigen erreicht wurde. Auch in die sehr reiche Bibliothek — über 30000 Bände — konnten wir einen Blick werfen. Aber wie hätte ich damals denken können, daß ich 33 Jahre später Vermittler und Augenzeuge ihrer Überlieferung an die Bibliothek unsers Großen Generalstabs zu Berlin sein würde! Ausgeschlossen von dieser Ablieferung blieben aber die lebensgroßen Ölbilder und Büsten hervorragender Artillerie- und Ingenieurgenerale — unter letztern natürlich in erster Linie Vauban — die preußischerseits auf die Bitte der französischen Regierung ihr zur anderweitigen Verwendung überlassen wurden.

Von der Artillerie- und Genieschule führte uns der Kapitän nach dem Arsenal, das auf der Nordseite der Festung, getrennt von der Stadt, nahe der Mosel liegt.

Auf einem weiten Hofraum standen mehrere hohe Gebäude und Schuppen umher, teils die Vorräte an Waffen und Fahrzeugen in sich schließend, teils die verschiedenen Werkstätten für die in Metz garnisonierenden Ouvriersabteilungen bildend. In diesen Handwerksstätten herrschte eine große Thätigkeit; Büchsenmacher, Schmiede und Schlosser, Stellmacher und Tischler, Sattler und Seiler u. s. w. waren in ihren Gewerben beschäftigt. Die in den Waffensälen des Arsenals aufgehäuften Vorräte waren übersichtlich geordnet, und selbst mit Aufwand von Geschmack und Kunstsinn aufgestellt. Neben den wohl für die Bedürfnisse einer ganzen Armee ausreichenden Waffen, auf deren Erhaltung

große Sorgfalt verwendet schien, sahen wir auch noch Sammlungen von Waffen fast aller europäischen Armeen, wahrscheinlich die Reste von Trophäen aus den Kriegen von vor 1812, woran sich auch für unsre Armee traurige Erinnerungen knüpften. Unter den zahlreichen Geschützrohren aller Kaliber und jeder Form, die auf den Höfen reihenweis lagen, erregte unsre besondere Aufmerksamkeit ein isoliert aufgestelltes kolossales Rohr, der Vogel Greif, oder der Kernbrandstein, wie es von unserm Führer genannt wurde. Es ist dieses dasselbe Kanonenungeheuer, das einst zur Armierung der Festung Ehrenbreitstein gehörte und nach der noch jetzt leserlichen Inschrift „bis Andernach, der Stadt am Rhein" schießen konnte. Es war nach dem Fall jener Festung durch die Franzosen in den 1790er Jahren weg- und nach Metz geschleppt worden, wo es nach dem Kriege von 1815 durch Versenkung in die Mosel den auf Herausgabe dringenden Preußen entzogen wurde, nach dem Frieden aber auf seinen Platz vor dem Arsenal zurückkehrte. Ich sah dieses Rohr im Jahr 1855 bei einem zweiten Besuch in Metz auf derselben Stelle wieder, vermißte es aber, als ich 1870 am Tage nach der Übergabe der Festung mich vor dem Arsenal nach dieser Merkwürdigkeit von Metz umsah und vergebens nach seinem Verbleib forschte. Erst später, als ich in meiner Eigenschaft als kommandierender General des 15. Armeekorps nach Metz kam, erfuhr ich durch den damaligen preußischen Artillerieoffizier vom Platz, daß das Rohr schon in einem der letzten 1850er oder anfangs der 60er Jahre auf Napoleons III. Geheiß nach Paris gebracht und dort dem Invalidenhause überwiesen worden sei. Dort wird es neben den schönen Geschützen aus der brandenburgischen Kurfürstenzeit, welche die Franzosen 1806 aus Berlin wegschleppten, wohl auf immer seinen Platz behaupten, da die Franzosen im Verbergen und Retten ihrer Trophäen immer geschickter und glücklicher waren als ihre Gegner, und ein etwa abermaliger Besuch der letztern in Paris sich gewiß ebenso vergebens wie früher nach den Stätten umsehen wird, wo die Trophäen geborgen wurden.

Aus dem Arsenal ging es nach dem sogenannten Polygon, dem Artillerieübungsplatz auf der Insel Chambière, hinter dem Arsenal. Kapitän de Prailly führte uns dorthin, weil wir den Wunsch ausgedrückt hatten, den Schießproben zuzusehen, womit ein Bataillon vom 16. Linienregiment dort beschäftigt war. Diese Proben fanden damals bei der französischen Infanterie in allen Garnisonen zu dem Zweck statt, die Vorzüge des in der Armee neu einzuführenden Perkussionsgewehrs, im Vergleich mit dem in Wegfall kommenden Steinschloßgewehr bekannt werden zu lassen, namentlich auch über die Brauchbarkeit einer eben neu erfundenen Patrone, womit das Zündhütchen verbunden war, das also einer besondern Tasche zur Unterbringung nicht bedurfte.

Auf dem Platz angekommen, fanden wir zwei größere Abteilungen zu je 2 Kompagnien mit einem Abstand von 100 Schritt nebeneinander aufgestellt, jede in Zugkolonne mit geöffneten Gliedern. Die eine „Division" führte das Perkussions-, die andre das Steinschloßgewehr. Ein Stabsoffizier leitete die vorzunehmende Prüfung, unterstützt von den betreffenden Kapitäns und bei jeder Abteilung von einem Protokollführer. Die Entfernung, worauf geschossen wurde, betrug 150 Schritt. Die vor ziemlich hohen aber fast formlosen Kugelfängen aufgestellten weißen Scheiben zeigten keine Ringe, sondern nur je einen ziemlich großen schwarzen Mittelpunkt in Kreisform als Zielpunkt. Bei jedem Gliede befand sich ein Unteroffizier, um auf Ordnung zu halten, um welche sich die anwesenden Kompagnieoffiziere nicht weiter kümmerten. Es wurde viel und ziemlich laut in den Gliedern gesprochen, und das von dem Kommandeur ihnen zugerufene „Silence, vous n'êtes pas à la foire!" fand nicht unbedingtes Gehör. Die Mannschaft schoß einzeln. Wer schießen sollte, wurde von dem buchführenden Offizier namentlich aufgerufen, nachdem das betreffende Glied im ganzen geladen hatte. Das Laden geschah bei beiden Gliedern schnell und genau; bei dem Perkussionsgewehr erforderte das Aufsetzen des Zündhütchens weder Mühe noch besondere Geschicklichkeit. Beim Schießen benahm sich jeder einzelne Mann mit Ruhe und gutem Anschlag. Ob aber gut geschossen wurde oder nicht, kam gar nicht zur Sprache, da die Treffer nicht einzeln markiert, sondern am Schluß nur im ganzen gezählt wurden, eine Art, die ich auch in spätern Jahren auf französischen Schießplätzen als allein übliche wieder gesehen habe — nicht geeignet, eine gute Einzelausbildung zu erzielen! Was wir später von der Gesamtzahl der Treffer erfuhren, klang für jede Abteilung recht gut; auch war während unsrer Anwesenheit auf dem Platze bei dem Perkussionsgewehr nur ein Versager zu verzeichnen gewesen, während bei dem Steinschloßgewehr mehrere vorkamen. Ich erinnere mich nicht mehr, wie viel Patronen der einzelne Mann zu verschießen hatte. Der gegen uns sehr artige und gefällige Stabsoffizier ließ es zu, daß ich in dem einen und andern Gliede die kriegsmäßige Ausrüstung einzelner Leute näher ansehen durfte, wobei ich bemerkte, daß alles, was der Mann an Kleidung an sich trug, viel bequemer saß als bei uns, das Gepäck dort auch leichter war, das Material des Lederzeugs aber dem unsrigen an Derbheit nachstand.

Daß die Mannschaft der Centrumskompagnien gegen diejenigen der Elitekompagnien — jedes Bataillon hatte damals 1 Grenadier- und 1 Voltigeurkompagnie, die auf den Flügeln standen, und 6 Centrumskompagnien, jede Kompagnie nur 1 Zug im Bataillon bildend — in der äußern Erscheinung sehr unvorteilhaft, ja demütigend abstach, indem

sie im Gegensatz zu jenen keine Säbel und für das Bajonett kein eignes Bandolier hatte, sondern es in einer Scheide an der Patronentasche trug, ferner auch, daß ihren Epauletts die Frangen der Eliten fehlten, fiel uns besonders übel auf, als wir solchen Centrumsmännern in den Straßen der Stadt begegneten, wo sie uns wirklich im Vergleich mit den Eliten und auch mit den ebenso hübsch uniformierten Soldaten andrer Waffen wie Parias erschienen. Es ist aber bekannt, daß Napoleon III. dieser schreienden Ungleichheit ein Ende machte.

Als wir uns, um in die Stadt zurückzukehren, von den anwesenden Offizieren dankend verabschiedeten, war der Stabsoffizier gegen mich noch ganz besonders artig, indem er mir sagte, daß es ihm eine Freude gemacht hätte, in mir einen Kameraden mit derselben Nummer, welche er trage — Nr. 16 — aus der großen Armee des nahen Nachbarlandes kennen gelernt zu haben.

An der Kathedrale von Metz schieden wir von unserm liebenswürdigen Führer mit dem aufrichtigsten Danke, dem der Leutnant Paris den Wunsch hinzufügte, daß Monsieur de Prailly ihm recht bald durch einen Besuch in Luxemburg Gelegenheit geben möge, für die uns hier in Metz bewiesene Güte auch dort noch thatsächlich danken zu können.

Den Abend verbrachten wir auf unserm Zimmer im Gasthause, nachdem wir vorher an der Table d'hôte noch eine Gesellschaft von Tischgästen zu sehen bekommen hatten, worin vielleicht alle Parteien der in sich so zerspalteten Nation vertreten waren. Das ergab sich aus den Gesprächen, die in unsrer Nachbarschaft geführt wurden, ohne jedoch störend laut zu werden, und ohne auf der einen oder andern Seite Anstoß zu erregen. Auffallend war mir dabei zu hören, daß der König in einem solchen Gespräch nie le roi oder Sa Majesté, sondern nur mit seinem Namen Louis Philippe genannt wurde, und daß, als des Herzogs von Aumale Erwähnung geschah, der kürzlich in Algier angekommen war, um dort den Krieg gegen Abdel-Kader mitzumachen, einer der Sprecher den König lobte, daß er seine Kinder sehr gut habe erziehen lassen, ein andrer darauf antwortete: daß dieser Mann — cet homme — dafür nicht besonders zu loben sei, da er mehr Geld als alle andern Menschen habe und seine Vaterpflichten daher leicht erfüllen könne.

Am nächsten Morgen verließen wir Metz früh genug, um in Diedenhofen den dort versprochenen längern Halt machen zu können. Das Wetter war trübe und rauher geworden, ließ aber doch auf einen guten Tag hoffen, der dann auch bald eintrat. Vor der Einfahrt in Diedenhofen kam der uns dort erwartende Baron de Val zu uns heran, um uns namens der seit vorgestern bekannten Kameraden zum Frühstück einzuladen. Es abzulehnen wäre nicht artig gewesen. Wir verließen unsern

Wagen und gingen mit dem Baron nach dem nahen Marktplatz, wo uns zehn bis zwölf Chasseuroffiziere, darunter der Rittmeister Graf Colbert und die andern Bekannten, empfingen und uns nach kurzer Begrüßung baten, in dem uns auch schon bekannten Gasthofe ein einfaches Frühstück von ihnen anzunehmen. Unser Wagen mit den Burschen und Pferden hatte dort bereits ein Unterkommen gefunden.

Ein junger Generalstabsoffizier, Leutnant Baron von Adelswart, der bei dem Chasseurregiment zu zweijähriger Dienstleistung kommandiert war, hatte es übernommen, am Tische die Honneurs zu machen. Edelmann von schwedischer Abkunft, auf der polytechnischen Schule zu Paris gebildet und als Generalstabsoffizier eine bevorzugte Stellung einnehmend, schien es mir, daß er alle anwesenden Kameraden von dem Chasseurregiment überragte und deren Achtung in besonderm Maße besaß. Er waltete seines Amtes bei Tisch mit großer Gewandtheit und hatte auch für uns, als Gäste der Gesellschaft, die Aufmerksamkeit, uns neben solchen Herren unsre Plätze anzuweisen, die sich auf Courtoisie am besten verstanden. Ich erhielt meinen Platz rechts neben dem Grafen Colbert und hatte an meiner rechten Seite den eben genannten Baron Adelswart. Dem Grafen Colbert erzählte ich einiges von unserm Besuch in Metz und rühmte unsern dortigen Führer, den Kapitän de Prailly, dessen Bekanntschaft wir der Empfehlung des Grafen verdankten. Mit dem Baron von Adelswart unterhielt ich mich über die Einrichtungen des französischen Generalstabs im Gegensatz zu dem unsrigen, wobei ich erfuhr, daß der französische Generalstabsoffizier zwar die Hauptmannscharge außerordentlich schnell erreiche, ohne sich im Truppendienst anders, als nur schnell abwechselnd zwischen den verschiedenen Waffen aufgehalten zu haben; daß ein Übertritt in den praktischen Dienst bei der einen oder andern Waffe nur bei Neuformationen vorkomme und, wenn dieser unterbliebe, das Aufsteigen zu den höhern Chargen im Generalstabe viele Jahre länger dauere als bei uns, und sogar Fälle vorkämen, daß ein alter Generalstabsoffizier sich gefallen lassen müßte, zeitweilig in den Disponiblitätsstand mit herabgesetztem Gehalt einzutreten, bis er zu einer Kommandostelle in der Armee, als Brigadier, gelangen könne.

Nach aufgehobener Tafel, die wohl uns zu Ehren mehr geboten hatte als ein bloßes Frühstück, begab sich ein Teil der Gesellschaft mit uns nach dem vornehmsten Kaffeehause der Stadt, wo nächst dem schwarzen Mokka der sehr beliebte Absinth und auch Bier begehrte Genüsse waren. Wir fanden daselbst ein paar Infanterieoffiziere und einen aide-chirurgien, der von Lille hierher beurlaubt war. Er war erst kürzlich aus Algerien zurückgekehrt, hatte dort viel Übles erlebt und erklärte sehr entschieden, daß, wenn man ihn noch einmal in dieses maudit pays schicken wollte, er sofort seine Demission einreichen würde.

Ich sah keinen der mit uns gekommenen Offiziere sich in ein Gespräch mit dem einen oder andern der anwesenden Civilisten einlassen. Als ich mich darüber gegen einen der Chasseuroffiziere, Grafen Montalembert, äußerte, antwortete mir dieser ungefähr folgendes: „Unser Gouvernement sieht es nicht gern, wenn Bürger und Soldaten miteinander verkehren. Deshalb findet auch ein so häufiger Garnisonwechsel statt, daß z. B. das 3. Chasseurregiment seit 1830 jetzt schon die zwölfte Garnison hat. Offiziere und Soldaten werden dadurch verhindert mit ‚jenen‘ Bekanntschaft zu machen. Wenn der Zufall und das Ungefähr nicht dazu hilft, heiratet niemand. Wir leben und bleiben unter uns; wir lieben ‚jene‘ nicht, nous n'aimons pas ces gens, qui font les révolutions!“

Ich habe nun endlich noch der Artigkeit eines anwesenden Kapitäns von der Infanterie zu erwähnen, den ich in diesem Kaffeehause kennen lernte. Ich sprach mit ihm über das neue Perkussionsgewehr und drückte den Wunsch aus, eine Patrone „als Andenken“ zu besitzen. Der Kapitän versprach, diesen Wunsch gern erfüllen zu wollen, begab sich in seine nahe gelegene Kaserne und brachte mir nach einigen Minuten einige solcher Patronen, „die ja schon so bekannt geworden seien, daß er kein Unrecht begehe, wenn er mir ein paar Exemplare anbiete.“ Ich nahm das Geschenk dankend an und fühlte mich von dieser Artigkeit, die mir vor dem Scheiden von Diedenhofen noch zu teil wurde, auf das angenehmste berührt!

Unsre Bekannten begleiteten uns zu unserm Wagen, wo ein gegenseitig recht herzlicher Abschied stattfand.

Zum Schluß habe ich über die Festung Diedenhofen noch ein paar Worte zu sagen. Natürlich konnte ich davon nur diejenigen Werke sehen, durch welche unsre Straße wie beim Kommen so auch beim Gehen führte. Diese sahen äußerst vernachlässigt aus, und ich erhielt, als ich mich darüber gegen einen unsrer Begleiter äußerte, die Antwort: „Thionville sei ‚une place abandonnée‘.“ Die Festung ist aber doch als solche, wie bekannt, bestehen geblieben und hat uns im Jahre 1870 erst nach der Übergabe von Metz ihre Thore geöffnet, als man preußischerseits nach einer längern Einschließung sich zu einem Bombardement entschloß, das die eng gebaute und guter innerer Verbindungen entbehrende Stadt leicht zu Grunde gerichtet haben würde, wenn der Kommandant sich nicht rechtzeitig zur Kapitulation entschlossen hätte. Als ich diese Festung im Frühjahr 1871 zum erstenmal wiedersah, mußte ich mich trotz ihrer leicht in die Augen springenden Mängel doch von der Notwendigkeit, sie beizubehalten, überzeugen und konnte mich freuen, ihre Herstellung und Verbesserung bald einem

Ingenieur anvertraut zu sehen, der für diese Aufgabe der rechte Mann war.

Es war schon Spätnachmittag, als wir auf der vortrefflichen Chaussee und bei zwar kaltem aber klarem Wetter die Heimfahrt nach Luxemburg begannen. Unsre gut gepflegten Pferde durften nicht angetrieben werden, um uns in etwa drei Stunden, aber freilich nach schon eingetretenem Abenddunkel nach Luxemburg zu bringen.

In unserm Gasthofe zu Luxemburg fand ich einen Brief aus Münster vor, der die Nachricht enthielt, daß der General von Wrangel zum kommandierenden General des 1. Armeekorps ernannt worden und bereits nach Berlin zur Meldung bei Sr. Majestät dem König abgereist sei.

Der Leser kann sich nach allem, was ich bisher über mein Verhältnis zu diesem General geschrieben, wohl sagen, wie sehr mich diese Nachricht erschütterte. Seine Beförderung und Versetzung wurde freilich schon seit längerer Zeit erwartet, daß sie aber schon so bald erfolgen würde, ließ sich nicht erwarten. Mir ging es besonders nahe, daß ich durch mein Kommando, das ich seiner Güte verdankte, um die Gelegenheit gekommen war, dem General persönlich zu gratulieren und ihm ein Lebewohl zu sagen. Ich füge aber gleich hier hinzu, daß mit dieser Versetzung die Beziehungen zu dem General nicht aufhörten, und daß ich von dem Jahre 1848 an wieder in verschiedenen dienstlichen Stellungen zu ihm gehörte, in den letzten Jahren seines Lebens aber sogar mit ihm das brüderliche Du teilte, welches er mir in so liebenswürdiger Weise anbot, daß ich daraus schließen konnte, es sei dies nicht bloß ein Ausdruck seiner besondern Achtung, sondern nicht minder ein Beweis seiner väterlichen Liebe, die schon von Münster her stammte.

Nach einer achttägigen Reise durch Belgien hatte ich mich nach Liebeneck begeben, wo ich das Weihnachtsfest im Kreise meiner Familie verlebte und von Münster die Nachricht vorfand, daß an Stelle des Generals von Wrangel der General von Monsterberg — bis dahin Kommandeur der 7. Landwehrbrigade zu Magdeburg — zum Kommandeur der 13. Division ernannt worden sei.

Nach meiner Rückkehr aus Liebeneck im Januar 1840 meldete ich mich in Münster beim General von Monsterberg. Er war ein mehr als mittelgroßer Mann, starkknochig aber mager, hielt sich noch sehr fest und stramm und ließ nur den Kopf etwas nach vorn sinken. Dieser Kopf hatte mit seinem schwarzen, erst wenig weiß gemischtem Haar, seinen braunen, ernst blickenden Augen, seiner Adlernase und seinem etwas aufgeworfenen Mund mit kurz geschnittenem Schnurrbart etwas Imponierendes, ja er gab der ganzen Gestalt das Ansehen eines

Veteranen, dem die Stürme eines sehr bewegten Kriegs- und Friedensdienstes ihren Stempel aufgedrückt hatten, ohne auf seinen Körper mehr als nur etwas verwitternd zu wirken. Aber so ernst und kalt der Mann auch zu Anfang schien, so zeigte sich's doch bald, daß unter solcher Hülle sich ein warmes Herz barg. Der General liebte nicht den Prunk und Tand, der damals auch in unserm Stande anfing, sich bemerkbar zu machen. Er hielt aber für seine Person auf einen sehr sorgfältigen, streng vorschriftsmäßigen Anzug, hatte auch recht gute Reit- und Wagenpferde, und zwar eine nur beschränkte Dienerzahl, aber doch sehr ordentliche, gut gekleidete Leute, ohne gold- oder silberverzierte Staatslivreen. Unter seinen Orden stand das Eiserne Kreuz 1. Klasse obenan. Er hatte es als Hauptmann im Kriege 1813/14, ich glaube für die Schlacht bei Leipzig, erworben und war mit Recht stolz darauf. Im Kriege von 1815 war er weniger glücklich gewesen. Er stand vor Beginn der Feindseligkeiten mit seinem Bataillon, dem 3. des 2. Westfälischen Landwehrregiments, in der Stadt Thuin auf Vorposten. Die scheinbare Verteidigungsfähigkeit der Stadt ließ ihn bei seinem mutigen Sinn den Fehler begehen, sich dort zu lange aufzuhalten, als eine feindliche Kolonne von 2 Bataillonen, 4—5 Eskadrons und 3 Geschützen ihn angriff und nach einstündigem Widerstand zum Rückzug auf Charleroi zwang. Auf dem halben Wege dahin fand er bei Montigny den Oberstleutnant von Woisky mit 2 Eskadrons des 1. Westpreußischen Dragonerregiments zu seiner Aufnahme aufgestellt. Aber die feindliche Kolonne war ihm so nahe gefolgt, daß sie, überlegen wie sie war, das Dorf Montigny bald nehmen konnte und vom preußischen Bataillon der Rückzug auf Marchiennes fortgesetzt werden mußte. Dieser geschah unter Deckung der Dragoner in guter Ordnung. Allein noch ehe Marchiennes erreicht war, machte die französische Kavallerie einen glücklichen Angriff auf die preußische, die geworfen wurde und bei ihrem Rückzuge derartig an und zum Teil in das Landwehrbataillon kam, daß auch dieses in Unordnung geriet, zum Teil niedergehauen, zum Teil gefangen wurde, und nur ein geringer Rest unter dem Major von Monsterberg nach Charleroi entkommen konnte, wo er sich an das Gros der 2. Brigade anschloß, dort in die Reserve kam und eine Verwendung nicht mehr fand. Der Major von Monsterberg war wohl in seinem Recht, als er das Unglück seines Bataillons auf die Dragoner schob; die Folge davon war eine sehr ernste. Es kam zwischen ihm und dem Oberstleutnant von Woisky zu den unliebsamsten Auseinandersetzungen, ja zu einem Pistolenduell; auch wurden einzelne Offiziere der beiden Eskadrons des Dragonerregiments durch Versetzung zu andern Regimentern bestraft. Doch auch der Major von Monsterberg hatte lange an diesem Unglücksfall zu tragen. Denn es war wohl keine ihm bezeigte Gunst, wenn er nach

dem Kriege viele Jahre lang als Oberstleutnant und Oberst, zwar mit dem Titel eines Regimentskommandeurs, aber doch nur als Kommandeur eines Landwehrbataillons zu Essen Geduld üben mußte, bis er als Kommandeur des 36. Infanterieregiments nach Mainz versetzt und ihm damit der Weg zu höhern Stellungen wieder eröffnet wurde. Kein Wunder, daß in der damals noch sehr unbedeutenden Stadt Essen seine Stimmung immer bitterer, sein ihm angeborenes ernstes Wesen immer düsterer wurde, die schöne Garnison Mainz und das spätere Brigadekommando in Magdeburg ihn aber nicht wieder aufzurichten vermochten.

Im Sommer dieses Jahres — 1840 — unternahm der General als Divisionskommandeur seine erste Besichtigungsreise, auf der ich ihn zu begleiten hatte. Er änderte auch auf dieser Reise nichts von seinem bisher gezeigten Wesen, verlangte sehr wenig persönliche Dienste von mir, stellte selten Fragen an mich in Bezug auf Personen, Einrichtungen oder besondere Verhältnisse in den verschiedenen Garnisonen, ließ keine Bemerkungen von mir über Dinge machen, die ihm besonders auffielen, kurz er wollte von mir wenig mehr als meine bloße Begleitung. Er war aber auch den Truppen gegenüber immer sehr ernst und wortkarg, was ich jedoch nur als einen Beweis ansah, daß er überall mit allem was er sah zufrieden war. Es bestätigte dies den nach dem Abgange des Generals von Wrangel öfter im Kameradenkreise gehörten Ausspruch: „Unsre 13. Division kann noch mehrere Jahre von den Wrangelschen Einwirkungen zehren und wird gut bleiben, auch wenn sein Nachfolger nichts hinzuthut."

Der General von Monsterberg war übrigens ein sehr erfahrener, ja ausgezeichneter Infanterist und hätte gewiß nicht geschwiegen, wenn er Unbefriedigendes zu sehen bekommen. Dagegen hatte er in allen seinen bisherigen Stellungen mit der Kavallerie nur in sehr wenige Berührung kommen können. Da aber die Wrangelsche Meisterschaft in der Armee genugsam bekannt war, so that er ganz recht, wenn er bei der Besichtigung der beiden Kavallerieregimenter der 13. Division von vornherein unbedingt annahm, daß sie sich auf einer hohen Stufe befänden, und, statt in dieselben hinein zu sprechen, es vorzog, von ihnen erst den Maßstab zu einem eignen Urteil zu entnehmen.

Das Jahr 1840 sollte für unser Vaterland ein schmerzliches Trauerjahr werden. Schon seit Wochen kamen aus Berlin Nachrichten in Münster an, die verkündigten, daß der König sehr leidend sei; aber von einer Befürchtung für sein Leben war noch keine Rede. Dann hörte man viel von den Vorbereitungen zur Grundsteinlegung des Denkmals Friedrichs des Großen, leider aber auch von der zunehmenden Hinfälligkeit des Königs und von dem Zweifel, ob er noch Zeuge dieses Festes sein würde. Bald kam die Nachricht, daß Se. Majestät von dem Fenster

seines Zimmers aus dem Festakt zugesehen, nachdem er von dem Prinzen Wilhelm noch einen Vortrag über die Einzelheiten entgegen genommen hätte. Nicht lange nachher traf die Todesnachricht ein. Irre ich nicht, so fand schon am Nachmittag desselben Tages die Vereidigung der ganzen Garnison auf dem Schloßplatz statt. Der General von Pfuel brachte zum Schluß Sr. Majestät dem König Friedrich Wilhelm IV. ein Hoch aus, worin auch die auf dem Platz zahlreich erschienenen Bewohner der Stadt mit einstimmten.

Da die Geschäfte, welche mir zufielen, täglich kaum eine Stunde Zeit erforderten, und mir daher bis zur Wachtparade immer eine längere, ganz freie Zeit verblieb, so fing ich an, sie zur Fortsetzung der schon im Frühjahr begonnenen Verarbeitung jener Aufzeichnungen zu verwenden, die ich im Herbst 1839 über mein Luxemburger Kommando und die Ausflüge nach Diedenhofen und Metz, sowie zuletzt über meine Reise durch Belgien gemacht hatte. So entstanden dann allmählich drei entsprechende Aufsätze, die ich zum Teil der Darmstädter Allgemeinen Militärzeitung, zum Teil dem „Soldatenfreund" überließ, in denen sie dann zur Veröffentlichung kamen. Ich hatte aber nicht gedacht, daß diese Veröffentlichungen einen so freundlichen Beifall finden würden, als es in der That war; die Folge davon war, daß die Redaktionen beider Zeitschriften mich in verbindlichster Art einluden, ihnen auch fernerhin Beiträge zufließen zu lassen. Es hat wirklich auf mich einen eignen Reiz geübt, „mich — wie man zu sagen pflegt — gedruckt zu sehen," und dieser Reiz hat mich dann auch zu einem zuerst freiwilligen, dann dienstlichen Militärschriftsteller gemacht.

Im Monat Oktober 1840 zogen die Huldigungsfeste in Königsberg und in Berlin alle Augen nicht nur in unserm Vaterlande auf sich, sondern es wurde ihnen auch im Auslande ein lebhaftes Interesse zugewendet. Es regten sich Hoffnungen und Wünsche in Bezug auf die unter dem verstorbenen Monarchen unerledigt gebliebene Verfassungsfrage. König Friedrich Wilhelm IV. hatte aber auch durch gewisse Aussprüche bei jenem Fest zu Königsberg, die jedoch nicht so weit gingen, wie sie von den Freisinnigen ausgelegt wurden, den Glauben auf demnächstige Erfüllung erweckt. Als diese aber ausblieb, hörte damit die Bewegung nicht auf, und ich erinnere mich namentlich, daß es auch in Münster nicht bloß unter den Bürgern, sondern auch unter den Beamten, namentlich von der Justiz, nicht wenige gab, welche über ihre getäuschten Hoffnungen ziemlich unverhohlen, zum Teil sogar recht laut und bitter sprachen.

In dieser Zeit hatte ich auch die große Freude, meinen ersten Divisionskommandeur, den in Münster noch immer hoch verehrten General von Luck, wieder zu sehen. Er war gleich nach der Thron-

besteigung des Königs Friedrich Wilhelm IV. zum Generaladjutanten ernannt und später nach London gesandt worden, um der jungen Königin von England die Thronbesteigung des Königs zu melden; auch hatte er den Schwarzen Adlerorden erhalten. Es mochte dem General wohl ein Bedürfnis sein, sich nach diesen Auszeichnungen seinen Verehrern in Münster zu zeigen, nachdem er fast sechs Jahre lang die Ungnade des verstorbenen Monarchen zu tragen gehabt hatte. Er blieb aber nur einen Tag in Münster, konnte sich jedoch genug überzeugen, daß ihm und seiner Gemahlin dort noch wie sonst viel Liebe und Verehrung gezollt wurde. Er war aber auch gegen seine ehemaligen Adjutanten unverändert geblieben.

Nützlicher als mein Beitritt zum Historischen Verein und zum Kunstverein in Münster war für mich endlich die Teilnahme an einem Kriegsspielklub, wozu mehrere ältere Offiziere des 13. Infanterieregiments seit kurzem zusammengetreten waren, und dem dann auch mit mir die meisten Herren von den höhern Stäben, sowie ein paar Leutnants von der Artillerie beitraten. Dieser Klub versammelte sich allwöchentlich einmal in dem Offiziershause des 13. Infanterieregiments zum Spiel und trieb dies so ernst und nachhaltig, daß es für jedes Mitglied wirklich lehrreich wurde und selbst die Aufmerksamkeit des Generals von Pfuel und des Chefs des Generalstabs, Obersten von Felden, in hohem Grade auf sich zog. Beide Herren kamen häufig, um dem Spiel zuzusehen, und wenn sie sich auch jeglicher Einmischung enthielten, so war es doch leicht erkennbar, was sie für richtig hielten und was nicht, und es trug jeder ihrer Besuche dazu bei, das Spiel immer eifriger und ernstlicher zu treiben. Ich, um nur von meiner Beteiligung zu sprechen, gehörte wohl mit zu den eifrigsten Spielern. Zwar bekümmerte ich mich sehr wenig um die Regeln für den rein technischen Betrieb des Spiels und überließ solchen immer vertrauensvoll denjenigen Herren, die in diesem Fach wirklich zu Hause waren. Dagegen nahm ich den geistigen Teil desselben stets ganz besonders ernst, legte, wenn die Reihe mich traf, ein Spiel zu leiten, es möglichst kriegsmäßig an, war auch in meinem Urteil über die Ausführung meist glücklich und erfuhr sehr bald, daß General von Pfuel sich über meinen Anteil am Spiel, über meine Kritiken und über den Einfluß, den ich auf die Mitspielenden übte, wiederholt vorteilhaft geäußert habe. Natürlich konnte dies nur meine Passion für das Spiel steigern!

Ich beschäftigte mich in dieser Zeit auch viel mit schwedischen Sachen und schrieb einen ausführlichen Aufsatz über „Schwedens Heer- und Wehrverfassung", mit dem ich im Winter 1840/41 fertig wurde. Die Darmstädter Allgemeine Militärzeitung veröffentlichte ihn. Eine zweite Arbeit, ein Lebensbild des Königs Karl XII. von Schweden, entstand nach jener

im Laufe des Jahres 1841, die ich zu einer Vorlesung im Historischen Verein bestimmte.

In diesem Jahre schrieb ich auch eine Broschüre unter dem Titel: „Ideen und Betrachtungen über Soldatenbekleidung und Ausrüstung“, zu der ich mich bestimmen ließ, als ich erfuhr, daß in Berlin eine Kommission zusammenberufen war, um Vorschläge zu Verbesserungen auf jenem Gebiet zu machen. Meine persönlichen Erfahrungen, die ich im Laufe einer 15jährigen Dienstzeit in verschiedenen Stellungen gemacht hatte, meine Kenntnis der Ansichten jener Generale, namentlich Wrangels, die ich oft über einzelne Gegenstände hatte aussprechen hören, und meine Kenntnis von den Einrichtungen mehrerer fremdländischen Armeen, hatten mich in den Stand gesetzt, über viele Einrichtungen unsrer Armee, sowohl zweckmäßige wie unzweckmäßige, mir bestimmte Urteile zu bilden und den unzweckmäßigen gegenüber auf Besseres in auswärtigen Armeen hinweisen zu können. Das that ich dann auch in jener Broschüre mit dreistem Wort und scheute mich nicht, sie einzelnen hervorragenden Männern der erwähnten Kommission, wie z. B. den Generalen von Neumann und Grafen von der Gröben, denen ich persönlich bekannt war, zur Kenntnisnahme zu übersenden. Diese Herren waren so hochherzig, die kleine Schrift nachsichtsvoll aufzunehmen und mehreres daraus beachtenswert zu finden. Aber der König hatte selbst bereits so viel zur Erprobung, ja zum Teil schon zur Einführung bestimmt, daß ich mit meinen Bemerkungen in Berlin zwar zu spät kam, aber doch die Genugthuung hatte, einige meiner Vorschläge, namentlich bezüglich der Infanteriebekleidung, bei uns eingeführt zu sehen, was ich aber nicht meiner Broschüre, sondern dem Umstande beimaß, daß es auch noch andre, aber höhere Personen gab, die mit mir übereinstimmten.

Ich schalte hier einen Brief des Generals von Wrangel ein, den er an mich in Beantwortung eines Briefes aus dem Sommer des vorigen Jahres — 1840 — schrieb, und der mir abermals ein kostbarer Beweis dafür war, daß mir die Gunst des Generals geblieben. Seine in diesem Briefe erwähnten Bemühungen um meine besondere Beförderung hatten aber diesmal ebensowenig wie die frühern einen günstigen Erfolg.

Der Brief lautete:

Mein bester Fransecky.

Erst jetzt ist es mir möglich, Ihr gütiges Schreiben vom 18. Juni zu beantworten; welches zu erhalten mir viel Freude verursacht hat. Zuvörderst muß ich Ihnen sagen, daß ich die sich hier darbietende Gelegenheit mit wahrer Freude benutzt habe, um eingedenk Ihrer Brauch-

barkeit als Offizier und in Betracht Ihres schlechten Avancements diejenigen Schritte zu thun, die zur Erreichung Ihrer gerechten Erwartungen führen können, — ich war dieses meiner Pflicht und dem Interesse des Dienstes schuldig und habe jetzt das Glück, Ihnen sagen zu können, daß Ihre endliche Beförderung in naher Aussicht steht. Dieses ist die Zusicherung, die mir gegeben worden ist, vertrauen Sie darauf, wie ich es thue; denn mir sind in dieser Beziehung die allerbündigsten Versprechungen gegeben worden. — Haben Sie tausend Dank für Ihr mir gütigst übersandtes Bild, es ist sehr ähnlich und mir überaus wert, es steht auf meinem Schreibtisch und erinnert mich oft an eine bewegte (sic) Zeit, wo ich stets auf Ihre Umsicht und Zuverlässigkeit rechnen konnte.*)

Nach Ihrer Beschreibung hat sich in dem gesellschaftlichen Kreise in Münster nichts geändert, und hege ich die Überzeugung, daß sich in dem nächsten Menschenalter auch nichts ändern wird, dafür wird die Geistlichkeit und der hohe Adel sorgen.

Wir haben hier eine sehr bewegte aber sehr glückliche Zeit verlebt — die Feldmanöver des 1. Armeekorps waren sehr interessant und lehrreich für die Führer, die Manöver nach markiertem Feind nach der jetzt befohlenen Weise, der König schwärmt für diese neue Idee — und jeder Militär, der den Krieg im Auge hat, muß sich glücklich schätzen, daß der alte Schlendrian abgeschafft ist. Das Armeekorps hat die Zufriedenheit des Königs im hohen Grade erlangt. Für manchen hohen Zuschauer, der auf dem Tempelhofer Felde nur im Parademarsch und langen Linien mit einstudierten Manövern das Heil der Armee erkannt hat, war es ein Donnerschlag, seine ausgelernten Theorien hier zu Grabe getragen zu sehen — und ohngeachtet, daß das Korps angreifende Feldmanöver von 7 Tagen, wobei es zweimal bivouakiert hat, ausgeführt, war die Parade so schön, als sie nur sein konnte.

Grüßen Sie herzlich Roerdansz. Meine Frau ist wohl und grüßt bestens. — Leben Sie wohl und schreiben Sie mir, was dort in Münster und in der militärischen Welt neues passiert.

Ihr Freund

von Wrangel."

Hier muß ich noch zwei Ereignisse erwähnen, die mich persönlich in den beiden ersten Monaten des Jahres 1841 trafen:

---

*) Der General hatte dieses von mir im Jahre 1836 nach dem Spiegel gezeichnete Porträt gewünscht. Dasselbe wurde mir nach dem Tode des Feldmarschalls von seinen Erben geschickt, und ich fand auf der Rückwand folgende von ihm eigenhändig geschriebene Worte: „Ein Geschenk meines lieben Kriegskameraden und treuen Freundes v. Fransecky. 1836. Gr. W." (Es ist das Porträt, welches zwischen S. 166 und 167 in verkleinertem Maßstabe wiedergegeben ist. v. B.)

Zunächst meine endliche Beförderung zum Premierleutnant in meiner Tour bei dem 16. Infanterieregiment unter Belassung in meinem Verhältnis als Adjutant bei der 13. Division. Sodann die Geburt eines zweiten Sohnes, Ernst, die jenem Avancement so nahe folgte, daß es schien, als ob mein guter Genius mich vor dem Schicksal hätte bewahren wollen, als Sekondeleutnant Vater von drei Kindern zu heißen. Auch im übrigen machte das Avancement mir natürlich Freude, wenn ich auch vorher schon hatte erleben müssen, daß bei den Truppen der Garnison Münster mehrere Sekondeleutnants von jüngerm Dienstalter und Patent vor mir zu Premierleutnants ernannt worden waren.

In das Frühjahr von 1841 fiel noch die Anwesenheit einer Abteilung von Offizieren des topographischen Büreaus aus Berlin. Diese Herren hatten in Münster von einem der Dirigenten des Büreaus ihre Aufträge für die Sommerarbeiten zu empfangen, die zu der im Werk begriffenen Karte von Westfalen benutzt werden sollten.

Unter diesen Offizieren befanden sich auch einige alte Kadettenkameraden von mir, mit denen ich in einen nähern Verkehr trat, der mir Gelegenheit verschaffte, mich über die betreffenden Arbeiten etwas näher zu unterrichten. Da das den Herren als Grundlage für ihre Arbeiten gelieferte Material von einigen Ingenieurgeographen schon in der Form von Reduktionen der bezüglichen Katasterkarten vorbereitet war, so hatten die kommandierten Offiziere nur noch das von ihnen zu krokierende Gelände in die ihnen übergebenen Blätter zu übertragen, und es erschien mir diese Arbeit so leicht, daß ich mir einbildete, sie vielleicht ebensogut wie jene Herren ausführen zu können, und nicht begriff, daß auf solche wesentlich mechanische Produktionen sich ein Anspruch auf die demnächstige Versetzung in den Generalstab gründen ließe. Aber damals galten noch ein paar gut gearbeitete Meßtische als Sommerarbeit und ein paar befriedigend gelöste theoretische Arbeiten in den Wintermonaten als entscheidend für die Aufnahme in den Generalstab!

Unter diesen Offizieren befanden sich einige, welche durch ihre bisherigen Leistungen gewissermaßen schon mit einem Fuße im Generalstab standen. Bei näherer Erkundigung erfuhr ich, daß sie in der mehr oder weniger langen Zeit zwischen ihrem Korpsschulbesuch und dem Kommando zum topographischen Büreau teils im Frontdienst, teils als Lehrer an einer Divisionsschule, teils auch in andern Fächern beschäftigt gewesen waren, keiner aber im Adjutantendienst. Und doch war gerade dieser Dienst nach meiner eignen vieljährigen Erfahrung derjenige, der unbedingt mit zur Vorschule für den Generalstab gehört

hätte. Ich gedachte bei dieser meiner Ansicht eines mir näher bekannten jungen Generalstabsoffiziers, von dem es hieß, daß er im Büreau mehr Federn — Gänsekiele, welche damals noch üblich waren — zerkaute als verschrieb, weil ihm für die gewöhnlichsten Büreauarbeiten die Kenntnis völlig abging! Aber „trotz alledem und alledem" mußte ich es doch als selbstverständlich annehmen, daß selbst die jüngsten jener Topographen, die viel jüngere Offiziere als ich waren, schon Hauptleute sein würden, während ich noch zu den jüngsten Premierleutnants meines Regiments gehörte! Und dennoch durfte ich nicht klagen, da ich ja um der Adjutantur willen einst dem Kriegsschulbesuch entsagt und später auch die von dem Obersten von Selasinsky mir angebotene Kommandierung zum topographischen Büreau abgelehnt, also meinen Ehrgeiz nur auf die Adjutantenkarriere gerichtet hatte. Und wenn nun gerade die Aussicht auf diese Karriere, nachdem ich ihr nun schon acht Jahre lang immer nur in dem Verhältnis als „Kommandierter" hatte folgen müssen, von Jahr zu Jahr immer trügerischer für mich geworden war, so mußte ich mir doch stets aufs neue sagen, daß ich ja selbst an meinem Schicksal schuld sei und es hinnehmen müsse, wie es sich endlich gestalten würde, ob zu meinem Glück oder zum Unglück! Diese Resignation schloß aber doch nicht aus, daß ich immerhin einigen Grund behielt, jene jüngern Topographen um ihr sichereres Schicksal zu beneiden.

Die Aussprüche des Generals v. Monsterberg bei der diesjährigen Inspizierungsreise über die Infanterie bewiesen seine wirkliche Meisterschaft. Dagegen hätte er der Kavallerie gegenüber wieder ebenso wortkarg wie im vorigen Jahre bleiben sollen, denn er hatte sich mit dem Reglement dieser Waffe noch immer nicht genügend beschäftigt und kam daher auch in die Gefahr, den auf fremdes Gebiet geratenen „Infanteristen" zu verraten.

Ich dachte in einem solchen Fall an den General von Wrangel, dem es auch einmal passierte, einer Infanterieabteilung am Schluß der Besichtigung zuzurufen: „Ihr habt gut geritten, Leute, ich dank' Euch, Adieu!" Da es aber in der Division allgemein bekannt war, daß es unter diesem General selbst dem tüchtigsten Infanteriekommandeur schon schwer geworden war, ihm gegenüber gut zu bestehen, so fand man nichts darin, wenn er, der General v. Wrangel, über den Kavalleristen einmal vergaß, daß er zu Infanteristen sprach. Aber dem General von Monsterberg wurde ein Verwechseln der Kavallerie mit Infanterie nicht vergessen, und ich hörte einmal nach der Inspizierung des Ulanenregiments, daß die Forderung des Generals, „der Regimentskommandeur solle einige Evolutionen in der ‚Sektionskolonne' ausführen lassen," belächelt wurde, da er die Formation der Kolonne „zu Dreien" gemeint hatte.

Nach Beendigung der Manöver und Erledigung einiger darauf bezüglichen Arbeiten konnte ich mich meinen eignen Herbst- und Winterbeschäftigungen wieder zuwenden. Sie bestanden diesmal zunächst in Studien über die niederländische Armee, wozu ich durch meine zufällige Bekanntschaft mit einem Dragoneroffizier dieser Armee angeregt wurde. Er verriet eine gute Kenntnis von der Neuorganisation der genannten Armee, die der König Wilhelm II. nach dem Rücktritt seines Vaters Wilhelm I. von der Regierung ins Leben rief, und die mir als das Werk eines so kriegserfahrenen und in allen militärischen Dingen überhaupt so heimischen Monarchen, wie Wilhelm II. war, besonderer Beachtung wert erschien.

Das Wichtigste, was sich für das VII. Armeekorps im folgenden Jahre — 1842 — zutrug, war die Revue des Korps am Rhein bei Neuß vor Sr. Majestät dem Könige, worauf die großen Manöver des VII. gegen das VIII. Korps auf der linken Rheinseite, bei Euskirchen südwestlich Bonn, unmittelbar folgten.

Es war bestimmt, daß der Revue die Übungen der Landwehr im Verbande mit der Linie, dann die Divisionsübungen und zuletzt einige Manöver des Korps vorangehen, dann die Revue des Korps selbst, bestehend in einem „Korpsmanöver“ und einer großen Parade folgen sollten.

Natürlich bezogen sich fortan bei den Truppen alle Gedanken auf diese Festzeit, wofür diese erste Revue vor Sr. Majestät im wahren Sinne des Worts galt, und es war das allgemeine Streben unablässig darauf gerichtet, sich vor dem Kriegsherrn nach jeder Richtung hin in bester Verfassung zu zeigen. Unter den vorbereitenden Arbeiten kam auch bald der 30. März heran, der wie immer die Gemüter aller Hoffenden und Wünschenden in Spannung und Aufregung versetzte. Daß ich an diesem Tage wieder leer ausging, konnte mich nicht besonders erregen, da ich erst vor einem Jahre Premierleutnant geworden war, und bekümmerte ich mich daher auch um die wenigen Avancements nicht, die der 13. Division zufielen. Aber unter meinen Freunden und Gönnern gab es doch wieder einige, die sich gedrungen fühlten, mir ihr Beileid auszudrücken, was mich jedoch mehr in Verlegenheit setzte als erfreute.

Bald jedoch erfuhr ich, daß der General von Pfuel aus eigner Bewegung einen Schritt unternommen hätte, der für mein Schicksal von entschiedenster Wirkung werden mußte: Der Chef des Generalstabs der Armee, General von Krauseneck, hatte an den General von Pfuel die Aufforderung gerichtet, „ihm einen ältern Kapitän aus dem VII. Korps zu nennen, der sich zur Anstellung im Generalstabe eigne und eventuell gleich zum Major vorgeschlagen werden könnte.“ Der General von Pfuel

antwortete unter dem 14. April darauf, „daß er nur einen Kapitän habe, der aber vor kurzem von der Adjutantur des Generalkommandos in ein Infanterieregiment versetzt worden sei, um sich im praktischen Dienst zu versuchen. Dieser könne auch, seinem Alter nach, noch ein paar Jahre auf das Majorsavancement warten. „Dagegen schlage ich," so schrieb er wörtlich, „einen andern Offizier zur sofortigen Versetzung in den Generalstab und zugleich zur Beförderung zum Kapitän vor, nämlich den Premierleutnant von Fransecky, gegenwärtig dienstleistenden Adjutanten bei der 13. Division. Das ist ein Generalstabsoffizier wie er im Buche steht. Je schneller von Fransecky poussiert wird, desto besser. — Gescheit, unterrichtet, lebhaften Geistes, von schneller Fassungsgabe und großer Thätigkeit, körperlicher wie geistiger, machen Sie an ihm eine wahre Acquisition; und der Armee wird das einmal zu gute kommen. Er ist zwar erst ein junger Premierleutnant, das thut aber meines Erachtens nichts, man muß den Wahlspruch aufrecht erhalten: ‚Die Kapabelsten vorwärts, vorwärts!' F. war auf der Kriegsschule, aber nicht im topographischen Büreau, wohl aber dessen Bruder —; er ist aber ein trefflicher Zeichner, ja noch mehr, er ist in der Malerei ein Künstler, wollen Sie noch mehr?"

Ich erfuhr nichts von diesem Schritt meines kommandierenden Generals und bekam auch diesen Brief erst zu sehen, als ich schon längst im Generalstabe war.

Dem General war es gewiß sehr unangenehm, mich in Bezug auf die Kriegsschule mit meinem Bruder Ernst verwechselt zu haben. Er erwiderte aber doch auf mein Geständnis sehr ruhig: „Nun, mag es dann sein wie ihm wolle; wenn Sie in den Generalstab kommen, so wird es Ihre Sache sein, Ihren Platz in demselben zu behaupten, und wollen wir ruhig abwarten, wie Sie sich aus der Affäre ziehen werden." Nach diesen Worten gab er mir die Hand und entließ mich.

Der 30. März brachte unserm Generalkommando für den nach Berlin versetzten Major Schmidt II. einen Ersatz in dem Major von Roon vom Generalstabe. Es war dies derselbe Offizier, den ich 1834 in Minden als Premierleutnant beim 15. Infanterieregiment gesehen und oberflächlich kennen gelernt hatte.*) Er hatte die Güte, mich bald nach seiner Ankunft in Münster aufzusuchen und sich einige Orientierung über die Personal- und Lokalverhältnisse der Stadt von mir zu erbitten. Ich stand ihm gern zu Diensten, und es bildete sich danach allmählich ein Verhältnis zwischen uns, das nicht bloß einen lebhaften persönlichen Verkehr zur Folge hatte, sondern auch dem Dienste nützlich wurde. Denn bei den großen Manövern am Rhein pflegte der

---

*) Vergl. S. 141.

Major, wenn er mit Aufträgen des kommandierenden Generals zu dem General von Monsterberg geschickt wurde, mich, der ich ihm immer schnell entgegen ritt, soviel als möglich in das Vertrauen zu ziehen, um seinem Auftrage ein um so schnelleres Verständnis zu schaffen. Der General von Monsterberg dagegen sah es gern, daß es zwischen ihm und dem Major niemals näherer Erörterungen bedurfte, um zu erfahren, was der kommandierende General mit dem betreffenden Auftrage bezweckte. Später trat ich noch in andre Beziehungen zu dem Major von Roon, woraus sich zuletzt ein Freundschaftsverhältnis entwickelte, das uns bis zum höchsten Alter hinauf oft zu gemeinschaftlichem Handeln zusammenführte.

Am 28. August trafen der König und die Königin in Düsseldorf zur großen Revue ein, wurden daselbst von der Generalität und den Stabsoffizieren des VII. Armeekorps, sowie von den Spitzen der Civilbehörden empfangen und nahmen dann in dem nahen Lustschloß Benrath für die Dauer der Revue Aufenthalt. Se. Majestät wohnte von dem nahen Lustschloß Benrath aus dem befohlenen Korpsmanöver bei, das in der Gegend von Neuß ausgeführt wurde, und hielt am 2. September die große Parade ab, die bei Grimmlingshausen, nahe dem Lager, stattfand. Das Korps hatte das Glück, bei beiden Gelegenheiten die Zufriedenheit des Kriegsherrn zu erlangen.

Zu der großen Parade war auch ein Bataillon des IV. Armeekorps erschienen, das die für die Infanterie bestimmte neue Uniform: Helm, Waffenrock und eine zweckmäßigere Ausrüstung, bestehend in einem erleichterten Gepäck mit veränderter Trageweise — Wegfall des über die Brust gekreuzten breiten Lederzeugs —, auch ein leichteres, gerades Seitengewehr zur Probe trug und allgemeines Interesse erregte. Das Bataillon hatte in diesem Anzuge den Marsch von Magdeburg aus zu Fuß gemacht, nahm später auch noch an den Manövern der beiden Armeekorps teil und rühmte das Neue im Gegensatz zu dem Alten. Daß aber manches von dem Neuen geschmackvoller hätte sein können, namentlich der Waffenrock und der zu hohe Helm, wurde allgemein anerkannt.

Am Schluß einer der Korpsübungen, die vor der Ankunft Sr. Majestät stattfanden, erhielt ich noch einen besondern Beweis für das Wohlwollen, das der General von Pfuel meiner Person schenkte. Er erteilte mir nämlich, nachdem er die zur Kritik versammelten Generale und Stabsoffiziere entlassen hatte, einen Auftrag aus dem Generalstabsdienste, welcher aber mit dieser Übung in keinem Zusammenhang stand, sondern, wie ich gleich erkannte, dem General nur dazu dienen sollte, mich wegen meiner Befähigung zum Generalstabsoffizier persönlich zu prüfen. Der General wies mit der Hand

auf die Gladbach-Neußerstraße und nahm an, „daß auf dieser Straße eine Division im Rückzuge auf Neuß begriffen sei, welche den Auftrag habe, einen ihr von Gladbach her folgenden überlegenen Feind so lange aufzuhalten, bis ein großer Convoi, mit dessen Deckung die Division beauftragt sei, die Stadt Neuß passiert habe, dann aber zunächst bis Neuß zu folgen." „Bericht und Krokis über eine von der Division zu besetzende Stellung, welche die Rekognoszierung ergeben würde, sei," so schloß der Auftrag, „abends an den General einzureichen."

Ich ritt sogleich spornstreichs ab, fand nach etwa halbstündigem Ritt eine mir passend erscheinende Stellung rittlings der genannten Straße, krokierte sie aus dem Sattel, eilte nach Neuß zurück, schrieb und zeichnete, was der Auftrag des Generals von mir forderte, und sandte die Arbeit gegen Abend mit der Post nach Düsseldorf an den kommandierenden General ab.

Am nächsten Tage ließ der General mich auf dem Manöverfelde zu sich rufen, lobte meine Arbeit und sprach die Hoffnung aus, „mich dem General von Krauseneck bei Gelegenheit eines der noch bevorstehenden Manöver persönlich vorstellen zu können," wozu er wünschte, „daß ich einen günstigen Moment dazu wenn möglich selbst erwählen möchte."

Se. Majestät sprach sich im allgemeinen anerkennend über die Manöver aus, knüpfte an einige Hauptfehler belehrende Bemerkungen, stellte schriftliche Ordres in Aussicht und befahl schließlich, daß die Truppen in die am 5. September innegehabten Quartiere, die Infanterie des VIII. Korps in das Lager bei Kl.-Büllesheim zurückkehren und in diesen am nächsten Tage einen Ruhetag haben sollten, um sich zu der großen Parade am 12. September vorbereiten zu können.

Am 11. September fand in Godesberg ein großes Fest statt, das die Stände der Rheinprovinz unsern Majestäten und deren fürstlichen Gästen anboten, und wozu zahlreiche Einladungen an die Kreise und Klassen von Civil und Militär ergangen waren, die bei solchen Gelegenheiten in erster Reihe in Betracht kommen, vom Militär also an die Generale der beiden Armeekorps und an die Stabsoffiziere der Regimenter, sowie auch an die fremdherrlichen Offiziere gleicher Grade.

Von den fremden fürstlichen Personen nenne ich hier nur zwei: den König Wilhelm II. der Niederlande, Vetter unsers Königs, und den Erzherzog Johann von Österreich.

Der König Wilhelm II. war mir von meiner Pagenzeit in Berlin her noch sehr erinnerlich. Ich sah ihn im Jahre 1824 noch als Prinzen von Oranien an der Königstafel zu Berlin in russischer Generalsuniform, eine glänzende Erscheinung. Er war damals erst 32 Jahr alt, von schlanker Gestalt, sehr lebhaft und beweglich, mit einem Antlitz, das

Geist und Feuer verriet. Er saß neben unsrer jungen anmutigen Kronprinzessin, die er angenehm zu unterhalten schien. Als einer der hervorragendsten Generale in der Schlacht bei Waterloo, unter Wellington, damals erst 23 Jahr alt und schwer verwundet, zog er natürlich die Augen der militärischen Gäste ganz besonders auf sich, und sein Oheim, der König Friedrich Wilhelm III., schien auch Freude an diesem Neffen zu haben, der, auf einer Reise nach Petersburg begriffen, wohl seit langer Zeit zum erstenmal wieder nach Berlin kam. Aber die 18 Jahre, welche seit diesem Besuch über den Prinzen dahin gegangen waren, hatten gewaltig an ihm gerüttelt und auf ihn gestürmt, es war viel Schweres und Schmerzliches an ihm vorüber gegangen. Namentlich hatte der Abfall der belgischen Lande, deren Liebling er gewesen, ihn tief erschüttert. Er sah, jetzt 50 Jahr alt, sehr ernst aus und trug die Sorgen seines Königtums, das er infolge der Abdankung seines Vaters, des Königs Wilhelm I., vor kaum zwei Jahren angetreten hatte, in sehr sichtbaren Spuren auf dem tief durchfurchten Gesicht. Die preußische Uniform, jene des 4. Kürassierregiments, dessen Chef er seit 1825 war, trug nicht dazu bei, ihn unter den übrigen fürstlichen Gästen und den zahlreichen Generalen auffallend hervortreten zu lassen, denn er erschien in dem sehr einfachen dunkelblauen Interimsfrack des genannten Regiments und in dem noch weniger eleganten Beinkleid, beide von einem Schnitt, der vermuten ließ, daß sie 17 Jahre lang unberührt in der Garderobe gehangen hatten.

Den zweiten hohen fürstlichen Gast, den Erzherzog Johann von Österreich, sah ich, obschon er den vorangegangenen Manövern bereits beigewohnt hatte, doch auf diesem Fest zum erstenmal. Ich erfuhr auch erst hier, daß er zum Chef des 16. Infanterieregiments ernannt worden war, und sah daher auch mit desto größerm Interesse den hohen Herrn in der Uniform, die ich schon seit 17 Jahren trug. Der Erzherzog war 61 Jahr alt, sah aber um mehrere Jahre älter aus. Er war von mittlerer Größe und kräftigem Körperbau, bewegte sich in einem bedächtigen Schritt, mit etwas vorgebeugtem Haupt. Dieses war bedeckt mit dünnem, schon sehr gebleichtem Haar und zeigte ein Gesicht mit den bekannten habsburgischen Formen und den Furchen des Alters. Es sprach aber aus demselben ein sehr freundlicher Ausdruck, und aus den Augen leuchtete ein Blick, der Klugheit und Wohlwollen zugleich verriet. Die ganze Erscheinung des Erzherzogs war mehr ehrwürdig als imposant, weniger militärisch als bürgerlich. Ich wende mich noch zu einem Gaste vom Civil, welcher auch zu den Berühmtheiten der vergangenen Zeit gehörte und wohl verdiente, auch bei diesem Fest bemerkt zu werden. Ich meine den Professor Ernst Moritz Arndt, der seinen Lehrstuhl an der Universität zu Bonn aus bekannten Gründen 21 Jahr lang

hatte leer stehen sehen müssen, im Jahr 1840 aber durch die Gnade Sr. Majestät des Königs Friedrich Wilhelm IV. zurückgerufen worden war.

Ich hatte mir diesen Mann, den einstigen Sänger so vieler patriotischer Lieder und eifrigen Genossen des Ministers von Stein, bei dessen Bestrebungen in Rußland 1812 und in Deutschland 1813 zur Wiederaufrichtung Preußens, anders vorgestellt, als er mir bei diesem Feste erschien. Statt eines Mannes, wie ich ihn mir gedacht, von mächtiger, hünenhafter Gestalt, von echt pommerscher Urwüchsigkeit, mit einer Haltung, in der sich der Stolz auf die einst errungenen Erfolge aussprach, gewahrte ich einen kleinen, schmächtigen, sehr beweglichen und gesprächigen Herrn, im schwarzen Frack und weißer Weste und Kravatte, den hohen Hut unter dem Arm, der sich mit sichtbarer Vorliebe immer in den vordersten Reihen bewegte, und von dem ich hörte, daß ihm soeben die Ehre zu teil geworden wäre, von Sr. Majestät mit einem Händedruck und einigen freundlichen Worten begrüßt zu werden. Er war aber unter den Gästen doch zu wenig bekannt, als daß er mehr als eine nur flüchtige Aufmerksamkeit hätte erregen können, und ich begnügte mich, von meinem bescheidenen Standpunkt aus, mit seinem bloßen Anblick und mit der Erinnerung an sein schönes Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland," das ich einst als Potsdamer Kadett so oft mitgesungen hatte. Er war jetzt schon 70 Jahr alt, konnte aber bei seiner auffallenden Lebendigkeit und Beweglichkeit und mit seinen hell blickenden Augen noch für einen angehenden Sechziger gelten.

Am 12. September fand dann bei Erp die große Parade statt.

Vor der Mitte der Aufstellung, dem Zwischenraum zwischen beiden Korps gegenüber, stand weit vorgeschoben ein großes Zelt, bestimmt zur Einweihung und zur Übergabe einer Zahl von Fahnen für Truppen der Landwehr, meist vom VIII. Armeekorps, die bis dahin diese Ehrenzeichen noch entbehrt hatten.

Die Generalität beider Korps und die Kommandeure der eben genannten Truppen erwarteten bei diesem Zelt die Ankunft Sr. Majestät und der fürstlichen Gäste. Da der General von Monsterberg uns, seinen beiden Adjutanten, befohlen hatte, bei der Division zurückzubleiben, so hielten wir zu Pferde auf dem rechten Flügel der Infanterie der Division, also auf dem äußersten rechten Flügel der ganzen Parade. In einer Hakenstellung zu der Frontlinie hielten die fremdherrlichen Offiziere, sowie, getrennt von diesen, viele preußische Offiziere, die der Parade als Zuschauer beiwohnen wollten. Vor der Front dieser Offiziere hielt der General von Krauseneck neben seinem Adjutanten, dem Major Jordan. Ich hatte den General während der ganzen Manöverzeit immer nur von weitem gesehen und ihm daher

nicht, wie es der General von Pfuel wünschte, vorgestellt werden können. Mit dem Major Jordan aber war ich an einem Manövertage durch Zufall persönlich bekannt geworden. Als dieser mich nun bemerkte, sah ich, daß er den General von Krauseneck auf mich aufmerksam machte, denn dieser wandte sein Pferd nach mir herum und näherte sich mir so langsam, daß ich ihn genau betrachten konnte. Als ich nicht mehr zweifelte, daß der General mich sprechen wollte, ritt ich ihm ein paar Schritte entgegen, hielt und salutierte. Er begann das Gespräch mit den Worten:

„Ich höre von meinem Adjutanten, daß Sie der Leutnant von Fransecky sind, der mir von dem General von Pfuel empfohlen worden ist." Ich verbeugte mich. Darauf sprach der General weiter; er fragte mich zuerst kurz nach meinen persönlichen und dienstlichen Verhältnissen und dann: „ob ich mich in den militärischen Wissenschaften schon fleißig umgesehen hätte?" Ich erwiderte bescheiden, „daß ich darin einige Orientierung gewonnen hätte und bestrebt sei, meine Kenntnisse zu erweitern." Der General machte darauf eine beifällige Miene und sagte schließlich: „Es ist mir lieb, Sie kennen gelernt zu haben; es wird mich freuen, wenn ich für Ihre Zukunft etwas thun kann." Und damit wandte er sein Pferd und kehrte auf seinen Platz zurück.

Diese Unterredung war dann auch entscheidend für meine Zukunft.

Bald traf der König mit seinen fürstlichen Gästen und großem Gefolge bei dem Zelte ein. Man sah, wie die neuen Fahnen zu ihren betreffenden Truppenteilen gebracht wurden. Endlich aber erfolgte auch der Empfang Sr. Majestät von den Truppen mit den bekannten Ceremonien und Hurras. Die darauf folgenden Vorbeimärsche vor Sr. Majestät fanden in den herkömmlichen Formen statt.

Die Truppen bewiesen einen Wetteifer, dem der Beifall Sr. Majestät nicht fehlen konnte. Bei der Landwehr, die mit den Linientruppen einen Vergleich zu bestehen hatte, mußten freilich die Schwierigkeiten in Betracht kommen, welche bei der Infanterie in der großen Zahl von nur kurz gedienten Mannschaften, bei der Kavallerie in dem sehr ungleichen Pferdematerial sich ergaben. Aber es trat doch bei beiden Armeekorps ein Zustand zu Tage, der an dem Glauben der Möglichkeit ihrer Verwendung zum Kriegsgebrauch, im engen Verband mit der Linie, noch immer festhalten ließ, zumal der Kriegsminister von Boyen diesen fanatisch vertrat.*) Aber unter den anwesenden fremdherrlichen

*) Das Urteil eines so kriegserfahrenen Generals wie des Generals von Fransecky über die damaligen Zustände der Landwehr ist gerade nach dem Erscheinen des schon erwähnten Werkes von Meinecke über Boyen von hohem Wert. Vergl. das Nähere über Boyens damalige Bestrebungen, nachdem er durch Friedrich Wilhelm IV. nach 19jährigem Ruhestande wieder zum Kriegsminister ernannt war, bei Meinecke II, 538. Ein

Offizieren gab es doch schon einige, die sich durch den äußern Schein von ihrem Zweifel nicht abbringen ließen. Das meiste Bedenken machte ihnen die Landwehrkavallerie mit ihren undressierten Pferden und mit der Lanze, die dreiviertel der gesamten Mannschaft bei ihrem Übertritt zur Landwehr in die Hand bekam, nachdem sie vorher bei den Husaren, Dragonern und Kürassieren gedient hatten.

Nach Beendigung der „großen Parade" gelangte an jedes der beiden Armeekorps eine allerhöchste Kabinettsordre, folgenden Wortlauts: „Es freut Mich, das hier versammelte VII. (VIII.) Armeekorps in einem solchen Zustande gefunden zu haben, daß Ich demselben Meine Zufriedenheit darüber zu erkennen geben kann. Mir ist der Eifer sowohl der höhern als der niedern Führer, der gute Wille der Unteroffiziere und Soldaten ebenso bei der Linie als bei der Landwehr, und das wechselseitige gute Vernehmen beider gegeneinander nicht entgangen, und gebe Ich gern, sowohl der Linie als der Landwehr, Mein königliches Wohlwollen zu erkennen. Ich bin mit der Ausführung der Manöver im ganzen zufrieden und behalte Mir vor, noch einige sich dargebotene Beobachtungen über den Gang derselben seiner Zeit den Armeekorps zu ihrer weitern Belehrung mitzuteilen.

Als besonders wichtig bemerke Ich hier schon, daß bei allen Übungen hauptsächlich darauf zu sehen ist, daß, ohne die Leute durch unnötigen Zwang zu belästigen, doch die innere Ordnung sowohl in dem geschlossenen Bataillon als den Tirailleurlinien auch beim Manöver erhalten bleibe, da ohne diese der Appell verloren geht und eine gute Gefechtsführung unmöglich wird. Es sollen nie mehr Tirailleure gebraucht werden, als die Verhältnisse gerade erfordern, und die Offiziere müssen die Leitung über dieselben, besonders bei Dorfgefechten und im koupierten Terrain, niemals aufgeben. Eine stete Aufmerksamkeit auf das Terrain und eine gewandte Benutzung desselben muß den eignen Verlust mindern und den Erfolg des Gefechts fördern. Die Wirkung der Feuerwaffen ist von allen Seiten im Laufe des Manövers auf das Sorgfältigste zu berücksichtigen, und die Kavallerie muß, wenn sie gezwungen wird, zurückzugehen, sich niemals in der Schußweite des kleinen Gewehrs ihrer Gegner aufstellen. Mit der Aufstellung und Beweglichkeit der Artillerie bin Ich zufrieden. Auch mit der Ausrüstung der Truppen und dem Zustande der Pferde bin Ich zufrieden und erkenne wohlgefällig die gute Beschaffenheit der von den Kreisen für die Landwehr gestellten Pferde, da mir dies ein erfreuliches Zeugnis von der fortdauernd regen Teilnahme an dem wichtigen Institut der Landwehr ist."

Anhänger des damaligen Landwehrsystems war auch der General von Müffling, ohne deren Mängel zu verkennen. Vergl. seine Denkschrift an den Prinzen August von Preußen in Sybels und Lehmanns historischer Zeitschrift, 1893, Bd. 34, S. 281. v. B.

Nach der Revue trat ich einen Urlaub an, den ich zuerst in Liebeneck verbrachte, dann aber zu einer kurzen Reise durch Holland benutzte. Die auf dieser Reise gesammelten Beobachtungen über die niederländischen Heereseinrichtungen benutzte ich zu einer Arbeit, die der General von Monsterberg dem Chef des Generalstabes, General von Krauseneck, einsandte. Dieser äußerte sich sehr günstig hierüber, und dies führte eine schnellere Entscheidung über meine Zukunft herbei. Am 31. März 1843 wurde ich zur Dienstleistung zum Großen Generalstab kommandiert.

Zweites Buch.

Wanderjahre.

1843—1865.

1. Im Generalstabe. Krieg in Schleswig.

1843—1849.

Mit dem Zeitpunkte des Kommandos zum Generalstabe hörte die vom General von Fransecky sorgsam durchgeführte Ausarbeitung seiner Aufzeichnungen auf. War es bisher Aufgabe des Herausgebers, nur das auszuscheiden, was nicht von allgemeinerm Interesse erschien, so soll nun zunächst, zwar im möglichst engen Anschluß an die vorhandenen Aufzeichnungen, aber doch in freier Darstellung das Lebensbild weiter gezeichnet werden. Auch hier werden vielfach des Generals eigne Worte gegeben werden, und Auszüge aus seinen Briefen sollen seine Gedanken und Empfindungen unmittelbar wiederspiegeln.

Als Leutnant von Fransecky sein Kommando im Generalstabe antrat, waren die Verhältnisse darin von den heutigen gänzlich verschieden. General von Müffling hatte als Chef des Generalstabes fast nur sogenannte „gelehrte Offiziere" in den Generalstab übernommen. Zu seiner Zeit fand ein Wechsel zwischen Generalstab und Truppe gar nicht statt. Ein als Leutnant in den Generalstab versetzter Offizier blieb darin bis zum Brigadekommandeursrang. Dann erst kam er in die Truppe zurück, wo er nun häufig den Anforderungen des praktischen Dienstes nicht genügte. Müfflings Nachfolger, General von Krauseneck, strebte schon mehr danach, Offiziere in den Generalstab zu bringen, die zwar auch eine „gelehrte Bildung" besaßen, aber doch praktisch veranlagt waren. Ein Wechsel zwischen Front- und Generalstabsdienst fand auch unter ihm noch keinen Eingang, es wurden aber, um wenigstens die Kenntnis und Praxis des Truppendienstes den Generalstabsoffizieren nicht ganz verloren gehen zu lassen, vorübergehende Dienstleistungen bei der Truppe eingeführt. Bis zum General blieben aber auch damals die Offiziere noch dauernd im Generalstabe. Erst General von Reyher machte den Anfang mit einem Wechsel des Dienstes, den dann General von Moltke, der selbst aber bekanntlich niemals im Truppendienst war, zum Grundsatz erhob.

Der Besuch der damaligen Allgemeinen Kriegsschule — jetzigen Kriegsakademie — und das Kommando zum topographischen Büreau galten als unerläßliche Vorbedingung für den Generalstab. Die Generale von Boyen — Sohn des berühmten Kriegsministers und Generaladjutant Kaiser Wilhelms des Großen —, von Goeben und unser Fransecky waren die ersten, die, ohne diese Bedingung erfüllt zu haben, in den Generalstab versetzt wurden.

„Nicht ohne Beklommenheit" betrat der Premierleutnant von Fransecky die sich ihm öffnenden Hallen des Generalstabsgebäudes in der Behrenstraße — des heutigen Militärkabinetts —, wurde er doch von manchem seiner dortigen Kameraden mit zweifelnden Mienen über seine Berechtigung zu diesem Kommando angesehen. Zwar hatte er durch seine langjährige Adjutantenthätigkeit eine gute Kenntnis des Büreaudienstes gewonnen, er hatte auch mit offenem Blick manches für einen Generalstabsoffizier bei der Truppe Notwendige erfaßt, aber seine militärwissenschaftliche Bildung war die eines Autodidakten ohne die systematische sichere Schulung, wie sie damals die Kriegsschule bot, heute die Kriegsakademie gewährt. Lust und Liebe zum Studium, schnelle, sichere Auffassung und ungewöhnliche Energie kamen ihm wie bisher so auch jetzt zu statten.

Um sich mit ganzer Kraft seiner neuen Stellung hingeben zu können, brachte er das Opfer, sich während dieses Probejahres von seiner Familie zu trennen. Diese, vor kurzem um ein viertes Kind — den am 22. Februar geborenen Sohn Fritz — vermehrt, ging während dieser Zeit zu den Schwiegereltern nach Liebeneck.

Da von einem Generalstabsoffizier damals in erster Linie große Fertigkeit im Aufnehmen des Geländes verlangt wurde — auch Feldmarschall Moltke legte noch hohen Wert auf das Aufnehmen, das er selbst meisterhaft verstand —, so galt es für Fransecky, sich diese ihm noch fremde Kunst zunächst zu erwerben. Er beteiligte sich daher an den Geländeaufnahmen, die für eine Manöverkarte bei Berlin stattfanden, und kehrte, von seiner vielgeübten Zeichenkunst unterstützt, als „fertiger Topograph" nach einigen Wochen heim. Eine Erkundungsreise nach der Gegend von Jüterbog zur Vervollständigung älterer Karten schärfte sein Verständnis für das Kartenwesen weiter, und eine Generalstabsreise unter General von Krauseneck im Herbst desselben Jahres brachte ihm die Hoffnung, das Ziel einer Versetzung in den Generalstab bald zu erreichen. Merkwürdigerweise hatte der damalige Premierleutnant von Fransecky auf dieser Übungsreise mit einer Brigade bei Elsterwerda dieselbe Stellung in gleicher Lage eingenommen, wie er sie in der zweiten Hälfte des Mai 1866 als Generalleutnant mit seiner Division in Wirklichkeit beziehen sollte.

Nach Rückkehr von dieser Reise erfolgte die Zuteilung Fransecky's zur kriegsgeschichtlichen Abteilung. Dieser lag damals auch die Redaktion des Militärwochenblattes ob, und der damalige Abteilungsvorstand, der durch sein Werk über 1806 bekannte Major von Höpfner, begann gerade die Aufsätze über die Ereignisse bei der schlesischen Armee im Jahre 1813. Es verdient dies insofern einer besondern Erwähnung, als damit ein neuer, bisher wenig betretener Weg der Kriegsgeschichtschreibung, nämlich die kritisch-applikatorische Methode, eingeschlagen wurde. Nicht mehr die bloße Darstellung der Begebenheiten, sondern die Untersuchung über die beiderseitige Lage, über das, was beiden Teilen bekannt war, und was sie daraufhin für Maßnahmen trafen oder hätten treffen müssen, wurde nun Gegenstand der Forschung und Darstellung. Fransecky war hieran von vornherein selbstthätig beteiligt, da Höpfner erkrankt war. So ist das noch vor dem Ende des Jahres 1843 erschienene Einleitungsheft über die Ereignisse vom Schluß des Waffenstillstandes bis zur Schlacht von Möckern ganz seiner Feder entsprungen.

Am 8. April 1844 wurde Fransecky als Hauptmann in den Generalstab versetzt und hatte hiermit bei den damaligen schlechten Avancementsverhältnissen diese Charge vielleicht vier Jahre früher erreicht, als ihm dies in seinem Regiment bei sieben Vorderleuten beschieden gewesen sein würde. Er verblieb in der kriegsgeschichtlichen Abteilung und arbeitete weiter an der Darstellung des Feldzugs 1813. Eine Erkundungsreise führte ihn im Sommer dieses Jahres über die Schlachtfelder des Feldzugs 1806 und weiter nach Bayern und Straßburg. Den Herbstmanövern wohnte er im Stabe Krauseneck's an Stelle von dessen erkranktem Adjutanten bei und wurde so dem Chef näher bekannt, der ihm sein Vertrauen von nun an bei vielen Gelegenheiten bewies.

Das folgende Jahr, 1845, brachte eine Erkundungsreise über die Schlachtfelder von Prag, Culm, Dresden und Torgau, sowie die Übertragung einer Stelle als Lehrer der Taktik an der Allgemeinen Kriegsschule, zu deren Annahme sich Fransecky erst auf den Wunsch Krauseneck's entschloß, der sie ihm mit den Worten: „Lehrend lernt man selbst am meisten" empfahl. An Höpfners Stelle trat in diesem Jahre als Vorstand der kriegsgeschichtlichen Abteilung Major von Roon, mit dem Fransecky schon mehrmals in Berührung gekommen war, und zu dem er jetzt in ein näheres Verhältnis trat, aus dem später ein Kommando zum Kriegsministerium entsprang. Schon im folgenden Jahre wurde Roon durch den Major Gerwien ersetzt. Die Generalstabsreise dieses Jahres unter Krauseneck gab nach Fransecky's Urteil die Gewähr, daß Krauseneck „die Grenze seiner Leistungsfähigkeit bereits überschritten hatte". Leider wurde ihm der erbetene Abschied nicht bewilligt, „und

so gehörte," wie Fransecky schreibt, „dieser sonst so verdiente Mann 1848 zu denen, die nicht im stande waren, den Thron durch Rat und persönliche Thatkraft zu stützen."

Für die Offiziere des Generalstabs und des Kriegsministeriums gehörten die Märztage des Jahres 1848 zu den schwersten, die ein Offizier erleben kann. Sie waren nach dem Zurückziehen der Truppen unter den wenigen, die in Berlin verblieben, und da ein Offizier sich nicht in Uniform auf der Straße sehen lassen durfte, ohne sich den schwersten Beleidigungen und Angriffen auszusetzen, so trat der in der preußischen Armee unerhörte Fall ein, daß diese Offiziere unter stillschweigender Billigung ihrer höchsten Vorgesetzten in Civilkleidung ihren Dienst versahen. „Alles, was mir hoch und herrlich galt, alles, was ich für fest und unerschütterlich gehalten, alles, was mich stolz und freudig gemacht, was mich mit Hoffnung für die eigne Zukunft erfüllt hatte, sah ich täglich mehr zusammensinken, überall sah ich Kopf- und Ratlosigkeit, schwaches Gehen- und Geschehenlassen," klagt Fransecky, und so kam auch ihm wie vielen andern der Gedanke, das Vaterland zu verlassen und in eine fremde Armee — er dachte an die russische — zu treten. Da wurde ihm unerwartet ein Auftrag, der ihn den trüben Verhältnissen der Hauptstadt wenigstens eine kurze Zeit entzog. Er erhielt den Befehl, dem kommandierenden General in Schlesien, dem Grafen Brandenburg, die Aufforderung zu überbringen, Truppen nach der Provinz Posen zu senden. Brandenburg lehnte dies Ansinnen rundweg ab. „Ich muß und werde meine Provinz halten, mag es kommen wie es wolle," waren seine Worte, er könne daher keine Truppen entbehren. Mit hoher Bewunderung erfüllte den jungen Hauptmann die Persönlichkeit des Grafen, „der mitten in einer aufs äußerste erregten Bevölkerung dastand wie ein Fels im brausenden Meer und mir eine Ahnung von seiner künftigen Bedeutung für den König und den Staat erweckte."

Bei seiner Rückkehr nach Berlin fand Fransecky alles noch in voller Gärung, aber schon hatte die Erhebung in den Elbherzogtümern die Entsendung preußischer und andrer Bundestruppen dorthin veranlaßt. General von Wrangel wurde an Stelle des Generals Halkett zum Oberbefehlshaber sämtlicher Truppen ernannt. Als dieser am 19. April nach Berlin zur Meldung kam, erinnerte Fransecky ihn an ein früher gegebenes Versprechen, „wenn es Krieg gibt, müssen Sie wieder zu mir kommen," fand geneigtes Ohr und erhielt schon am 22. April, 8 Uhr morgens, den Befehl, noch an demselben Tage abzureisen und sich in Rendsburg beim General von Wrangel als seinem Stabe zugeteilt zu melden. Sein sehnlichster Wunsch nach Teilnahme an dem Kriege war erfüllt!



Schloß Gottorf.
8. Inf.(Königs)Regt. Gen. v. Wrangel. Maj. Kirchfeldt. Prinz Friedrich Karl v. Preußen. Prinz Friedrich v. Holstein (Noer). Capt. v. Massow. Leut. v. Wrangel. Maj. Graf Oriolla. Capt. v. Fransecky. Pr.-Lt. Berger. Maj. Jeß.

General v. Wrangel in der Schlacht bei Schleswig. 23. April 1848.

Fünf Stunden später führte ihn die Eisenbahn nach Norden, und am 23. April, mittags, traf er in Rendsburg ein, bestieg sofort eins seiner mitgeführten Pferde, um dem General von Wrangel in der Richtung auf Schleswig nachzureiten. Unterwegs erfuhr er von holsteinschen Dragonern, die Wagen für Verwundete beitrieben, daß bei Schleswig eine Schlacht stattfände. Nun ging's in scharfem Tempo weiter, und schon gegen 5 Uhr konnte sich Hauptmann von Fransecky nördlich Schleswig bei seinem Oberbefehlshaber melden.

„Schleswig war" — so heißt es in einem noch abends an seine Frau gerichteten Briefe — „als ich ankam, schon von unsern Truppen genommen, und ich fand den General bei der Avantgarde jenseits der Stadt mitten im Feuer. Wir haben die Dänen auf allen Punkten geschlagen und stehen etwa 1500 Schritt von der Straße, die von Schleswig nach Flensburg führt. Morgen setzen wir den Angriff fort und gelangen hoffentlich bis in die Nähe von Flensburg."

Der Sieg preußischer Truppen bei Schleswig, die erste Waffenthat nach 35 Friedensjahren, rief in Preußen lebhafte Begeisterung hervor. Der Prinz von Preußen sandte dem General v. Wrangel ein bisher noch nicht bekannt gewordenes Glückwunschschreiben, das wir ebenso wie die Antwort Wrangels in getreuer Nachbildung des Originals wiedergeben. Von dem hohen Sinn des unvergeßlichen Fürsten und von dem unerschütterlichen Vertrauen des preußischen Heeres zu ihm auch damals schon geben beide Schreiben ein herrliches Zeugnis.

Am 25. April, vormittags, trafen die verbündeten Truppen in Flensburg ein, was Fransecky noch an demselben Tage seiner Frau mitteilt:

„Nachdem wir gestern nachmittag eine Meile von hier, bei Översee, ein kurzes aber sehr hübsches Gefecht bestanden haben, und ich aus diesem ungefährdet hervorgegangen bin, sind wir heute siegreich hier eingezogen. Die Dänen sind in vollster Entmutigung von hier abgezogen und werden sich mutmaßlich bei Apenrade und Sonderburg einschiffen. Was dann weiter folgen wird, wissen die Götter. Wir werden nun das von ihnen geräumte Schleswiger Land völlig in Besitz nehmen, und auch vielleicht ein Stück von Jütland, um ein Unterpfand für die von Dänemark uns zu gewährenden Kriegsentschädigungskosten zu gewinnen. Stören uns die Dänen in dieser Absicht durch Landungen, oder mischen sich Schweden und Engländer in den Handel, dann kann die Sache auch mehrere Wochen dauern, ja es ist sogar möglich, daß sich daraus ein größerer Krieg entspinnt. Ich wäre damit schon zufrieden, denn mir gewährt das Kriegsleben noch gerade so viel Reiz, als ob ich ein ganz junger Offizier wäre."

Dadurch, daß am Tage nach der Schlacht bei Schleswig den Bundestruppen die Ehre eines weitern Angriffs zugedacht war, diese aber zu

weit zurücklagen, um zu rechter Zeit den Angriff oder die Verfolgung am nächsten Tage aufzunehmen, war man um die Früchte des glänzenden Sieges von Schleswig gebracht. Den Dänen war es gelungen, ihre Hauptmacht nach Alsen zu bringen, während schwächere Kräfte nach Jütland zurückwichen.

Langsam folgten die Verbündeten. Am 28. April ging das Hauptquartier nach Apenrade, am 30. nach Hadersleben. Von hier schrieb Fransecky: „Seit meinem letzten Brief sind wir nun mehrere Meilen weiter nordwärts gerückt und stehen jetzt nur noch vier Meilen von der jütländischen Grenze, also dem echt dänischen und daher durchaus feindlichen Lande entfernt. Heute gehen wir bis Christiansfeld vor und morgen überschreiten wir, wenn der Feind uns nicht Schwierigkeiten irgend einer Art bereitet, die Grenze, um in Kolding auszuruhen. Man hat, so sagt man uns hier, die dortige Bevölkerung aufs äußerste gegen uns aufgeregt, ich glaube aber, daß wir ihrer Herr werden. Seit Översee haben wir kein Gefecht mehr gehabt, und das einzig interessante kriegerische Schauspiel war seitdem noch eine kleine Kanonade zwischen einigen dänischen Kanonenbooten und einer hannoverschen Neunpfünderbatterie im Hafen von Flensburg. Es wäre schade, wenn dieser Krieg schon damit abschließen sollte! Wir haben hier beim Stabe bis jetzt noch sehr angenehm gelebt, und durch das tägliche Zusammensein sowohl auf dem Marsch als mittags und abends beim General wird die Bekanntschaft um so enger und das Verhältnis um so angenehmer.*) Der General von Wrangel macht den liebenswürdigsten Wirt und ist auch im Dienst mir wenigstens der immer freundliche und gütige Chef. Ich hätte mir nie ein glücklicheres Los ziehen können."

Am 2. Mai wurde die jütische Grenze überschritten, und Fransecky zog im Stabe des Generals von Wrangel in Fredericia ein, folgte ihm dann wenige Tage später nach Kolding, wohin sich das Hauptquartier zunächst begab. Von dort schreibt er am 11. Mai:

„Ich glaube nicht, daß ich für längere Zeit wieder nach Berlin kommen werde, bin vielmehr der Meinung, daß, wenn die Sache hier zu Ende ist, wir nach einem andern Kriegsschauplatz abgehen werden. Der General von Wrangel bekommt irgendwo ein andres Armeekommando, und ich glaube nicht, daß er irgend einen von uns von sich lassen wird. Ich werde mich wenigstens so fest wie möglich an ihn hängen, denn niemals werde ich einen Chef bekommen, der mir persönlich mehr zusagte als er. So gern ich auch natürlich bei Euch bin, so widerstehen mir doch die Berliner Verhältnisse jetzt dermaßen, daß ich nicht wieder hin mag und auch Euch am liebsten weit weg von dort wünschte.

---

*) S. das von Dietz gezeichnete Bild der Wrangelschen Tafelrunde S. 236/237.

pr 11/5 V.



Sie können sich denken, mein lieber General,
mit welcher Freude und mit welchem Interesse
ich die Nachrichten empfangen habe, über die am
23. April und folgenden Tagen, stattgehabten Ge-
fechte bei Schleswig und Flensburg. Die mir
vorliegenden Berichte legen ein ehrenvolles
Zeugniß ab, für die Tapferkeit und die Ausdauer
der Truppen, welche an jenen Tagen für Deutsch-
land unter Ihrer Anführung siegreich
fochten. Die Erwartungen welche ich stets
an dem bewährten Geiste unseres Preußischen
Heeres geknüpft, haben die bei Schleswig fech-
tenden Truppen vollständig entsprochen; ich
bin stolz darauf die Tüchtigkeit derselben in
verschiedenen Armee Corps, während einer langen
Reihe von Jahren, beobachtet zu haben!

Schon aus diesem Grunde ersuche ich Sie, den Offizieren u. Soldaten der unter Ihnen befehligten Abtheilungen Truppen, meine ganze Theilnahme, meine Achtung u. meine Glückwünsche zu dem glorreich erfochtenen Siege, auszusprechen zu wollen.

Ihnen aber, mein lieber General, möchte ich nicht nur Glück zu diesem Siege, den unsere Waffen Ihrer unerschütterlichen Leitung verdanken, sondern auch dazu, daß es Ihnen vergönnt gewesen ist der Welt zu zeigen, daß durch einen 33 jährigen Frieden, die Friedens-Armee auf einer Höhe der Schlagfertigkeit u. Ausbildung sich befindet, die den schönsten Beweis für die Gewissenhaftigkeit unserer Kriegs-Vorbereitung liefert.!

Siege werden nicht ohne Opfer erkämpft,

u. mit Ihrem Schreiben auf die Soldaten,
die das Vertrauen verdienten! Sie fühlen
u. handeln auf Aufruf ihres Königs, für ein
einiges Deutschland u. den Ruhm der Preußischen
Waffen, — dank sei für ihre Liebe!

Ihr
treu ergebener

London d. 2. May.
1848.

Prinz v. Preußen

An: Excellenz
dem General der Cavallerie
von Wrangel.

Hauptquartier Kolding
d. 11ten Mai 1848

An
Seine Königlichen Hoheit
den Prinzen von Preußen
zu
London

Euer Königlichen Hoheit gnädiges Schreiben vom 2ten d. M., habe ich zu erhalten die Ehre gehabt, und bin von dem Inhalt desselben, welches ich den unter meinem Befehl stehenden preußischen Truppen habe bekannt machen lassen, ebenso freudig ergriffen, als ich mich dankbar dafür verpflichtet fühle. —

Die herzliche Theilnahme, welche Sie, mein Königlicher Herr, an dem Siege vom 23ten v. M. genommen haben, hat die Truppen mit Freude u. Begeisterung erfüllt, und Namens ihrer, statte ich Ihnen meinen ehrfurchtsvollsten Dank ab. Euer Königlichen Hoheit Anerkenntniß, wird uns allen eine neue Aufmunterung sein, unserer Pflicht auch ferner mit aller Hingebung nach zu kommen. —

Euer Königlichen Hoheit Andenken, bewahren die preußischen Truppen treu und warm im Herzen, wie

alle

Hauptquartier Kolding
d. 11ten Mai 1848

An
Seine Königliche Hoheit
den Prinzen von Preußen
zu
London

Euer Königlichen Hoheit gnädiges Schreiben vom 2ten d. M., habe ich zu erhalten die Ehre gehabt, und bin von dem Inhalt desselben, welchen ich den unter meinem Befehl stehenden preußischen Truppen habe bekannt machen lassen, ebenso freudig ergriffen, als ich mich dankbar dafür verpflichtet fühle. —

Die herzliche Theilnahme, welche Sie, mein Königlicher Herr, an dem Siege vom 23ten v. M. genommen haben, hat die Truppen mit Freude u. Begeisterung erfüllt, und Namens ihrer, statte ich Ihnen meinen ehrfurchtsvollsten Dank ab. Euer Königlichen Hoheit Anerkenntniß, wird uns allen eine neue Aufforderung sein, unserer Pflicht auch ferner mit aller Hingebung nach zu kommen. —

Euer Königlichen Hoheit Andenken, bewahren die preußischen Truppen treu und warm im Herzen, wir

alle

~~[illegible]~~, — wir alle
erkennen dankbar an, wie durch Ihre Bemühun-
gen, die Ausbildung der Armee so erfolgreich
gefördert, und wie Sie den edlen kriegerischen
Geist stets zu erhalten gewußt haben, ein Geist,
der sich auch bei der Erstürmung der Dannewerke
in den Treffen bei Schleswig so würdig und
herrlich durch die That bewährt hat. —
Zugleich wollen Eure Königliche Hoheit sich
gnädigst überzeugt halten, — daß wenn wir
nicht unter größeren Verhältnissen zur
Wahrung Deutschlands Unabhängigkeit
zu den Waffen greifen werden sollten —
das Preußische Heer, mit vollstem Vertrauen
u. mit hingebender Liebe unter Ihre
Führung sich stellen, als sein höchstes Glück
betrachten würde. — u. ich darf hinzufügen
daß die Preußen sich den Namen ihrer Väter
würdig zeigen werden —
Genehmigen Eure Königlichen Hoheit die
erneuerte Versicherung u. ehrfurchtsvollen
Ergebenheit mit der ich verharre.

Eure Königlichen Hoheit

unterthänigster Diener

v Wrangel
General der Kavallerie



So denkt jetzt ein jeder, und alles sagt: Nirgends ist's jetzt besser als außerhalb der Heimat, mitten unter den Soldaten! Da ist doch alles noch ein Herz und ein Sinn, da vergißt man alle die Tollheit und Thorheit, die jetzt überall begangen werden. Was nun unser seitheriges Leben anbetrifft, so ist dasselbe ziemlich unverändert geblieben. Morgens um 8 Uhr allgemeiner Vortrag beim General, um 11 Uhr Frühstück bei ihm, dann die laufenden schriftlichen Arbeiten, auch wohl ein Ritt hier- oder dorthin, um 3 Uhr Tafel — täglich einige 20 Couverts. Nach Tisch Spaziergang oder Ritt, abends um 1/2 9 Uhr zum Thee, wo sich der ganze Stab, außerdem allabendlich Fürst Radziwil nebst Adjutanten, Major v. Wildenbruch, einfinden, um zu politisieren, Zeitungen vorlesen zu hören, zu plaudern u. s. w. Um 1/2 11 Uhr geht alles heim.

Vorgestern fuhr der General von Wrangel zum General Halkett, der mit seinen Truppen gegen Sonderburg steht. Der General nahm den General von Stockhausen, den oldenburgischen Hauptmann Grafen Wedel, den hannoverschen Rittmeister von Hammerstein und mich mit. Die Tour war sehr angreifend, 10 Meilen Fahrt hin, dann 4—5 Stunden zu Pferde, 1 Stunde Diner bei Halkett, dann 10 Meilen zurück. In 24 Stunden hatten wir also 20 Meilen Weges zu Wagen und 3 Meilen zu Pferde gemacht. Es war aber eine höchst angenehme Fahrt — in einem langen, ganz offenen holsteiner Wagen mit 4 Extrapostpferden — alles in guter Laune und von herrlichem Wetter begünstigt. Wir fanden die Hannoveraner, wie sie eben ein leichtes Gefecht mit den dänischen Tirailleurs abgebrochen hatten, sahen diese aber noch in ihrer Position einige 100 Schritt vor uns, und sahen den feindlichen Kanonen auf einem vor uns liegenden Kriegsschiffe und in 2 Strandbatterien fast in die Mündungen. Als wir uns eine Straße links gewandt hatten, um eine diesseitige Batterie in Augenschein zu nehmen, löste der Feind ein paar schwere Schüsse, die aber bei uns keinen Schaden anrichteten. General Halkett bewirtete uns höchst freundlich und machte überhaupt mit seiner ganzen Umgebung einen sehr guten Eindruck auf uns. Es wurde, ehe wir uns zu Tisch setzten, an einen Offizier von uns, Graf Lusi — Ordonnanzoffizier bei Halkett — und an einen Unteroffizier und einen Husaren von den hannoverschen Husaren Orden für das Gefecht bei Bilschau ausgeteilt, wo jener Offizier dem General Halkett das Leben gerettet hatte,*) und die beiden Soldaten eine feindliche Standarte erobert hatten. General von Wrangel ließ sich beide Leute vorstellen, umarmte sie vor der Front ihres Regiments, ebenso den Grafen Lusi und sprach Worte, die sie zu Thränen rührten.

*) Graf Lusi hatte in dem Gefecht bei Bilschau und Översee am 24. April einen feindlichen Dragoner, der auf den General Halkett angeschlagen hatte, vom Pferde gestochen. v. B.

Er versteht es überhaupt, den gemeinen Mann hinzureißen. Bei den Hannoveranern machte diese Scene gewiß einen guten Eindruck."

In dieser Zeit erhielt der Hauptmann v. Fransecky auch den Antrag, bei dem jungen Prinzen Friedrich Wilhelm, dem Sohne des Prinzen von Preußen — spätern Kaiser Friedrich — den Unterricht in der Taktik zu übernehmen. Er lehnte zunächst ab und schrieb seiner Frau hierüber:

„So ehrenvoll dieser Antrag für mich ist, und so nützlich mir die Sache für die Zukunft werden könnte, so habe ich ihn doch für jetzt ablehnen müssen, da ich doch vor Beendigung des Krieges weder zurückkehren kann noch mag."

Auch ein andres Dienstverhältnis brachten diese Tage. An Stelle des zum Adjutanten des Prinzen von Preußen ernannten Majors Laue wurde Major Ölrichs zum Chef des Stabes beim Fürsten Radziwil, dem Kommandeur der preußischen Division, ernannt und bis zu seinem Eintreffen Fransecky mit seiner Vertretung beauftragt. Inzwischen hatte der Krieg „das allerfriedlichste Gesicht" angenommen. „Es war zwar eine allgemeine Volksbewaffnung vorbereitet, wir haben aber den Leuten alle Waffen abgenommen und imponieren ihnen auch im übrigen so sehr, daß keiner etwas zu unternehmen wagt. Von den Sitten und Gebräuchen der Einwohner bekomme ich wenigstens wenig zu erfahren, da ich mit keinem in Berührung komme, indem ich hier in einem Gasthofe logiere und die meiste Zeit nur mit Offizieren und Beamten des Stabes zusammen bin. Schöne Frauen- und Mädchengesichter bekommt man weder hier noch sonst in einem Ort des von uns besetzten feindlichen Landes zu sehen. Die Vornehmen sind alle nach der Insel Fünen geflüchtet, und unter den Geringen findet sich nichts Hervorstechendes. Es spricht hier alles dänisch, und es ist sehr schwer, sich den Leuten verständlich zu machen. Aber die Leute sind gutmütig und devot, und man geht und reitet hier eben so sicher wie im eignen Lande."

Als im letzten Drittel des Mai dem General v. Wrangel aus politischen Gründen der Befehl zur Räumung Jütlands zuging, wurde dies von den Truppen aufs schmerzlichste empfunden. Fransecky schreibt hierüber aus Flensburg, wohin sich das Hauptquartier nun wieder begab, am 30. Mai:

„Am 24. empfingen wir den Befehl, Jütland zu verlassen. Im ersten Augenblick erschien es uns allen eine tiefe Kränkung und eine Wiederholung des 19. März im großen Stil. Man befahl siegreichen Truppen, ihre Eroberung aufzugeben. Man überlieferte eine große Menge wohlgesinnter Menschen, den deutschgesinnten Teil von Nordschleswig, der seine Sympathie für uns unzweideutig ausgedrückt hatte, dem Racheschwert der Dänen. Aber der Soldat ist es nur zu sehr gewohnt, von den Diplomaten um die Früchte seiner Mühen und



Kirchfeld. Dr. Wasserfuhr. v. Hahn. Prinz Friedrich von Baden. Gen. v. Wrangel. Leut. v. Wrangel.
Pr. Wittgenstein. Gr. Wedell.
v. Fransecky. Dietz. v. Massow. v. Salpius. Poel. v. Jeß. v. Fischer. v. Neubrunn.

Tafelrunde im Schlosse zu Apenrade. 1848.

Arbeiten gebracht zu werden, und somit fanden wir uns bald in das Unvermeidliche."

Über Christiansfeld ging es nach Hadersleben zurück. „Die Einwohner von Hadersleben, die uns bei unserm ersten Durchmarsch mit einem Enthusiasmus sondergleichen empfangen hatten, waren aufs höchste über die Nachricht, daß wir bis Flensburg zurückgingen, bestürzt. Gegen hundert Familien, namentlich Beamte, hatten bereits gepackt, um bei unserm Abzuge zu flüchten, was sie auch zu unser aller Schmerz und Beschämung am nächsten Tage thaten.

Am 28. kamen wir nach Apenrade. Abends erhielt der Fürst die Nachricht, daß die Dänen an diesem Tage von der Insel Alsen aufs Festland gekommen wären, die Bundestruppen in ihren Quartieren überrascht und weit zurückgedrängt hätten. Es sollten nun die preußischen Truppen nachts 3 Uhr aufbrechen und den Bundestruppen zu Hilfe marschieren. Nun kam in uns alle, die wir an Feindseligkeiten schon gar nicht mehr geglaubt hatten, neues Leben. Ich blieb bis 12 Uhr auf, expedierte die Befehle, besprach mit dem Fürsten die möglichen Fälle und die zu treffenden Dispositionen und legte mich völlig angezogen aufs Bett. Um 2 Uhr geweckt, gefrühstückt, zu Pferde. Die Truppen waren bereits in Bewegung. Unser Marsch ging dicht am Strande des Fjords hin, worin die aufgehende Sonne sich zu spiegeln begann. So weit das spähende Auge reichte, kein Dampfer, kein Kanonenboot zu sehen. Wären wir um 8 Uhr morgens marschiert, so hätten wir diesen Weg schon nicht mehr nehmen können, denn um diese Zeit lagen bereits solche gefährlichen Fahrzeuge im Fjord und zwangen die uns folgenden Truppen, ihren Weg um Apenrade herum durch die umgebenden dichten Waldungen zu nehmen.

Um 5 Uhr traf ich in Flensburg ein, wo ich zu einem der reichsten Kaufleute, aber einem Stockdänen, ins Quartier kam. Die Deutschgesinnten finden sich in überwiegender Zahl erst im südlichen Schleswig, doch wollen die wenigsten vom Deutschen Bunde etwas wissen, weil sie von ihm bisher nur Übles gehört haben, und die neuen Vorgänge in Frankfurt haben weder neue Sympathien geweckt noch die alten gesteigert."

Am 8. Juni folgte aus Flensburg eine nähere Nachricht über das inzwischen am 5. stattgehabte Gefecht von Düppel: „Ich ergänze das dir bekannt Gewordene zunächst durch die Nachricht, daß ich völlig unversehrt davon gekommen bin, obschon ich beim Angriff auf das Dorf Düppel sowohl als später zweimal in diesem Dorfe selbst so im Kugelregen stand, daß es ein Gotteswunder ist, daß ich glücklich davon kam. Mir und einem Leutnant von Seckendorf, 3. Husarenregiments, mit dem ich im Dorf zusammentraf, platzte eine Granate vielleicht 20—30 Fuß unmittelbar über dem Kopf in einem Baum, und die in den Boden

schlagenden Stücke bespritzten uns mit Schmutz und Staub, doch traf uns keins, nicht einmal einer der vielen Äste, die vom Baum gerissen wurden. Das Gefecht begann zwischen 3 und 4 Uhr nachmittags und war erst um 10 Uhr abends zu Ende. Wir hatten den Feind in seinen Brückenkopf zurückgewiesen und nahmen gegen Abend eine Stellung vorwärts Satrup-Nübelmühle. Am gestrigen Tage sind wir — das Hauptquartier — wieder in Flensburg eingerückt. Ich habe dir noch nicht gesagt, daß ich seit dem 2. d. M. wieder beim General v. Wrangel bin. Der General hat mir am Abend des 5. durch eine herzliche Umarmung seine Zufriedenheit mit meinen Leistungen an diesem Tage ausgedrückt, und mir als Beweis seines Vertrauens auf morgen ein sehr interessantes Kommando übertragen, nämlich die Begleitung — Mitleitung — einer Expedition holsteinscher Truppen in der Richtung über Apenrade gegen Hadersleben, die den Zweck hat, dem Feinde ein in Apenrade zurückgelassenes Magazin und ein Lazarett mit 20 Kranken in Hadersleben zu entziehen."

Über diese Unternehmung, deren Leitung dem jungen Generalstabshauptmann in gewisser Weise anvertraut war, und die daher in seiner Laufbahn als seine erste Kriegsthat eine gewisse Bedeutung beanspruchen darf, schreibt er am 15. Juni an seine Frau: „Die zu der Expedition ausersehene Truppenzahl bestand aus 5 Kompagnien Jäger, 2 Kompagnien Linieninfanterie, 3 Eskadrons Kavallerie und 8 Geschützen, sämtlich holsteinsche Truppen. Den Befehl führte der Prinz Waldemar von Holstein von unsern Gardes du Korps, dem ich als Generalstabsoffizier beigegeben war. Offenbar wollte mir der General v. Wrangel, indem er mich dazu bestimmte, Gelegenheit geben, zu zeigen, inwieweit ich solchen Verhältnissen gewachsen sei. Ich hatte übrigens den Plan zu der Expedition bei ihm angeregt, und als er mir meine Bestimmung gab, sagte er: „Wer das Kind geboren hat, muß es auch nähren." Außerdem sagte er mir noch, indem er mich väterlich küßte: „Exponieren Sie sich nicht zu sehr, denken Sie an Ihre Frau und Kinder." Ich erwiderte: „Excellenz, ich werde meine Schuldigkeit thun," und wurde mit den Worten: „Das bin ich von Ihnen überzeugt" entlassen.

Am nächsten Morgen um 4 Uhr saß ich zu Pferde und traf um 8 Uhr auf dem allgemeinen Sammelplatz ein. Mit dem Prinzen Waldemar war ich von früher schon bekannt und ebenso mit den Offizieren — lauter preußischen —, die seinen Stab ausmachten. Er ging mit vollem Vertrauen auf alles ein, was ich ihm über den Gang, den die Operationen zu nehmen hätten, vorschlug, und machte sich nur zu dem kommandierenden Organ. Den ersten Tag — 9. Juni — gelangten wir nur bis Apenrade und erfüllten dort im Angesicht von zwei Kanonenbooten, die sich aber jeglicher Feindseligkeit enthielten und sogar nach


Kolding
FÜNEN
Christiansfeld
Styding
Hadersleben
Törningmühle
Hammeleff
Vittstedt
Veiböl
Hoptrup
Skowby
Gjenner
Ries
Apenrade
ALSEN
Sundewitt
Satrup
Nübelmühle
Gravenstein
Düppel
Sonderburg
Flensburg
Maſsstab 1:500000
5 0 5 10
Kilometer.

einigen Stunden mit vollen Segeln den Hafen verließen, unsern Auftrag, soweit die mitgebrachten Transportmittel ausreichten. Was wir nicht zurückschaffen konnten, überließen wir für den nächsten Tag den preußischen Truppen.

Die Nacht vom 9. zum 10. Juni bivouakierten unsre Truppen teils bei Apenrade, teils ½ Meile westlich davon an der alten Straße nach Hadersleben. Ich nahm mein Quartier bei dem Küster des Dorfes Ries.

Am 10. marschierten wir — den Marsch so heimlich als möglich einrichtend — nach Hadersleben, und zwar um den Meeresarm herum, der bis weit westlich dieser Stadt landeinwärts reicht, und kamen so von Norden her in die Stadt hinein, und zwar so unerwartet, daß die Leute erst von uns wußten, als sie uns schon durch die Straßen marschieren sahen. Wäre ein Feind im Ort gewesen, er wäre uns nicht entgangen. Bis dahin waren uns nur erst sehr vage Gerüchte über den Feind zugegangen. Es hieß, er stehe hinter (nordwärts) Kolding — also 4 Meilen von uns. Ich schlug nun dem Prinzen vor, am nächsten Morgen 3 Uhr mit einer Eskadron bis Christiansfeld (2 Meilen) vorzugehen, die dort noch befindlichen 6 Kranken aufzuladen und zurückzuschaffen und Patrouillen gegen die jütländische Grenze vorzuschicken, um zu erfahren, ob denn dort wirklich etwas vom Feinde stehe. Um uns vor Verrat zu sichern, ließen wir die Thore der Stadt sperren, stellten dichte Posten um dieselbe und ließen niemand hinaus, selbst die Milchmädchen nicht, die abends auf den nahe gelegenen Weiden ihre Kühe melken wollten. Gegen Abend kam eine Nachricht, daß in Christiansfeld feindliche Quartiermacher eingerückt seien, welche dort für 6000 Mann Brot und sehr viele Vorspannwagen requiriert hätten. In der Nacht kamen Meldungen von unsern Vorposten, daß ihre Patrouillen bei Christiansfeld auf feindliche Posten gestoßen und von denselben beschossen worden seien. Ich schlug dem Prinzen nun vor, und er ging auch darauf ein, daß am nächsten Tage, und zwar schon um ½4 Uhr morgens, 1 Eskadron Kavallerie, 1 Kompagnie Infanterie, die Braklowschen Scharfschützen, und 2 Kanonen zu einer Rekognoszierung auf der Straße nach Christiansfeld und Kolding vorgehen möchten. Wir ritten natürlich mit, nachdem vorher noch alle nötigen Arrangements zur sichern Aufnahme dieses Detachements in Hadersleben, sowie zur Räumung und zum sofortigen Aufbruch des Lazaretts getroffen waren. Nachdem wir etwa 1 Stunde Weges marschiert waren, sahen wir feindliche Bajonette blinken, und sahen bald einige geschlossene Truppenmassen, sowie einzelne Reiter, sämtlich in der Bewegung auf uns zu. Unsre Braklower Scharfschützen — ein freiwilliges, aus Forstbeamten, Jägern und sonst gebildeten Leuten bestehendes Korps in ganz eigentümlichem Kostüm — begannen ihr Feuer, und man sah bald auf feindlicher

Seite einige Leute fallen, doch wurden auch ein paar Braklower verwundet, und viele Kugeln pfiffen uns Offizieren des Stabes, die wir ganz vorn waren, um die militärisch noch nicht recht geübten Braklower zu führen, an den Ohren vorbei. Diese Musik erträgt sich aber mit Lachen, nachdem man Kanonenkugeln an und über sich hat vorbeisausen hören.

Da ich sehr bald erkannte, daß der Feind mindestens dreimal so stark war als wir, wir auch in einem sehr bösen Terrain waren, in welchem wir leicht von dem Feind umgarnt und abgeschnitten werden konnten, und der Feind schon anfing, sich westwärts zu ziehen, so riet ich zum langsamen Rückzug auf Hadersleben und zum Abwarten dessen, was der Feind dort etwa gegen uns unternehmen würde. Ich veranlaßte zugleich, daß ein Zug Kavallerie in diejenige Richtung abging, in welcher der Feind uns leicht umgehen konnte (nach Hammeleff und Törningmühle, westlich Hadersleben, wo man an dem Meeresarm vorbei kam, an welchem Hadersleben liegt). Der Feind gab die Verfolgung bald auf, was mich in der Vermutung, daß er uns in unsrer linken Flanke umgehen wolle, nur noch mehr bestätigte. Ein Blick auf die Karte sagte mir, daß der Feind, bei Törningmühle angekommen (in der Nähe von Hammeleff), ebenso nahe wie wir vor dem sehr schwierigen Defilee von Hoptrup stand, das wir hinter unserm Rücken hatten, und das wir passieren mußten, um wieder nach Apenrade zurückzukommen. Jetzt kam die Meldung von dem nach Hammeleff entsandten Offizier, daß er dort von feindlicher Infanterie beschossen worden sei und auch Kavallerie wahrgenommen habe. Ich drang daher darauf, daß nunmehr alle Lazarettwagen u. s. w. sofort aus der Stadt abführen, und daß man die Kavallerie und eine halbe fahrende Batterie im Trabe über das Defilee von Hoptrup zurückgehen lassen müsse, um sich dem Feinde entgegen zu werfen, falls dieser darauf losrücke. Nach diesen Anordnungen, die sogleich ins Leben geführt wurden, ließen wir auch die Infanterie und die ihr beigegebene andre halbe Batterie zurückgehen. Da die holsteinischen Truppen gleich zu Anfang des Krieges so unglücklich gewesen waren, dem Feinde *laufend* den Rücken zeigen zu müssen, so wurde diesmal von uns preußischen Offizieren — und zwar auf meine dringende Anregung und wiederholt ausgesprochene Meinung — mit allem Ernst darauf gehalten, daß die ganze rückgängige Bewegung in derjenigen Ruhe, Ordnung und Haltung ausgeführt wurde, welche nur der Exerzierplatz verlangen kann. Die einzelnen Kavallerietrupps, die noch vor der Infanterie waren, durften diese nur *im Schritt* passieren, die beiden Kanonen, welche zur Aufnahme der vorgewesenen Truppen am nördlichen Ausgange von Hadersleben gestanden hatten, mußten im Schritt durch die Stadt zurückfahren, die Lazarett- und Proviantwagen

mußten dicht aufbleiben und durften nur auf einer Seite des Weges fahren ꝛc. — Das alles wurde auch pünktlichst befolgt, und ich kann sagen, daß ich selbst bei einem Friedensmanöver dergleichen in nicht besserer und schönerer Ordnung habe exekutieren sehen. — Als wir etwa halbwegs nach Hoptrup waren, eilte ich für meine Person nach diesem Defilee, um zu sehen, ob und was der Feind etwa dagegen unternommen habe, und wie weit unsre Kavallerie ꝛc. gelangt sein möchte. Ich fand das Defilee frei, die Kavallerie nicht mehr dort, sah aber an der nahe dabei liegenden Kirche einen Trupp Freischärler. Den Offizier desselben ließ ich mir rufen und bewog ihn, sofort längs des südlichen Ufers des Hoptruper Wassers (durch einen hier liegenden Wald) in westlicher Richtung vorzugehen und den von dort aus etwa im Vorrücken gegen das Defilee begriffenen Feind so lange zu beschäftigen, bis unsre Infanterie herangekommen sein würde.

Gleichzeitig schickte ich dem übrigen Teil der Kompagnie dieses Offiziers, welche im Anmarsch auf Hoptrup begriffen sein sollte, die Aufforderung zu, so schnell als möglich (sie wäre, so hörte ich, zu Wagen) heranzukommen; und an den Kommandeur des ganzen Freikorps, den mir aus früherer Zeit her schon bekannten bayrischen Major v. d. Tann, von dem ich erfuhr, daß er in Apenrade, schickte ich die Nachricht, daß wir uns vor einem dreifach überlegenen Feinde (so stark wurde er von allen geschätzt, die ihn hatten beobachten und seine Bewegungen übersehen können) zurückzögen, und daß er uns entgegenkommen möge, um uns zu soutenieren resp. mit uns gemeinschaftlich zu operieren. Noch ehe unsre Infanterie herankam, traf die fahrende Freischarkompagnie ein, und ich ließ sie sogleich dem ersten Trupp folgen. Bald kam auch unsre Infanterie und Artillerie (die Wagenkolonne etwas früher). Alles passierte das Defilee in bester Ordnung, und nun marschierten wir bis in das Höhenterrain bei Gjenner, halbwegs Apenrade, wo ein Halt gemacht und den Truppen Ruhe gegönnt wurde, bis die Meldungen von unsrer Kavallerie da waren, von der man noch immer nicht wußte, wohin sie (unter einem sehr unfähigen Führer) geraten war. Endlich kam eine solche Meldung. Die Kavallerie war bis Vittstedt und Veiböl (zu beiden Seiten der alten Landstraße gelegen, auf welcher wir am 10. nach Hadersleben marschiert waren) vorgegangen, der Feind ihr aber nicht entgegengekommen. Da inzwischen Major v. d. Tann mit seinem Korps (600 Mann) herangekommen war und sich uns zur Disposition stellte, so riet ich, diesem die Besetzung des Abschnitts von Hoptrup gegen Hadersleben zu übertragen, mit unsrer Infanterie und Artillerie dagegen nach der alten Landstraße zu marschieren, und uns dem dort etwa vordringenden Feinde entgegen zu stellen, während unsre Lazarettkolonne den Weg über Apenrade nach Flensburg nähme. Dieser Rat wurde

angenommen und der Marsch sofort angetreten. Um ½7 Uhr abends erreichten wir Skowby, ein Dorf ⅛ Meile hinter (südöstl.) Veiböl. Da sich vom Feinde noch immer nichts blicken ließ, unsre Truppen aber sehr fatiguiert waren, so bezogen wir hier ein Bivouak und suchten uns durch Patrouillen über die Stellung des Feindes zu unterrichten. Erst am Spätabend gelang es, auf denselben bei einem Dorf zu stoßen, das Styding heißt. Ein dorthin unter Leutnant Graf Mengersen (von unsrer Garde du Korps) entsandter Zug holsteinscher Dragoner stieß hier auf eine feindliche Infanteriefeldwache, bekam einige Schüsse, wodurch ein junger Offizieraspirant, Herr v. Heinzen, 17 Jahr alt, 3 Wunden, eine leichte im Arm, zwei schwere im Unterschenkel, erhielt, ein Wachtmeister am Kopf verletzt und ein Dragonerpferd getötet wurde, — und kehrte dann zurück. Durch eine andre Patrouille erfuhr man, daß weiter westwärts mehrere feindliche Eskadrons ständen, und Major v. d. Tann meldete, daß auch er zwischen Hoptrup und Hadersleben den Feind vor sich habe. Es wäre dem Wunsche des Generals v. Wrangel entsprechend gewesen, wenn man die holsteinschen Truppen überhaupt in ein ordentliches — größeres — Gefecht hätte bringen können. Unter den hier vorliegenden Umständen aber durfte man diesen Wunsch nicht realisieren, da diese Truppen, dreimal so schwach als der Feind, 3 Meilen avanturiert, keine Verpflegungsmittel mehr bei sich und bis dahin noch nicht siegerprobt, leicht auf eine solche Weise hätten kompromittiert werden können, daß sie fürs erste nicht wieder zu gebrauchen gewesen wären, des Eindrucks gar nicht mal zu gedenken, den ein Echec auf den übrigen Teil der Holsteiner und auf die ganze Armee gemacht hätte. Major v. d. Tann, der bei unserm Kriegsrath über das Ob oder Ob nicht des Angriffs zugegen war, riet durchaus von einem Angriff ab, auch andre Stimmen waren dagegen, und so gern ich dem General die Freude gemacht hätte, die Holsteiner zum Gefecht gebracht zu haben, und so sehr ich Hoffnung hatte, die Sache so zu leiten, daß man mit Ehren davon käme, so gab ich doch der Majorität nach und stimmte mit für einen Rückzug. Wir waren in der Lage, solchen in aller Ordnung und in solcher Richtung zu machen, wo wir das günstigste Terrain und zugleich die Vereinigung mit dem Tannschen Korps fanden, nämlich über Gjenner nach der Chaussee von Hadersleben nach Apenrade. Um dem Rückzug aber auch den leisesten Schein eines gezwungenen zu nehmen, blieben wir „bravierend" noch mehrere Stunden, bis gegen 9 Uhr morgens (am 12. Juni), im Bivouak bei Skowby und marschierten dann auf Gjenner. Eine Eskadron von uns ließen wir auf der alten Straße, um den auf dieser etwa vorgehenden Feind im Auge zu behalten und unsre linke Flanke zu decken. Bei Gjenner wurde zwei Stunden lang geruht und dann nach Ries, in der Höhe von Apenrade, abmarschiert, wo wir nachmittags

16*

5 Uhr die Truppen ein Bivouak beziehen ließen, für den Stab aber im Dorf Quartier nahmen. Am nächsten Morgen machten wir mit einer Eskadron Kavallerie noch in aller Frühe eine Rekognoszierung auf der alten Straße vorwärts gegen den Feind, fanden diesen aber aus seiner gestrigen Stellung nicht vorgegangen. — Da wir nun unsern Zweck erreicht, die Stellung und Stärke des Feindes erfahren, die Magazine und das Lazarett, die wir räumen und zurückbringen sollten, zurückgeschafft hatten und schon einen Tag länger ausgeblieben waren, als ursprünglich gerechnet war, so war es Raison, in unsre Kantonnierung zurückzukehren, was denn auch geschah. Mein Chef empfing mich sehr freundlich und anerkennend, und auch meine Stabsgenossen sahen mich gern wieder wohlbehalten in ihrer Mitte. Das gehört überhaupt mit zu den großen Lichtseiten des Krieges, daß man sich gegenseitig leichter kennen und wertschätzen lernt, daß das Band der Freundschaft und Kameradschaft sich schneller knüpft als in der Garnison, und daß sich bald allgemein eine Art von Familienleben bildet, in dem man sich ungemein wohl und behaglich fühlt. Du hättest nur sehen sollen, wie in Hadersleben die dort zurückgelassenen Kranken glückselig waren, als sie ihre Waffenbrüder, als sie die befreundeten Uniformen wiedersahen, und wie flehentlich selbst die Todkranken darum baten, daß man sie mitnehmen, sie wieder zu ihren Leuten bringen sollte. Und doch war es ihnen, selbst als die Dänen da waren, in Hadersleben sehr gut gegangen, es war ihnen nichts entzogen worden, was zu ihrer Herstellung nur irgend dienen konnte.

Gestern Morgen ist hier Prinz Adalbert von Preußen (der älteste Sohn des Prinzen Wilhelm, Onkels des Königs) angekommen, um den Krieg mitzumachen. Er sehnt sich danach, einmal scharf schießen zu sehen und die Feuertaufe zu empfangen, und jagt nun bald hier bald dorthin, um seinen Wunsch erfüllt zu sehen. Uns, die wir oft genug getauft sind, macht das lächeln, obschon wir diese Lust natürlich und auch schön finden. Es hat wirklich etwas eigentümlich Aufstachelndes und Allbelebendes, wenn der erste Schuß fällt; alle Pulse schlagen, man jagt vorwärts, stürmt herbei, um nur nichts zu versäumen, selbst bis zu Tode ermüdet, vergißt man gleich alle Müdigkeit und hat nur noch Sinn für den beginnenden Kampf."

Die Ende Juni wieder eintretende Vorwärtsbewegung nach Norden erfüllte die Herzen mit froher Hoffnung, daß es doch noch zum Kampfe mit den Dänen kommen möchte. „Morgen," heißt es in dem Briefe vom 27. Juni, „beginnen wir die besprochene Operation in der Absicht, den Feind, der sich bei Hadersleben festgesetzt hat, aufzusuchen und über die Grenze zurückzutreiben. — Ich fürchte, er wird uns nicht standhalten und uns wieder einen Luftstoß thun lassen. Die Truppen haben große Kampfeslust, und es wäre schade, wenn dieselbe unbefriedigt bliebe.

Ängstige dich um meinetwillen nicht und denke mit mir, die Kugel, die mich treffen solle, sei noch nicht gegossen."

Aus Christiansfeld meldet er dann am 30. Juni, nachmittags 6 Uhr: „Vor etwa zwei Stunden sind wir hier eingerückt und wieder Herren von Nordschleswig. Der Feind ist, nachdem er nur einem Teil unsrer Armee, den holsteinschen Truppen, gestern und heute einigen Widerstand geleistet und außer einigen Toten und Verwundeten noch circa 40 Gefangene verloren hat, über die Grenze zurückgegangen und steht nun in und um Kolding. Um unsrer kampflustigen Soldaten willen thut es uns leid, daß wir sozusagen ohne Schwertstreich wieder in den Besitz des vor einem Monat aufgegebenen Landes gelangt sind. Wie der Krieg doch so eigentümliche Verhältnisse hervorbringt. Heute vor zwei Monaten rückten wir hier in Christiansfeld ein und hofften am andern Tage den Feind bei Kolding zu treffen. Heute sind wir wieder hier, dürfen aber nicht über die jütische Grenze, und doch steht der Feind uns dort unmittelbar vor der Nase. Ich logiere hier in dem großen Gasthofe des kleinen, freundlichen Herrnhuter Städtchens, in demselben Zimmer, welches ich vor zwei Monaten bewohnte. Gestern lag in diesem Gasthofe noch der kommandierende dänische General von Hedemann mit seinem Generalstabe, heute nimmt General von Wrangel mit seinem Stabe dieselben Zimmer ein. General von Hedemann hat erst heute morgen 7 Uhr die Stadt verlassen."

Am 4. Juli ging das Oberkommando nach Hadersleben, von wo Fransecky in den nächsten Tagen einen interessanten Ausflug ins dänische Lager zur Überbringung von Kriegsgefangenen zu machen hatte.

Auch bei den damals schwebenden Waffenstillstandsverhandlungen fiel ihm eine Sendung zu. Als General von Wrangel in seiner Eigenschaft als Bundesfeldherr gegen die in Berlin gutgeheißene Vereinbarung protestieren zu müssen glaubte,*) sandte er Fransecky mit einem Schreiben und mündlichen Vorstellungen nach Berlin. Da er in vier Tagen wieder zurückgekehrt sein mußte, da sonst die Waffenruhe ablief, so mußte er in diesen vier Tagen 36 Meilen Landweg bis Rendsburg hin und zurück und 26 Stunden Bahnfahrt zurücklegen. In Berlin wohnte er verschiedenen Beratungen und einer Ministerbesprechung bei und konnte doch noch am vierten Tage früh wieder in Hadersleben mit einem für Wrangel günstigen Bescheid eintreffen.

Noch einmal schien in der nächsten Zeit die Hoffnung auf energische Fortführung der Operationen sich verwirklichen zu sollen, aber der Druck der auswärtigen Mächte ließ es nicht dazu kommen, „da," wie Fransecky

*) Vergl. das Nähere darüber in Sybel, „Die Begründung des Deutschen Reiches durch Wilhelm I." I. S. 232 ff.

am 3. August aus Apenrade schrieb, „die elenden Frankfurter wohl Kriege dekretieren, aber die Flotte nicht zaubern können, ohne welche ein Krieg mit Dänemark unsrerseits nie zu beendigen ist. Soweit mir,“ heißt es weiter, „ein Blick in die Politik verstattet gewesen ist, kann ich nur sagen, daß der Reichsverweser den Wünschen des preußischen Kabinetts nach Beseitigung der Sache durchaus zugeneigt ist und was an ihm ist, wohl thun wird, um diese Wünsche zur Erfüllung zu bringen. Wir sagen Amen dazu, sofern nur der Waffenehre und Preußens politischer Ehre dabei nicht zu nahe getreten wird. Seit der Krieg hier nur noch essend und trinkend geführt wird, sind wir seiner überhaupt müde und fühlen doppelt den Druck mit, den er dem armen Lande hier verursacht.“

Ebenso schreibt er am 22. August auch noch aus Apenrade: „Ohne Schiffe ist dieser Krieg nun einmal nicht zu Ende zu führen, und daher sollte man machen, daß man auf anständige Weise je eher je lieber davon loskomme.“

Das Einerlei des Stillstandes in den Operationen wurde durch die Anwesenheit des jungen Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin und des Prinzen Friedrich von Baden — des jetzigen Großherzogs — angenehm unterbrochen. Wie Fransecky die Bekanntschaft mit dem Großherzog von Mecklenburg macht, schildert er folgendermaßen: „Dem Großherzog von Mecklenburg-Schwerin wurde ich auf recht eigentümliche Weise bekannt. Es war am 18. d. Mts. — Um 5 Uhr morgens wurden wir durch die Nachricht aus den Betten gescheucht, daß in der Richtung von Sonderburg her eine starke Kanonade zu vernehmen sei. Ich lasse gleich satteln und packen, harre aber bis 8 Uhr vergebens auf den Befehl zum Ausrücken. Um diese Stunde gehe ich nach dem Schloß zum Vortrag. Als ich mein Haus verlasse, sehe ich einen jungen Offizier in der Mütze und den Beinkleidern des mecklenburgischen Generalstabes, aber in einem grauen Paletot, so daß sein Grad nicht zu erkennen war. Ich denke: es ist irgend einer der Generalstabsoffiziere vom Halkettschen Korps (zu welchem die Mecklenburger gehörten), der wird eine Meldung in Bezug auf die Kanonade bringen. Er grüßt, — ich desgleichen und gehe meinen gewöhnlichen Schritt fort, ohne auf ihn zu warten, da ich ihn nicht kenne; er beschleunigt seinen Schritt und holt mich bald ein. Er bietet mir einen Guten Morgen, ich erwidere diesen, frage, ob er vielleicht Nachricht aus dem Sundewitt bringe, und lasse mich mit ihm, als er dies verneint, im Gehen bleibend, in ein gleichgültiges Gespräch ein, ihn dabei aber für einen jungen Offizier nehmend, und so wie der ältere zum jüngern — natürlich aber sehr freundlich und kameradschaftlich — sprechend. Dem Schlosse nahe kommend, sehe ich einen unsrer Maler, Schleppke, — Hofmaler des Großherzogs, welchen derselbe, wie

ich dir neulich wohl schon schrieb, hergesandt hat, um hier landschaftliche und kriegerische Gegenstände für ihn zu zeichnen, — nicht weit vor mir stehen, und eben im Begriff, das Schloß zu zeichnen. Ich rufe ihm einen Guten Morgen zu; mein Begleiter zur selben Zeit: ‚Ei, sieh da, Schleppke, sind Sie hier?‘ Schleppke fährt, freudig erschrocken, zusammen, reißt die Mütze vom Kopf und sagt: ‚Unterthänigster Diener, — o wie hätte ich das gedacht, so hier überrascht zu werden.‘ Der Fremde sagt hierauf zu mir: ‚Herr Schleppke ist mein — — Landsmann.‘ Dieser zeigt darauf dem mir noch immer Fremden sein Zeichenbuch, und das Gespräch dreht sich zwischen uns dreien um die darin enthaltenen verschiedenen Zeichnungen. Da aber Schleppke den Titel Hoheit oder sonst dergleichen nicht braucht, so weiß ich natürlich noch immer nicht, woran ich mit jenem bin, obschon ich schon angefangen hatte, zu ahnen, daß ich den Großherzog vor mir hätte (von dessen bevorstehender Ankunft ich übrigens gar nichts wußte). Inzwischen kam noch einer der Adjutanten des Generals von Wrangel, Hauptmann von Massow, herzu, der den Fremden auch nur wie einen jungen Offizier behandelte und ihn ziemlich flüchtig grüßte, während er mit Schleppke sich sogleich in ein munteres Gespräch einließ. Ich blieb seitwärts stehen, und während jene nun sprachen, wandte sich der Fremde leise zu mir und sagte: ‚Sie kennen mich wohl nicht — ich bin der Großherzog von Mecklenburg, — möchte den General von Wrangel besuchen, und kann nun wohl von Ihnen erfahren, wann ich demselben am gelegensten komme.‘ Ich machte nun sofort meine tiefe Reverenz, sagte dem Großherzog, daß ich noch nicht das Glück gehabt, ihn so nahe zu sehen, daß ich ihn hier und in diesem Inkognito gleich hätte erkennen können u. s. w., und drückte darauf die Versicherung aus, daß der General von Wrangel sehr glücklich sein würde, den Großherzog sofort bewillkommnen zu können. Derselbe ging nun gleich mit uns, sprach sehr freundlich und nett mit uns und trat dann bei dem General ein, der ihn gleich bei sich behielt und die begleitenden Offiziere, die auf der Post zurückgeblieben waren, sofort zu sich einladen ließ. — Es wurde alsbald großes Diner angesagt, wo dann auch die übrigen Offiziere des Stabes, sowie manch andre noch das Glück hatten, den Neffen unsers Königs im Feldlager begrüßen zu können. Der Großherzog war dabei gegen mich besonders freundlich und lachte mit mir viel darüber, daß ich ihn für einen jungen Ordonnanzoffizier gehalten, wobei er noch sagte: ‚Sie waren gewiß ganz böse auf mich, daß ich so schlecht unterrichtet über das war, was die heutige Kanonade bedeutet hatte.‘ — Es herrschte nur eine Stimme über die große Liebenswürdigkeit und Anspruchslosigkeit des jungen Fürsten, und wir tranken mit herzlichem Jubel auf sein Wohl, als der General von Wrangel ihm einen Toast brachte.“

„Den jungen, liebenswürdigen und von uns allen hochverehrten Prinzen Friedrich von Baden habe ich neulich," schreibt Fransecky am 30. August, „auf einer Rekognoszierungs- und Besichtigungsreise nach Gravenstein, wo er auch die nassauischen Truppen besichtigte, begleitet."

Endlich wurde am 5. September, nach Abschluß des Waffenstillstandes, die Rückreise von Apenrade angetreten. In Schleswig, wo das Hauptquartier an demselben Tage anlangte, fand man „große Mißstimmung" über die Bedingungen des Waffenstillstandes. Am 6. folgte ein Besuch des Schlachtfeldes, und „noch einmal wurden die ernsten Momente durchlebt, wo die Feuertaufe empfangen wurde". Auch Prinz Friedrich von Baden beteiligte sich an dieser Besichtigung. Von Schleswig begab sich General von Wrangel nach Potsdam, um dort sein Kommando wieder in die Hände des Königs zu legen. Als er durch Rendsburg kam, wandte sich eine Abordnung von Bürgern mit der Bitte an ihn, die Vermittlung zu übernehmen, daß einige für Schleswig-Holstein und besonders dessen Truppen sehr ungünstige Paragraphen der Waffenstillstandskonvention noch abgeändert würden. Dies wurde für Fransecky die Gelegenheit zu einer interessanten Sendung zum König von Dänemark. Da der dänische Bevollmächtigte Schleswig schon verlassen und sich nach Sonderburg begeben hatte, um dem dort eben eingetroffenen König den Vertrag zur Vollziehung vorzulegen, so folgte Fransecky ihm dorthin.

Zu früher Nachmittagsstunde langte er in Sonderburg an und traf dort den ihm schon bekannten dänischen Bevollmächtigten, Kammerherrn von Reetz, auf der Straße, richtete ihm seinen Auftrag aus und erhielt, in seinen Gasthof zurückgekehrt, sofort eine Einladung zur königlichen Tafel.

Hauptmann von Fransecky, für diesen Fall mit seinem Anzug nicht eingerichtet, da er im Reiseanzug abgereist war, machte dies dem die Einladung überbringenden Flügeladjutanten bemerklich und glaubte in solchem Anzuge vor Seiner Majestät nicht erscheinen zu dürfen. Der Adjutant erklärte aber, daß Seine Majestät sein Erscheinen bestimmt erwarte, und so begab sich Fransecky in Begleitung des Adjutanten nach dem Rathaus, wo die königliche Tafel stattfand. Der König empfing den Hauptmann in gnädigster Weise und erwiderte auf die Entschuldigung wegen des Überrocks: „Sie kommen aus dem Feldlager und sind mir so, wie Sie sind, willkommen. Nehmen Sie drüben (schräg gegenüber) Platz." Der König richtete nun über den Tisch hinweg vielfache Fragen an den Hauptmann, die entweder diesen persönlich betrafen, oder sich auf die militärischen und die Kriegsverhältnisse der letzten Zeit bezogen, und verriet im übrigen eine sehr frohe, selbstzufriedene Stimmung, die

allmählich sich wie der Wein, der an dieser großen Tafel getrunken wurde, bis zum Überschäumen steigerte. „In dieser Stimmung brachte der König nicht nur verschiedene Toaste in dänischer Sprache auf die Armee, auf die Stadt Sonderburg u. s. w. aus, sondern stimmte auch in derselben Sprache — in der Rolle des Vorsängers — verschiedene patriotische Lieder in Bezug auf diesen Krieg an, in welche der Chor von mehr als 60 Gästen, Minister, Generale, Stabsoffiziere der Land- und Seemacht, höhere Beamte, Geistliche, Gutsbesitzer einstimmte, in Tönen und mit Mienen und Gebärden, die dafür sprachen, daß dem Weingott schon die reichsten Ovationen gebracht worden waren." Nach einem solchen Liede fragte der König Fransecky deutsch: „Sie haben das doch nicht verstanden?" und auf die Verneinung: „Sie würden, wenn Sie's verstanden hätten, es doch wohl erklärlich gefunden haben, daß wir so sangen."

Nach aufgehobener Tafel machte der König mit dem Helm auf dem Kopf die Runde durch die recht glänzende Gesellschaft. Als er zum Hauptmann von Fransecky kam, sprach er mit ihm über den Zweck seiner Sendung, „die Sache müsse mit den hier anwesenden Ministern erst näher besprochen werden, und er möge daher bis zum nächsten Tage hier bleiben und ihn, den König, am Abend durch die Stadt begleiten, um die Illumination anzusehen und dabei zugleich zu sehen, wie der König von Dänemark hier empfangen sei!" Bei der weitern Unterredung hielt der König unter andern auch die Bemerkung nicht zurück, daß und wie sehr unrecht Preußen und Deutschland gehandelt hätten, indem sie sich in „seine Sache" gemischt — „nachdem er bei Bau mit den Insurgenten schon fertig gewesen!" Im übrigen war er persönlich durchaus huldvoll.

Bald nach der Tafel zog die ganze Gesellschaft, der König an der Spitze, in langem Zuge, dem sich die vor dem Rathause versammelte Volksmenge, darunter auch viele Soldaten und Matrosen, anschloß, durch die recht hübsch erleuchtete und geschmückte Stadt Sonderburg, unter fortwährenden Hochs auf den König und sonstigen wirklich enthusiastischen Kundgebungen. In einem günstigen Augenblick entzog sich Hauptmann von Fransecky mit dem Bevollmächtigten von Reetz diesem Zuge, um in dessen Wohnung über seine Sendung noch zu sprechen, wobei sich aber schon ergab, daß wenig Hoffnung auf Erfüllung des Gewünschten vorhanden sei. Nach dieser Besprechung begaben beide sich in das königliche Hauptquartier, welches in dem am Strande gelegenen Hause eines Kaufmanns sich befand. Der Hauptmann von Fransecky wurde aus dem Vorzimmer, wo er viele höhere Offiziere fand, die ihm sehr artig begegneten, sehr bald zum Könige berufen. Dieser empfing ihn wieder sehr huldvoll. Er rauchte eine kurze Meerschaumpfeife und

trank Bier. Dem Hauptmann wurde eine Cigarre angeboten, die er aber als Nichtraucher nur kalt rauchte. Nach einigen Fragen über seine Teilnahme an den einzelnen Begebenheiten des Krieges und daran geknüpfte Bemerkungen des Königs, die von guter Kenntnis zeugten, fragte er plötzlich: „Können Sie mir über die Schlacht von Schleswig wohl einen Vortrag halten, um mich über die Bewegungen auf preußischer Seite näher zu informieren?" bejahte Fransecky dies um so zuversichtlicher, als er die Zeit der mehrtägigen Anwesenheit in Schleswig auf dem Rückmarsch dazu benutzt hatte, das Schlachtfeld mehrfach zu besuchen und seine, durch eignen Augenschein, durch das Studium der Berichte und durch die dänischen Zeitungsberichte gewonnene Kenntnis von den Vorgängen auch noch durch Nachfragen bei den Landesbewohnern zu bereichern. Der König ließ darauf eine Karte der Umgegend von Schleswig herbeiholen und die im Vorzimmer versammelten Offiziere hereinrufen, nahm darauf an einem großen runden Tisch Platz, wies dem Hauptmann von Fransecky den Platz neben sich an, und es begann nun der wohl selten vorgekommene Fall: daß ein feindlicher Offizier dem Monarchen der Gegenpartei einen Vortrag darüber hält, wie diese Partei geschlagen wurde! — Der König folgte diesem Vortrag sehr aufmerksam und durchaus unbefangen und warf hier und da eine Frage dazwischen, so unter anderm solche über die Beteiligung der schleswig-holsteinschen Prinzen an der Schlacht, nicht ohne bittere Ausfälle und Bemerkungen, wozu auch die gehörte, daß der Prinz Friedrich von Noër den Preußen wohl als Wegweiser gedient habe, wozu er sehr geeignet gewesen, da er lange in Schleswig garnisoniert habe. Auf diese Bemerkung konnte der Hauptmann von Fransecky leicht verneinend antworten, daß der Prinz sich an der Spitze seiner Truppen befunden habe und deshalb die Wegweiserrolle unthunlich gewesen sei. Als der König den Hauptmann entließ, sagte er: „Sie werden noch bis morgen mittag hier bleiben müssen. Ich denke mir, daß es Ihnen zur Ausfüllung der Zeit angenehm sein könnte, etwas von meiner auf der Reede versammelten Flottille zu sehen, und werde Sie morgen früh dahin führen lassen." Als der Hauptmann eben das Zimmer verlassen, folgte ihm der Flügeladjutant mit den Worten: „Seine Majestät hat erfahren, daß Sie in Ihrem Gasthofe sehr schlecht untergekommen seien, und mir befohlen, Sie in ein besseres Quartier zu bringen." Fransecky bezog zufolge dessen das eben geräumte Quartier eines Generals bei einem reichen Kaufmann in der Stadt und fand hier, „auf Befehl Seiner Majestät", eine sehr gastliche Aufnahme. Am nächsten Morgen erschien der Flügeladjutant, um ihn zu einer Fahrt nach einer Korvette abzuholen. Ein am Strande liegendes Boot, bemannt mit Matrosen im Paradeanzug, nahm beide auf und brachte sie nach kurzer Fahrt an

Bord des Schiffes. Der Kapitän war im voraus benachrichtigt und empfing den preußischen Hauptmann als Gast des Königs. Die Schiffsbemannung trat unter das Gewehr, die Matrosen mußten am Geschütz exercieren, und es folgte dann eine Besichtigung des Schiffes, an welchem sich noch manche Spur von Beschädigungen durch deutsche Strandbatterien zeigte. Außer diesem Schiff wurde noch die im Hafen liegende Jacht des Königs besucht, auf welcher der König von Kopenhagen hierher gekommen war, die aber nicht gerade durch königliche Pracht sich auszeichnete.

In der Mittagsstunde erhielt Fransecky eine Abschiedsaudienz beim König. Dieser stand mitten im Zimmer, den Helm auf dem Kopf, gestützt auf einen mächtigen Korbsäbel, um den etwas starken Leib eine weiß-rote Feldbinde, aus Wolle gewebt, und empfing den Hauptmann mit den Worten: „Nun, haben Sie unsre Schiffe gesehen?" und erging sich, nach der bejahenden und dankenden Antwort, des längern über die damals eben im Frankfurter Parlament zur Behandlung gekommene Frage der „Gründung einer deutschen Flotte". — „Ja," sagte er, „das Wort ist leicht gesagt — aber die Ausführung!? — Das kostet viel Geld und viel Zeit — da wird es wohl beim Plan auf dem Papier bleiben!" Darauf wieder eine Frage aus dem Kriege: „Waren Sie mit in Fridericia?" Der König hatte dort ein kleines Palais, in welchem er als junger Prinz längere Zeit in einer Art von Verbannung hatte zubringen müssen, und wo er etwas stürmisch gelebt hatte. „Waren Sie zur Zeit des Bombardements dort?" Er meinte die Beschießung des Kastells, auf welchem während der deutschen Besitznahme die deutsche Fahne wehte, welcher diese Beschießung durch Kapitän Steen-Bille am 8. Mai galt, Fransecky bejahte ersteres, verneinte letzteres und bemerkte, daß der General von Wrangel, welcher vom 2. bis 6. Mai das Palais bewohnt hatte, mit großem Bedauern damals die Nachricht empfangen hätte, daß auch das Palais unter jener Beschießung erheblich gelitten, worauf der König etwas kurz antwortete: „Die Beschädigung war leicht zu verschmerzen — aber daß sie (er meinte die Preußen überhaupt) darin gewesen — das war mir nicht angenehm!" — Endlich auf die Sendung des Hauptmanns kommend, wurde diesem selbst ein Wort darüber gestattet, wobei er mit großer Wärme für die Wünsche der Schleswig-Holsteiner sprach. Es erfolgte die Erwiderung: „Sie begreifen, daß, nachdem Ihr König die Konvention unterzeichnet hat, daran unsrerseits nichts mehr geändert werden kann. — Die Leute mögen Vertrauen haben — mögen nur wieder zu uns umkehren — dann wird sich alles machen." Darauf noch einige herbe Bemerkungen, wie tags zuvor, über die preußisch-deutsche „Einmischung in seine Sache" und zum Schluß die huldvollst dargereichte Hand und

die Worte: „Glückliche Reise — richten Sie Ihrem König meinen Gruß aus" — und nach einigem Besinnen — „grüßen Sie auch Ihren General Wrangel und den General Neumann — ich kenne beide von Rügen her."

Nachdem der Hauptmann von Fransecky auch noch eine Audienz bei dem Onkel des Königs, dem sehr viel ältern Erbprinzen Ferdinand, gehabt und von diesem — nach durchaus gnädigem Empfang — über die schleswig-holsteinsche Sache Ähnliches wie aus dem Munde des Königs gehört hatte, eilte er zu Herrn von Reetz, um dort seine Abfertigung zu erhalten. Diese wurde ihm in einem französisch abgefaßten Schreiben an den General von Wrangel und in einer mündlichen Auseinandersetzung zu teil, welche ebenfalls nur der Wiederklang der königlichen Worte war, woraus sich aber noch mehr ergab, daß der dänische Haß sich nicht gegen die schleswig-holsteinsche Bevölkerung richtete, sondern nur gegen die schleswig-holsteinschen Prinzen, den Herzog von Augustenburg und dessen Bruder, den Prinzen von Noër, gegen die Mitglieder der provisorischen Regierung, gegen die Kieler Professoren und Studenten und gegen die abgefallenen Offiziere — die mit den vorigen zusammen „das Volk" und „die Truppen" verführt hätten, und daß man dänischerseits die feste Hoffnung hatte, sehr bald zu dem Status quo ante zurückzugelangen.

Als der Hauptmann von Fransecky die südliche Schiffbrücke, welche Sonderburg mit dem Sundewitt verband, zu Wagen wieder passierte, sah er auf der nördlichen den König mit großem Gefolge nach der Düppelstellung reiten, wo einige Truppenabteilungen der Besichtigung harrten. Der Hauptmann hörte die Hurras der letztern und sah viele Bewohner aus dem Sundewitt im Sonntagsstaat und laut jubelnd gen Sonderburg ziehen, — als er die deutschen Vorposten, hamburgische Kavallerie, in der Gegend der „Büffelkoppel" passierte. „Welche Gegensätze: jene April- und diese Septembertage!"

Ohne Aufenthalt reiste Fransecky nach Potsdam und fand dort seinen bisherigen Oberbefehlshaber als „Oberbefehlshaber in den Marken" — einer soeben neu geschaffenen Kommandostelle — vor. Zu seiner großen Freude erfuhr er, daß er in seinem Stabe zu verbleiben habe.

Am 19. September verlegte Wrangel sein Hauptquartier in das Königliche Schloß zu Charlottenburg. Hier erhielt Fransecky für seine Teilnahme am Kriege den Roten Adlerorden 4. Klasse mit den soeben neu gestifteten Schwertern, an Stelle des ihm schon am 18. Januar desselben Jahres verliehenen Ordens, ferner den hannoverschen Guelphenorden 4. Klasse und das ebenfalls kürzlich in einer Klasse gestiftete mecklenburg-schwerinsche Verdienstkreuz.

So hatte ihm dieser Krieg auch äußere Anerkennung gebracht, aber

mehr als das, er war ihm eine erste Schule der Praxis geworden, und er hatte das Vertrauen, das General von Wrangel aus seiner Münsterschen Zeit her zu ihm gefaßt hatte, in vollem Maße gerechtfertigt, er hatte gezeigt, daß er auch größern Aufgaben gewachsen sein werde. Noch sollten allerdings wiederum fast 18 Jahre strenger Friedensarbeit auf den verschiedensten Gebieten militärischen Lebens hingehen, bis es ihm vergönnt war, dann aber auch in großen Verhältnissen, sein Können zu bethätigen.

Zunächst verblieb Fransecky im Stabe Wrangels und nahm an den Novemberereignissen in Berlin teil. Am 8. November, dem Tage der Vertagung der Nationalversammlung und Verkündigung ihrer Verlegung nach Brandenburg, wurde er nach Berlin geschickt, um den im Kriegsministerium versammelten Ministern über die Aufstellung der Truppen um Berlin Vortrag zu halten und den Befehl zum Einrücken der Truppen einzuholen. Am 9. November abends erfolgte dieser, und in der Nacht zum 10. fuhr Fransecky wieder nach Berlin zurück, um das Nähere über die Einquartierung von 18000 Mann zu besorgen. Mit Tagesanbruch begannen die Verhandlungen im Kölnischen Rathause, bei denen unendliche Schwierigkeiten erhoben wurden und Unbefugte fortwährend störten. Da Fransecky anfangs noch ohne militärischen Rückhalt war, so kamen die Verhandlungen erst nachmittags zum Abschluß, nachdem die Truppen schon seit einigen Stunden eingerückt waren.*)

Da am 12. November der Belagerungszustand verhängt werden mußte, so war eine neue Verteilung der Truppen in Alarmhäusern notwendig, deren Einzelheiten zu besorgen wieder Fransecky zufiel.

Im Laufe des Belagerungszustandes war Fransecky, wie er schreibt, „täglich Zeuge des äußerst geschickten, klugen und doch unblutigen Verfahrens, womit General von Wrangel allmählich die außer Rand und Band geratene Hauptstadt wieder zur gesetzlichen Ordnung zurückführte, und das Verdienst des Generals von Wrangel in jener Zeit um den König und dessen Haus, um das Vaterland und dessen Hauptstadt Berlin war ein so außerordentliches und so durchaus nur aus ihm selbst, aus seiner Person und seinem Charakter Hervorgegangenes, daß, hätte er vorher und nachher sonst nichts Nennenswertes geleistet, er dennoch auf ewigen Ruhm und ewige Dankbarkeit das größte Anrecht hätte."

---

*) Die Angabe bei Sybel, „Begründung des Deutschen Reiches" I, 256, daß Wrangel mit seinen Truppen schon am 8. November eingerückt sei, ist unrichtig. Es geschah in der That erst am 10. November.

Am 10. April 1849 wurde Fransecky außer der Tour zum Major im Generalstabe befördert. Er hatte diese Beförderung wesentlich der Empfehlung Wrangels zu danken, der ihn auch im Laufe des Sommers in seinem Stabe behielt, wo er nach der Abberufung des bisherigen Chefs des Generalstabs mit dessen Stellvertretung beauftragt wurde.

Als General von Wrangel um Mitte November das Kommando über das dritte Armeekorps erhielt, wurde der nunmehrige Major von Fransecky in den Großen Generalstab zurückberufen, um hier die Leitung der kriegsgeschichtlichen Abteilung zu übernehmen. Damit erhielt er ein neues Arbeitsfeld, auf dem er reiche Früchte ernten sollte.

---

2. In der Kriegsgeschichtlichen Abteilung und im Truppengeneralstab. Sendungen ins Ausland.

1849—1857.

Nachdem der Major von Fransecky im Herbst des Jahres 1849 zum Dirigenten der Kriegsgeschichtlichen Abteilung ernannt worden war, konnte er seine dort schon in den Jahren 1843 bis 1848 ausgeübte Thätigkeit in umfangreicherer Weise wieder aufnehmen. Da zu jener Zeit auch die Redaktion des Militärwochenblattes in den Händen der Abteilung lag, so erschienen die von ihr verfaßten Darstellungen nicht wie heute in besondern Schriften, sondern im Militärwochenblatte und dessen auch damals schon bestehenden Beiheften. Eine große Anzahl der kriegsgeschichtlichen Darstellungen darin sind der Feder Franseckys entsprungen, und wir geben hier, um ein geschlossenes Bild seiner litterarischen Leistungen zu erhalten, die aus frühern Jahren stammenden mit denjenigen, die er als Dirigent verfaßte, vereint.

In den Militärwochenblättern von 1845 bis 1847 erschien eine längere Besprechung über das Werk des englischen Kapitäns Siborne über den Feldzug von 1815. Fransecky berichtete darin auf Grund der preußischen Kriegsakten den Anteil der preußischen Truppen und aus bis dahin weniger bekannten französischen Schriftstellern die Operationen von Grouchy, Ney und andern französischen Führern. Feldmarschall Müffling, sicherlich ein maßgebender Beurteiler dieser Vorgänge, da er als preußischer Militärbevollmächtigter im Hauptquartier Wellingtons weilte, äußerte seinen besondern Beifall zu der Beurteilung der Bewegungen Grouchys. Die Absicht Franseckys, den Krieg von 1815 neu zu bearbeiten, wozu er 1850 eine Reise nach Paris zu Studien im dortigen dépôt de la guerre und über den belgischen Kriegsschauplatz machte, kam nicht zur Ausführung.

In den Beiheften zum Militärwochenblatt erschien in den Jahren 1843 und 1844 von Fransecky das Einleitungsheft zu der Darstellung der Ereignisse bei der schlesischen Armee im Jahre 1813 vom Ende des Waffenstillstandes bis zur Schlacht bei Möckern. Für die folgenden

vom Major von Höpfner geschriebenen Hefte hatte Fransecky Vorarbeiten angefertigt. Die 1845 bis 1847 in mehreren Heften veröffentlichte „Formation der freiwilligen Jägerdetachements bei der preußischen Armee" war von ihm verfaßt, ebenso „das Treffen von Königswartha-Weißig" (1847), das früher oft unrichtigerweise — so in der Geschichte des Leibregiments von v. Horn — dem damaligen Dirigenten Major Gerwien zugeschrieben wurde. Ein Mithandelnder in dem Gefecht, der spätere kommandierende General Graf Brandenburg, damals Generalstabsoffizier beim General von York, schrieb darüber: „Es ist nicht möglich, ein Gefecht treuer und klarer darzustellen, als Fransecky solches in dieser Arbeit gethan, und noch dazu ein so verzweifeltes." Fransecky hatte dies Gefecht ursprünglich für seinen Vortrag an der Allgemeinen Kriegsschule als größtes Beispiel eines „Waldgefechtes" bearbeitet, nicht ahnend, daß er selbst später im Swiepwalde ein größeres und glänzenderes liefern werde.

Als Abteilungsdirigent verfaßte Fransecky 1851 „die Schlacht bei Idstedt am 24. und 25. Juli 1850" und die ihr vorangegangenen Operationen, sowie 1854 von der „Darstellung der Begebenheiten des deutsch-dänischen Krieges von 1848" das dritte Heft „die Schlacht bei Schleswig". Es gereichte ihm hierbei zum Vorteil, daß er als Augenzeuge dem letzten Teil der Schlacht beigewohnt hatte, und daß ihm außer den Akten zahlreiche Mitteilungen höherer dabei beteiligter Offiziere zu Gebote standen. Die Arbeit ist auch die Grundlage für die spätere Bearbeitung von der Hand des Feldmarschalls Grafen Moltke geworden.*) Auch für die der Schlacht bei Schleswig voraufgehenden Ereignisse hatte Fransecky das Material für einige Vorlesungen in der „Militärischen Gesellschaft" gesammelt: sie wurden dann von dem damaligen Hauptmann von Tresckow, spätern kommandierenden General, bearbeitet.

Schließlich entstammt auch die bekannte Biographie Gneisenaus, seine Jugend und militärische Entwickelung bis 1806 umfassend, der bekannte Vorläufer des spätern Werkes von Pertz, der Feder Franseckys.

Auch zu später von der kriegsgeschichtlichen Abteilung veröffentlichten Darstellungen hat er die Anregung gegeben und noch den Plan entworfen: Geschichte der Nordarmee 1813, Darstellung der Landwehrorganisation 1813 und Geschichte der Reorganisation der Armee von 1807 bis 1811. Die Einführung der Kriegstagebücher im preußischen Heere ist einer von ihm eingereichten Denkschrift zu danken.

---

*) Vergl. das Vorwort zur „Geschichte des Krieges gegen Dänemark 1848/49". Moltkes militärische Werke III, 1. Herausgegeben vom Großen Generalstabe. Berlin, 1893.

Um der litterarischen Thätigkeit, die Fransecky auf kriegsgeschichtlichem Gebiete entfaltete, in vollem Maße gerecht zu werden, müssen wir uns erinnern, daß kriegsgeschichtliche Forschung und Darstellung damals erst im Beginn ihrer Entwickelung standen, und wie Höpfners Werk über 1806 als ihr Ausgangspunkt zu betrachten ist, so reihen sich ihm in gleicher Weise die Darstellungen Franseckys an, die seinen Namen nicht trugen, aber es verdienen, daß es bekannt wird, wem sie zu danken sind.

Um von der flotten und frischen Darstellungsweise Franseckys nur ein Beispiel zu geben, möge hier seine meisterhafte Schilderung des Feldmarschalls Blücher in dem erwähnten Beiheft eine Stelle finden:

„Der General Blücher war 71 Jahr alt. Als Husarenoffizier des siebenjährigen Krieges gehörte er einer Zeit an, wo die dem Mittelalter und dem Rittertum eigentümliche Frische des Mutes und der Anschauung noch nicht einer zersetzenden Reflexion und einem glaubensunfähigen Rationalismus gewichen war. Eine siebzehnjährige Zurückgezogenheit vom Dienst auf seinem Gute in Hinterpommern in der langen Friedensperiode nach dem siebenjährigen Kriege hatte ihn wohl vor der erschlaffenden Wirkung des Schlendrians bewahrt, so daß, als er 1792 mit seinen Husaren gegen die Franzosen marschierte, er bald die Gelegenheit fand, sich als ein kühner und gewandter Vorposten- und Avantgardenkommandeur Ruhm und Ehre zu erwerben, ohne an den durch gelehrte Pedanterie und Politik gelähmten größern Operationen teilnehmen zu dürfen. Dem meist siegreichen Husarengeneral war das Gefühl der Überlegenheit des Soldaten über die revolutionäre französische Armee geblieben. Durch den unglücklichen Feldzug von 1806 war sein Mut nicht gebeugt. Er hatte ja bis Lübeck gefochten und war zuletzt nur einer großen Übermacht erlegen, wiewohl er noch in der Zeit seines Ruhmes erbittert war, wenn er an die Personen dachte, die ihm damals von fernerm Widerstande abgeraten hatten.

So fand die Zeit der Befreiungskriege den noch kräftigen Greis unternehmend, vorurteilsfrei und kühn, noch ebenso kriegslustig, listig und verschlagen wie in den frühern Jahren am Rhein, als er vor seinen roten Husaren ritt, aber wenn auch oft mit großartigem Instinkt das Ganze überschauend und die entscheidenden Momente scharf und richtig erkennend, doch mit seinen Gedanken stets auf das Nächste gerichtet und daher weitern militärischen Dispositionen und Kombinationen bis zum Unglaublichen fremd. Fast nie würdigte er eine Landkarte eines Blickes, und die Leitung der Märsche und Operationen überließ er mit dem sorglosesten Vertrauen seinen bewährten und von ihm genau gekannten Untergebenen. Bei aller Unbefangenheit war der General mit einem scharfen Blick für Menschen begabt, besonders für ihre kriegerischen

Charaktereigenschaften, wie Mut, Geistesgegenwart, Entschlossenheit, und sprach er sich über das, was er in dieser Hinsicht bemerkt hatte, so rücksichtslos aus, daß in seiner Gegenwart jedweder sich gedrungen fühlte, das, was er von jenen Eigenschaften besaß, zu steigern und das, was er von den entgegengesetzten in sich spürte, zu bekämpfen oder doch zu verbergen. Für seine Person war der General Blücher frei von jeder Sorge für Verantwortlichkeit, die schon so manchen Feldherrn verdorben hat, und flößte seinen Untergebenen daher leicht das Vertrauen ein, daß er sie auch vertreten würde, wenn sie durch übertriebene Kühnheit gefehlt hätten. Nicht frei von der Gewohnheit und der Lust an dem wüsten Treiben der Feldlager, hatte er doch die große Herrschaft über sich selbst, nie damit Anstoß zu geben oder seine Pflicht dadurch zu versäumen. Gegen seine Untergebenen war er freundlich und wohlwollend und erkannte jeden ihm gewährten Beistand dankbar, frei und offen, ohne eine Spur von Neid und Mißgunst an. Seine hohe, kriegerische Gestalt, seine kräftigen Gesichtszüge, sein silberweißes Haar, seine großartige Unbekümmertheit mit dem Höchsten wie mit dem Niedrigsten, und seine seltene Gabe der Rede, die unvorbereitet sich am meisten zeigte, erwarben ihm leicht die Liebe und Achtung der Soldaten, für die er verständlich und ehrfurchtgebietend, in Wahrheit die Sonne in dunkler Schlacht war."

Neben seiner litterarischen Thätigkeit war Fransecky auch als Sekretär und Bibliothekar der 1849 wieder ins Leben gerufenen Militärischen Gesellschaft eifrig bestrebt, das Interesse für wissenschaftliche Beschäftigung in weitern Kreisen des Heeres wach zu rufen. Hier hielt er mehrere Vorträge über den dänischen Krieg von 1848, sowie über Gneisenau. Es gelang ihm auch durch Vermittelung des Generals von Willisen, daß nicht nur der Name Gneisenaus, sondern auch die seiner ruhmreichen Kampfgenossen bei der Verteidigung Colbergs, Schills und Waldenfels', für Werke dieser Festung von Friedrich Wilhelm IV. bestimmt wurden.

Eine Reihe von Reisen und Sendungen in das Ausland in dieser Zeit gab Gelegenheit, die Kenntnis fremder Heere zu erweitern, die schon der junge Offizier sich zu erwerben getrachtet hatte. Der schon erwähnten Reise über die Schlachtfelder von 1815 und nach Paris im Jahre 1850 folgte im nächsten eine solche nach Oberitalien, um den dortigen österreichischen Manövern beizuwohnen. Fransecky machte diese Reise als Begleiter seines alten Kommandeurs, des vom Kaiser von Österreich eingeladenen Generals von Wrangel, der ihn sich hierzu erbeten hatte.

Der Eindruck, den er hier von dem jungen Kaiser Franz Joseph empfing, war außerordentlich. Seine schöne, ritterliche Erscheinung, sein lebhaftes Interesse für alles Militärische rief bei den Truppen stets bei

seinem Erscheinen großen Jubel hervor. Als bei einer Fahrt über den Lago Maggiore sich zahlreiche piemontesische Gondeln dem Schiffe des Kaisers näherten, hörte der in seiner Nähe stehende Fransecky aus seinem Munde die Äußerung: „Sie haben sich gut gerauft, wir werden uns aber wohl noch einmal mit ihnen raufen müssen," wobei der Kaiser auf die Insassen der Boote blickte, in denen er trotz ihrer Zivilkleidung piemontesische Militärs und Nationalgardisten zu erkennen glaubte.

Der alte Radetzky aber war nur noch der „tote Cid", wenn er zu Pferde nur Schritt reitend erschien, auf beiden Seiten von Adjutanten dicht geleitet, die das Pferd überwachten. Der Einfluß seines Generalstabschefs, des Generals von Benedek, war augenscheinlich sehr bedeutend, ihn hörte Fransecky aus aller Munde als den „Bravsten der Braven" rühmen. Bei den Manövern führte der Kaiser selbst, wobei er eine große Sicherheit zeigte, wie auch über sein rühmliches Verhalten im Kriege 1848/49 und sein treffendes militärisches Urteil unter den hohen Offizieren nur eine Stimme herrschte. Die Zuschauer, an ihrer Spitze der alte Radetzky, wurden, eng zusammen, von der Truppe möglichst entfernt gehalten, so daß sie nur den allgemeinen Gang, aber keine Einzelheiten verfolgen konnten. Bei einem Brigadeexerzieren der Kavallerie, von der man auch in Preußen eine große Meinung hegte, äußerte Wrangel zu Fransecky: „Wir kommen mit," womit er nur zum Ausdruck bringen wollte, daß er die preußische Kavallerie für mindestens ebenbürtig halte. Mit dem Leopoldsorden 3. Klasse geschmückt, kehrte Fransecky über Genua, den Mont Cenis, Genf und das Berner Oberland in die Heimat zurück.

Auch das nächste Jahr brachte eine Reise ins Ausland, diesmal nach Rußland. Wieder hatte General von Wrangel, der mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm vom russischen Kaiser zu den großen Truppenübungen eingeladen war, sich Fransecky zum Begleiter erbeten. Über drei Wochen dauerte der Aufenthalt in Petersburg und Umgegend, wo mehr als 60000 Mann unter dem Befehl des Kaisers zu großen Übungen versammelt waren. Der Thronfolger, spätere Kaiser Alexander II., diente seinem Vater als Generalstabschef und widmete sich diesem Amt mit dem Eifer eines wirklichen Chefs. Die Truppen erschienen alle außerordentlich glänzend und in allem mechanischen Formenwesen unübertrefflich, ertrugen auch alle Anstrengungen hervorragend, obwohl für ihr materielles Wohl wenig gesorgt wurde. So mußten sie stets ohne Lagerstroh bivouakieren, während in den Zelten der Offiziere die größte Üppigkeit herrschte.

Von der Kaiserin, der Schwester Friedrich Wilhelms IV., wurden die preußischen Offiziere wiederholt zur engsten Familientafel gezogen, wo der Thronfolger ebenfalls durch seine Leutseligkeit sich schnell die

17*

Herzen seiner Gäste gewann. Auch hier war ein Orden, der Stanislausorden 2. Klasse, die Erinnerung an die großartigen militärischen Vorführungen. Auf der Rückreise, die Fransecky im Gefolge des Kronprinzen auf einer russischen Dampffregatte machte, verursachte ein Sturm eine Havarie und zwang zum Anlaufen in Reval, von wo die Weiterreise ohne Fährlichkeit erfolgte.*)

In diese Jahre fallen schwere Erkrankungen Franseckys, die er sich durch seine übergroße Thätigkeit am Schreibtisch zugezogen hatte, und die trotz der sorgsamsten, aufopfernden Pflege seiner Gattin nicht weichen wollten. In Petersburg hatte der Leibarzt des Kaisers von ihm seinem Aussehen nach geurteilt, daß er kein halbes Jahr mehr zu leben habe. Da gelang es den Verordnungen des seiner Zeit in Berlin bekannten Sanitätsrates Dr. Strahl, denen Fransecky sich aufs Genaueste unterwarf, sein Leben zu retten und seiner sonst so kräftigen Natur wieder zum Siege zu verhelfen. Dr. Strahl galt für ein Original und wurde auch von seinen Kollegen wegen seiner eigenartigen Kuren bisweilen angefeindet, war aber, nach dem Urteil der Tochter Franseckys, der Freifrau von Buttlar, eine tief angelegte gemütvolle Natur, wie wir sie unter den Ärzten jener Zeit nicht selten finden.

Das Jahr 1853 führte Fransecky durch Belgien und Holland, wo er außerordentlich zuvorkommend aufgenommen wurde. In Belgien erregte die Umgestaltung von Antwerpen zum Hauptwaffenplatz sein besonderes Interesse. Überall fand er große Besorgnis vor einer französischen Vergewaltigung und ausgesprochene Neigung für deutschen Beistand dagegen.

In Brüssel zog ihn König Leopold zur Tafel und gewährte seinen Bestrebungen, sich über alles zu unterrichten, seine Unterstützung. Der Generaladjutant, Divisionsgeneral Baron L'Hazal, fiel ihm besonders auf. Vor der Revolution von 1830 noch einfacher Handlungsreisender, hatte er im Kampfe gegen die Holländer sich ausgezeichnet und war in schnellem Avancement zum Kriegsminister und Generaladjutanten emporgestiegen. Noch ein Vierziger machte er in seiner durchaus militärischen Erscheinung und seinen gewandten Umgangsformen den Eindruck, als ob er nie etwas andres als Soldat gewesen wäre.

In Holland sah Fransecky noch das meiste seit seinem ersten Besuche im Jahre 1842**) unverändert, von den Uniformen fand er die der Kavallerie sämtlich zu solcher für Husaren umgewandelt.

*) Zur Erinnerung an diese gemeinsam überstandene Gefahr schenkte der Kronprinz dem Major von Fransecky sein Bild mit eigenhändiger Widmung, das heute noch in dem ehemaligen Arbeitszimmer des Generals in seinem Erbacher Heim sich befindet.

**) Vergl. S. 225.

Auch seine damals angeknüpften Bekanntschaften konnte er noch wieder erneuern.

Eine längere Reise im Januar und Februar 1855 durch das ganze nördliche Frankreich gewährte einen genauen Einblick in das Leben der damals in großen Lagern bei St. Omer und Boulogne zusammengezogenen Truppen. Fransecky fand sie von vorzüglichem kriegerischen Geiste beseelt — es war zur Zeit des Krimkrieges —, alle Unbilden der Witterung und der Unterkunft in den niedrigen, dunkeln, unheizbaren Baracken willig ertragend, so daß sie ihren Vorgängern, die 1805 aus diesen Lagern nach Ulm und Austerlitz marschierten, wohl ebenbürtig erschienen. In Paris wurden damals die neugeschaffenen Garden in ihren prächtigen Uniformen des ersten Kaiserreichs und mit ihren vielen Bevorzugungen von ihren Waffengefährten in der Linie mit mißgünstigen Augen betrachtet.

An diese Reise schloß sich eine andre in Begleitung des Chefs des Generalstabs, Generals von Reyher, nach Ratibor zu Beratungen mit dem österreichischen Feldzeugmeister von Heß über Ausbau der Bundesfestungen mit vorgeschobenen Forts, wobei der bekannte Ingenieurgeneral von Brese entscheidend mitwirkte.

Inzwischen war Major von Fransecky 1852 auch zum Mitgliede der Studienkommission für die Divisionsschulen — jetzigen Kriegsschulen — ernannt worden, wurde 1854 zum Oberstleutnant befördert und im Juli 1855 zum Chef des Generalstabs des 3. Armeekorps ernannt, nachdem er schon zwei Monate zuvor mit Wahrnehmung der Geschäfte dieser Stelle beauftragt worden war. Aufs neue trat er hierdurch zu seinem alten Gönner, dem General von Wrangel, der das 3. Korps kommandierte, in enge Beziehungen.

Eine kurze Dienstleistung beim 24. Infanterieregiment im Frühjahr des nächsten Jahres machte ihn mit den Anforderungen der Bataillons- und Regimentsführung bekannt. Im Sommer folgte die Ernennung zum Mitgliede der Studienkommission der Allgemeinen Kriegsschule — jetzigen Kriegsakademie — unter Entbindung von der Studienkommission der Divisionsschulen.

Der Herbst des Jahres 1856 brachte die bekannten Neuenburger Verwickelungen*). Preußen begann mit Vorbereitungen zur Mobilmachung. Jedes der neun Armeekorps hatte eine Division nebst deren Landwehr zu dem Kriegszuge abzugeben. Im ganzen sollten etwa 160000 Mann nach Schaffhausen und Basel vorrücken. Militärbevollmächtigte gingen nach Darmstadt und Karlsruhe, um Unterkunft

---

*) Siehe das Nähere darüber in Sybels „Begründung des Deutschen Reiches" II, 247 ff.

und Verpflegung zu regeln. Der Oberstleutnant von Fransecky begab sich Anfang Dezember nach Karlsruhe und verblieb dort bis Ende Januar 1857, wo die Schweiz sich auf Napoleons Eintreten zur Nachgiebigkeit entschloß.

Da der Feldmarschall von Wrangel im Herbst desselben Jahres die Oberleitung über die großen Manöver des Garde- und 3. Armeekorps erhalten hatte, so fiel seinem Generalstabschef hierbei eine umfangreiche Thätigkeit zu, die der König Friedrich Wilhelm IV. in besonderer Ordre mit den Worten anerkannte: „Ich habe Ihre bei den diesjährigen Herbstübungen geleisteten guten Dienste wohlgefällig bemerkt und spreche Ihnen dafür meine Anerkennung aus." Den Herbstmanövern folgte die Übungsreise des Großen Generalstabs, die der Oberstleutnant von Fransecky für den schwer erkrankten Chef des Generalstabs, General von Reyher, zu leiten hatte. Auch hierfür erhielt er eine ehrenvoll gefaßte Anerkennung von dem Nachfolger des inzwischen verstorbenen Generals von Reyher, dem General von Moltke.

---

3. Im Frontdienst. Regimentskommandeur in Erfurt. Brigadekommandeur in Oldenburg. Divisionskommandeur in Magdeburg.

1857—1865.

Fast dreißig Jahre war Fransecky dem Frontdienst durch seine Verwendung als Adjutant und im Generalstabe entzogen, mehrfach und immer dringender hatte er den Wunsch nach Verwendung im Truppendienst ausgesprochen. Jetzt, da der General von Moltke den Grundsatz des Wechsels zwischen Generalstabs- und Frontdienst entschieden vertrat, sollte ihm sein Wunsch erfüllt werden. Der 10. Dezember 1857 brachte die Ernennung zum Kommandeur des 31. Infanterieregiments in Erfurt.

Bei seiner Abmeldung beim Prinzen von Preußen, der seit dem Oktober des Jahres die Stellvertretung des schwer erkrankten Königs übernommen hatte, äußerte dieser: „Sie sind hier zwar unentbehrlich, aber Ich habe Sie dennoch in Ihrem Interesse in die Armee versetzt, Ich habe das Vertrauen zu Ihnen, daß Sie auch im praktischen Dienst Meine Erwartungen erfüllen werden."

Mit ganzem Eifer trat Fransecky in seinen neuen Wirkungskreis, sein Offizierkorps fand er vorteilhaft zusammengesetzt, die Mannschaft, aus dem Eichsfelde und dem Thüringer Walde stammend, leicht lenkbar und bildsam. Die Ausbildung suchte er in altpreußischer Strammheit, aber bei individueller Berücksichtigung des einzelnen zu erreichen. Im Offizierkorps bestrebte er sich, wissenschaftlichen Sinn zu fördern, indem er auch selbst in den Offiziersversammlungen Vorlesungen übernahm und den sich zur Allgemeinen Kriegsschule Meldenden schriftliche Arbeiten stellte. Die schon seit dem 18. Jahrhundert in Erfurt bestehende „Akademie der gemeinnützigen Wissenschaften", der einst die Weimarer Dichtergrößen ihr Interesse bewiesen hatten, erwählte ihn zum Mitgliede. Neben seiner Stellung als Regimentskommandeur hatte er zugleich die Geschäfte eines Direktors der vereinigten Divisionsschule des 4. Armeekorps zu Erfurt zu versehen, die ihn zuzeiten fast noch mehr in Anspruch nahm als sein Regiment.

Der Juni des Jahres 1859 sah die Mobilmachung der preußischen Armee infolge des italienischen Krieges, aber der Friede von Villafranca machte den Hoffnungen auf einen Krieg ein schnelles Ende. Das 31. Regiment gehörte zu den wenigen Regimentern des 4. Korps, die wirklich in der Richtung auf den Rhein in Bewegung gesetzt wurden, mußte aber auch, nachdem es nur bis Eschwege gelangt war, nach Erfurt zurückkehren.

Die Erfahrungen, welche Fransecky, der schon im Juni 1858 zum Obersten befördert worden war, bei dieser Mobilmachung gemacht hatte, waren betrübend genug, aber lehrreich. Die Hälfte sämtlicher Offiziere, darunter die besten aller Chargen, mußten an das entsprechende Landwehrregiment abgegeben werden. Dafür erschien eine sehr viel geringere Anzahl von gänzlich unbekannten Landwehroffizieren und Landwehrunteroffizieren, die als Offizierstellvertreter dienen sollten. An Stelle von einigen Hundert nicht erschienenen Reservisten wurden zwei Tage vor dem Ausmarsch Landwehrmänner eingestellt. Zum großen Teil verheiratet, brachten diese ihre Weiber und Kinder mit, die nur durch die Polizei abgehalten werden konnten, sich den Bataillonen anzuschließen. Schon auf dem ersten Marsch blieb der größte Teil der der Strapazen gänzlich ungewohnten, überalterten Landwehrleute in den Gräben am Wege liegen. Die beim Regiment befindlichen Ärzte, ein Landwehrbataillonsarzt und fünf Unterärzte, erwiesen sich als gänzlich ungenügend. Mit Freimut sprach sich Fransecky über die trüben Erfahrungen in seinem Bericht aus und hatte die Genugthuung, daß er bei seinem bald erfolgenden Kommando zum Kriegsministerium dort seine Bemerkungen bei den Reorganisationsvorschlägen verwertet fand.

In den ersten Tagen des Januar 1860 erhielt er ein Telegramm des Kriegsministers von Roon, ob er geneigt sei, ein Kommando ins Kriegsministerium anzunehmen. Durch die nach der Demobilmachung eingetretene Vermehrung der Regimenter waren wiederum zahlreiche Abgaben an Offizieren an die neuen Regimenter nötig geworden. Fransecky, der in dem Verfahren der vorgesetzten Kommandobehörden bei der Auswahl dieser Offiziere zahlreiche Rücksichtslosigkeiten glaubte sehen zu müssen, war hierdurch dermaßen verstimmt, daß er schon um eine Änderung seiner Dienststellung hatte bitten wollen, und ergriff daher die ihm jetzt hierzu gebotene Gelegenheit mit Freuden.

Acht Tage später konnte er als „zunächst auf drei Monate zur Dienstleistung beim Kriegsministerium kommandiert" nach Berlin abreisen. Es war die Zeit der bekannten preußischen Heeresneuordnung, und er konnte so an den Arbeiten hierfür thätigen Anteil nehmen. Bald aber trat ein Ereignis ein, daß diese für ihn unterbrechen und zugleich

auf seine weitere dienstliche Laufbahn von entscheidendem Einfluß werden sollte.

Der Großherzog von Oldenburg hatte bei den großen Übungen des 10. Bundeskorps bei Nordstemmen im Jahre 1858 erkannt, daß seine Truppen mit den übrigen desselben Kontingents, den mecklenburgischen und braunschweigischen, nicht auf gleicher Höhe standen, und wünschte nun nach dem Tode des damaligen Kommandeurs der oldenburgischen und zugleich hanseatischen Truppen, des Generalmajors Grafen Rantzau, im Februar 1860 einen preußischen Führer an der Spitze zu haben. Obwohl der König von Hannover als Kommandeur des 10. Bundeskorps lieber einen hannoverschen General hierfür gewünscht hätte, verblieb er doch bei seiner Absicht und bat den Prinzregenten von Preußen um Überlassung des Obersten von Fransecky, der ihm von früher her bekannt war. Im Jahre 1852 war Fransecky dem damaligen Erbgroßherzog von Oldenburg zur Dienstleistung beigegeben, als dieser mit dem Kaiser Nikolaus zusammen längere Zeit in Berlin sich aufgehalten hatte. Der Prinzregent stimmte der Wahl zu, auch Fransecky erklärte sich bereit und erhielt, unter der Zusicherung des Rücktrittes in preußische Dienste, im März 1860 den Abschied mit dem Charakter als Generalmajor bewilligt.

Vier neue Landesherren erhielt der nunmehrige oldenburgisch-hanseatische Brigadekommandeur, den Großherzog von Oldenburg und die Senate von Hamburg, Lübeck und Bremen, deren Feldabzeichen er abwechselnd zu tragen hatte. Auch empfing er von jedem dieser Landesherren ein Patent. Wenn auch freiwillig, so doch unter schwerem innern Kampf war der Übertritt aus einer großen einheitlichen Armee in die kleinen, vielfach verwickelten Verhältnisse erfolgt.

Oldenburg stand damals mit den drei Hansestädten in mehr oder weniger engen Militärkonventionen. Am engsten verbunden war es mit Bremen, so daß dessen Kontingent, ein Füsilierbataillon, fast als zu Oldenburg gehörig betrachtet werden konnte. Hamburg dagegen hatte einen eignen Kontingentskommandeur, der seine frühere Stellung als kurhessischer Kriegsminister nicht vergessen konnte, der in der Brigade keine Stellung innehatte und daher sehr selbständig war. Hamburg, sehr stolz als Welthandelsstadt und damals mehr weltbürgerlich als deutsch gesinnt, besaß in seinem regierenden Bürgermeister einen Mann, der mit einer Neigung zu fürstlichen Ehrenbezeugungen auch das Gefühl als Kriegsherr über sein Kontingent — zwei Bataillone, zwei Eskadrons und eine Jägerkompagnie — verband. Das Offizierkorps war durch hohen Sold und das üppige Leben der reichen Stadt verwöhnt und aus Elementen, die zum Teil aus fremden Armeen kamen, ziemlich bunt zusammengesetzt. Lübeck besaß nur ein „leichtes“ Bataillon mit einem

72 Jahre alten Kontingents- und Bataillonskommandeur an der Spitze, einem 68jährigen Hauptmann, einem nach Alter und früherm Dienstverhältnis ziemlich unharmonisch zusammengesetzten Offizierkorps und hielt sich, obwohl für Oldenburg mit alten Sympathien erfüllt, doch ziemlich zurück.

Bei dem Großherzog fand General von Fransecky von vornherein vollstes Vertrauen und Entgegenkommen, sowie unbeschränkte Gewährung aller zur Besserung erforderlichen Mittel. Aber bei dem geringen Entgegenkommen und der Abneigung von Hamburg und Lübeck war die Arbeit, alle Kontingente gleichmäßig zu reformieren, vergeblich, und Fransecky beschränkte nach zweijährigem Bemühen seine Hauptthätigkeit auf Oldenburg und Bremen. Die oldenburgischen Truppen umfaßten damals ein Infanterie- und ein Kavallerieregiment, eine Artillerieabteilung zu zwei Batterien und ein Pionierdetachement. Hier fand er vertrauensvolles Entgegenkommen und dankbares Eingehen auf seine Bestrebungen. Er suchte frischeres Leben und Wesen, ernstern militärischen Sinn, Hebung des Soldatenstandes den andern Klassen der Bevölkerung gegenüber und verbesserte Formen nach preußischem Vorbilde einzuführen.

In der Geschichte des oldenburgischen Infanterieregiments Nr. 91 heißt es über ihn: „Gleich rastlos und streng im Dienst, wie gerecht und persönlich wohlwollend für jedermann, erwarb er sich bald ebensowohl das Vertrauen und die Achtung, als auch die Zuneigung der Offiziere und Soldaten. Diese erblickten in dem feurigen, thätigen General das Muster eines Soldaten und waren eifrig bestrebt, seine Zufriedenheit zu erwerben; — er aber erkannte gern den Eifer und Fleiß der Offiziere, sowie die Bildsamkeit und den unübertrefflich guten Willen der Mannschaft an. Fast täglich erschien der General auf den Übungsplätzen und hielt zahlreiche Besichtigungen ab. Durch allmähliche Steigerung seiner Anforderungen, durch systematische Belehrung und Erziehung des Offizierkorps, sowie durch persönliche Einwirkung auf die Mannschaft übertrug er *seinen* Geist auf das ganze Truppenkorps, welches so einen bisher noch nicht erreichten Grad von Tüchtigkeit erlangte. Besonders lehrreich gestalteten sich unter seiner Leitung die während des Sommers vielfach abgehaltenen Felddienstübungen mit gemischten Waffen und die regelmäßig im Herbst unter Teilnahme des Bremer Bataillons stattfindenden Feldmanöver."

In der Zeit vom 28. April bis 11. November 1861 versah General von Fransecky neben den Geschäften des Militärkommandos interimistisch auch die Geschäfte des Regimentskommandeurs, so daß das Regiment — wie die erwähnte Geschichte sagt — „diesen nachmals so berühmt gewordenen hohen Offizier mit vollem Recht in der Reihe seiner Kommandeurs mit aufführen darf."

Es herrschte damals noch im oldenburgischen Truppenkorps eine große Ungleichmäßigkeit in der Ausbildung, je nach der Vorliebe des einzelnen Kompagniechefs für diesen oder jenen Dienstzweig. Über deren Beseitigung äußert sich die erwähnte Regimentsgeschichte: „Dies alles war fernerhin unmöglich. Der General wußte darauf hinzuwirken, daß alle Vorgesetzten innerhalb des unter eigner Verantwortlichkeit ihnen zustehenden Wirkungskreises gleichmäßig und mit ganzer Kraft thätig waren. Seinem geübten Auge entging keine Abweichung vom Reglement, kein Verstoß gegen die gegebenen Vorschriften. Indem er jeden Fehler rügte, niemals eine Nachlässigkeit ungeahndet ließ, befestigte er unter Offizieren und Mannschaften jenen Geist der Pflichttreue, welcher allein die Bürgschaft gewährt, daß eine Truppe auch unter den schwierigsten Verhältnissen nicht versagt."

Über seine Einwirkung auf die Ausbildung des damaligen „Reiter-", spätern Dragonerregiments, äußerte sich der General nach langen Jahren in einem Briefe an den Kommandeur des Regiments, Obersten von Kleist, seinem Adjutanten im Feldzuge 1866, als dieser ihm die soeben erschienene Regimentsgeschichte übersandte:

„Es hat mir persönlich nur zu großer Genugthuung gereichen können, auch der Beziehungen speziell gedacht zu sehen, in welchen ich $4^1/_2$ Jahr lang zu dem oldenburgischen Truppenkorps und damit auch zu dem damaligen ‚Reiterregiment' gestanden habe, und thue ich mir noch heute (1879) letzterm gegenüber viel darauf zu gut, daß es mir gelang, den vor mir durch unpraktische und unkavalleristische Vorschriften und Einrichtungen in sehr enge Fesseln gebannt gewesenen Reitergeist wieder einen freiern Raum geschafft und ihn zu der Höhe gesteigert zu haben, daß zuletzt mit einer Energie, Keckheit und Schneidigkeit geritten, mit einer Exaktheit exerziert, der Felddienst und was sonst noch zur Ausbildung gehört, mit einer Gewandtheit ausgeführt wurde, welche ich in meinen spätern wiederum preußischen Verhältnissen nirgends übertroffen fand. — Als ich im Sommer 1860 die ersten Felddienstübungen und kleinen Manöver mit gemischten Waffen in der Gegend von Oldenburg abhielt, sah ich zu meinem nicht geringen Befremden und Zorn, daß beim „Reiterregiment" zum Galopp und Marsch Marsch! zwar die Signale geblasen, diese Gangarten aber nur im Trabe (!) ausgeführt wurden, und hörte, als ich nach dem Grunde fragte, daß solches aus Rücksicht auf Pferdeschonung eingeführt sei. Natürlich hörte diese Unnatur sofort auf — freilich nicht ohne einige Pferdeopfer — aber doch bald zu dem Resultat führend, daß das Regiment zuletzt Hindernisse im Terrain gar nicht mehr kannte, und ich selbst im schwierigsten Knickterrain die Forderung stellen konnte, daß die für mich bestimmten Meldungen mir nicht mehr auf den Wegen, sondern in geradester Linie

über alle Knicks hinweg überbracht wurden! — Als die Unteroffiziere des Regiments mir bei meinem Scheiden aus dem dortigen Dienst das S. 55 der Geschichte erwähnte Geschenk eines Degens überreichten, sagte ich ihnen, daß ich darin den Ausdruck des Dankes dafür fände, daß sie und das ganze Regiment unter mir nach Herzenslust und echter Kavalleristenart hätten reiten und beweisen dürfen, daß es nur einer Loslösung von den frühern Fesseln bedurft hätte, um sie zu wirklichen Kavalleristen zu machen!"

So bewies sich Fransecky hier in seinen Ausbildungsgrundsätzen bei der Kavallerie als echter Schüler Wrangels, der nun das, was er einst bei jenem gelernt, in die That umzusetzen bestrebt war. Daß es ihm schon als Brigadekommandeur vergönnt war, auch die andern beiden Hauptwaffen unter seinem Befehlsbereich vereinigt zu sehen, während dies erst seit kurzem dem Divisionskommandeur ermöglicht worden ist, betrachtete er stets als eine besonders glückliche Fügung.

Die erste Verbesserung, die Fransecky in materieller Hinsicht bewirkte, war die Einführung des Zündnadelgewehrs in allen vier Kontingenten, sowie des preußischen Geschützsystems. Hieran schlossen sich ein verändertes Exerzierreglement und systematischer Betrieb des Felddienstes und größerer Übungen im Gelände mit gemischten Waffen. Veränderungen in der Ausrüstung, insbesondere leichteres Gepäck, Errichtung einer Schwimmschule, regelmäßiger Betrieb des Turnens waren weitere Maßnahmen. Für die Heranbildung des Offiziersersatzes sorgte ein veränderter Lehrplan der Militärschule mit zweijährigem Kursus und praktischen Übungen. Alljährlich wurden Offiziere aller Waffen zu den preußischen großen Herbstübungen oder auch zu preußischen Regimentern entsendet. Eine besondere Förderung aber erfuhr die theoretische Ausbildung des oldenburgischen Offizierkorps durch die Einführung des Kriegsspiels, das unter den Augen des Großherzogs regelmäßig jeden Sonnabend Abend im Schloß vom General von Fransecky geleitet wurde. Der Großherzog hatte selbst die Anregung hierzu gegeben und führte auch selbst jedesmal eine Partei dabei.

„Ich behaupte," heißt es in den Aufzeichnungen Franseckys, „daß wohl noch kein Kriegsspiel unter angenehmern äußern Verhältnissen, so konsequent und allseitig mit solch andauernder Passion gespielt worden ist, wie jenes auf dem Oldenburger Schlosse." Um 7½ Uhr versammelten sich die Teilnehmer, es wurde Thee gereicht, punkt 8 Uhr erschien der Großherzog, und das Spiel begann. Um 10 Uhr trat der Flügeladjutant an Seine Königliche Hoheit heran und meldete die Stunde, worauf das Spiel abgebrochen wurde. Die Anwesenden gingen in die anstoßenden Gemächer, wo dann der Großherzog bei den ältern Offizieren Platz nahm und mit ihnen Fragen aus der Kriegsgeschichte oder

Militärlitteratur besprach, während kalte Speisen und Punsch herumgereicht wurden. Um 12 Uhr begab sich der hohe Herr nach seinem Palais, und die Offiziere trennten sich voneinander. Das inzwischen zugedeckte Spiel blieb unberührt bis zum nächstenmale stehen. Bei der großen Regelmäßigkeit des Spiels gelang es dem General von Fransecky, dies allmählich zu einem wirklichen taktischen Kursus zu gestalten, der nicht nur allen Teilnehmern nützlich wurde, sondern nach seinem eignen Ausspruch auch ihn selbst außerordentlich förderte.

Auch in diese Zeit fielen mannigfache Entsendungen, mit denen der Großherzog den General betraute. Im Herbst 1860 nahm er an den großen hannoverschen Truppenübungen teil, wobei er sich in der unmittelbaren Umgebung des Königs Georgs V. befand. Er fand ihn schon damals in bitterer Selbsttäuschung über seine eigne Stellung und die seines „Reiches" und „Heeres" andern Staaten und Herrschern gegenüber. Alles was seinem Reiche seit den Zeiten Heinrichs des Löwen verloren gegangen war, betrachtete er als „Raub" und „Diebstahl" an dem welfischen Hauseigentum. Sich und sein Haus sah er als besonders unter göttlichem Schutze stehend an. So äußerte er, als die Rede auf das seit 1816 wieder hannoversch gewordene Ostfriesland kam: „Dies Land, das uns einst ebenfalls gestohlen, ist uns durch Gottes Gnade nun schon seit Jahren wieder zugefallen." Dem General von Fransecky gegenüber sprach er sich sehr mißbilligend über das Eindringen preußischen Wesens in die oldenburgisch-hanseatische Brigade und über die Einführung des Zündnadelgewehrs aus. Dies Gewehr sei eine ganz kriegsunbrauchbare Waffe. Die preußenfeindliche Umgebung des Königs that ihr Möglichstes, ihn in seinen Ansichten zu bestärken.

An den Übungen nahm der König lebhaften Anteil, immer sich so ausdrückend, als ob er trotz seiner gänzlichen Blindheit alles selber sehen könne. Der dicht neben ihm reitende Flügeladjutant, der auch des Königs Pferd an einem besondern Zügel führte, mußte ihn auf alles aufmerksam machen. Sehr auffallend war sein vorzügliches Gedächtnis, das er von seinem Vater Ernst August geerbt hatte, und das ihn die Vorgänge der Vergangenheit auf das genaueste behalten ließ.

Das Truppenmaterial erschien Fransecky gut, ihre Ausbildung mäßig. Die Anordnung der großen Übungen war bis ins kleinste voraus geregelt. Man lebte noch völlig in den Überlieferungen des englischen Dienstes im Halbinselkriege und von 1815, und verschloß sich völlig allen Fortschritten und Neuerungen andrer Heere, insbesondere des preußischen.

Im September 1861 wohnte General von Fransecky im Gefolge des Großherzogs von Oldenburg den Übungen des preußischen 7. und 8. Korps am Rhein bei, wo er in der Uniform eines kleinstaatlichen

Truppenkorps das Gefühl der kleinstaatlichen Offiziere angesichts der Vertreter einer großen Armee mit empfinden konnte. Besonders peinlich war dies, wenn es galt, einem der nichtdeutschen Offiziere, die als Zuschauer anwesend waren, klar zu machen, wo überhaupt der betreffende kleine Staat liege und was es damit auf sich habe. Auch war er häufig Zeuge komischer Vorgänge, wenn die Rivalität der „Kleinen" den „Kleinsten" gegenüber sich geltend zu machen suchte, weil das eine Kontingent vielleicht zwei Bataillone mehr stellte und „großherzoglich", das andre nur „herzoglich" war. Hier überschlich ihn gar oft das Heimweh nach seinen vaterländischen Verhältnissen, das ihn auch in Oldenburg nie ganz verließ, ohne indessen seiner Hingabe für die ihm unterstellten Truppen irgendwie Abbruch zu thun.

Eine besonders große Freude war es ihm daher, als er im Oktober desselben Jahres in Begleitung des jungen Herzogs Elimar, Bruders des Großherzogs, der Krönung des preußischen Königspaares in Königsberg beiwohnen durfte und ihm hier bei Verleihung des Roten Adlerordens zweiter Klasse mit Eichenlaub und Schwertern am Ringe durch das „Eichenlaub" seine Eigenschaft als „Preuße" wieder von höchster Stelle bekundet wurde.

Der Herbst des Jahres 1863 führte ihn als Mitglied einer Bundes-Inspektionskommission zu den Übungen der badischen Truppen, die er bestrebt sah, sich nach Kräften dem preußischen Vorbilde zu nähern. Doch war auch hier, wie in allen Mittel- und Kleinstaaten, die Neigung nicht zu verkennen, sich in den Aufwendungen auf militärischem Gebiete in den allerengsten Grenzen zu halten und sich wegen des notwendigen „Mehr" auf Preußen zu verlassen.

Als im Januar des folgenden Jahres bei Ausbruch des deutsch-dänischen Krieges preußische Truppen durch das oldenburgische Gebiet der Enklave Eutin marschierten, hielt sich die oldenburgische Regierung infolge der vom Bundestage eingenommenen Stellung zum Einspruch verpflichtet*). Diese Mißhelligkeiten zwischen Preußen und Oldenburg waren für den General von Fransecky in hohem Grade peinlich und bewogen ihn, in Berlin persönlich um seinen Rücktritt in preußische Dienste zu bitten. Der König verhieß ihm zwar sofortige Anstellung, sprach aber den Wunsch aus, daß er zunächst in Oldenburg den Ausgang der schwebenden Verhandlungen abwarte, um sich dann zu entscheiden. Er entließ ihn mit den Worten: „Sie kehren in die Armee zurück, sobald Sie zur Division heran sind." Vom Großherzog wurde er mit unverminderter Gnade wieder aufgenommen.

*) Siehe das Nähere in dem Werke „Der deutsch-dänische Krieg 1864, herausgegeben vom Großen Generalstab", I, 77 und „Sybel, Die Begründung des Deutschen Reiches," III, 216.

Im Herbst des Jahres 1864 hatte die Stunde des Rücktritts in die preußische Armee geschlagen, und General von Fransecky konnte vom Großherzog und den drei Hansestädten den Abschied erbitten. Der Großherzog verlieh ihm beim Scheiden das Großkreuz seines Haus- und Verdienstordens, und in dem beigefügten Schreiben hieß es: „Bei dieser Verleihung fühle Ich Mich verpflichtet, Ihnen nochmals meinen lebhaften Dank auszudrücken für die aufopfernde und erfolgreiche Thätigkeit, welche Sie während der Kommandoführung über Mein Truppenkorps demselben gewidmet haben und die Versicherung hinzuzufügen, daß Ich Ihnen stets mit besonderer Hochachtung und Zuneigung zugethan bleiben werde."

An die Truppen erließ Seine königliche Hoheit zugleich folgende Höchste Ordre:

„Dem Militärkommando eröffne Ich hierdurch, daß Ich dem Ansuchen des Generalmajors von Fransecky um Verabschiedung aus Meinem Dienst zum Zweck des Wiedereintritts in die königlich preußische Armee stattgegeben habe.

Es gereicht mir zur Genugthuung, bei dieser Gelegenheit dem Generalmajor von Fransecky Meine besondere Anerkennung und Meinen Dank für die geleisteten Dienste auszusprechen.

Die in allen Richtungen des militärischen Lebens entwickelte Thätigkeit des Kommandeurs und die Hingebung, welche Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften in Ausführung der Anordnungen zu beweisen bestrebt gewesen sind, haben die Ausbildung des Truppenkorps in einer Weise gefördert, daß Ich mit Vertrauen dem Momente entgegensehen kann, wo dasselbe Gelegenheit haben wird, neben ältern, erfahrenen Truppen auf dem Kampfplatze zu erscheinen.

Das Truppenkorps wird mit Mir dem scheidenden, zu einem höhern Posten berufenen Kommandeur ein dankbares Andenken bewahren, und gebe Ich Mich der sichern Erwartung hin, daß in den Offizieren sowohl als in der Mannschaft der Geist der Disziplin und treuen Pflichterfüllung, in welchem er sie zu befestigen gewußt, fortleben werde.

gez. Peter."

Der General nahm bewegten Herzens am 19. November mit folgendem Militärkommandobefehl Abschied von den Truppen:

„Die mich betreffenden huldvollen Worte Sr. königlichen Hoheit des Großherzogs haben mich tief ergriffen. Ich vermag denselben nichts hinzuzufügen, als daß ich die zuversichtliche Überzeugung hege, das Truppenkorps werde den hohen Erwartungen seines hohen Kriegsherrn in allen Lagen und unter allen Verhältnissen, wie im Frieden so auch im Kriege, mit treuem Sinn und redlichem Eifer stets entsprechen und dem oldenburgischen Namen immer neue Ehre machen.

Indem ich nunmehr mein Kommando niederlege und von dem Korps scheide, ist es mir ein Herzensbedürfnis, den sämtlichen Herren Kommandeuren und Offizieren, sowie auch allen Militärbeamten für das Vertrauen, welches sie mir stets bewiesen und für die wirksame Unterstützung, welche sie mir, ein jeder in seinem Bereiche, geliehen, zu danken, zugleich aber auch ihnen sowie allen Unteroffizieren und Soldaten zu sagen, daß ich an ihrer Spitze mich glücklich gefühlt und immer das erhebende Bewußtsein gehabt habe, tüchtige Truppen zu kommandieren.

Ich werde auch in der Ferne den Schicksalen des Korps immer mit lebhaftem Interesse folgen und nicht aufhören, die herzlichsten Wünsche für das Wohlergehen des Ganzen sowie jedes Einzelnen zu hegen; und somit sage ich dem Truppenkorps ein herzliches Lebewohl mit der Bitte, auch meiner nicht ganz zu vergessen.

gez. von Fransecky."

Das Offizierkorps widmete ihm einen prachtvollen Tafelaufsatz, die Unteroffiziere des Reiterregiments überreichten den schon erwähnten Degen.

Mit aufrichtiger Befriedigung konnte General von Fransecky auf die in Oldenburg zugebrachte Dienstzeit zurückblicken. War es ihm doch durch die vorzüglichen Anlagen, die er im oldenburgischen Truppenkorps vorgefunden hatte, und durch den unausgesetzten Eifer des Offizierkorps gelungen, das Korps auf eine so hohe Stufe der Leistungsfähigkeit zu bringen, daß er es den preußischen Truppen völlig gleichwertig erachten durfte. Schon das Jahr 1866 sollte den Beweis dafür bringen, und es durfte den General mit hoher Freude und Genugthuung erfüllen, als ihm der General von Goeben, dem die oldenburgischen Truppen im Mainfeldzuge unterstellt waren, am Schlusse des Krieges schrieb: „Ihre Oldenburger sind es ja, welche ich in der letzten Periode des Feldzuges meiner Division attachiert hatte. Ich habe sie, ihren Kummer, daß sie erst in Frankfurt a. M. zu uns stoßen konnten, mitfühlend, sogleich so plaziert — hinter meiner vordersten Brigade —, daß ich sie bei erster Gelegenheit ins Feuer bringen konnte, und dies gelang bei Werbach am 24. Juli. Ihre Zöglinge machten Ihnen alle Ehre und brachten ihren Gegner zum Weichen. Sie sind höchst glücklich, daß sie noch herangekommen sind. Sehr gute Truppen, die Batterien vortrefflich!"

Auch nach seinem Ausscheiden aus oldenburgischem Dienst bewahrte der General allen Offizieren, mit denen er dort in nähere Berührung gekommen war, eine große Anhänglichkeit und unterhielt mit mehreren einen bis an sein Lebensende dauernden regen Briefwechsel, in dem er stets seiner dortigen Dienstzeit und insbesondere der ihm von Seiner königlichen Hoheit dem Großherzog entgegengebrachten Güte mit der größten Dankbarkeit gedachte.

Unmittelbar nach seinem Austritt aus oldenburgischen Diensten erfolgte am 21. November desselben Jahres seine Wiederanstellung in Preußen, unter Ernennung zum Kommandeur der 7. Division in Magdeburg. Im Juni des nächsten Jahres, 1865, schloß sich hieran die Beförderung zum Generalleutnant. Die Freude hierüber und über die neuen Verhältnisse spricht sich in einem in dieser Zeit an einen ehemaligen Untergebenen aus der Oldenburger Zeit*) gerichteten Briefe aus: „Das Avancement selbst hat mir natürlich große Freude gemacht, indem es mich eine Stufe erreichen ließ, zu der meine kühnsten Hoffnungen selbst dann noch nicht hinaufreichten, als ich schon höherer Stabsoffizier war! Sie werden lachen und es mir nicht glauben, daß ich, als ich mit 35 Jahren immer noch Leutnant war, nicht anders dachte, als mit dem Hauptmann meine Karriere abzuschließen. Nachdem ich in den Generalstab gekommen, erweiterten sich freilich meine Aussichten, aber an den Generalleutnant habe ich damals nimmer gedacht. Mein allergnädigster König und Herr war der erste, der mir die Division als ein bestimmtes Ziel vor Augen stellte, doch habe ich in Oldenburg oft im stillen daran gezweifelt, ob es denn wohl so ganz positiv sei, daß ich in die Armee zurückkäme. — Ich habe bei den Besichtigungen viel Freude gehabt und kann stolz sein, an der Spitze so schöner Truppen zu stehen. Die Kleinheit der Leute der Infanterie wird durch ihre vorzügliche Ausbildung und durch die große Leistungsfähigkeit, namentlich ihre Ausdauer, ausgeglichen. Bei der Kavallerie vereinigte sich alles, um die Regimenter, jedes in seiner Art, schön zu machen. Die Kürassiere groß, stattlich, schöne Uniform, prachtvolle Pferde; die Husaren hübsche Leute und Pferde, agil, schnell — echt husarenmäßig; die Dragoner aus vier unsrer besten Kavallerieregimenter zusammengesetzt, also aus gutem Grundstoff, der allmählich gänzlich in sich verschmolzen ist und nun noch den wohlthuenden Hauch einer auch für die Kavallerie thaten-, d. h. erfahrungsreichen Kampagne in sich tragend. Die Offizierkorps aller drei Regimenter jung, elegant und tüchtig; es war wirklich eine Lust, diese Regimenter zu inspizieren."

So konnte er mit vollem Vertrauen in die großen Herbstübungen vor Seiner Majestät gehen, die ihm auch die Anerkennung seines Kriegsherrn brachten, nicht nur durch die unverhoffte Verleihung des Sterns zum Roten Adlerorden zweiter Klasse, sondern auch durch die im Hinblick auf seine Oldenburger Dienstzeit bei der Schlußkritik an ihn gerichteten Worte: „Sie haben nichts verlernt und Gutes gelehrt — Ich habe Ihnen daher auch gern den Stern verliehen." Von seinen eignen Erfahrungen schreibt er*): „Für mich selbst habe ich, wie Sie sich

*) An den jetzigen Generalleutnant z. D. von Lehmann in Oldenburg.

denken können, bei diesem Manöver sehr viel gelernt, vor allem bin ich in den Grundsätzen bestärkt worden, daß man auf bloße Vermutung und auf Wahrscheinlichkeitsgründe keine Disposition basieren darf, daß man seine Truppen zusammenhalten müsse, bis man an den Feind heran ist und denselben genügend aufgeklärt hat; daß man seine Unterführer fest im Zügel haben müsse, damit sie sich demselben nicht willkürlich entziehen und der Oberführung nicht aus der Hand geraten können, daß man in seinen Anordnungen einfach sein, endlich daß man sich nicht zu leicht durch unerwartete Zufälle in dem einmal gefaßten Plan stören und zu Änderungen der getroffenen Anordnungen bestimmen lassen dürfe."

In einem Briefe vom 1. März 1866 erzählt er dann von den mannigfachen andern Bestrebungen, durch die er auch hier die wissenschaftliche Beschäftigung zu fördern suchte, wie Kriegsspiel und Vorträge. Als Direktor der in Magdeburg neu errichteten militärischen Gesellschaft hatte er auch selbst dergleichen Vorträge gehalten. Er erwähnt dann auch seiner alten Aufzeichnungen, die er einst, wenn er sich zur Ruhe gesetzt haben werde, zu verarbeiten gedenke. „Inzwischen aber," fährt er fort, „denke ich noch ein Stück Geschichte aktiv mit durchzumachen, wozu ja jetzt wieder allerlei Aussicht vorhanden ist."

Wenige Monate nur vergingen, und der höchste Wunsch seines Lebens erfüllte sich: Mit den Truppen, die er so sorgsam vorgebildet hatte, zog er hinaus zu Kampf und Sieg!

Drittes Buch.

In Kampf und Sieg.

1866—1871.

1. Der Feldzug 1866.

Im Laufe des Winters 1866 zu 1867 hielt General von Fransecky in Magdeburg mehrere Vorlesungen über die Teilnahme der von ihm geführten Truppen an dem Feldzuge 1866.

Gegen Ende des Jahres 1866 hatte der Vorstand des Gustav-Adolf-Vereins zu Magdeburg, der in jedem Winter öffentliche Vorlesungen veranstaltete, an den General die Bitte gerichtet, einige Vorträge über die Teilnahme der 7. Division an dem Kriege gegen Österreich zu übernehmen. Der General erklärte sich nur in dem einen Falle bereit, seine Bedenken, mit solchen Vorträgen an die Öffentlichkeit zu treten, zu überwinden, wenn die Erträge den Invaliden, den Witwen und Waisen gebliebener Unteroffiziere und Soldaten der 7. Division zu gute kämen. Da der Vorstand einhellig dieser Bedingung zustimmte, so hielt General von Fransecky im Winter in diesem Verein zwei Vorträge unter der Bezeichnung: „Von Magdeburg bis Münchengrätz“ und „Von Münchengrätz bis Königgrätz“.

Diese Vorlesungen fanden eine derartige Teilnahme, daß sie, unter Einrechnung weiterer für den gleichen milden Zweck gespendeter Mittel die Summe von über 2000 Thalern ergaben, die General von Fransecky zum Besten der Hinterbliebenen und der Invaliden verwenden konnte.

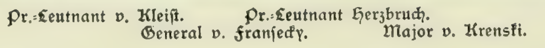
Außer diesen beiden Vorlesungen hielt der General in demselben Winter zwei weitere Vorträge in der Militärischen Gesellschaft zu Magdeburg unter der Bezeichnung: Erinnerungen an die letzten Tage des Feldzuges von 1866 vom Standpunkte der 7. Infanteriedivision.“

Diese vier Vorlesungen beruhen auf Aufzeichnungen, die der General bald nach dem Feldzuge gemacht hatte. Außerdem war er mit zahlreichen in Betracht kommenden Persönlichkeiten darüber in Briefwechsel getreten. Frische und Anschaulichkeit zeichnen sie besonders aus. Sie sind daher wörtlich wiedergegeben, konnten aber noch durch zahlreiche Äußerungen des Generals vervollständigt werden, die er in den Briefen aus jener Zeit an seine Gemahlin über seine augenblicklichen Eindrücke und Auffassungen gibt.

I. Von Magdeburg bis Münchengrätz.

Um die Mitte des Monats Mai verließen die Truppen, welche die „7. Infanteriedivision" bilden sollten, ihre Garnisonen, um in und bei Liebenwerda Kantonierungsquartiere zu beziehen. Der Divisionsstab fuhr am 17. abends von Magdeburg ab, gleich den Truppen dieser Garnison, über Köthen, Dessau, Wittenberg und Jüterbog nach Herzberg. Von hier marschierte er am 18. früh nach Liebenwerda, wo er sein Quartier zu nehmen hatte. Wer jene Truppen so abfahren oder ausmarschieren sah, mußte seine Freude an ihnen haben. Vom Kopf bis zum Fuß neu angezogen, trefflich bewaffnet und sehr gut ausgerüstet, zeigten sie eine hervorstechend zuversichtliche Haltung, dabei waren sie so heiter erregt und munter, als ob es zum Manöver ginge. Man hörte kein Bramarbasieren, kein Geprahle, kein Wort der Überhebung. Ihre Gespräche und Gesänge, ihre Witz- und Scherzworte waren die herkömmlich harmlosen. Ihre Grüße und Abschiedsworte an die zurückbleibenden Kameraden, sowie an die Verwandten, Freunde und Freundinnen, welche sich — letztere in nicht geringer Zahl — noch an und in die Glieder drängten, lauteten wie bei einer Trennung auf nur kurze Zeit. — Zwar gab es unter ihnen auch manche ernste Gesichter, die still und sorgenvoll vor sich hinschauten — das waren meist jene verheirateten Reservisten und Wehrmänner, welche seit wenigen Tagen erst wieder bei der Fahne waren, oder es waren überhaupt solche, welche sorgenvolle Verhältnisse hinter sich zurückließen. Aber es gab keine Miene, welche Niedergeschlagenheit oder gar noch mehr als solche verraten hätte. Im Gegenteil, es leuchtete selbst aus dem Auge, an welchem noch die vom Kummer ausgepreßte Thräne hing, jener Sinn hervor, der, wäre er ausgesprochen worden, gelautet hätte: Auch ich werde meine Schuldigkeit thun!

An einen Freund schrieb General v. Fransecky vor dem Ausmarsche folgendes: „Übermorgen marschieren wir aus — wohl sehr ernsten Verhältnissen entgegen. Ernst und meiner Aufgabe mir bewußt, hoffe ich mit Gottes Beistand dieselbe zu lösen, möge sie gestellt werden, wie sie wolle. Die Truppen, die ich kommandiere, sind im Geist und in der Gesinnung, wie im Material vortrefflich und von berechtigtem Selbstvertrauen erfüllt; um so sicherer ist mein Vertrauen zu ihnen. Uns trägt und erhebt der Glaube an die unserm Vaterlande von der Vorsehung sichtbar erteilte Mission und an die Schwung- und Thatkraft unsers Volkes, welches 1864 hell erwies, daß es, wenn der Ernst des Krieges an dasselbe herantritt, immer noch das alte ist. Von seiner materiellen Leistungsfähigkeit gibt Preußen jetzt wieder die staunenswertesten Beweise, und von seinem Geiste zeugt die Stimmung unsrer



Pr.-Leutnant v. Kleist. Pr.-Leutnant Herzbruch.
General v. Fransecky. Major v. Krenski.

General von Fransecky mit seinem Stabe im Feldzuge 1866 im Schlosse Namiest in Mähren.

Soldaten und die ganze Haltung der Bevölkerung. Unser Genius wird uns nicht verlassen!" Und in einer Nachschrift zu diesen Zeilen, vom 17.: „Heute morgen 5½ Uhr fuhr das erste Bataillon von hier (Magdeburg) ab. Ein prächtiger Anblick, diese 1000 Mann, und eine wundervolle Stimmung!"

In ihrer Aufstellung bei Liebenwerda hatte die 7. Division zu Anfang nur die 8. neben sich, und zwar rechts auf beiden Seiten der Elbe, bei und südwärts Torgau. Einige Tage später kamen links die 5. und 6. Division, und hinter der 7. das 2. Armeekorps zu stehen. Alle diese Truppen hatten in der Person des Prinzen Friedrich Karl ihren gemeinschaftlichen Oberbefehlshaber, der sein Hauptquartier zunächst noch in Berlin behielt.

Unserm 4. Armeekorps wurde in einer gelegentlichen Äußerung des Prinzen die Anerkennung zuteil, daß es mit seiner Mobilmachung überaus schnell fertig geworden und sehr prompt auf dem Platz erschienen sei.

Dort bei Liebenwerda sah zunächst noch alles nach Beobachten und Abwarten aus. Aber jede der vordern Divisionen richtete sich doch so ein, als stände sie bereits einem Feinde gegenüber. Der Kommandeur der 7. Division hatte seine Truppen nach folgender Ordre de bataille eingeteilt:

Kommandeur: Generalleutnant v. Fransecky,
Generalstabsoffizier: Major v. Krenski,
Adjutanten: Premierleutnant Herzbruch (vom Inf.-Reg. Nr. 26),
Sekondeleutnant von Kleist (vom Huf.-Reg. Nr. 10),
Kommandeur der Artillerie: Major Weigelt.

Avantgarde:
Generalmajor von Gordon.

Füs.-Bat. 4. M. J.-R. 67 — 2. Bat. 2. M. J.-R. 27.
2. Bat. — 1. Bat.
4. Magdeburgischen Infanterieregiments Nr. 67.

·|··|··|··|··|··|·
1. 4pfündige Batterie.

Magdeb. Husarenregt. Nr. 10.

1 Pionierkomp. mit Brücken-Train.

Gros:
Generalmajor von Groß gen. v. Schwarzhoff.

2. Bat. — 1. Bat. — Füs.-Bat.
3. Magdeburgischen Infanterieregiments Nr. 66.

2. Bat. 1. Bat. Füs.-Bat.
1. Magdeburgischen Infanterieregiments Nr. 26.

·|·|·|·|·|·|·

1. 6pfündige Batterie.

Truppen der Reserve.

Füs.-Bat. 1. Bat.
2. Magdeburgischen Infanterieregiments Nr. 27.

·|·|·|·|·|·|· ·|·|·|·|·|·|·

5. 4pfündige Batterie. 4. 12pfündige Batterie.

2 Kompagnien des Magdeb. Pionierbataillons Nr. 4
(1 Kompagnie zur 8. Division abkommandiert).

Es fand zwar eine förmliche Vorpostenaufstellung gegen die Grenze nicht statt; diese wurde aber doch sorgfältig bewacht, und man suchte sich über die jenseitigen militärischen Verhältnisse, Stimmung u. s. w. gehörig zu unterrichten. Außerdem wurden die Truppen durch kriegsmäßige Übungen täglich geschickter für den Krieg. Wieviel noch in dieser Hinsicht zu thun war, wird begreiflich, wenn man bedenkt, daß die Infanterie erst wenige Tage vor ihrem Abrücken aus den Garnisonen die letzten Reserven eingestellt, die Kavallerie in jeder Eskadron dreißig bis vierzig rohe Pferde, die Artillerie außer ihren meist rohen Pferden bei zwei Batterien ein ganz neues Geschützmaterial — Vierpfünder — erhalten hatte, womit die Mannschaft erst noch vertraut gemacht werden mußte.

Indessen der Eifer, der gute Wille und die Hingebung der Mannschaften, die Thatkraft, Umsicht und das praktische Geschick der Offiziere waren so groß, daß sich bald mit ganzer Zuversicht auf die Gebrauchsfähigkeit dieser Truppen blicken ließ.

Sehr viel Freude machte es, die Bildung, Umgänglichkeit, Bescheidenheit und die gute Disziplin der Truppen unsrer Provinz bei den dortigen Landesbewohnern allgemein anerkannt zu sehen. Aber auch den Bewohnern jenes Landstrichs sei es als Angehörigen unsrer Provinz an dieser Stelle nachgerühmt, daß sie, die auf einem wenig dankbaren Boden mit vieler Mühe und Arbeit nur mäßige Mittel zur eignen Existenz erringen und in ihren meist kleinen Häusern sehr eng und bescheiden wohnen, dennoch mit freundlichem Sinn ihre Gäste empfingen und es ihnen so gut boten, als sie vermochten.

Daß die sächsische Armee auf gegnerischer Seite stehen würde, unterlag bei uns keinem Zweifel. Man hatte auch sehr bald schon ein Bild von diesem Verhältnis vor Augen, indem sächsische Reiterpatrouillen,

von dem in der nahegelegenen Stadt Großenhain stehenden Regiment entsendet, sich täglich an der Grenze zeigten; natürlich noch in durchaus harmloser Form, die sich zuweilen sogar in neugierige Zuschauerschaft verwandelte, wenn sich ihnen in naher Entfernung auf unsrer Seite exerzierende Abteilungen zeigten. Beiden Teilen war natürlich das Übertreten der Grenze strengstens verboten. Auch das Kundschafterwesen fing hier schon an, seine ersten Versuche zu machen. Wir erfuhren auf diesem Wege, daß die Zerstörung der Brücken bei Riesa und Meißen vorbereitet sei, daß aber dort nur schwache Truppenabteilungen ständen, das Gros der Armee sich bei Dresden sammele, endlich, daß alles dazu vorbereitet würde, einem einseitigen Zusammenstoße mit uns auszuweichen.

Daß unter den obwaltenden Umständen der bis dahin gepflegte freundnachbarliche und verwandtschaftliche Verkehr zwischen den dies- und jenseitigen Grenzbewohnern sehr litt und zum Teil ganz aufhörte, ist selbstverständlich. Es ist aber unsern Einwohnern auch das nachzurühmen, daß sie sich, trotz ihrer ehemaligen sächsischen Angehörigkeit, durchaus als gute Preußen benahmen und den Beweis lieferten, daß das Preußentum dort wie in allen übrigen ehemals sächsischen Landesteilen schon lange völlig in Fleisch und Blut übergegangen war.

Anfangs Juni wurde der Division die Ordre de bataille der ersten Armee mitgeteilt und dabei zugleich das Verhältnis der 5., 6., 7. und 8. Division, welche im Gegensatze zur 3. und 4. — 2. Armeekorps — keine kommandierenden Generale über sich hatten*), ausdrücklich als gleichbedeutend mit dem eines „kleinern Korps" erklärt, „wodurch," wie es in dem Erlaß des Prinzen Oberbefehlshabers wörtlich hieß, „neben der unmittelbaren Verbindung mit mir, eine erleichterte und energische Verwendung der Truppen ermöglicht wird." Zur selben Zeit ging der Befehl zum Abmarsch der Division in die Gegend von Spremberg ein.

Am 2. Juni schrieb General von Fransecky an seine Gattin in Magdeburg: „Am Dienstag verlassen wir die hiesige Gegend und marschieren nach Spremberg. Wir haben unsre Zeit hier gut benutzt und sind jetzt kriegsfertig. Diese 14 Tage waren sehr heilsam für uns."

Am 5. Juni wurde in der Richtung auf Spremberg aufgebrochen. Die anfangs sehr starken Märsche, zum Teil über fünf Meilen an einem Tage, bei abwechselnd großer Hitze und starken Regengüssen, durch weite, langweilige Kieferwaldungen, auf tiefsandigen Wegen, und mit Quartieren, die von den bisher dort gewesenen beiden brandenburgischen Divisionen völlig ausgezehrt waren, dienten dazu, einige schwache Leute

*) Der kommandierende General des 4. Korps, General der Infanterie v. Schack, blieb als Generalgouverneur in seiner Provinz zurück. v. B.

und Pferde los zu werden, die solchen Strapazen nicht gewachsen waren, und boten zugleich den Truppen mancherlei gute Lehren für die Zukunft.

Wie trefflich übrigens die meisten Soldaten jene Strapazen und Entbehrungen überstanden, bezeugt die Äußerung Fransekys in einem Briefe vom 8. Juni aus Spremberg: „Im Laufe des heutigen Morgens sind sechs Bataillone, einige Batterien und Kolonnen der Division hier ein- und durchgerückt, über welche man eine wahre Freude haben konnte. Mann und Pferd sahen trefflich aus; alles ist fest und sicher in sich und sehr heitern Mutes. Die beiden letzten Tage habe ich dazu benutzt, die Verhältnisse der Division in ihren neuen Standquartieren gehörig zu regeln, die Lazarette, einige Quartiere und Wirtschaften ꝛc. zu besichtigen. Alles ging und geht gut von statten, und habe ich die Zügel der Division fest und straff in der Hand."

Von dem Umfang der Einquartierungslasten jener Tage macht man sich einen Begriff, wenn man hört, daß die Stadt Spremberg mit fast ebensoviel Mannschaft belegt wurde, als sie Einwohner zählt. Die Straßen und Plätze wimmelten von Soldaten und nur Soldaten; an den Nachmittagen aber, wo die Regimentsmusiken zum Entzücken der Einwohner und zur Lust der Soldaten auf dem großen Markt täglich ihre schönen Melodien ertönen ließen, stand die lauschende Menge Kopf an Kopf ringsum, geradezu undurchdringlich. Auch auf den umliegenden Höhen, die überall sehr freundliche Blicke auf die hübsche Stadt und in das grüne Spreethal bieten, sah man die Soldaten in der dienstfreien Zeit nachmittags oder abends, massenhaft beisammen sitzen oder lustwandeln, denn die in diesen Tagen herrschende große Hitze machte den Aufenthalt in den engen Quartieren unerträglich. Selbst die Offiziere, vom General abwärts bis zum jüngsten Leutnant, sah man dann fast nur in größern und kleinern Gruppen vor den Häusern sitzen, meist natürlich vor den Gasthäusern, in welchen sie aßen. Und das kam der Kameradschaft sehr zu statten, die bei solchem Zusammenleben und der herrschenden Stimmung von Tag zu Tag sich fester kittete.

Daß die Truppen auf den Märschen nur aus den mitgenommenen Verpflegungsmitteln gezehrt hatten, in den neuen Quartieren aber aus Magazinen verpflegt wurden, mag hier noch mit der Bemerkung verbunden werden, daß von Zuschüssen seitens der Bewohner gar keine Rede mehr war und auch nirgends mehr sein konnte. Prinz Friedrich Karl hatte zu dieser Zeit sein Hauptquartier in dem lieblichen Muskau aufgeschlagen. Er ließ am 11. Juni die Division bei schönstem Wetter und auf gut gewähltem Platz, nahe bei Spremberg, Revue passieren. Es war dies das erste Mal, daß die Truppen ihren Oberbefehlshaber sahen. Ihre Freude sprach sich in den hellen Hurrarufen aus, mit welchen er empfangen wurde. Der Prinz ritt ernst und streng prüfend

die Fronten entlang. Dann kam der Vorbeimarsch und danach eine Ansprache an die vor die Front gerufenen Offiziere. Seine Eingangsworte elektrisierten, denn sie drückten bestimmter, als bis dahin von irgend einer andern Seite her geschehen, die Gewißheit des Krieges aus. Er äußerte sodann, daß das alleinstehende Preußen seinem krieggewohnten, durch ausgedehnte Allianzen in Deutschland numerisch sehr starken Gegner gegenüber einen nicht gerade leichten Stand haben dürfte, gab jedoch zugleich seiner vollen Zuversicht Ausdruck, indem er hinzufügte: „Erinnern wir uns daran, daß unsre Vorfahren unter dem großen König mit viel geringern Kräften und gegen viel stärkere Allianzen in drei großen Kriegen Sieger gegen dieses Österreich geblieben sind!" — Am Tage nach der Revue folgte General von Fransecky einer Einladung des Prinzen nach Muskau. Er schreibt hierüber an seine Frau aus Spremberg am 13. Juni: „Der Prinz empfing uns auf einem Balkon, von welchem aus man einen schönen Blick über herrliche Gartenanlagen nach einer Partie des weltberühmten Parkes hatte. Er war dort allein und rauchte nach seiner Gewohnheit ein Cigarrenpfeifchen. Man hätte von einem Kameraden nicht liebenswürdiger aufgenommen werden können. Um 5 Uhr ging es zur Tafel. Bei dieser Gelegenheit hörte ich von seiner Umgebung, daß er am Montag sehr entzückt von den Truppen der 7. Division nach Hause gekommen sei. Unter den Gästen befanden sich der Prinz Albrecht (Vater) und die Generale von Voigts-Rhetz, Chef des Generalstabes der ersten Armee, und von Stülpnagel, Oberquartiermeister; außerdem eine große Schar von Generalstabsoffizieren, Adjutanten und Ordonnanzoffizieren, von denen die meisten schon im dänischen Feldzuge bei dem Prinzen gewesen waren. Der Tisch war, des prinzlichen Oheims wegen, diesmal reichlicher bestellt, als der Feldetat vorschrieb. Nach diesem bestand sie für gewöhnlich nur aus zwei Gängen, einer Suppe und einem gebratenen Stück Fleisch mit Gemüse. Heute gab es noch ein Gericht Karpfen dazu. Dagegen war bezüglich des Weins und des Gebäcks in dem Regime nichts geändert. Man trank nur den einfachen Tischwein und neben einem jeden Couvert lagen ein Weißbrot und eine Scheibe Kommisbrot — echt soldatisch und kriegsmäßig! Natürlich konnte die Tafel auch nur von kurzer Dauer sein. Nach derselben wurde der Kaffee unter dem Schatten hoher Ulmen bei den Klängen der Musik des Leib-Grenadierregiments eingenommen, welche der allbekannte Piefke in bekannter lebhafter Weise dirigierte."

Sparsame Zurückhaltung mit dem Lobe gehört zu den Grundsätzen des Prinzen. Er hatte bald nach Übernahme des Oberkommandos sich in einem Schriftstück, betitelt: „Einige Andeutungen und Winke für die Offiziere der unter meinen Befehlen in das Feld rückenden Truppen," über

einige Eigentümlichkeiten der österreichischen Armee, ihre Taktik 2c. ausgesprochen und dem gegenüber seine Ansichten über die Art und Weise kund gegeben, wie man unsrerseits dieser Armee entgegentreten müsse, um Aussicht auf Erfolg zu haben. Alles, was der Prinz in jenem Schriftstück gesagt hatte, lieferte den Beweis für ein außergewöhnlich gründliches und umfassendes Studium der Kriegsgeschichte, für ein tiefes Nachdenken über die Kunst des Krieges, für eine überaus genaue Kenntnis der Einrichtungen, Eigentümlichkeiten und Besonderheiten der eignen, wie der feindlichen Armee in allen Waffen, für eine große Vertrautheit mit den in beiden herrschenden Ansichten und Auffassungen, endlich für eine sehr nahe Bekanntschaft mit dem Wesen und Herzen des Soldaten überhaupt, und unsers Soldaten im besondern.

Einige seiner Aussprüche, herausgerissen zwar aus dem Zusammenhang des Ganzen, aber jeder doch völlig verständlich für sich, mögen hier als Beweise für das eben Gesagte und zugleich als charakteristische Kennzeichen seiner Ansichten und seiner Ausdrucksweise dafür, einen Platz finden:

„Wir werden eine möglicherweise an Kopfzahl überlegene, aber an innerm Gehalt, Dienstzeit, Ausbildung und Bewaffnung uns nicht ebenbürtige Infanterie zu schlagen haben."

„Die österreichische Kavallerie ist langsamer als die unsrige, attackiert nicht so geschlossen, aber ist tapfer und gewandt in Führung der Waffen. Sie besitzt sehr viele altgediente Soldaten. Wir sind der österreichischen Kavallerie überlegen durch Schnelligkeit und Manövrierfähigkeit."

„Die preußische Kavallerie läßt sich nicht attackieren, sondern greift allemal den Feind zuerst an."

„Haben die Österreicher, wie ich es glaube, die Absicht, uns überzurennen, so ist die Kampfweise die beste: zuerst unsre Überlegenheit in der Feuerwirkung auszubeuten und erst, nachdem diese zur vollen Geltung gekommen ist, zur Offensive überzugehen. Die Schlacht wie Wellington beginnen und wie Blücher vollenden!"

„Ein Fundamentalsatz bei der Kriegführung, der gleichmäßig für den General wie für den Soldaten gilt, ist der, daß man suchen muß, dem Feinde durch etwas Außerordentliches und Ungewöhnliches zu imponieren, und sich davor hüten muß, sich von ihm einschüchtern zu lassen."

„Der moralische Halt, die Einbildungskraft und was hierhin gehört, sind so entscheidend wichtig, daß man sagen kann, daß nur diejenige Schlacht und dasjenige Gefecht von uns verloren werden kann, welches die Offiziere glauben werden, verloren zu haben, die deshalb das Ringen um den Sieg nicht länger fortsetzen."

„Wenn Augenblicke kommen, wo das Gefecht schwankt, ein gewisser Kleinmut eintritt, und sich der Truppe ein unbehagliches Gefühl bemächtigt, welches zum Aufgeben des Gefechts und Zurückgehen hinneigt, dann ist es Zeit, daß die Offiziere durch Beispiel und Zuruf wirken, und so diese Krise, die im schweren Gefecht selten ausbleibt, zum Besten wenden. Für solche Fälle ist die Kolonne gut, denn in dieser Formation und wenn die Tambours schlagen, lassen sich die Leute am leichtesten vorwärts bringen."

„Auf solche Art entwickelt sich aus der Krisis eine günstige Entscheidung. Sie wird erleichtert, wenn die Soldaten gesprächsweise oder beim Appell daran erinnert werden, daß, solange die Welt steht, große Entscheidungen nicht in der Entfernung erkämpft wurden. Man muß schließlich an den Feind heran! also schließlich die Bajonettattacke, wenn der Schützenanlauf nicht genügt. Aber dann kein Aufenthalt, keine Unterbrechung, kein Feuer!"

„Werden wir einmal handgemein, so tötet man nur die vordern mit dem Bajonett, die andern nimmt man gefangen, indem man ihnen gebieterisch zuruft, die Waffen fortzuwerfen und sich zu ergeben. Dieses letztere Verfahren ist praktischer als das Töten, denn in der Zeit, wo man einen tötet, macht man fünf zu Gefangenen."

„Vergegenwärtigen wir uns, daß es charakteristisch für die österreichische Armee in ihren vielen unglücklichen Feldzügen gewesen ist, Gefangene massenweise zu verlieren."

„Sollte der Feind es unternehmen, uns mit dem Bajonett angreifen zu wollen, so ermuntern wir unsre Leute, zeigen kaltes Blut, sagen ihnen, was wir vorhaben, chargieren schnell und lange und im letzten Moment aber, auf 20—60 Schritt, werfen wir uns ihm entgegen!"

„Der Kavallerie empfehle ich zu stechen, nicht zu hauen. Das Stechen ist wirksamer, denn jeder Stich wirft den Gegner aus dem Sattel und den Gegner zur Erde. Hiebe fallen selten scharf oder auf ungeschützte Teile, mit andern Worten: sie setzen den Gegner nicht sofort außer Gefecht und verlangen Kraftanstrengungen."

Es konnte bei dem Besuch in Muskau nicht fehlen, daß über den Gang, den die Kriegsoperationen nehmen dürften, gesprochen wurde, und es bleibt bemerkenswert, daß damals im prinzlichen Hauptquartier geglaubt wurde, der Feind würde mit ganzer Macht von Mähren aus in Schlesien einbrechen und dort die Entscheidung suchen, und mit diesem Glauben verband sich der Gedanke eines schleunigen Marsches der ersten Armee nach Schlesien, um sich dort mit der Armee des Kronprinzen noch rechtzeitig zu vereinigen.

Es mußte auch schon an diesem Tage etwas vorliegen, was jenen Glauben erzeugt hatte, denn es erfolgte bereits am nächsten Tage, dem

13. Juni, aus dem Hauptquartier für die Truppen der ersten Armee die Ordre zum Linksabmarsch der Armee in südöstlicher Richtung über Görlitz nach der Gegend von Greiffenberg, Löwenberg.*)

Der 7. Division war Greiffenberg als das bis zum 17. Juni zu erreichende Ziel bestimmt und die Aufgabe gestellt, die Straße Greiffenberg-Friedland zu sichern. So marschierte die Division am 14. nach Muskau und am 15. nach Niesky; die Avantgarde nach Görlitz. Am 16. sollte die Neiße an verschiedenen Punkten überschritten und bis halbwegs Lauban marschiert werden. Die Quartiermacher waren schon dahin voraus, die Märsche für den andern Tag allgemein eingeleitet, als die ganze Bewegung ostwärts eingestellt und ein allgemeiner Vormarsch südwärts gegen und über die sächsische Grenze befohlen wurde.**)

„Seine Majestät der König haben," so lautete der Eingang des betreffenden Armeekommandobefehls, „für den morgenden Tag den Einmarsch in das Königreich Sachsen zu befehlen geruht. Die sächsische Armee ist hierbei als Feind zu behandeln, sobald sie mit den Waffen Widerstand leistet. Kriegszustand tritt sofort ein."

Dem Divisionskommando ging dieser Befehl am 15., abends 8 Uhr, in Niesky von Görlitz aus zu, wohin Prinz Friedrich Karl schon am 13. sein Hauptquartier verlegt hatte.

Niemals hat das stille Niesky, bekanntlich eine Herrnhuter Kolonie mit einer friedlich betriebsamen Bevölkerung, ein so lautes, buntes und bewegtes Getreibe gesehen, als an diesem Tage und bis spät in die Nacht hinein. Im Divisionsstabsquartier wurde bis gegen Mitternacht an der Expedition der Befehle für die Truppen gearbeitet, dann ritten 14 Ordonnanzen in die dunkle Nacht hinein und suchten nach allen Richtungen hin zu den Truppen zu gelangen, um sie noch vor dem Aufbruch in Besitz der abgeänderten Marschdisposition zu bringen. Aber freilich konnte das, bei der Unbekanntschaft mit den meist durch große Waldungen führenden Wegen, bei der Langsamkeit der als Führer bestellten Boten und bei der zum Teil recht weiten Entfernung der betreffenden Quartierorte, nicht überall gelingen, und mehrere Abteilungen mußten bei großer Hitze am 16. einen anderthalbfachen, ja selbst doppelten Marsch machen.

Der Divisionskommandeur begab sich noch in der Nacht nach Görlitz.

Es war eine Freude, bald nach dem Eintreffen daselbst, am Frühmorgen, die dort einquartiert gewesenen und eben alarmierten Bataillone der Avantgarde unter Generalmajor von Gordon sich zum Abmarsch

---

*) Vergleiche hierzu: v. Lettow-Vorbeck, Geschichte des Krieges von 1866 in Deutschland II, 36 ff v. B.

**) Infolge der Kriegserklärung gegen Sachsen. Vgl. v. Lettow II, 60 ff. v. B.

aufstellen zu sehen. Sämtlich bestimmt, noch heute die sächsische Grenze zu überschreiten, mußten sie sich in gefechtsfähige Verfassung setzen, und es wurden von den bis dahin noch sorgfältig in Leinwand eingenäht gewesenen Patronenpaketen die ersten geöffnet und die losen Patronen in die Taschen gesteckt. Das war eine Geschäftigkeit und eine Freude, wie es gar nicht zu beschreiben ist. Damit aber diesem militärischen Bilde auch die komische Seite nicht fehlte, mußte es der durch den Alarm ebenfalls auf die Beine gebrachten Straßenjugend einfallen, mit den Kehrichtsammlern und -sammlerinnen der Stadt in Wettkämpfe um die Tausende von Lappen und Papierhüllen sich einzulassen, welche den Boden bedeckten und den Spekulationssinn jener Leute erregt hatten. Diese verschwanden denn auch infolgedessen so schnell, daß schon einige Minuten nach dem Abmarsch der Truppen der Platz wieder so rein war, als ob er gefegt worden wäre.

Die sächsische Grenze wurde überall mit lauten Hurras überschritten, und wenn auch nirgends etwas Feindliches sich zeigte, so wurden die Vorposten doch völlig kriegsmäßig ausgestellt. Die übrigen Truppen bezogen in den Ortschaften an und zu beiden Seiten der Straße Görlitz-Zittau bis über Ostritz hinaus Quartiere, wo sie von der sehr gutmütigen und harmlosen Bevölkerung durchaus gastfreundlich empfangen wurden.

Am 18. schrieb General von Fransecky aus Görlitz: „Wir haben zwei Tage hier in dem anmutigen Görlitz gestanden, und heute ziehe ich weiter südwärts in der Richtung auf Zittau. Die Österreicher sammeln sich stark zwischen Reichenberg und Zittau — es wird also in den nächsten Tagen zum Zusammenstoß kommen. Gestern war ich vorne bei meinen Vorposten. Die Truppen sind in prächtiger Stimmung und brennen darauf, daß es endlich Ernst werde."

An demselben Tage wurde der Division mitgeteilt, daß die Bewegungen und Verstärkungen der österreichischen Armee in Böhmen eine engere Aufstellung unsrer ersten Armee nötig machten.

Der Divisionsstab verließ demgemäß Görlitz und nahm sein Quartier in Deutsch-Ossig; die Division aber lag nun auf dem linken Ufer der Neiße zu beiden Seiten der Straße Görlitz-Zittau sehr eng gedrängt zusammen, größtenteils im feindlichen Lande. Ihre Nachbarschaft bildeten rechts die 8., links die 5. und noch weiter links von dieser die 6. Division. Sie stand mit diesen drei Divisionen in vorderer Linie, das zweite Korps, das Kavalleriekorps und die Reserveartillerie hatten ihre Quartiere dahinter.

Der Vorpostendienst wurde sehr strenge und lebhaft betrieben, eine schleunige Vereinigung der Division in dazu ausgesuchter Stellung durch Fanale auf den Bergen, Relaisposten und andre entsprechende Maß-

regeln gesichert und die Mußezeit überall zu fortgesetzten Übungen zweckmäßig benutzt.

Wem der Sinn für Naturschönheit beiwohnte, der benutzte wohl seine dienstfreie Zeit einmal zur Besteigung der herrlichen „Landskrone“, welche von ihrem Gipfel aus einen unbeschreiblich schönen Rundblick über einen weiten und gesegneten, städte- und dörferreichen Landstrich gewährt; oder er besuchte das tiefeingeschnittene, von Fels und Wald gekrönte und besäumte Neißethal mit dem so idyllisch gelegenen Frauenkloster Marienthal, der Grabstätte der Henriette Sonntag, die hier von ihrem bewegten und wechselvollen Leben als Sängerin, Gesandtin und wieder Sängerin auf den Bühnen und an den Höfen Europas, und wieder auf den Bühnen diesseits und jenseits des Ozeans, ausruht. Wer aber leibliche Genüsse suchte, der machte, Dienstgeschäfte damit verbindend, noch einmal einen Ritt oder eine Fahrt nach dem anmutigen Görlitz zurück, wo sich die aus der Garnison mitgebrachten aber zum Teil schon aufgebrauchten Bedürfnisse für die Kampagne noch leicht wieder beschaffen oder ergänzen ließen, und wo sich zur materiellen Labung und sonstigen Aufheiterung mehr Gelegenheit fand, als in den meist so einfachen und eintönigen Quartieren auf dem Lande.

Natürlich, aber nicht erwünscht war es, daß den auf sächsischem Boden stehenden Truppen sogleich die Aufgabe zufiel, nicht bloß für den eignen Unterhalt, sondern teilweise auch noch für den der in den rückwärtigen preußischen Orten liegenden, auf dem Requisitionswege zu sorgen. Das schreckte die anfangs so zuthunlich gewesenen Landesbewohner von uns zurück, das gab Gefahr für die Disziplin der Truppen, das bereitete den Kommandeuren und Offizieren viel Sorge, viel Verdruß und natürlich auch — angesichts der schwer heimgesuchten Einwohner — viel Herzeleid. Im übrigen war aber freilich diese Vorschule sowohl für unsre Verpflegungsbeamten, als auch für die Truppen selbst, eine sehr nützliche; denn mochte der Krieg einen Gang nehmen, welchen er wollte, sie blieben fortan doch in den meisten Fällen auf das leidige Requisitionssystem unvermeidlich angewiesen.

Der Soldat stand sich bei diesem System und in diesem Lande allerdings viel besser als zuvor: Er erhielt täglich $^{3}/_{4}$ Pfund Fleisch, 2 Pfund Brot, 1 Kanne Bier, das Nötige an Kaffee und Gemüse und dazu noch 10 Stück Cigarren, letztere als Lieferungsgegenstand ganz neu und unerwartet und ihm daher besonders lieb.

An demselben Tage, wo die Division sich südwärts mehr zusammenschob, sollte sie nach der zwei Meilen entfernt vor ihr liegenden, bis dahin von unsern Truppen noch ganz unberührt gebliebenen Stadt Zittau ein Detachement entsenden und sie dauernd besetzen. Die Unternehmung sollte überraschend, daher abends ausgeführt, zugleich aber auch

damit eine große Requisition an Lebensmitteln und andern Armeebedürfnissen verbunden werden. Als jedoch die dazu bestimmten Abteilungen dort eintrafen, fanden sie ganz unerwartet bereits Truppen der 8. Division anwesend, die das Requisitionsgeschäft bereits so kundig und so vollständig ausgeführt hatten, daß für die Unsern nichts übrig blieb.*) Bei Gelegenheit der dienstlich notwendigen Meldung hierüber an das Armeekommando fand in einem Schreiben an den Generalquartiermeister die Äußerung Platz: „Daß die 7. Division in diesem Falle auf dem Gebiete der Lebensmittel gegen die 8. zwar den kürzern gezogen habe, dafür aber hoffe, auf dem Gebiete des Schlachtfeldes niemals hinter letzterer zurückzubleiben!"

Auch ist hier einer Alarmierung zu gedenken, die an einem dieser Tage das ganze Gros einer Brigade unnütz in Erregung und Bewegung versetzte und es verleitete, sich auf seinen Alarmplatz zu konzentrieren. Erst nach langem Harren stellte sich heraus, daß eine optische Täuschung eine falsche Meldung über das Erscheinen feindlicher Streitkräfte und blinder Eifer die Weiterbeförderung dieser Meldung, ohne vorherige Prüfung des wirklichen Sachverhalts, verursacht hatte. Dergleichen kommt zu Anfang eines Krieges, wo noch alles neu und der junge Soldat sehr geneigt ist, sich von seinem noch unbekannten Gegner übertriebene Vorstellungen zu machen, wo die Gespensterseherei und die Scheu vor Gefahr noch ihre Herrschaft üben ꝛc., wohl überall vor; desto nötiger aber ist es auch von vornherein, mit ganzem Ernst dagegen anzukämpfen und darauf zu halten, daß nur Meldungen von wirklichem Belang von den Vorposten an die höhern Instanzen befördert werden, und zwar auch nur dann erst, nachdem der betreffende Feldwacht- oder Vorpostenkommandeur sich mit eignen Augen von der Richtigkeit und Wichtigkeit des Inhalts überzeugt hat. In diesem Sinne lautete auch der Divisionsbefehl, der aus Veranlassung dieses Falles erlassen wurde. Wir werden aber sehen, daß auch noch eine Erfahrung gemacht werden mußte, bevor man zur vollen Unbefangenheit gelangte.

Was die Nachrichten über den Feind betrafen, so war es der umsichtsvollen, voraussichtigen und eifrigen Betriebsamkeit unsers Generalstabes gelungen, die ersten Versammlungsorte der jenseitigen Streitkräfte, ihre Stärkenverhältnisse, die Ordre de bataille und andre wichtige Beziehungen schon sehr früh und sehr genau zu erkunden, und man hatte die höhern Führer nicht bloß darüber unterrichtet, sondern es wurden ihnen auch von Zeit zu Zeit die eingetretenen Veränderungen mitgeteilt, so daß bei uns in diesen Tagen eigentlich nur noch die Frage war, was

*) Hiernach ist die kurze Angabe über dies Detachement bei Lettow II, 101, zu ergänzen. v. B.

der Feind thue, in welcher Richtung er losbrechen würde? Denn das ist hier ausdrücklich zu betonen, daß man in unserm engern Kreise zu dieser Zeit sich den Gegner entschieden als den Angreifer, unsre Armee aber zu einem Teil als den den Stoß parierenden, zum andern Teil als den dem Feind in die Flanke fallenden dachte. Und da man das am liebsten denkt, was man am liebsten thut, so war es natürlich, daß wir uns, die erste und die Elbarmee, als diejenigen dachten, welche in Böhmen eindringen und die in Schlesien angegriffene kronprinzliche Armee degagieren würden.

Doch während wir dies dachten, hatte im engsten Rat Sr. Majestät des Königs zu Berlin schon der große Gedanke den Ausdruck gefunden: „Alle drei Armeen gehen offensiv vor und vereinigen sich in Böhmen."

Wenn ich oben einige Stellen aus den „Andeutungen" und „Winken" des Prinzen Friedrich Karl für unser Verhalten dem Feinde gegenüber mitteilte, so muß ich jetzt, bei dem Zeitpunkt der ersten unmittelbaren Berührungen mit diesem Feinde, noch bemerken, daß auch der feindliche Oberbefehlshaber, der Feldzeugmeister Benedek, zu derselben Zeit und zu demselben Zweck für seine Truppen „Taktische und Dienstinstruktionen"*) erließ, von denen wir damals aber natürlich ebensowenig erfuhren, als unsre Gegner von den unsrigen.

Ich will nur solche Punkte daraus mitteilen, die erkennbar machen, wie der feindliche Oberbefehlshaber über uns dachte und wie er meinte, mit uns am leichtesten fertig zu werden.

Unter dem Titel I. „Gefechtsweise der Preußen und Normen für das eigne Verhalten" teilte Benedek seinen Truppen zunächst einen Auszug aus unsern im Jahre 1861 erschienenen „Allerhöchsten Verordnungen über die größern Truppenübungen" mit und ließ dabei unter andern folgende Bemerkungen einfließen:

1. Über die preußische Infanterie.

„Die preußische Infanterie wird eingeübt, in geschlossener und zerstreuter Ordnung zu fechten. Es kann daher jede Infanterieabteilung auch zum Tiraillieren verwendet werden. Speziell ist für letztern Dienst die sogenannte leichte Infanterie und Jäger, Schützen und Füsiliere, sowie das ganze dritte Glied der übrigen Infanterie bestimmt und vorzüglich eingeübt. Dem Scheibenschießen wird jedoch nur bei den Jägern besondere Sorgfalt zugewendet."

„Der preußische Infanterist soll im Marschieren nichts Besonderes zu leisten vermögen, im Gefecht das Zündnadelgewehr für unwiderstehlich

*) Taktische und Dienstinstruktionen für die k. k. Nordarmee. Herausgegeben im Mai 1866 vom Feldzeugmeister Ritter von Benedek. S. österreich. milit. Zeitschrift, 7. Jahrgang, 3. Band, 9. Heft, Septbr. 1866.

halten, kleinlich nach Deckungen für sich suchen und aus diesen schwer herauszubringen sein, wenn ein Bajonettangriff unternommen wird."

2. Über die Kavallerie.

„Die preußische Kavallerie wird zwar so wie die österreichische in leichte und schwere gegliedert, allein faktisch unterscheidet sich bei den Preußen die erstere nur sehr wenig von der letztern. Wenig Geschick zum kleinen Kriege überhaupt, zum Vorpostendienst insbesondere, scheint eine Folge davon zu sein. Hingegen wurde in der neusten Zeit in Preußen viel mit größern Kavalleriemassen manövriert, dabei aber ebenfalls wenig Geschick gezeigt. Dichte Plänklerketten tiraillierten im allgemeinen zu nahe an der Truppe mit wenig praktischem Sinn und großer Anstrengung der Pferde; die Kolonnenformation wurde nicht gehörig gewürdigt, vielmehr häufig und frühzeitig in lange Linien übergegangen, oder eine gedrängte Massenformation genommen; die Attacken wurden matt und schwankend ausgeführt und konnten vom Gegner so früh entdeckt werden, daß sie das Überraschende verloren; häufig, mitunter auch vor der Attacke, blieb man im feindlichen Feuer stehen. Im Feldzug 1864 soll das Auftreten der preußischen Kavallerie sehr gekünstelt und energielos gewesen sein."

3. Über die Artillerie.

„Die preußische Artillerie, an sich eine durch vorzügliches Material und große Intelligenz ausgezeichnete Waffe, ist schwerfälliger als die österreichische. Dennoch fährt sie viel auf dem Schlachtfelde herum und wechselt häufig Position; auch soll sie nie rechtzeitig und in hinlänglicher Menge bei der Hand sein, vielmehr erst in späterer Periode und höchst sparsam ins Gefecht eingreifen, und dieses immer gerade dann abbrechen, wenn ihre Wirksamkeit beginnen sollte."

Auf diese Bemerkungen, welche absichtlich den Gegner so tief herabsetzten, um in den eignen Truppen die ihnen auf andern Wegen schon beigebrachte Meinung von ihrer Überlegenheit in allen Waffen um so fester zu machen, folgten nun die „Normen", welche der Feldzeugmeister seinen Truppen „für das eigne Verhalten" vorschrieb.

Es würde zu weit führen, wollte ich von diesen Normen mehr sagen, als daß sie in der Lehre gipfeln, wie es kein besseres Mittel gebe, „das Vertrauen der Preußen auf ihr Zündnadelgewehr zu erschüttern und die eignen Verluste auf das geringste Maß herabzubringen, als wenn man trachte, ohne viel Zeit mit nutzlosem Schießen zu verlieren, auf 200—300 Schritt mit fester Haltung schnell an den Feind zu kommen und ihn in seiner eignen Stellung über den Haufen zu werfen."

„Ein energisches Drauflosgehen," so heißt es am Schluß des betreffenden Satzes, „immer aber nach gehöriger Vorbereitung, wird den

Preußen gegenüber den Erfolg am schnellsten und vollständigsten herbeiführen."

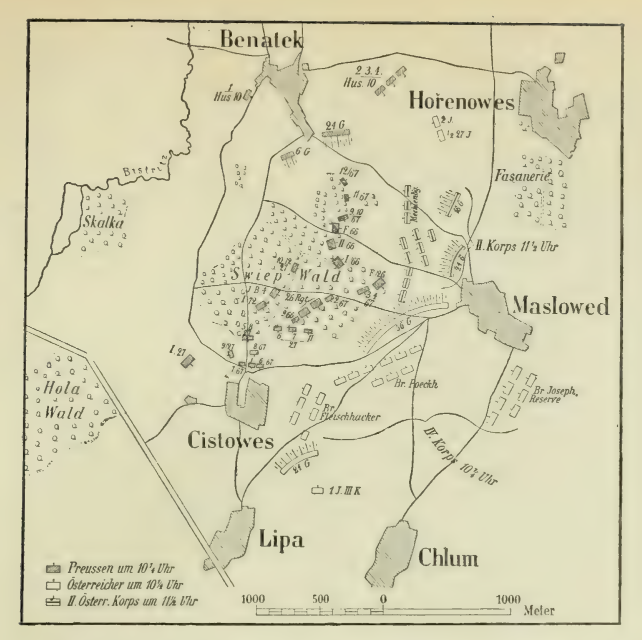
In der That hat die österreichische Infanterie bei dem ersten Zusammentreffen mit einigen unsrer Korps versucht, es gegen diese ebenso zu machen, wie sie es 1864 bei Oversee und Veile gegen die Dänen machte, d. h. sie versuchte, auch die Preußen „überzurennen", aber sie merkte doch nur allzubald, daß die Preußen keine Dänen seien, und bezahlte ihre übermütige Taktik mit Haufen von Toten und Verwundeten und mit Scharen von Gefangenen. Die in Rede stehende Instruktion bietet in ihrem weitern Verfolg insofern für uns noch ein ganz besonderes Interesse, als sie unter dem Titel II. „Verhalten der Truppen in einigen speziellen Fällen mit Rücksicht auf den eventuellen Kriegsschauplatz" gleich zu Eingang unsre Provinzen „zwischen der Elbe und Weichsel" nach ihrer Bodengestaltung und Beschaffenheit und ihren sonstigen Eigentümlichkeiten kurz schildert und nach der Bemerkung, daß die Nordarmee auf diesem Terrain eventuell zu operieren berufen sein könnte, für die einzelnen Waffen die Regeln gibt, wie sie sich dort in besondern Fällen taktisch zu benehmen hätten.

Diese Regeln erscheinen zwar durchweg als sachgemäß, enthalten aber für unsre Offiziere als taktisch gebildete Männer durchaus nichts Neues.

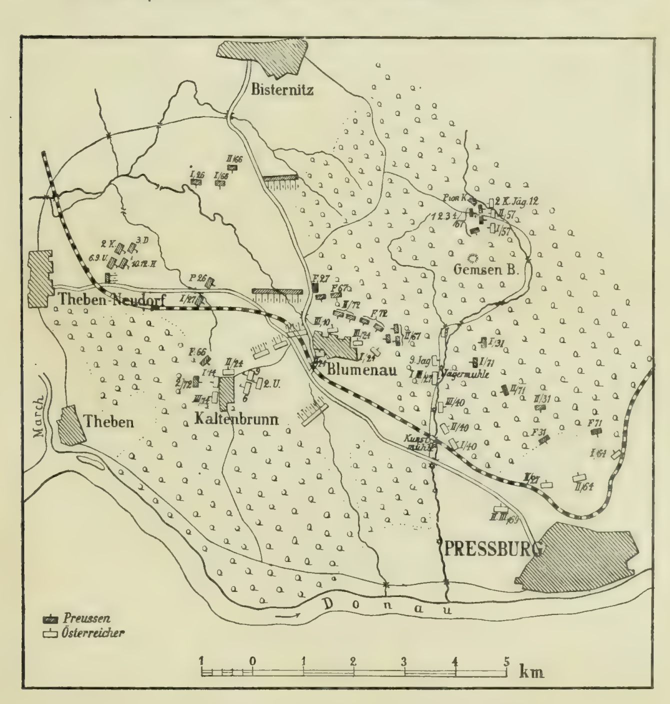
Die nächsten Titel geben unter Nr. III. „Grundsätze zur Führung des kleinen Krieges" und unter IV. eine „Instruktion für das Benehmen der zur Sicherung der Armee vorgeschobenen Abteilungen der leichten Kavallerie."

Auch hierin finden preußische Offiziere nichts Neues. Aber jedermann, der bei uns dies alles gelesen, und der auch hier natürlich wieder einige herabsetzende Bemerkungen über den Vorpostendienstbetrieb und über die geringere Leistungsfähigkeit der preußischen leichten Kavallerie in den übrigen Verrichtungen des kleinen Krieges gefunden hat, wird mit gerechter Entrüstung fragen: mit welcher Berechtigung denn von unserm Gegner jene Überlegenheit in diesen Zweigen des Dienstes behauptet wurde, während er sich doch gezwungen sah, unmittelbar vor Ausbruch des Krieges noch erst Instruktionen darüber zu erlassen, die bei uns schon jeder Kriegsschüler erlernt, und die wir jahraus jahrein praktisch auf unsern Übungs- und Manöverfeldern ausführen. Gerade diese Instruktionen beweisen, wie einseitig und unfruchtbar das Ausbildungsprogramm für die kaiserlichen Truppen im Frieden war, wie wenig ihre Offiziere aus ihren Schulen und von ihren Übungsplätzen mit in den Krieg nahmen.

Am 22. Juni rückte die ganze erste Armee in verengter Front hart an die böhmische Grenze, um sie tags darauf zu überschreiten.



Der Kampf um den Wald von Benatek am 3. Juli 1866.



Gefecht bei Pressburg am 22. Juli 1866.

Stellungen um 11 Uhr vormittags.

Wir verließen daher am Nachmittag unsre bisherigen Quartiere und hatten nur einen kurzen Marsch nach den neuen. Unsern Wirten, die wir verließen, war das Herz sehr viel leichter geworden, als sie hörten, daß wir vorwärts zögen. Denn solange die Ungewißheit darüber dauerte, litten sie unter der beklemmendsten Furcht, daß ihre Gegend unmittelbar Kriegsschauplatz werden möchte. Wie weit diese Furcht ging, davon hatte der Divisionsstab in seinem schönen Quartiere zu Deutsch-Ossig sich überzeugen können, indem er schon bei seinem Eintreffen daselbst alle wertvollen Sachen verpackt und zur Fortschaffung vorbereitet und die an und für sich sehr resolute, aber auch ebenso liebenswürdige Herrin des Hauses mit dem Gedanken an eine nötig werdende Flucht vollständig vertraut fand. Natürlich war diese Furcht noch gewachsen, als aus dem Kreise unsrer Offiziere allerlei Urteile über die eventuelle Benutzbarkeit des umliegenden Terrains und gerade des Dorfs Deutsch-Ossig für den Fall eines feindlichen Einfalls vernehmbar wurde, obschon der scherzhafte Ton, in dem sie zu Tage kamen, ausdrücklich den entschiedensten Zweifel an einer solchen Lage beweisen sollte.

Kurz vor dem Abmarsch richtete der General von Fransecky noch ein Schreiben an seine Frau, in dem es heißt: „Wenn du diese Zeilen erhältst, sind wir schon auf österreichischem Boden, und die ersten Schüsse werden geknallt haben. Ich verlasse mein hiesiges Quartier heute nachmittag, um der österreichischen Grenze näher zu kommen. Morgen überschreiten wir dieselbe. Alles ist in sehr bewegter, trefflicher Stimmung über die jetzt eingetretene Klarheit unsers Verhältnisses zu Österreich und über die Energie, mit welcher alle unsre Bewegungen geleitet werden. Es ist wieder sehr heiß geworden, und wir werden unter der Hitze leiden. Aber die Schwachen sind längst aus unsern Reihen ausgeschieden und befinden sich in den Lazaretten, die andern sind gestählt, gut einmarschiert, an Fatiguen gewöhnt und in strammster Disziplin. Mit ihnen ist also das Schwierigste auszuführen."

Auf der Straße nach Zittau, der wir bei unserm Marsch nach der Grenze zuerst folgten, und auf der die Truppen des 2. Armeekorps voran marschierten, begegnete uns der Prinz Friedrich Karl, der den guten Humor der Truppen teilte und sie mit sichtbarem Hochgefühl an sich vorüberziehen ließ. Der Times-Korrespondent hat seinerzeit von diesem Marsch ein so treues und ansprechendes Bild gegeben, daß, wer ihn mitgemacht, fast sagen kann, er erkenne sich selbst in dem Bilde wieder.

„Die Soldaten marschierten rasch," schrieb er, „ihre Gesichter strahlten vor Freude, denn sie wußten, daß jeder Schritt sie dem Feinde näher brachte, und sie waren voll Kampfbegier."

Auf dem schönen Vorplatze des stattlichen gräflich Einsiedelschen Schlosses zu Reibersdorf, in dem unser Divisionsstab Quartier nahm, wurde am Abend den dorthin befohlenen Generalen und Kommandeuren der Spezialwaffen ein um 6 Uhr nachmittags angelangter Befehl des Oberkommandos bekannt gemacht, wonach die 1. Armee am nächsten Morgen die Grenze auf der Strecke von Zittau bis Seidenberg überschreiten und in der Richtung auf Reichenberg vorrücken sollte mit folgenden besondern Bestimmungen für unsre Division: „Die Division Fransecky überschreitet morgen früh 8 Uhr bei Lubtin und Kohlige in zwei Kolonnen die Grenze. Sie geht mit der rechten Flügelkolonne teils auf der Eisenbahn, teils über Gravenstein auf Weißkirchen, mit der linken Flügelkolonne von Kohlige über Wetzwalde bis in die Höhe von Weißkirchen vor. Die Avantgarde der Division besetzt Kratzau und schiebt Vorposten gegen Reichenberg."

Mit dieser Disposition war für die Division noch der besondere Auftrag verbunden, möglichst Gefangene zu machen und zwar von denjenigen österreichischen Truppen resp. Kavalleristen, die aus Friedland sich zurückziehen würden. Dem Kommandeur des 10. Husarenregiments wurde für die dazu bestimmte Eskadron von Hymmen die Richtung auf Einsiedel als die zweckentsprechendste vorgezeichnet. Daß dieser Auftrag unsre Husaren besonders froh anregte, weil er ihnen ein Zusammentreffen mit dem Feinde so nahe in Aussicht stellte, darf nicht erst versichert werden. Mit dem oben angeführten Befehl zugleich wurde auch der folgende Armeebefehl des Prinzen ausgeteilt, welcher unmittelbar vor dem Überschreiten der Grenze den Truppen vorgelesen werden sollte.

„Soldaten!

Österreich hat ohne Kriegserklärung schon seit einiger Zeit die preußischen Grenzen in Oberschlesien nicht respektiert. Ich hätte also ebenfalls ohne Kriegserklärung die böhmische Grenze überschreiten dürfen. Ich habe es nicht gethan. Heute habe ich eine betreffende Kundgebung übergeben lassen, und heute betreten wir das feindliche Gebiet, um unser eignes Land zu schonen.

Unser Anfang sei mit Gott! — Auf ihn laßt uns unsre Sache stellen, der die Herzen der Menschen lenkt, der die Schicksale der Völker und den Ausgang der Schlachten entscheidet. Wie in der heiligen Schrift geschrieben steht: ‚Laßt eure Herzen zu Gott schlagen, und eure Fäuste auf den Feind!'

In diesem Kriege handelt es sich — ihr wißt es — um Preußens heiligste Güter und um das Fortbestehen unsers teuren Preußens. Der Feind will es ausgesprochenermaßen zerstückeln und erniedrigen. Die Ströme von Blut, welche eure und meine Väter unter Friedrich

dem Großen und in den Befreiungskriegen und wir jüngst bei Düppel und auf Alsen dahin gegeben haben, sollen sie umsonst vergossen sein? Nimmermehr!

Wir wollen Preußen erhalten, wie es ist, und durch Siege kräftiger und mächtiger machen. Wir werden uns unsrer Väter würdig zeigen. Wir bauen auf den Gott unsrer Väter, der in uns mächtig sein und Preußens Waffen segnen wolle. Und nun vorwärts mit unserm alten Schlachtrufe: Mit Gott für König und Vaterland! Es lebe der König!"

Nach den Nachrichten, welche man über den Feind hatte, durfte man zunächst nur darauf rechnen, mit feindlichen Husaren zu thun zu bekommen. Es hatten sich solche, seit wir in Sachsen standen, zum öftern an verschiedenen Punkten der Grenze gezeigt, und die Regimenter Liechtenstein, Radetzki und König von Preußen wurden als diejenigen genannt, welche die Grenzbewachung bildeten. Zuweilen kamen einzelne Patrouillen von ihnen sogar herüber, doch immer so, daß ein Zusammentreffen mit den unsrigen, welche überhaupt die Grenze streng respektierten, nicht stattfinden konnte. Selbst in Zittau waren an einem der Tage, welche unserm Einrücken in diese Stadt vorangingen, ein paar jener Husaren erschienen, um Nachrichten über uns einzuziehen. Als man ihnen gesagt, daß halbwegs Görlitz preußische „grüne Husaren" ständen, hatten sie darauf geantwortet, nur der Ungar sei wirklicher Husar, der preußische Husar ein Hanswurst. Erinnere ich mich recht, so war das unsern Magdeburgischen bald bekannt geworden, und es kribbelte diesen nicht wenig in den Fingern, den jenseitigen Prahlhänsen zu zeigen, daß sie es mit ebenbürtigen Husaren zu thun hätten.

Am nächsten Morgen war es ein interessantes Bild, die Truppenkolonnen in Kriegsformation auf verschiedenen Wegen der Grenze zu marschieren zu sehen. Punkt 8 Uhr hörte man, soweit das Ohr reichte, donnernde Hurrarufe. Es war die Antwort der 1. Armee auf die überall gleichzeitig vorgelesene Proklamation ihres Oberbefehlshabers.

Die Ordre de bataille, in der die Division die Grenze überschritt, hatte seit dem Einmarsch in Sachsen einige Änderungen erfahren. In der Avantgarde standen jetzt das ganze 27. Infanterieregiment, das Füsilierbataillon von Nr. 67 und eine Pionierkompagnie (vom Bataillon Nr. 4) mit dem Brückentrain; in der Reserve die beiden Musketierbataillone des Regiments Nr. 67 und zwei Pionierkompagnien; eine Pionierkompagnie war zur 8. Division abkommandiert; Kommandeur der Reserve war der Oberst v. Bothmer.

Der Divisionsstab hielt sich an der Tete der Avantgarde auf. Es regnete fein, die Luft war trübe und sehr kühl. Die Ortseinwohner standen scheu in den Thüren oder hinter den Fenstern, nur wenige zeigten

sich draußen. Man sprach freundlich mit ihnen und machte sie zuthunlich. Inzwischen hatte von seiten der schon am Frühmorgen von Oppelsdorf aus über Kohlige, Wetzwalde und Ober-Wettig in der Richtung auf Einsiedel vorgerittenen Eskadron von Hymmen die Jagd auf einige Radetzkys begonnen, welche die vorliegende Grenzstrecke bewachten.

Nahe vor Einsiedel glaubte man vor den eiligst Fliehenden die Chaussee erreichen und sie abschneiden zu können. Eine hohe, steile Wand aber hinderte den Zugang zu der Chaussee, und es blieb nur übrig, auf die Vorbeijagenden zu schießen. Dann suchte man weiter unterhalb eine günstigere Stelle, gelangte dort auf die Chaussee und jagte nun hinter den Ungarn her. Bald fand man ein verwundetes Pferd und sah dessen Reiter einem nahen Walde zueilen. Major von Hymmen nahm ihn mit eigner Hand gefangen. Kurz darauf überholte der Offizier und einige Husaren des Avantgardenzuges einen zweiten Husaren und fingen ihn. Ein dritter, der mit seinem verwundeten Pferde fiel, entkam mit Zurücklassung des Pferdes in den Wald. Da sich nun keine feindlichen Husaren mehr zeigten, so wurde der Rückmarsch angetreten und für die Ablieferung der Gefangenen gesorgt, für deren Einbringung der Prinz Friedrich Karl seine Zufriedenheit aussprechen ließ. Unsre Eskadron hatte keinen Verlust; doch war ein Pferd leicht angeschossen worden.

Auch der Generalstabsoffizier der Division hatte sich schon in aller Frühe, begleitet von vier Husaren, aufgemacht, um auf eigne Faust eine ähnliche Jagd auszuführen. Es war dies zwar nicht seines Amts, aber er hatte sich's als Gunst erbeten, und der Divisionskommandeur mochte dem heißspornigen Offizier diese nicht abschlagen. Dieser sah bald eine feindliche Husarenpatrouille vor sich, jagte auf sie los, verfolgte sie, als sie floh, $^{1}/_{4}$ Meile weit, kam dem letzten Reiter dicht auf und glaubte schon zugreifen zu können, als ein Unfall mit dem eignen Pferde, welches bodenscheu zur Seite sprang, ihn um seinen Gefangenen brachte, da dieser nun wieder einen größern Vorsprung erlangte und bald von einer geschlossenen Abteilung feindlicher Husaren aufgenommen wurde.

Der Marsch der Division wurde im übrigen ohne weitere Begegnung mit dem Feinde ausgeführt. Die Avantgarde erreichte um Mittag die Stadt Kratzau, das Gros Weißkirchen, und etwas später trafen auch die Reserve, die Proviantkolonnen 2c. nordwärts Kratzau ein. Ein Bataillon (27er Füsiliere) und eine Eskadron Husaren wurden zum Vorpostendienst südlich Kratzau gegen Reichenberg vorgeschoben. Der größte Teil der Truppen bivouakierte. Als aber nachmittags der Regen stärker wurde und zuletzt in Strömen goß, suchte man, soweit es ohne Gefährdung der allgemeinen Sicherheit thunlich war, die Avantgarde

in Scheunen und Alarmhäusern unterzubringen; die übrigen Truppen, soweit es ging, in den genannten Ortschaften. Aber ein nicht geringer Teil blieb doch obdachlos. Wie bescheiden der Soldat übrigens in solchem Falle ist und wie weit die Raumbenutzung gehen kann, bewies die Brigade Schwarzhoff, die mit fast 6000 Mann in dem einzigen Dorfe Weißkirchen Unterkommen fand. Freilich galt aber auch das bloße Lagern dicht an den Häusern und auf den Höfen als Quartier. Da die kaiserlichen Beamten und auch die Lokalbehörden sich vor unserm Einrücken entfernt hatten, und die Einwohner sich zum Teil sehr widerwillig zeigten, so konnte die Verpflegung der Truppen meist nur durch Selbstrequisition bewirkt werden, wobei unsre Intendanturbeamten durch Kommandos von den Truppen unterstützt wurden. Es kamen dabei leider gar traurige Scenen vor, indem nicht zu vermeiden war, daß mancher armen Familie das einzige Brot abgefordert wurde, was ihr selbst für diesen Tag als Nahrung dienen sollte.

Am Nachmittag, als man es sich beim Gros der Vorposten eben bequem machen wollte, wurde von der Vedette an der Straße nach Reichenberg gemeldet, daß ein Trupp feindlicher Husaren sich im starken Trabe auf der Straße nähere. Sogleich wurden zwei Züge unsrer Husareneskadron vorgeschickt, um den Feind zurückzutreiben. Diese beiden Züge gingen im frischen Tempo vor, als sie aber ihrem Gegner auf 500—600 Schritt nahe gekommen waren, gewahrte der Führer hinter einem seitwärts von der Straße gelegenen Gehöfte ein paar andre feindliche Züge, welche sich gegen die Flanke der Unsrigen dirigierten. Die begonnene Attacke mußte daher aufgegeben und der Rückzug angetreten werden. Aber die Spitzen der beiderseitigen Vortrupps waren schon zu nahe aneinander, als daß die unsrige dem Zusammentreffen mit den Gegnern noch hätte entzogen werden können. Es kam zu einem Handgemenge, welches damit endigte, daß vom Feinde drei, von uns zwei Husaren verwundet wurden, und die Unsrigen außerdem zwei Gefangene verloren, der eine von seinem heftigen und scheu gewordenen Pferde abgeworfen, der andre nach einem sehr lebhaften Kampf gegen vier feindliche Husaren, deren einer ihn sogar in der Zügelfaust verwundete.

In der darauf folgenden Nacht wurde auf Befehl des Armeekommandos von dem andern Füsilierbataillon (67er) der Avantgarde, unter fortdauerndem Regen eine Rekognoszierung gegen Reichenberg unternommen, um zu erfahren, ob diese Stadt vom Feinde besetzt sei. Man stieß auf feindliche Vedetten, die das Feld sogleich räumten, sah nahe der Stadt einige Bivouaksfeuer und kehrte mit der Meldung zurück, daß dort nicht bloß Kavallerie, sondern auch Infanterie anwesend sei. Irre ich nicht, so beruhte diese, wie sich später herausstellte, in Bezug auf die Infanterie ganz irrtümliche Angabe auf Bauernnachricht, da

die ganz finstere Nacht und das äußerst koupierte Terrain ein so weites Vordringen unausführbar und auch wohl unratsam machten.*)

So waren wir denn jetzt also wirklich im Krieg, denn wir hatten es „knallen" gehört und die ersten Opfer gesehen. Jetzt gratulierten die Zweifler, deren es bis zuletzt immer noch einige gab, sich doppelt herzlich zu der endlichen Erfüllung ihres heißesten Wunsches. Für die 7. Division verband sich mit dieser Kriegsfreude noch diejenige, in vorderster Reihe und jetzt offenbar dem Feinde am nächsten zu stehen. Der Rückblick auf den letzten dänischen Feldzug, wo die brandenburgischen Truppen so glücklich waren, meist als die Vorkämpfer aufzutreten, hatte in unserm Kreise von vornherein die Besorgnis entstehen lassen, daß diese bewährten Regimenter auch diesmal wieder den Reigen eröffnen und uns nur die Rolle der Bewunderer und der Neider übrig lassen würden.

Aber nun sahen wir die damals am meisten gebrauchte Division hinter, die andre links neben uns, und sehr erleichterten Herzens sagten wir zu einander: Wer wird uns jetzt wieder in die zweite Linie zurückstellen, nachdem man uns so vertrauend an die Spitze gestellt hat? Und unser Prinz hat uns auf diesem Posten gelassen bis zuletzt, weil er bald sah, daß auch die magdeburgischen Regimenter wohl zu beißen verständen. „Seid Ihr mit mir zufrieden gewesen?" fragte er den Divisionskommandeur am Schluß des Feldzuges, nach jener unvergeßlichen Parade auf dem Marchfelde vor Wien und, den Sinn verstehend, ergriff dieser die ihm dargereichte Hand und antwortete: „Nie werden wir Magdeburgischen vergessen, welche Gnade Eure königliche Hoheit uns erzeigten, indem Sie uns Ihr Vertrauen schenkten und uns auf Plätze stellten, wo wir etwas leisten konnten und leisten mußten!"

Spät abends am 23. kam der Befehl vom Oberkommando, daß am nächsten Morgen der Vormarsch fortgesetzt werden solle. Die 7. Division geradeaus auf Reichenberg, die 8. nach Eichicht, alle übrigen Teile der Armee hinter diesen beiden Divisionen in zweiter und dritter Linie auf verschiedenen Straßen folgend. Man glaubte bei Reichenberg auf Widerstand zu stoßen, und es war für diesen Fall so disponiert worden, daß die 7. und 5. Division um 9 Uhr den Abschnitt der schwarzen Neiße erreicht haben sollten, um von dort aus die feindliche Stellung in der Front anzugreifen, während die 8. Division um 9½ Uhr mit der Avantgarde Johannisthal erreicht haben sollte, um eintretendenfalls dem Feind in die linke Flanke gehen und seine Rückzugslinie über Gablonz bedrohen zu können. Aber es zeigte sich nirgends ein Feind, und man erfuhr sehr bald bestimmt, daß in dieser Gegend

*) Thatsächlich befand sich keine feindliche Infanterie dort. v. V.

überhaupt sich seither nur jene Husarenregimenter mit einigen Batterien befunden und diese heute in aller Frühe sich in der Richtung auf Turnau zurückgezogen hätten. So wurde denn ohne Aufenthalt weiter marschiert.

Der Prinz hatte für den eingetretenen Fall der Nichtanwesenheit des Feindes im voraus befohlen, daß die 7. und 8. Division weiter vormarschieren und ihre beiderseitigen Avantgarden nebeneinander, die 8. die ihrige bei Langenbrück, die 7. bei Gablonz aufstellen sollten, beide Orte an jenen Hauptstraßen gelegen, welche etwa drei Meilen bei Turnau an der Iser zusammentreffen. Die 5. und 6. Division waren bestimmt, in Reichenberg zu bleiben, die übrigen Truppen rückwärts und seitwärts davon.

Reichenberg ist eine industrie- und gewerbreiche Stadt, in anmutigster Gegend hart an der Neiße gelegen, in die sich die Gewässer mehrerer hier zusammentreffender Gebirgsthäler ergießen. Die Stadt hat viele schöne, stattliche Gebäude, darunter ein prächtiges Schloß mit schönem Park, dem General Grafen Clam-Gallas gehörig, dessen Waffenbekanntschaft wir bald machen sollten. Es war Sonntag, das Wetter regnerisch und kühl; dessen ungeachtet standen Tausende von Menschen auf den Straßen und an den offnen Fenstern, um uns ein- und durchmarschieren zu sehen. Aber alle waren stumm, und nur in den Physiognomien wechselten Haß und Ingrimm mit Resignation oder stumpfer Gleichgültigkeit. Unter den Klängen und Fanfaren ihrer Musiken und dem Gewirbel ihrer Trommeln zog die 7. Division durch die Stadt und überließ den hinter ihr folgenden beiden brandenburgischen Divisionen gern die dortigen Quartiere — mehr als 30000 Mann auf vielleicht nur 20000 Einwohner! Beim Vorüberreiten sah man an den Fenstern oft mit dem nur halb ausgeführten Versuch, sich durch die Gardinen zu decken, manch schönes Frauen- und Mädchengesicht; aber nur von zweien vermochte unser schalkhafter Adjutant, der Husar, ein Lächeln zu erobern. Bald lag die Stadt hinter uns, und wir befanden uns in dem langen, allmählich aufsteigenden, von hohen Bergrücken begleiteten Thal, in welchem die der Division angewiesenen Dorfschaften Dörfel, Röchlitz, Maffersdorf, Proschwitz und Neuwalde lagen.

Unter dem Schutz der Avantgarde, welche die mehr südwärts und hochgelegene Stadt Gablonz besetzte und ihre Vorhut südwärts bei Kukan aufstellte, während sie sich in der linken Flanke durch Aufstellung eines Bataillons und einer Eskadron bei Grünwald sicherte, wurden in den genannten Orten bis zum 26. enge und im ganzen sehr mittelmäßige Quartiere bezogen. Der Divisionsstab nahm das seinige zu Neuwalde in einem großen Fabrikgebäude, das, wie man uns erzählte, seit einem vor zwei Jahren ausgebrochenen Fallissement zwar

betriebslos dastand, aber doch von einer jüdischen Familie bewohnt war. Das Haupt dieser Familie sollte, so hieß es, einst Teilnehmer des Geschäfts gewesen sein; jetzt ließ der Mann sich's als Verwalter der Konkursmasse in einer sehr eleganten häuslichen Einrichtung bei guter Bezahlung und sehr weniger Arbeit ganz wohl sein. Aber seine Gastfreundlichkeit war eine ziemlich passive, und schon am zweiten Tage nahm er die den Offizieren und Beamten gelieferten Soldatenportionen unter dem Vorgeben in Anspruch, daß seine Vorräte erschöpft seien. Natürlich unterblieb unsrerseits jede nähere Untersuchung, da die Stadt Reichenberg nahe genug lag, um von dort her das zur Ergänzung und Verbesserung der Menage Erforderliche sehr schnell auf eigne Kosten herbeischaffen zu können. Für die Truppen mußte freilich wieder die Requisition eintreten, und es wiederholten sich hier die trüben Erscheinungen und Erfahrungen des vorigen Tages. Daß das Verproviantieren aus Reichenberg sich nur in sehr engen Grenzen hielt, wird begreiflich sein, wenn hier nur beispielsweise erwähnt wird, daß dort infolge der starken Bequartierung das Pfund Butter mit 24 Groschen, das Pfund Brot mit 3—4 Groschen bezahlt werden mußte.

Die Truppen des Gros waren am 24. schon in ihren Quartieren angelangt, diejenigen der Reserve aber noch im Marsch nach den Dörfern Röchlitz und Dörfel, als etwa zwischen 3 und 4 Uhr nachmittags in dem ganzen Thale Alarmsignale, von rückwärts kommend, sich vernehmen ließen. Schnell war der schon bei Tisch sitzende Divisionsstab wieder zu Pferde, aber es wurde dann im ruhigen Schritt in der Richtung zurückgeritten, von wo die ersten Töne gekommen waren. Ein Schnellreiten hätte bei den auf ihren Alarmplätzen sich sammelnden Truppen den Schein von Besorgnis vor Gefahr erzeugen können, und das mußte natürlich hier, wie in jedem andern ähnlichen Fall, vermieden werden. Bald kam eine berittene Ordonnanz in schnellerm Tempo angeritten, die auf Befragen aussagte, feindliche Kavallerie sei in unserm Rücken erschienen, habe eine unsrer Batterien angefallen, ihr ein Geschütz abgenommen und einer diesseitigen Ulaneneskadron (von der 8. Division) einen Verlust von 80 Verwundeten beigebracht. Nach dem schon in Sachsen stattgehabten ähnlichen Vorfall und nach anderweitig gemachten Erfahrungen war im Kreise des Divisionsstabes für solche Meldungen und Aussagen, die, wie die eben erwähnte, sich von vornherein als die Ausgeburt einer erhitzten Phantasie kennzeichnete, die Bezeichnung „Räubergeschichte" stereotyp geworden, und man hatte sich einen Reduktionsmaßstab geschaffen, der immer nur höchstens ein Viertel von dem als wahr oder wahrscheinlich annahm, was solche Meldungen besagten. So wurde denn auch jene Aussage schlechtweg eine „Räubergeschichte" genannt, der Verlust des Geschützes für nicht möglich erklärt und die

Zahl der 80 Verwundeten auf „höchstens 20" reduziert. Bald kam es auch zur Aufklärung und Bestätigung, daß in der Gegend bei Dörfel feindliche Husaren aus einem Versteck eine Eskadron preußischer Ulanen überraschend angefallen hatten, daß sich zwischen beiden ein kurzer Kampf entspann, daß beide bei dessen Hin= und Herwogen einer preußischen noch im Marsch nach ihrem Quartier begriffenen Batterie nahe kamen; daß von dieser Batterie, deren Infanteriebedeckung nicht zur Stelle war,*) das vorderste Geschütz Kehrt machte und dabei ein Pferd stürzte, das Geschütz aber von selbst abprotzte, daß dann diesseitige Infanterie (67er), ebenfalls noch im Marsch nach den Quartieren, erschien und sich sofort gefechtsbereit zeigte, und daß endlich infolge dieser Erscheinung und wohl auch des Glaubens, daß die ganze Batterie abprotzen wolle, die feindlichen Husaren vom Kampfe abließen und sich eiligst zurückzogen. Der Verlust auf beiden Seiten hatte in der That nicht viel über ein Viertel von den angegebenen 80 betragen, und das verloren angegebene Geschütz war eben nur das abgeprotzte.

Das nach Dörfel ins Quartier bestimmte leichte Feldlazarett der Division, das durch versprengte Reiter schon früher zur Umkehr veranlaßt worden war, fand nun Gelegenheit, sofort in Wirksamkeit zu treten, und erweckte durch die Schnelligkeit und Zweckmäßigkeit, mit der es im nächsten Dorfe ein Lazarett für die Verwundeten einrichtete, die besten Erwartungen für größere und ernstere Fälle.

Es ist bekannt und begreiflich, daß von allen Kriegslagen diejenige, den Feind unerwartet im Rücken zu haben, namentlich ohne zu wissen wie stark, für am meisten kritisch gilt, und daß für junge Truppen solches die schwerste Probe ist. Die Lage, in der die Division sich befand, in dem über eine Meile langen und schmalen Thal, dessen Zugänge auf den Seiten nur schwer zu bewachen und zu verteidigen, dessen Höhen nicht weit genug zu übersehen waren, und in dessen Grund sich nirgends eine günstige Gelegenheit zur Entwickelung der Truppen bot, war in der That eine etwas unheimliche, und es war sehr erklärlich,

*) Es war schon in der Zeit, als die Division noch bei Liebenwerda stand, eingeführt worden, daß jede Batterie eine dauernde Partikularbedeckung hatte — 1 Offizier, 2 Unteroffiziere und 24 Mann, die nach Umständen auf die doppelte Zahl gebracht werden konnten —, die sich nicht bloß im Gefecht, sondern auch auf dem Marsch, im Bivouak &c. stets bei der Batterie befand und derem Chef unterstellt war. In diesem Falle war die Trennung von der betreffenden Batterie dadurch entstanden, daß die Bedeckung, zur Ersparung eines Umweges, den die der Fahrstraße folgende Batterie machen mußte, einen unmittelbar nach dem Quartiere führenden, für Fuhrwerke aber unpassierbaren Weg, eingeschlagen hatte, in der wohl sehr natürlichen Annahme, daß an der Queue der Division, hinter welcher noch Truppen einer andern Division marschierten, für die Sicherheit der Batterie nichts zu befürchten sei. Natürlich machte uns dieser Vorfall auch in dieser Hinsicht für die Zukunft vorsichtiger.

daß jener Alarm im Rücken und das von einzelnen Leuten, sei's aus Kampfeslust, sei's im Feuereifer des Dienstes, oder sei es auch aus Bestürzung oder Besorgnis ausgerufene: „Der Feind ist da!“ und die dadurch entstandene, zum Teil überstürzende Eile, zu den Waffen zu kommen, manchem jene Ruhe und Besonnenheit raubten, die in einem solchen Falle doppelt nötig sind. Und jetzt, wo gerade die Truppen dieser Division noch täglich so viel Lob und Ehre für den kalten Mut und die Festigkeit ernten, welche sie später auf den Schlachtfeldern bewiesen, kann jenes Bekenntnis um so freier ausgesprochen werden. Es bedurfte aber nur einer einmaligen Erinnerung an die besondere Aufgabe der Division in dem ihr zugewiesenen Avantgardenverhältnis und an die Notwendigkeit, gerade in diesem Verhältnis immer den vollsten Gleichmut und die größte Besonnenheit zu zeigen, um auf immer vor Wiederholungen gesichert zu sein.

Im Laufe dieses Tages, des 24., ereignete sich nichts weiter. Abends 10 Uhr aber erschien ein Oberkommandobefehl, daß die erste Armee am nächsten Tage in ihren bisherigen Kantonnements verbleiben müsse, um den Feind näher aufzuklären und zugleich um die Annäherung der Elbarmee abzuwarten. Ein andrer, ebenfalls am Abend eingetroffener Befehl des Oberkommandos enthielt für die 7. Division den Auftrag, am Morgen des 25. Juni „mit dem Frühsten“ eine Kompagnie auf Wagen in der Richtung über Morchenstern auf der Straße nach Warmbrunn, bis in die Höhe von Harrachsdorf, vorzusenden, um den Marsch von einer von Warmbrunn zur ersten Armee dirigierten Eskadron des Dragonerregiments Nr. 2 in den Defileen zu sichern. Dieser Auftrag fiel einer Füsilierkompagnie des 27. Regiments zu, die ihn ohne Belästigung vom Feinde ausführte.*)

Die Frage, wo denn der Feind eigentlich stehe, und wo wir endlich ernstlicher mit ihm zusammentreffen würden, als seither mit seinen wenigen Husaren, beschäftigte uns, je ungewisser wir über ihn waren, von Stunde zu Stunde immer mehr. Wir hatten am 24. den ganzen Tag auf eine Nachricht von der Avantgarde vergeblich gewartet. Endlich und zwar auch erst am Abend um 9 Uhr lief eine Meldung vom General von Gordon ein: daß nach der Aussage eines zuverlässig scheinenden Mannes in und um Liebenau „ein starkes österreichisches Korps“ stehen solle. Weitere Auflärungen, welche der General herbeiführen wollte, mußten abgewartet werden.

---

*) Diese eine Kompagnie bewirkte ein Zurückgehen der österreichischen Kavallerie aus Hohenelbe bis Kottwitz westlich Pilnikau, obwohl Hohenelbe von Morchenstern über 20 km entfernt war. Die österreichische Meldung spricht von dem Vorgehen „feindlicher Kolonnen“. v. B.

Im großen Hauptquartier des Armeekommandos zu Reichenberg empfand man den Mangel an Nachrichten über den Feind wohl noch tiefer, denn man war dadurch gezwungen, auch für den 26. noch auf eine Fortsetzung der Operationen zu verzichten, wozu aber freilich auch noch der Umstand beitrug, daß die Truppen des Generals von Herwarth am 25. nur zum Teil erst bei Gabel eintreffen konnten, das Näherherankommen dieser Armee daher auch noch abgewartet werden mußte. Um aber doch irgend welche Nachricht bezüglich des Feindes zu erlangen, wurde beschlossen: am 26. mit der 2. Kavalleriedivision (Generalmajor von Hann), verstärkt durch die 4 Regimenter Divisionskavallerie der 5., 6., 7. und 8. Infanteriedivision, eine größere Rekognoszierung in der Richtung über Liebenau gegen Turnau und die Iserlinie auszuführen, und als Rückhalt für diese die 8. Division bis Liebenau vorrücken zu lassen. Die genannte Kavalleriedivision sollte sich um 8 Uhr morgens bei Langenbrück versammeln. Der entsprechende Befehl traf am 25. spät nachmittags in unserm Divisionsstabsquartier zu Neuwalde ein, und es wurde wegen Absendung des 10. Husarenregiments sofort das Erforderliche verfügt. Es war in unsrer vorgeschobenen Lage und bei den Schwierigkeiten, welche das Terrain vor- und seitwärts unsrer Stellung dem Verbindungs- und Aufklärungsdienste in den Weg legte, sehr wenig erwünscht, des einzigen Kavallerieregiments, das wir hatten, entbehren zu sollen, wenn auch seine Rückkehr für den 27. verheißen war. Jedoch die Maßregel war einmal befohlen, und man mußte nun sehen, wie man sich mit den zurückzulassenden schwächlichen, sowie mit den noch wenig rittigen Augmentationspferden zu helfen vermochte.

Die Nacht vom 25. zum 26. verlief ruhig. Aber als eben der Tag anbrechen wollte, gegen 3 Uhr morgens, ließen sich, und zwar wiederum von rückwärts her, Alarmtöne vernehmen. Die Truppen waren sehr schnell auf den Beinen und auf ihren Sammelplätzen, und überall wurden die nötigen Maßregeln gegen einen etwa erscheinenden Feind getroffen. Diese Maßregeln konnten in dem langen Thal und den weit auseinander gereckten Dorfschaften nicht anders als so genommen werden, daß jedes Bataillon sich außerhalb seines Kantonnements an demjenigen Punkt vereinigte, der sich am besten zur Verteidigung eignete, daß man die zur Sperrung des Defilees passendsten Häuser besetzte und die von den Thalhöhen herabkommenden Wege durch Posten auf dem Kamm bewachte.

Während man so in den eingenommenen Stellungen das Weitere abwartete, erschien sehr störend ein Fuhrenpark von 180 Wagen, der unsre Proviantkolonnen mit neuen Vorräten versehen sollte. Er wurde allerdings seit lange schon erwartet, die Zeit seines Eintreffens war uns aber völlig unbekannt geblieben, und in diesem Moment hieß ihn

wohl keiner von uns willkommen. Er war über eine Viertelmeile lang, bestand aus meist zweispännigen schlesischen Bauernwagen, von nur wenigen Landwehrreitern begleitet, und hatte in der Person eines jungen Beamten einen Führer, dem nicht bloß die Aufstellung und die Verhältnisse der Division gänzlich fremd waren, sondern der auch von der Verlegenheit keine Ahnung hatte, die er mit seiner unbehilflichen Kolonne, die er sehr harmlos mitten in die alarmierten Quartiere hineinführte, uns bereitete. Selbstverständlich suchte man sich dieser Kolonne, welche die schmale Chaussee geradezu sperrte, so schnell als möglich vom Halse zu schaffen und sie auf einen Platz zu führen, wo sie parkieren konnte, ohne den Truppen im Wege zu sein, und wo sich für ihre Sicherung das Entsprechende leichter thun ließ. Aber die geringe Lenksamkeit der Wagen, die Müdigkeit der Pferde und die Stupidität der Fuhrleute machten die Ausführung sehr schwer und verursachten einen großen Zeitverlust. Es war unter solchen Umständen ein Glück, daß der Alarm sich inzwischen als ein falscher erwies, der in Reichenberg durch irgend eine Übereilung entstanden war.

Leider führte der Fuhrpark nur meist verschimmeltes Brot, ausgewachsenen Hafer und angefaultes Heu mit sich. Das war alles zwar sehr erklärlich durch den langen Aufenthalt, welchen er infolge fehlerhafter Disposition in der Gegend bei Reibersdorf gehabt hatte, durch den mehrtägigen Marsch von dort zu uns, und endlich durch das beständige Regenwetter, wogegen die schlechte Leinwand der Wagendächer nicht schützte, aber es war doch auch sehr widerwärtig für die Truppen, welche auf dem Wege der Requisition ihre Gebührnisse nur sehr unvollständig empfingen, und daher mit großer Sehnsucht auf Zufuhr aus den heimatlichen Magazinen harrten.

Gegen Mittag erschien, nach dem gestrigen Befehl sehr unerwartet, aber äußerst erwünscht, der Befehl zum weitern Vormarsch südwärts. Der Überbringer ergänzte ihn durch die Mitteilung, daß man nun wohl sehr bald auf den Feind treffen würde, da dieser nach den heut eingetroffenen Nachrichten stark bei der Iser stände. Es braucht nicht versichert zu werden, wie froh man war, aus der bisherigen Lage befreit zu werden. Man konnte nun auch um so heiterer über diese Lage noch einmal sprechen und sich sagen, daß der Feind seinen Vorteil bisher recht schlecht verstanden hätte. Wie leicht wäre es für ihn gewesen, uns in unsrer so sehr exponierten Aufstellung gar nicht zu Atem und zur Ruhe kommen zu lassen. Denn er kannte das Terrain, hatte die Einwohner für sich und konnte seine Husaren gar nicht besser verwenden, als daß er unsre offnen und weitläufigen Quartiere von ihnen umschwärmen ließ, bald in diese bald in jene Ortschaft einfallend, sei's um den einen oder andern Batteriepark, sei's um diese oder jene Proviantkolonne, oder die überall

freistehenden Bagagewagen zu schädigen oder zu vernichten, unsre Feld- und Dorfwachen zu überrumpeln, ja selbst einzelne höhere Offiziere in ihren Quartieren aufzuheben. Da die Verbindung mit der 8. Division über den hohen Scheiderücken, welcher ihre Quartiere von den unsrigen trennte, sehr schwer zu unterhalten war, es an Schleichwegen durch die Holzungen auf dem Kamm und an den Hängen nicht fehlte, mehrere dieser Holzungen sogar bis dicht an die einzelnen Ortschaften und Quartiere reichten, so waren solche Unternehmungen gegen uns sehr leicht zu wagen; ja sie hätten teilweise sogar von abgesessenen Husaren ohne sonderliche Gefahr ausgeführt werden können. In dem ganz isoliert und am weitesten vorwärts gelegenen, von waldigen Höhen dicht umgebenen und auf allen Seiten leicht zugänglichen Divisionsstabsquartier zu Neuwalde war man von der Möglichkeit eines feindlichen nächtlichen Besuchs so fest überzeugt, daß die Stabswache für den Fall eines Überfalls mit besonderer Instruktion versehen wurde, und wohl niemand in dem weitläufigen Gebäude zur Ruhe ging, ohne den Revolver oder den Säbel vor das Bett zu legen. Aber wir maßen dem Feinde eine größere Unternehmungslust und Keckheit zu, als er besaß, wurden dafür aber auch nach dieser Täuschung gleichgültiger, ohne indes an Wachsamkeit nachzulassen.

Wie aber auch der Feldzeugmeister Benedek sich über den Wert seiner leichten Kavallerie getäuscht hatte, welche Vorstellungen er sich über den Betrieb des Vorpostendienstes auf unsrer Seite machte, und wie geringschätzend er auch in dieser Beziehung von uns sprach, um das Selbstgefühl seiner Soldaten zu heben, beweisen die folgenden Stellen aus seiner schon angeführten Instruktion:

III. Grundsätze zur Führung des kleinen Krieges.

2. Unternehmungen während des Stillstandes der Armee.

„Nach den im Feldzuge 1864 gemachten Erfahrungen soll zwar die preußische Infanterie den Vorpostendienst streng handhaben und dazu viele Truppen verwenden; allein außerdem, daß sich diese in der Regel auf die strengste Defensive beschränkten, geschah es auch, daß man nicht selten von der pedantischsten Ängstlichkeit zu einer fast unglaublichen Sorglosigkeit überging.

Bei der preußischen Kavallerie wird der Vorpostendienst während des Tages äußerst sorglos betrieben, des Nachts aber nach der dort allgemein herrschenden Ansicht für eine Unmöglichkeit gehalten, so daß die Infanterie die Deckung der Kavallerie übernehmen muß, während diese sich der sorglosesten Ruhe hingibt."

„Unausgesetzte Neckereien, und wenn es dabei gelingt, die erste Linie zu durchbrechen, werden daher das Vertrauen der preußischen

Infanterie in die Zulänglichkeit ihrer ängstlich gehandhabten Sicherheitsmaßregeln erschüttern und eine Steigerung des Aufwandes an Kräften für letztere zur wahrscheinlichen Folge haben."

„Die Gefahr, welche unsre Truppen dabei laufen, ist nicht groß, denn die Ausfälle erfolgen ja in der Regel nur auf kurze Entfernungen und sind von geringer Dauer; sie können daher im Fall des Mißlingens von zu diesem Behuf bereit gehaltenen Abteilungen rasch unterstützt werden."

3. Während der Bewegung.

„Hier wird an die bekannten Grundsätze erinnert, daß die leichten Truppen bei der Vorwärtsbewegung stets danach trachten müßten, die Fühlung mit dem Feinde so bald als möglich zu erlangen, ihn durch fortwährende Neckereien zu beunruhigen und ihre Thätigkeit vor allem in der für ihn empfindlichsten Richtung, nämlich gegen die Flanke und gegen die Verbindung seiner Nachhut mit dem Gros, zu richten; bei der Rückwärtsbewegung aber, durch fortwährende Beunruhigung der Flanken des Gegners dessen Vorrücken zu verzögern und durch an geeigneten Punkten gelegte Hinterhalte den Eifer des etwa hitzig Nachdringenden zu mäßigen."

„Bei der bekannten Abneigung der Preußen gegen den direkten Angriff, bei ihrer Vorliebe für Flankenangriffe, werden die besprochenen Unternehmungen auch das Mittel bieten, von solchen Absichten des Gegners gegen unsre Flanke rechtzeitig in Kenntnis zu gelangen und ihnen begegnen zu können."

IV. Instruktion für das Benehmen der zur Sicherung der Armee vorgeschobenen Abteilungen der leichten Kavallerie.

Indem hier zunächst die Art der Verwendung der leichten Kavallerie dahin angedeutet wird, daß die eigentlichen Vorpostenlinien seiner leichten Kavalleriedivisionen oder -brigaden angemessen weit vorzuschieben seien, um die Straßen, welche zum Feinde führen oder von ihm kommen, zu besetzen und zu bewachen, bewegliche Beobachtungs- und Unternehmungsposten bildend, den Feind umschwärmend, seine Sicherheitsposten anfallend ꝛc., auch die eigne Armee wie eine Wolke umgebend, welche die eignen Bewegungen verbirgt, heißt es wörtlich:

„Wie dies schon in dem früher erwähnten Erlaß bei ähnlichen Unternehmungen angedeutet wurde, müssen sie (diese leichten Kavallerieabteilungen) dabei ihre Thätigkeit hauptsächlich gegen die Flanken und den Rücken des Gegners richten, und werden die in der letztern Richtung ausgeführten Unternehmungen in dem Maße erfolgreich sein, als die Etappenanstalten der Preußen erfahrungsgemäß sehr mangelhaft organisiert sind, auch ihr Train größer und schwerer ist, als der unsre."

„Wenn wir die kriegerischen Anlagen und den echten Reitergeist unsrer Kavallerie in der angedeuteten Weise zur Geltung bringen, dann wird unser Gegner, dem solche Elemente nicht zu Gebote stehen, sehr bald zur Erkenntnis gelangen, daß er dieser unsrer Überlegenheit nichts Ähnliches entgegenzustellen vermöge.

Diese Erkenntnis wird im Anfang höchstwahrscheinlich nur eine uns erwünschte Verstärkung seiner Sicherheitsmaßregeln zur Folge haben; allein wenn die leichte Kavallerie es versteht, ihn auch von der Unzulänglichkeit dieser Sicherheitsmaßregeln zu überzeugen, dann wird eine solche Erfahrung notwendigerweise sein Selbstvertrauen herabstimmen, seine moralische Haltung erschüttern, und in dieser Weise nicht ohne die günstigsten Folgen für unsere Operationen im ganzen bleiben können. Durch die in der vorstehenden Weise verwendeten leichten Kavallerieabteilungen wird zwar der gewöhnliche Sicherheitsdienst nicht gänzlich entbehrlich, allein er wird dadurch verringert, erleichtert, gefördert und in einem gewissen Sinn ergänzt."

Doch ich kehre zu meiner Darstellung zurück. Die Division marschierte am 26. nachmittags mit dem Gros und der Reserve über Gablonz zunächst bis Kukau; die Avantgarde rückte über diesen Ort hinaus bis auf den nächstgelegenen hohen Gebirgsrücken vor, der den Scheiderücken zwischen Neiße und Iser bildet, über den der immer schlechter werdende Weg nach Turnau zur Iser hinab führt.

Bei Kukau kam ein Offizier vom Prinzen, der sich bei der auf Liebenau marschierenden 8. Division befand, mit dem Befehl, daß die 7. Division heute noch bis Turnau vorrücken und diesen Ort besetzen solle. Es war damit die mündliche Mitteilung verbunden, daß bei Liebenau sich starke feindliche Kavallerie gezeigt, diese sich aber nach einem beiderseits auf sehr weite Entfernungen geführten Artilleriekampf vor der diesseitigen Kavallerie — General von Hann — zurückgezogen hätte. Wie begreiflich, wurde jetzt scharf ausgeschritten. Es war für die Möglichkeit, heut auch noch zu einem Engagement zu kommen, höchst erwünscht, daß das Husarenregiment der Division von Langenbrück zeitig genug wieder zurückgeschickt worden war, da es infolge eines andern Beschlusses an der Rekognoszierung nicht teilzunehmen brauchte. Das Regiment war mit stark ermüdeten Pferden bei uns eingetroffen, hatte aber doch zu jeglichem Dienst noch die beste Lust.

Von dem schon genannten Gebirgsrücken aus hatte man einen entzückenden Blick über die anmutige Hügellandschaft bis zur Iser hin. Sie zeigte, beleuchtet von strahlender Sonne, zahlreiche Ortschaften, unter denen Sichrow mit seinem schönen, dem Fürsten Rohan gehörenden Schloß besonders hervortrat, und verhieß reichliche Verpflegungsmittel, die zu dieser Zeit mehr wert für uns und anziehender waren, als der

höchste Naturreiz. Das Auge nach links, in östlicher Richtung gewandt, sah man den langen Rücken des Riesengebirges mit seinen wellenförmigen Linien und unterschied deutlich die Schneekoppe, die Sturmhaube und andre Bergspitzen. Aber indem man eben begann, sich so umzusehen, kam von Husaren die Meldung zurück, daß die feindliche Kavallerie inzwischen über Sichrow südwärts gedrängt worden und nun in vollem Rückzuge gegen die Iser begriffen sei. — Es wurde nun schärfer nach der bezeichneten Richtung hin gesehen, und vermittels guter Gläser ließen sich allerdings in der Richtung nach Südwest noch größere Kavallerieabteilungen erkennen. Der Marsch auf Turnau wurde nun beschleunigt, freilich über den Berg hinweg mit großer Beschwerde, namentlich für die Artillerie und alles Fuhrwerk, weil der Weg hohlwegartig tief in den Kalksteinfels eingerissen, sehr schmal, äußerst höckrig und mit vielem Geröll bedeckt war. Als die Avantgarde auf der Thalhöhe vor Turnau anlangte, fand sie dort nur eine preußische Ulaneneskadron vor, die von der Division Hann zur Deckung und Beobachtung der linken Flanke dahin abgesandt war. Diese wurde sogleich zurückgeschickt, nachdem die Meldung von ihr entgegengenommen war, daß die Stadt vom Feinde längst geräumt sei. Leider war die hier über den Fluß führende Brücke abgebrannt und es daher nicht möglich, die auf dem jenseitigen Ufer liegende Stadt sogleich zu besetzen. Aber nach einigem Suchen fanden unsre Husaren bald, etwa tausend Schritte unterhalb der Stadt, eine Furt und für die 27er Füsiliere diente das daneben liegende Wehr trotz des ziemlich heftig darüber hinabströmenden Wassers doch zum schnellen Übergang. Die Husaren jagten, sobald sie das linke Ufer erreicht hatten, schnell nach der Stadt zu, und bald sah man von dorther die ersten Anstalten zur Herstellung der Brücke. Der zu jeder kecken Unternehmung immer aufgelegte Divisionsadjutant, Leutnant v. Kleist, der noch vor den Husaren, also zuerst, und nur von einem Paar Ordonnanzen begleitet, die Furt passierte, hatte die Bürger in der Stadt zusammengetrieben und sie gezwungen, alles was an Balken, Brettern &c. vorhanden — darunter selbst ein großer bedeckter Schlitten, um als Joch gebraucht zu werden — nach der Brückenstelle zu schaffen, und brachte sie dort mit den nötigen Donnerwettern an die Arbeit. Einige Joche und Balken waren vom Feuer verschont geblieben, es ließ sich also um so schneller eine Laufbrücke für Infanterie herstellen, zumal der inzwischen herbeigekommene Kommandeur unsers Pionierbataillons die Sache sogleich in die Hand nahm und mit den Pioniersektionen der vordersten Infanteriebataillone und einigen Husaren den Bürgern unterstützend zu Hilfe kam. Als dann später die wirklichen Pioniere mit ihrem Brückenmaterial eintrafen, wurde sofort neben dieser Laufbrücke eine andre für alle Waffen brauchbare Brücke geschlagen und vom Gros

der Avantgarde alsbald passiert. Das Gros und die Reserve der Division verblieben auf dem rechten Iserufer und richteten hier ihre Biwaks ein oder bezogen in den nächsten Dörfern Quartiere. Die Avantgarde besetzte schnell die Stadt und sicherte sich durch Vorposten, welche die nach Münchengrätz, Sobotka und Rowensko führenden Straßen besetzten und bewachten.

Der heutige Tag war für die Truppen ein sehr anstrengender gewesen, was durch den Alarm am Frühmorgen, durch den Nachmittagsmarsch über das steile Gebirge und durch die Hitze sehr erklärlich ist. Es wurde daher, was die Stadt und was jene Dörfer an Erquickungsmitteln enthielten, in vollstem Maße in Anspruch genommen, wobei ein nahe der Brücke durch die Husaren entdeckter Felsenkeller mit seinen geradezu unerschöpflichen Biervorräten ganz besondere Berücksichtigung fand. Es war eine Lust zu sehen, mit welchem Entzücken die schmachtenden Soldaten ein Riesenfaß nach dem andern dem Keller entsteigen und nach den Verteilungsplätzen rollen sahen, wie dann, nachdem die Deckel den wuchtigen Hieben der Axt oder der Spitzhacke gewichen waren, die Kochkessel sich schnell füllten und noch schneller leerten. Es war aber auch ein Beweis der guten Disziplin, daß trotz der reichlichen Gabe nirgends ein Übermaß des Genusses stattfand. Indes wurde auch die Vorsicht nicht unterlassen, den Keller fortwährend unter Verschluß und Bewachung zu behalten und bei den Austeilungen eine strenge Regelmäßigkeit walten zu lassen.

Da die Stadt bis dahin das Gros der österreichischen 1. leichten Kavalleriedivision beherbergt hatte, so fehlte es auch nicht an einem gut eingerichteten Fouragemagazin für Pferde, dessen Vorräte uns ebenfalls natürlich sehr zu statten kamen.

Die Einwohnerschaft verhielt sich ruhig und war in Bezug auf die Lieferungen nicht renitent. Da aber auch hier die kaiserlichen Behörden, der Bürgermeister und viele angesehene Leute sich vor unsrer Ankunft entfernt hatten, so war das Requisitionsgeschäft nicht mit derjenigen Regelmäßigkeit und rücksichtsvollen Schonung der Ärmern ausführbar, welche in unsrer Absicht lag. Es war auffallend, in dem Ort fast gar keine jungen Leute zu sehen. Daß die jungen Frauen und Mädchen der ihnen eingeredeten Scheu vor den nordischen Barbaren gewichen waren, ließ sich mindestens erklären. Aber bei den jungen Männern blieb der Zweifel, ob das schöne Geschlecht sie mit sich fortgezogen oder die Furcht vor der „Assentierung“.

In der That waren die Behörden hier wie auch an vielen andern Orten beflissen gewesen, das Gerücht zu verbreiten: jeder waffenfähige Mensch werde in den preußischen Rock gesteckt.

In den Quartieren dieser ebenso freundlich gelegenen, als auch an und für sich recht hübschen Stadt, fand man überall noch die Anzeichen, daß ihre vorigen militärischen Gäste sie eben erst verlassen hatten. Es wurde unsrerseits viel und eifrig nach ihnen, und wohin sie gezogen, gefragt, und vor allem war der General Edelsheim, der Kommandeur jener Division, Gegenstand der Nachfrage. Er war es ja, der sich im italienischen Feldzuge von 1859 als kühner und geschickter Kavallerieführer einen schönen Namen gemacht hatte, er, von dessen Streben und Wirken für seine Waffe, von dessen Erfolgen auf dem Gebiet der Pferdeerziehung und -dressur, auf dem Felde der Dauerritte und der Ritte mit Hindernissen, und auf den Plätzen der Kavallerieexerzitien und Manöver, seit Jahren in allen Ländern und in allen Kavallerien Deutschlands der Mund voll war, — und er endlich, von dessen Husaren wir zwar bisher trotz der pomphaften Vorhersagungen noch nichts Ernstliches erfahren hatten, mit denen wir aber doch in den allernächsten Tagen eine genauere Bekanntschaft zu machen hoffen durften.*) Aber die Ergebnisse dieser Nachfragen waren sehr dürftiger Art, sie klärten weniger die militärische Seite als jene auf, von der es im Leben heißt: vor seinem Kammerdiener ist niemand ein großer Mann. Daß der General sich sehr stark mit der Hoffnung getragen, mit seiner Kavallerie bis Berlin zu reiten, erfuhr man später an anderm Orte.

Es ist zum Verständnis nötig, hier anzuführen, was denn eigentlich am 26. Juni unsrer ersten Armee vom Feinde gegenüberstand, und welchen Plan man dort gegen uns hatte. Nach den Gerüchten und Nachrichten, die man inzwischen aufgesammelt hatte, wurde angenommen, daß das erste österreichische Korps, Graf Clam-Gallas, und die Sachsen, die am 18. Juni ihr Land verlassen hatten, um sich mit den Österreichern zu vereinigen, zwischen Münchengrätz und Jung-Bunzlau ständen; und es bestand daneben noch die Vermutung, daß das bis dahin in Mähren befindliche zweite Korps, Graf Thun-Hohenstein, sich inzwischen mit jenen Korps vereinigt habe. Heute weiß man freilich aus der kürzlich erschienenen Rechtfertigungsschrift des Grafen Clam-Gallas,**) daß wir nur das erste Korps, verstärkt durch die aus Holstein zurückgekehrte Brigade Kalik, und die Sachsen vor uns hatten, und daß der Kronprinz von Sachsen den Oberbefehl über das Ganze führte. Aus andrer

*) Edelsheim war thatsächlich der unternehmendste Führer des österreichischen Heeres. Ihm waren aber durch Benedek die Hände sehr gebunden. Siehe das Nähere bei Lettow II. 17. v. B.

**) Darstellung der Ereignisse beim kaiserl. königl. 1. Armeekorps und beim königl. sächs. Armeekorps vom Beginn des Feldzugs bis zur Schlacht bei Königgrätz. Nach dem Operationsjournal zusammengestellt. S. Österr. Milit. Zeitschrift, VII. Jahrg., 3. Bd., 18. Heft. Septbr. 1866.

Quelle weiß man aber auch, daß diese Kommandoführung keineswegs ihrer Bezeichnung entsprach, sondern daß das gemeinschaftliche Handeln mehr aus gegenseitiger Vereinbarung und kollegialischer Abmachung hervorging, als aus kategorischer Vorschrift und Aufgabe.*) Das Korps Clam-Gallas stand am 25. Juni bei Münchengrätz, dahinter das sächsische von Backofen bis Jung-Bunzlau; vorgeschoben waren die erste leichte Kavalleriedivision Edelsheim gegen Liebenau und Eisenbrod zur Beobachtung und Aufklärung des Marsches unsrer ersten Armee; und eine aus Jägern und Kavallerie gemischte Abteilung gegen Hühnerwasser, zur Aufklärung unsrer von Gabel-Niemes heranziehenden Elbarmee. Die Brücken bei Münchengrätz, Laukow und Podol waren besetzt, die letztern beiden auch zum Abbrennen eingerichtet.

Am 26. nachmittags zwischen 2 und 3 Uhr lief ein telegraphischer Befehl vom Feldzeugmeister Benedek dahin lautend ein: „Turnau und Münchengrätz um jeden Preis zu halten.“ Dieser Befehl galt in seinem Wortlaut für unausführbar, zunächst weil die von rechts, also von dem feindlichen Ufer, entschieden beherrschte Stadt Turnau, nicht wohl zu verteidigen, sodann, weil sie von Münchengrätz an $2^1/_2$ Meilen entfernt, endlich, weil das Terrain zwischen beiden Orten auf dem linken Flußufer sehr gebirgig und ohne gute Querverbindungen war. Um aber diesem Befehl dennoch nachzukommen, wurde beschlossen, am 27. früh mit beiden Korps von Podol gegen Sichrow vorzugehen und in einer nördlich dieses Orts, bei Gillowey, gelegenen günstigen Aufstellung den Gegner aufzuhalten. Gleichzeitig damit sollte ein Überfall auf das für „ganz schwach besetzt“ gehaltene Turnau ausgeführt und dieser Ort wieder besetzt werden.

Ich muß bei diesen Angaben ausdrücklich daran erinnern, daß zu der Zeit, wo jener Beschluß gefaßt wurde, unsre Truppen erst sämtlich noch im Vormarsch gegen die Iser begriffen und vor Turnau nur jene Ulaneneskadron angekommen war, welche die Avantgarde der 7. Division dort traf. Da die Avantgarde unsrer Division am späten Nachmittag noch die Stadt gehörig besetzte und ihre Zugänge überall scharf bewachte, so würde der „der ganz schwachen Besatzung“ zugedachte Überfall, wenn er wirklich erfolgt wäre, den beabsichtigten Zweck schwerlich erreicht haben.

Die Nacht vom 26. zum 27 verlief für uns, ohne daß wir vom Feinde irgend welche Behelligung erfuhren, ja ohne daß er sich vor

*) In der That sollte der Kronprinz von Sachsen den Oberbefehl nur bis zur Ankunft Benedeks in Josephstadt führen, die am 26. Juni, morgens 10 Uhr, erfolgte, von da an nur in dem Falle, „wenn sich eine feindliche Aktion entspinnen sollte“, falls Benedek nicht zugegen sei. Es war also immerhin ein etwas unklares Verhältnis. Vgl. Lettow II, 162, 183 ff. v. B.

unsern Vorposten auch nur zeigte. Aber am Frühmorgen, um 3 Uhr, traf eine Mitteilung vom General von Horn beim Divisionskommandeur ein, daß die 8. Division um Mitternacht ein heftiges Gefecht an der Brücke bei Podol zu bestehen gehabt und diese behauptet habe. Der Feind stehe noch jenseits des Flusses und scheine sich verstärkt zu haben. Als der Divisionskommandeur diesen Zettel gelesen hatte, glaubte er, darin eine indirekte Aufforderung zur Hilfsleistung erkennen zu müssen. Inwieweit dieser Glaube durch den Drang, an den Feind zu kommen, der in der 7. Division vom ältesten Offizier bis zum jüngsten Soldaten herab, täglich lebhafter zum Ausdruck kam, verstärkt wurde, mag dahin gestellt bleiben. Genug der General entschloß sich, ohne noch eine zweite Nachricht abzuwarten, sofort mit der Division in der Richtung auf Podol abzumarschieren, die Stadt Turnau aber, natürlich angemessen, besetzt zu behalten. Beschlossen und ausgeführt! Die Avantgarde wurde sogleich gesammelt und zwischen 5 und 6 Uhr morgens in Marsch gesetzt, die Truppen vom Gros und der Reserve folgten unmittelbar nach. Zur Behauptung der Stadt Turnau aber wurden das 2. Bataillon vom 67. Regiment und eine Pionierkompagnie zurückgelassen. Die Pionierkompagnie erhielt Befehl, den auf dem rechten Iserufer gelegenen und zum Reduit der Brückenverteidigung sehr geeigneten Bahnhof zu diesem Zweck fortifikatorisch einzurichten. Selbstverständlich wurde die Meldung von dem Beabsichtigten und Geschehenen sofort an den Prinzen-Oberbefehlshaber, der sein Hauptquartier im Schlosse zu Sichrow genommen hatte, gesendet, und auch nicht unterlassen, die 8. Division von der bevorstehenden Ankunft der 7. zu unterrichten, sowie der 5. Division, die heute von Gablonz nach Eisenbrod vorrückte, von den Verhältnissen Mitteilung zu machen.

Als die Division an dem Abschnitt bei Preper angelangt war, sah man jenseits die Biwaks der 8. Division und erfuhr sehr bald von dem uns entgegenkommenden Generalstabsoffizier dieser Division die Einzelheiten des Nachtgefechts. Leider hatte dieses der braven Division viele Opfer gekostet, aber sie befand sich in jener gehobenen Stimmung, die ein erstes und zugleich siegreich bestandenes Gefecht immer erzeugt. Vom Feinde war nichts mehr zu sehen, doch wurde er auf dem Muskyberge und auf der Bergmasse, an deren Fuß das Dorf Wschen liegt, vermutet. Damit war denn die Hoffnung, die den Marsch der 7. Division beflügelt hatte, fürs erste wieder geschwunden, und es konnte der gewiß sehr verzeihliche Neid nur schwer unterdrückt werden, den jener Repräsentant der 8. Division durch seine Schilderung von dem tapfern Verhalten dieser Truppen und ihrem Erfolge auf unsrer Seite hervorrief. Bald erschien ein höherer Offizier des Oberkommandos, der der 7. Division den Befehl überbrachte, in ihre Stellung bei Turnau

zurückzukehren. Der Divisionskommandeur ordnete infolgedessen an, daß zuvörderst auf den Plätzen, wo die Truppen standen, abgekocht und dann zurückmarschiert werden sollte. Die Gegend, in der man sich befand, ist eine sehr heitere. Das Terrain auf dem rechten Iserufer steigt allmählich zu den Höhen an, von denen beide Divisionen gestern herabgestiegen waren; es wird durch verschiedene Gewässer, die von dort herab, zuerst in scharf eingeschnittenen, sodann in immer flacher werdenden Thälern und Mulden der Iser zufließen, in verschiedene Abschnitte zerlegt, deren Boden zunächst diesem Fluß Wiesenland und dann beim ersten Aufsteigen fruchtbares Ackerland zeigt, weithin bedeckt mit Weizen und andern Feldfrüchten. Auf dem linken Ufer tritt das Gebirge näher an den Fluß heran; der dortige Thalrand zeigt in seinem obern Teil viel nackten Fels der Kalksteinformation, welcher nach oben hin steile und stark zerklüftete Wände bildet, unten aber schrägere Abfälle mit meist dichter Bewaldung zeigt. Auf der Höhe ließen sich plateauartige Bildungen erkennen; die Karte verriet aber nur wenig den zerrissenen, geklüfteten und schwer gangbaren Charakter dieser Plateaus. Daß der Feind von dort herab einen vollständigen Überblick über die Aufstellung und Bewegungen unsrer Armee haben müßte, war klar. Der Iserfluß selbst hat auf der ganzen Strecke von Turnau bis Podol etwa die Breite der Saale und enthält außer dem uns schon bekannten Wehr und der Furt zunächst abwärts Turnau noch zwei Furten, davon die eine bei Preper, wo er außerhalb der Brücken passiert werden kann.

Wenn man sich nach den Verbindungen auf dem jenseitigen Ufer umsah, so zeigte die Karte, daß von Turnau und von Podol aus zwei Chausseen nach Gitschin führten, die durch eine bis nahe an Gitschin sich erstreckende Bergmasse voneinander geschieden waren, und wenn man den Fluß weiter auf- und abwärts verfolgte, bis Eisenbrod auf der einen und bis Münchengrätz auf der andern Seite hin, die Flügelpunkte unsers Aufmarsches an der Iser, so führten auch von dorther die Straßen nach Gitschin. Der strategische Wert dieses Punktes lag damit klar vor Augen; aber noch ahnte keiner von uns, welche Bedeutung er für unsern allgemeinen Kriegsplan hatte. Bei jenen Betrachtungen leuchtete es auch jedem ein, daß in der Reihe der vorhin genannten Orte längs der Iser die Stadt Turnau als Eisenbahn- und Straßenknotenpunkt bei den beiderseitigen strategischen Kombinationen besonders ins Gewicht fallen mußte, und darauf gründete sich die Hoffnung, daß unsrer dorthin zurückkehrenden Division eine besondere Rolle zufallen dürfte.

Es war nachmittags, vielleicht zwischen 3 und 4 Uhr, als wir wieder in und bei Turnau eintrafen.

Die Hitze war noch so stark wie gestern und schien dauernd werden zu wollen. Bei Turnau hatten unsre trefflichen Pioniere inzwischen ihre Arbeiten am Bahnhof schon sehr weit gefördert, aber freilich nicht zum Vorteil des Bahnhofs; denn die Wände der Hauptgebäude waren mit Schießlöchern versehen, die Fenster mit Balken versetzt, die Thüren und Thore zum Verrammeln eingerichtet, die Stakete abgebrochen, die sämtlichen Bäume und Büsche behufs Herstellung eines freien Schußfeldes beseitigt. Da man im Frieden nicht Mittel hatte, die Pioniere durch Ausführung solcher wichtigen Arbeiten zu üben, so war die Gelegenheit hier um so eifriger benutzt worden. Wie schonungslos der Krieg verfährt, das bewiesen auch die niedergetretenen Weizenfelder, durch welche unser heutiger Hin- und Rückmarsch geführt hatte. Es that weh, die schöne vollste Frucht, welche ihrer Reife schon so nahe war, so völlig zerstört zu sehen. Nachmittags erbauten unsre Pioniere eine feste Brücke aus requiriertem Material hart neben der Schiffbrücke, die nach Beendigung jener Arbeit abgebrochen und zur 8. Division geschickt werden mußte.

Als jener Brückenbau noch im vollen Gange war, kam der Chef des Generalstabs des Prinzen, General von Voigts-Rhetz, aus Sichrow an, um den Divisionskommandeur, welcher der Arbeit der Pioniere zusah, auf die für den morgenden Tag beabsichtigte Operation und auf die Aufgabe der Division vorzubereiten. Es waren nämlich wichtige Nachrichten über den Feind eingegangen, zunächst am Mittwoch die: daß derselbe mit starken Kräften auf der Linie Münchengrätz-Jung-Bunzlau stehe, der Kronprinz von Sachsen sich in letzterm Ort befinde, die Brücke bei Mohelnitz zwischen Münchengrätz und Laukow zum Abbrennen vorbereitet sei, der Brücke bei Podol gegenüber sich in der Nacht mindestens zwei Brigaden (Poschacher und Kalik) befunden hätten; endlich daß die österreichischen Truppen auf einer isolierten Höhe westlich Brzezina sich verschanzten; sodann gegen Abend, daß es den Anschein habe, als wollte der Feind bei Münchengrätz Widerstand leisten. Infolgedessen hatte der Prinz Friedrich Karl beschlossen, den Feind am nächsten Tage, dem 28., anzugreifen, und zu diesem Behuf den General von Herwarth aufgefordert, seinen Marsch von Niemes so einzurichten, daß das 8. Armeekorps um 9 Uhr morgens die Stellung bei Münchengrätz angreifen, die 14. Division, Graf Münster, zur selben Stunde bei Mohelnitz die Iser überschreiten könne.

Für die Truppen der ersten Armee aber hatte der Prinz folgendes bestimmt: Die Division Horn habe um 7½ Uhr bei Podol bereit zu stehen, um dort die Iser zu überschreiten und über Brzezina gegen Münchengrätz vorzugehen, sobald sie Befehl dazu erhalte, welcher daher abzuwarten sei.

Die Division Fransecky habe um 7 1/2 Uhr zwischen Mokry und Wschen zu stehen und den Befehl zum weiteren Vorgehen ebenfalls abzuwarten; sei Wschen noch vom Feinde besetzt, so werde er zuvörderst daraus vertrieben.

Die Division Manstein und die beiden Fußabteilungen der Armee-Reserveartillerie stehen um 7 1/2 Uhr nördlich Preper, um der Division Horn zu folgen.

Die reitenden Abteilungen der Armee-Reserveartillerie um 9 Uhr nördlich Turnau.

Die Division Tümpling habe ihren Vormarsch so einzurichten, daß sie um 8 Uhr westlich Rowensko, auf der Straße Turnau-Gitschin, Stellung nehmen könne.

Der Oberstleutnant Heinichen habe mit 6 Eskadrons und 1 reitenden Batterie sich um 8 Uhr hinter der Avantgarde der Division Tümpling bei Kztowa aufzustellen, und verbot uns eine Rekognoszierung gegen Gitschin zu unternehmen.

Drei leichte Kavalleriebrigaden unter dem General von Hann haben sich um 8 Uhr und später zwischen Lazan und Dauby aufzustellen, der Rest des Kavalleriekorps habe bis zur Linie Liebenau-Reichenau vorzugehen.

Das 2. Armeekorps stelle sich bei Sichrow auf.

Der General v. Voigts-Rhetz ergänzte die entsprechend dieser Disposition (welche erst am Spätabend bei der 7. Division schriftlich einlief) dem Divisionskommandeur gemachten Mitteilungen durch die Hinzufügung, daß das Vorgehen der 7. Division gegen Wschen den Zweck habe, das Debouchieren der 8. Division und der hinter ihr stehenden Truppen über die Iser bei Podol zu unterstützen, indem sie den Auftrag erhalten würde, den Muskyberg anzugreifen, falls der Feind diese starke, die Straße von Podol über Brzezina beherrschende Position besetzt behalten sollte.

Der General machte dabei noch besonders darauf aufmerksam, daß der Muskyberg wegen seiner steilen Felswände auf allen Seiten nicht leicht zu bezwingen sein werde, und nannte die der Division zugedachte Aufgabe „eine harte Nuß, die aber geknackt werden müsse“. Unser Divisionskommandeur antwortete auf die letztern Worte: „Wenn die Nuß geknackt werden muß, so werden wir sie auch knacken.“

Nachdem General v. Voigts-Rhetz sich entfernt hatte, wurden an die Truppen die entsprechenden Befehle für den morgenden Tag erlassen, und die Zeit des Aufbruchs von Turnau auf 6 1/2 Uhr bestimmt. Es war verdrießlich, daß zu dem Rekognoszierungsdetachement des Oberstleutnants Heinichen auch zwei Eskadrons unsrer Husaren abgegeben werden

mußten, indem die Division dadurch um die Hälfte ihrer Kavallerie kam, während es doch schien, als ob auch wir dieser Waffe morgen wohl bedürfen würden.

Von feindlicher Seite her war auch am Nachmittage nichts unternommen worden, und man zerbrach sich bei uns den Kopf darüber, was er wohl vorhabe. Heute weiß man aus der Clam-Gallasschen Schrift, daß zufolge der Ereignisse des 26. Juni, wozu auch ein unglücklich endender Zusammenstoß österreichischer Truppen mit der Avantgarde unsrer Elbarmee bei Hühnerwasser gehört, von unserm Gegner der Plan zu einem Vordringen auf dem rechten Iserufer aufgegeben und dafür beschlossen wurde, „in der starken Stellung bei Münchengrätz stehen zu bleiben". Als aber am Mittag des 27. ein Befehl von Benedek einlief, worin er mitteilte, daß der Feind aus Schlesien in bedeutender Stärke über Trautenau vordringe, und dem Ermessen des Kronprinzen von Sachsen anheimstellte: „ob der Angriff über Turnau noch geraten sei", wurde aus diesem Satz gefolgert, daß der Feldzeugmeister die Festhaltung der Iserlinie nicht mehr unbedingt fordere, und der Kronprinz beschloß, diese Linie am 28. morgens zu verlassen und zur Vereinigung mit dem bei Josephstadt stehenden Gros der Hauptarmee abzumarschieren. Dieser Marsch sollte in zwei Kolonnen, die einen — Österreicher — über Fürstenbruck und Sobotka auf Gitschin, die andern — Sachsen — über Lieban auf Gistschinowes gehen. Zur Deckung des Marsches in der rechten Flanke wurde eine Brigade (Ringelsheim) nach Podkost entsendet; zur Deckung des Rückens waren zwei Arrieregarden bestimmt, die eine in der Position bei Münchengrätz, die andere auf dem Muskyberge. Ich brauche nicht erst zu erwähnen, daß wir von jenem Entschluß und dieser Disposition des Feindes am Abend des 27. nichts wußten und auch nachher nichts erfuhren.

Die 7. Division war am nächsten Morgen, mit Ausnahme des 1. Bataillons 66. Infanterieregiments, das zur Sicherung des Übergangs zurückbleiben mußte, in und um Turnau so eng und so zeitig versammelt, daß sie Punkt 6 ½ Uhr ihren Marsch antreten konnte. Der Kommandeur der Avantgarde, General v. Gordon, hatte den Feldprediger seiner Brigade beauftragt, vor dem Aufbruch noch im Kreise der Truppen ein Gebet zu halten, und dies machte mit dem vor- und nachher gesungenen, von der Musik begleiteten Liede einen höchst erhebenden Eindruck, namentlich jene Worte, welche denen galten, denen heute etwa das Los fallen möchte, ihre Treue und Liebe zu dem Könige und seiner Sache mit dem Leben zu bezahlen. In den Momenten unmittelbar vor und in jenen während einer Schlacht wird und ist das in jeder menschlichen Brust liegende religiöse Gefühl sehr wach, und es erhebt selbst der Gleichgültigste seinen Blick nach oben!

Es wurde in zwei Kolonnen marschiert, die eine auf der Chaussee, die andre, rechts davon, über Modritz auf Mokry. Als die Spitzen der Avantgarde um $7\frac{1}{2}$ Uhr bei und in der Höhe von Wschen ankamen, fanden sie dort keinen Feind mehr vor. Man ließ sie daher zur Aufklärung des vorliegenden Terrains und zur Aufsuchung der Verbindung mit der 8. Division weiter vorgehen und machte mit den übrigen Truppen bis zum Eingang des zu erwartenden Befehls einen Ruhehalt. Bald hörte man aus der Richtung von Münchengrätz her Kanonendonner. Unsre Spannung und Ungeduld wuchsen.

Gegen $8\frac{1}{2}$ Uhr kam ein Ordonnanzoffizier mit dem Befehl des Prinzen, die 7. Division solle in der Richtung über Zdiar und Zehrow vorrücken und die Position des Muskyberges angreifen. Hierzu wurden zunächst zwei Bataillone der Avantgarde — 2. und Füsilierbataillon 27. Regiments — unter dem Kommandeur dieses Regiments, dem Obersten von Zychlinski, zunächst in der Richtung auf Zdiar, von dort aber halb links vorgeschickt mit der Weisung: einen Aufgang zu der felsigen Höhenmasse zu suchen, sie zu ersteigen und den oben befindlichen Feind in der Flanke anzugreifen, während das Gros der Division geradeaus gegen den Berg vorrücken und in dieser Richtung den Feind aufsuchen und angreifen würde.

Jene Bergmasse, wie sie vor unsern Blicken lag, hat sehr viel Ähnlichkeit mit dem sächsischen Lilienstein, nur ist sie nicht so hoch wie dieser und trägt auf ihrem Plateau einen ziemlich hohen und spitzen Kegel, den Musky oder Muskey, der diese Partie des Thalrandes vor allen andern sehr charakteristisch unterscheidet und wovon die ganze Bergmasse ihren Namen hat. Die genannten beiden Bataillone marschierten auf ausdrücklichen Befehl des Divisionskommandeurs in Rücksicht auf die ihnen zugedachte mühsamere Aufgabe ohne Gepäck, und es war Veranstaltung getroffen, daß ihnen dieses später nachgefahren wurde. Ihr Weg ging durch die Niederung des Thals, zwischen Teichen, über sumpfige Wiesen und Gewässer hindurch in der Richtung auf Przihras, dann mittelst eines Fußsteiges auf die Höhe. Der Oberst von Zychlinski hatte glücklicherweise, bald nachdem er Zdiar passiert hatte, einen deutschsprechenden Einwohner gefunden, der, mit seiner Familie und seinen Habseligkeiten fliehend, dem ihn freundlich anredenden und Geld spendenden Obersten sich sehr willig zeigte und die Bataillone führte, obschon er das Unternehmen wegen der außerordentlichen Terrainschwierigkeiten für unausführbar ansah und für unmöglich erklärte. „Anfangs ging's leidlich in Reihen," so schildert der Oberst selbst in seiner bekannten Schrift*) diesen Marsch, — „dann aber, bald von

*) Anteil des 2. magdeburgischen Infanterieregiments Nr. 27 an dem Gefecht bei Münchengrätz und an der Schlacht bei Königgrätz. Halle, 1866.

dichtem, gestrüppartigem Wald umgeben, bald in engen Felsschluchten, die mitunter an das Annathal bei Eisenach, öfter aber an die Pfade um die Heuscheuer erinnerten, beschwerlich nur zu Einem. Die Berittenen hatten ihre Pferde den zwei Husarenordonnanzen überlassen, welche dem Obersten zum Melden mitgegeben waren, die drei Adjutanten führten die ihrigen. Später sind alle Pferde denselben Weg nachgekommen. Ich hätte nie geglaubt, daß die Tiere so klettern könnten; denn die Mayenwand in der Schweiz ist mir für die dieses Weges gewohnten Pferde nicht so beschwerlich vorgekommen." — —

Die Bataillone gelangten, unaufgehalten vom Feinde, der sich nirgends sehen ließ, sehr erschöpft bis zur Höhe. Oben aber war der Paß durch ein Verhau gesperrt, ohne jedoch vom Feinde besetzt zu sein, so daß die Pioniersektion ihn bald öffnen konnte. Dann ging's weiter auf dem Plateau durch einen lichten Wald. Während man noch immer keinen Feind vor sich sah, hörte man rechts Kanonendonner, untermischt mit dem Geknatter des Gewehrfeuers. Es wurde Halt gemacht, und die Führer suchten zunächst Orientierung. Wir verlassen sie aber hier auf einige Zeit, um uns nach Wschen zurückzubegeben und von dort dem Hauptteil der Division zunächst in das Gefecht zu folgen.

Als die beiden Bataillone unter dem Oberst von Zychlinski den nötigen Vorsprung gewonnen hatten, ließ der Divisionskommandeur die andern zwei Bataillone der Avantgarde — 1. vom 27. und Füsilierbataillon vom 67. Regiment — mit der zugehörigen Batterie (v. Raußendorff) unter General von Gordon in der Richtung über Zdiar vorrücken, befahl dem General von Schwarzhoff mit dem Gros zu folgen und bestimmte, daß Oberst von Bothmer mit der Reserve auf Zehrow marschieren sollte, um durch eine dort zu nehmende Aufstellung die linke Flanke der Division zu decken. Zwischen 9 und 10 Uhr begann General von Gordon mit seinen Truppen aus dem Dorf Zdiar herauszutreten, vorne ein Zug Husaren, dann die beiden Bataillone und die Batterie. Als die Batterie eben das Dorf hinter sich hatte, eröffnete eine auf dem Muskyberge stehende, aber für uns nicht sichtbare feindliche Batterie ihr Feuer; doch gingen sämtliche Granaten zu kurz. Da es wichtig war, dieses Feuer von unsrer Infanterie abzulenken, damit sie schnell den Fuß des Berges erreichen konnte, so wurde die Batterie v. Raußendorff rechts herausgezogen und der feindlichen gegenüber auf einer Wiese aufgefahren. Diese Wiese, durch Ablassung und Austrocknung eines jener Teiche entstanden, welche die Karten auf der Strecke von Zehrow bis Brzezino zeigen, die aber meist nicht mehr existieren, hatte einen sehr weichen Boden und lag genau im Strichfeuer der feindlichen Batterie. Unsre Batterie nahm daher größere Intervallen und beantwortete sofort das Feuer des Gegners. Doch gingen auch ihre Geschosse sämtlich

zu kurz, indem sie höchstens an den obern Rand der Felswand anschlugen. Die Überhöhung der feindlichen Batterie war zu beträchtlich, als daß ein Erfolg von einem Kampfe mit ihr zu erwarten war. Indessen hatten diese gegenseitige Beschäftigung und die eine Zeit lang fortgesetzten Versuche, einander zu schaden, doch den großen Nutzen, daß General von Gordon mit seinen beiden Bataillonen unbeschädigt an den Fuß des Berges gelangte. Als aber General von Schwarzhoff bald nach 10 Uhr mit den fünf Bataillonen des Gros das Dorf passierte und eben den vorwärts davon befindlichen nassen Abzugsgraben überschritten hatte, schlugen die feindlichen Granaten näher ein; doch blieben auch sie ungefährlich, da sie in der weichen Wiesenniederung entweder gar nicht oder unschädlich krepierten.

Bald standen unsre sieben Bataillone hart am Fuße des Muskyberges, am Rand des Waldes, der den untern Abhang bedeckte. Die Batterie v. Raußendorff hatte ihr Feuer inzwischen eingestellt und eine deckende Aufstellung hinter einem Gehöft genommen. Dort stellte sich auch die Batterie des Gros auf; die beiden Batterien der Reserve dagegen blieben im Dorfe, weiter zurück die beiden Eskadrons Husaren.

Die feindliche Batterie versuchte nun unsrer Infanterie durch Bohrschüsse beizukommen. Diese stand aber glücklicherweise im toten Winkel des Berges und erlitt keinen Verlust. Von dem herrlichen Geiste, der die Truppen erfüllte, zeugte es, daß, als die erste Granate sehr nahe bei einem der Bataillone einschlug, alle Bataillone — sie ruhten mit dem Gewehr in der Hand — sich von der Erde erhoben und dem Beispiel des Bedrohten folgend, laute Hurras riefen, in welche dann alle Musiken mit dem Preußenliede einstimmten! — Der Plan des Divisionskommandeurs war nun, auf die Höhe gerade hinauf ein Bataillon zu schicken, um die Batterie zu vertreiben, und, während dieses geschähe, mit den übrigen Bataillonen nordwärts um den Berg herum zu gehen und dann weiter vorzudringen. Das 2. Bataillon 66. Regiments mußte das Gepäck ablegen und durch den Wald hindurch den Aufgang versuchen. Es kam an die Felspartien, kletterte, fand eine Schlucht und arbeitete sich mühsam hinauf. Oben aber stieß es auf eine unpassierbare Querschlucht und wurde dadurch vom weitern Vordringen abgehalten. Das aber war vom Standpunkte des Divisionskommandeurs aus, der auf Gelingen rechnete, nicht zu erkennen. Nun begann General von Gordon die vorhin erwähnte Bewegung zur Umgehung des Berges; aber seine beiden Bataillone waren noch nicht lange in der Bewegung, als das Gros des Generals von Schwarzhoff aus dem Walde durch Kleingewehrfeuer belästigt wurde, dessen zahlreiche Geschosse den Bataillonen um die Köpfe pfiffen. Es war dies ein Engagement zwischen unsern Schützen, die als Seitendeckung in den Wald geschickt, und feind-

lichen Jägern, die am obern Rand der Höhe postiert waren. Es wurde daher, um die Bewegung nicht aufzuhalten, das Füsilierbataillon 66. Regiments in den Wald geworfen, mit dem Befehl, den Feind von der Höhe zu verjagen und oben die Bewegung des Gros um den Berg herum zu begleiten. Dies Bataillon mußte ebenfalls sein Gepäck ablegen, erstieg dann mit unsäglichen Schwierigkeiten eine nach oben führende Schlucht, hatte das Glück, deren Ausgang offen und vom Feinde schon verlassen zu finden und kam auf dem Plateau bald in nahe Nachbarschaft mit einem der beiden Bataillone, die Oberst von Zychlinski hinaufgeführt hatte.

Als das nur noch aus den drei Bataillonen des 26. Regiments bestehende Gros antreten und dem General von Gordon folgen sollte, begannen die bis dahin in langen Kolonnen hintereinander stehenden Bataillone sich nach rechts auseinander zu ziehen, sei es, weil geglaubt wurde, daß die feindliche Batterie, welche seit einiger Zeit nicht mehr schoß, überhaupt nicht mehr oben auf der Höhe stände, oder weil gemeint wurde, daß man auch bei einer breitern Front sich noch im toten Winkel befinden würde. Aber kaum hatte das rechte Flügelbataillon sich von dem Nebenbataillon auf einige 30 Schritt entfernt, als eine Granate bei ihm einschlug, krepierte und 15 Mann, darunter einige schwer, verwundete. Natürlich erregte das im ersten Augenblick Bestürzung und Unruhe im Bataillon. Aber der in der Nähe befindliche Regimentskommandeur wußte mit seiner Kaltblütigkeit und Gelassenheit und seinem würdevollen Ernst die Truppe sofort so zu beschwichtigen, daß sie sogleich wieder mit einer Haltung wie auf dem Exerzierplatz dastand und dann mit der Präzision eines Schulmanövers auf ihren vorherigen Platz zurückgeführt wurde. Ein paar weitere Versuche der feindlichen Batterien, unsern Bataillonen noch beizukommen, mißlangen, und dann schwieg sie ganz.

Man nahm damals bei uns an, daß das zuletzt auf die Höhe gestiegene Füsilierbataillon 66. Regiments sie vertrieben habe. Später aber hörte man, daß diese Batterie, nachdem sie gegen uns so wenig ausgerichtet, sich zu einer andern gesellt hätte, welche am nördlichen Rande des Berges stand, um die 8. Division zu beschießen, welche um diese Zeit mit ihrem Gros eben Brzezina passierte und mit ihrer Avantgarde das Dorf Honsob erreichte. Die Artillerie der 8. Division nahm das Feuer dieser beiden Batterien auf und erlitt einige Verluste an Mannschaften und Pferden, während über ihre eigene Wirkung feindlicherseits unsres Wissens geschwiegen worden ist.

Die vorhin erwähnte Bewegung unsrer Infanterie hatte einen ungehinderten Fortgang. Das Gros schob sich schnell um den Berg herum, während General von Gordon mit seinen beiden Bataillonen schon

so weit vorgedrungen war, daß er die Nordseite des Berges umgangen und um 11 Uhr das Dorf Dneboch erreicht hatte. Dies war von feindlicher Infanterie besetzt, die den unsrigen ihr Feuer entgegensandte, aber ihrem stürmischen Anlauf durch schnelle Räumung des Ortes auswich.

Von dem flachen Vorsprunge aus, den dort der untere Abfall des Berges nach dem Dorfe hin bildet, sah man vor sich die brennende Stadt Münchengrätz, hörte aber den Kanonendonner nicht mehr.

Rückwärts schauend, erkannte man bei Honsob und Brzezina die Truppen der 8. Division, von denen eine Abteilung der 6. Ulanen zu uns herankam, um die Verbindung aufzunehmen. Wenn man aber Auge und Ohr nach links, nach dem Muskyberge, hinaufwandte, so gewahrte man nichts von dem, was oben vorging.

Und doch waren unsre beiden 27. Bataillone und die 66. Füsiliere dort ebenfalls im Kampfe und vertrieben, die allgemeine Richtung nach dem Muskykegel und dem daneben gelegenen Dorfe gleichen Namens einschlagend, den auf dem Plateau befindlichen Feind aus allen seinen Stellungen. Indes hatten sie es nur mit Infanterie zu thun, zuerst mit Jägern Nr. 18 und mit einem Bataillon vom italienischen Regiment Sigismund-Infanterie; später mit Abteilungen vom ungarischen Regiment Ramming und mit Jägern Nr. 22. Die Artillerie war abgefahren, ehe der Versuch einer unsrer Kompagnien, der 11. vom 27. Infanterieregiment, ihr in den Rücken zu fallen, gelingen konnte. Der Widerstand jener feindlichen Infanterie war aber auch nirgends groß und daher das Plateau bald von ihnen geräumt. Sie zogen sich, viele Gefangene zurücklassend, meistenteils in der Richtung auf Fürstenbruck zurück, einige Abteilungen aber auch in der Richtung auf Bosin, und unsre Bataillone folgten meist in derselben Richtung, welche zum Wiederanschluß an das Gros der Division führte. Das allgemeine point de vue war eine auf einem Felsenkegel gelegene Burgruine bei Bosin. Diese Ruine war von dem Bergvorsprung bei Dneboch aus zu sehen.

Der Divisionskommandeur befand sich vor dem ebengenannten Dorfe in der Nähe eines der beiden Bataillone des Generals von Gordon und beobachtete die Verhältnisse bei Münchengrätz und das Terrain nach der Ruine hin, zugleich abwartend, ob nicht endlich eine Meldung von dem einen oder andern der auf den Berg geschickten Bataillone über die dortigen Begegnisse kommen würde. Plötzlich hörte er in der Richtung von der Ruine her Gewehrfeuer. Es zeigte sich auch sogleich, daß die Schützen des Generals von Gordon sich mit feindlichen Jägern herumschossen. Bald sah man dort aber auch von dem Muskyberge unsre Abteilungen herabsteigen, welche oben gefochten

hatten. Dies Erscheinen war ein Beweis ihrer Erfolge auf dem Plateau*). Es war erwünscht, daß die drei Bataillone vom Gros des Generals von Schwarzhoff inzwischen nahe genug herangekommen waren und auch alle Batterien ihm folgten, denn nun war es Zeit, mit der Gesamtkraft vorwärts zu drängen, um womöglich den bei Münchengrätz etwa noch befindlichen feindlichen Streitkräften in Flanke und Rücken zu kommen. Der Divisionskommandeur bezeichnete dem General von Gordon das Dorf Bosin als das nächste Angriffsobjekt; dieser General trat auch sogleich mit seinen Bataillonen an, und zwar so energisch, daß die feindlichen Jäger, welche vor ihnen in dem hohen Kornfelde, in den Hohlwegen und hinter den Felsklippen steckten, nach wenigen wirkungslosen Schüssen überall schleunigst abzogen. An der Ruine und bei dem Dorfe Zasadka, beide von feindlicher Infanterie besetzt, schien es zu einem stehenden Gefecht kommen zu sollen.**) Der Angriff darauf geschah von zwei Seiten, sowohl durch jene vom Berg herabgekommenen Abteilungen, als durch die des Generals von Gordon, alles energisch ineinandergreifend und ohne Zaudern auf das Ziel los drängend. Dem vermochten die Verteidiger nicht zu widerstehen. Sie räumten bald beide Posten und warfen sich auf eine dahinter stehende größere Abteilung und mit dieser zusammen dann unter Zurücklassung vieler Gefangenen in das Dorf Bosin hinein. Es handelte sich nun noch um die Wegnahme dieses Dorfes. Die Batterie Raußendorff mußte vorrücken und Stellung nehmen. Der Batterie-Chef glaubte im Dorfe selbst neben der Kirche eine geschlossene feindliche Abteilung zu erkennen und ließ darauf feuern. Aber der erste Schuß schlug in eins der vordersten Häuser ein, dessen Dach von Stroh war und zündete. Die Wirkung der nächsten Schüsse war nicht bemerkbar. Es wurde daher das Feuer wieder eingestellt und der weitere Kampf den Schützen unsrer vordersten Bataillone überlassen, die mit lautem Hurra gegen den Dorfrand anstürmten und schnell dahinter verschwanden. Die ihnen rasch nachrückenden Soutiens drangen in die Dorfgassen ein oder suchten östlich in das Dorf oder daran vorbeizukommen. Es war gegen 2 Uhr. — Gleich darauf wurde der Husarenzug der Avantgarde — die von Wolschina herbeigeholten beiden Eskadrons hatten in dem von vielen Ravins und Hohlwegen tief durchrissenen und zerschnittenen Terrain der Infanterie nur langsam folgen können — nördlich um das Dorf herum-

---

*) Wenn es in der v. Zychlinskischen Schrift heißt: „Wir machten dem General v. Fransecky Luft," so beruht dies auf der Auffassung, daß die Truppen am Fuß des Berges starken Widerstand begegnet wären. Da dies nirgends der Fall war, so verliert damit auch jene Stelle ihre Bedeutung.

**) Um den Rückzug zu decken, wurden hier noch zwei österreichische Bataillone den Truppen der 7. Division entgegengeworfen. v. B.

geschickt, um zu sehen, was dahinter stände, und ob sich dort vielleicht Gelegenheit zu einer günstigen Verwendung der Eskadrons fände. Als der Zug aber das Dorf eben umritten hatte, erhielt er von zwei an der Chaussee von Bosin nach Fürstenbruck aufgefahrenen, uns unsichtbar gebliebenen und auch jetzt noch völlig unsichtbaren feindlichen Batterien (offenbar denselben, welche vorher auf dem Muskyberg gestanden hatten) Feuer, das ihm indes keinen Schaden zufügte. Der kommandierende Offizier, Leutnant v. Maltzahn, setzte daher auch die Bewegung fort, doch geriet er bald in ein so niedriges, weiches und vielfach von Gräben durchschnittenes Terrain, daß er sich zur Umkehr entschließen mußte, die dann unter dem fortgesetzten aber stets wirkungslosen Feuer der Batterie ausgeführt wurde.

Sobald die feindliche Batterie sich mit ihrem Feuer vernehmbar machte, verließ die Batterie Raußendorff schnell ihre Stellung und eilte nach einer andern in nordwestlicher Richtung, einer sanften Terrainerhebung, um von dort aus den Gegner zu beschießen. Zugleich war aber auch die Batterie Kühne vom Gros vorbeordert worden und sollte diesseits Bosin eine solche Stellung einnehmen, daß sie mit der Batterie Raußendorff zusammen gegen die feindliche wirken könnte. Während sie aber dem für sie ausgewählten Platz zueilte, hatte die Batterie Raußendorff schon ihr Feuer eröffnet, und es entstand nun eine sehr heftige Kanonade zwischen dieser und den feindlichen Batterien. Indessen ergab sich aus dem Einfallen der beiderseitigen Granaten bald, daß die Entfernungen auch hier wieder unterschätzt waren; man fing an, sich zu korrigieren, aber es kam zu keinen bessern Resultaten. Dann versuchte auch die Batterie Kühne noch einige Schüsse und verfolgte mit ihrem Feuer die feindlichen Batterien, als diese endlich ihr Feuer abbrachen und abfuhren. Von unserm Standpunkte aus war darauf nur aus der beiderseitigen Einstellung des Feuers zu schließen; aber es wurde doch richtig geschlossen und daher auch sogleich daran gedacht, die Husaren durch das von unsrer Infanterie besetzte Dorf zur Verfolgung vorgehen zu lassen. Die Pferde beider Eskadrons waren jedoch durch das viele Bergauf- und Bergabreiten und die große Hitze so erschöpft, daß von einer solchen Unternehmung abgestanden werden mußte. Für unsre Infanterie war die Aufgabe zu Ende, da der Feind sich überall schon außerhalb ihres Feuerbereichs befand. Der Gegner eilte in der Richtung über Fürstenbruck davon.

Daß einige frische Kavallerieregimenter, begleitet von reitender Artillerie, den Gegner auf seinem Rückzuge in Verlegenheit hätten bringen können, darf man glauben, nachdem es bekannt geworden, daß Graf Clam-Gallas seine ganze Kavalleriedivision schon am Frühmorgen dieses Tages nach Gitschin vorausgeschickt und nur noch ein paar Eskadrons

bei sich hatte, die zu den Infanteriebrigaden gehörten oder zur Deckung der Artillerie bestimmt waren.

Die 7. Division war eben im Begriff, sich zu sammeln und erwartete das Eintreffen der schon heranbeorderten rückwärtigen Abteilungen des Gros und der Reserve, als ein Befehl des Prinzen Friedrich Karl ankam, der lautete:

„Die Division Horn hat den Befehl erhalten, möglichst bei Fürstenbruck, eventuell bei Bosin sich aufzustellen. Die Division Fransecky stellt sich, je nach der Stellung der Division Horn, entweder bei Bosin oder zwischen Hoskowitz und Dneboch auf. Hauptquartier ist in Münchengrätz.“

Da die 8. Division sich noch weit hinter uns befand, so behielten wir die von uns eroberte Stellung bei Bosin inne und sahen dafür jene sich später rechts seitwärts von uns aufstellen, während rechts vorwärts eine gemischte Abteilung der Elbarmee sich aufstellte. Unsre Vorposten, die beiden Bataillone der Reserve, wurden gegen Fürstenbruck, zu beiden Seiten der dorthin führenden Chaussee, ausgesetzt und in Verbindung mit den Nachbardivisionen gebracht. Der Divisionsstab und die beiden Brigadestäbe nahmen Quartier in Bosin; die Truppen dagegen bezogen vor und hinter dem Dorfe Biwaks. Nachdem dies geschehen, ließen sich die im Gefecht gehabten Verluste bald einigermaßen feststellen. Sie waren zum Glück sehr gering und betrugen nur wenig über 100 Tote, Verwundete und Vermißte, dagegen hatte der Feind an Toten und Verwundeten mehr als das Dreifache verloren, — an Gefangenen aber über 700 Mann. Diese wurden scharenweis herbeigeführt, nachdem sie entweder durch unser schnelles Vordringen abgeschnitten oder von einzelnen unsrer Abteilungen beim Zusammentreffen ergriffen worden waren oder auch in vielen Fällen, nachdem sie durch freiwilliges Zurückbleiben sich in unsre Hände geliefert hatten. Außer den schon früher genannten Regimentern waren auch Khevenhüller und Haugwitz noch vertreten, welche bei Zazadka, an der Ruine und bei Bosin gefochten haben mußten. Die meisten dieser Gefangenen waren Italiener; es gab aber auch viele Ungarn, am wenigsten Deutsche. Die letztern, meist Jäger, waren im ganzen ernste Leute, die Ungarn erschienen allgemein düster und verbissen, die Italiener fast sämtlich widerlich lustig. Sie wollten als unsre Freunde gelten, während ihre Würdelosigkeit sie unsern Soldaten gerade am verächtlichsten machte. Die meisten dieser Gefangenen waren auf dem Muskyberge in unsre Hände gefallen; viele aber wurden nachmittags noch auf dem Wege nach Fürstenbruck von unsern Patrouillen aufgegriffen. Alle waren sehr abgemattet und ausgehungert und nahmen sehr dankbar das wenige an, was unsre eben so gutherzigen als braven Soldaten mit ihnen teilten. Unsre Leute waren nicht wenig stolz darauf, aus dem Munde der Gefangenen deutscher Zunge zu hören, daß

auf österreichischer Seite kein Mensch an die Möglichkeit gedacht habe, in der Position auf dem Muskyberg angegriffen werden zu können, da sie diese für gänzlich unzugänglich gehalten hätten.

Wenn wir heute auf jene Gefechte der ersten und der Elbarmee zurückblicken, die unter dem offiziellen Namen „Treffen bei Münchengrätz" begriffen werden, so erscheinen sie uns in einem bedeutend geringern Lichte und von sehr viel kleinerm Werte als damals. Und das ist erklärlich. Denn heute wissen wir, daß wir unserm Gegner auf allen Punkten numerisch überlegen waren, daß er selbst gar nicht die Absicht hatte, sich in ein allgemeines Gefecht mit uns einzulassen, und daß die Gefechte am Muskyberge und bei Bosin nur Rückzugsgefechte waren. Damals aber konnte auf unsrer Seite wohl jeder an ein allgemeines Gefecht glauben; denn jeder hörte es vor und neben sich knallen; auch gab es bei unsrer Division hinterher noch Erstürmungen von Berg und Fels und Dorf mit Hurras und Gefangenen in solcher Zahl wie in einer Schlacht. Und deshalb hatten wir auch nach der Aktion das volle Gefühl eines erfochtenen großen Sieges, und deshalb gratulierte auch einer dem andern aus so vollem Herzen zu dem so glänzenden Erfolg. Und deshalb endlich nahm auch der Divisionskommandeur das ihm bei Bosin von dem Prinzen Albrecht (Vater) ausgesprochene Bravo für die 7. Division doppelt dankbar an! Indes wir wollen, trotz der jetzt gewonnenen geringern Ansicht und trotz der Worte des Grafen Clam-Gallas, daß die Gefechte vom 28. Juni nur „Abzugsgefechte" gewesen, „welche mit günstigem Erfolge (!) geführt, das Nachdringen des Gegners hemmten" — dennoch unser Gefecht am Muskyberge in froher und ehrender Erinnerung behalten, weil es uns so frisch und so frei von der Leber ging, weil es uns lehrte, was wir von unsern Soldaten für kommende schwere Tage fordern und erwarten konnten, weil hier die Liebe und das Vertrauen zwischen Führern und Geführten jenen Kitt empfingen, welcher an dem großen Entscheidungstage des 3. Juli und an manchen spätern Tagen der Not und der Trübsal — namentlich in der Schreckenszeit der Cholera — seine Festigkeit und seine Unzerstörbarkeit so herrlich bewies; und weil es endlich auch die Vorstellungen von dem Werte unsres Gegners der Übertreibungen entkleidete, woran diese, mindestens in den Köpfen unsrer Soldaten, litten. —

Ein Brief, den General von Fransecky noch um 7 Uhr abends des 28. Juni aus Bosin mit Bleistift an seine Gattin schrieb, gibt diesen Empfindungen beredten Ausdruck:

„Ich schreibe Dir mit dem vollsten soldatischen Hochgefühl. Unsre Armee hat heute die österreichisch-sächsische Armee bei Münchengrätz angegriffen und einen vollständigen Sieg erfochten. Ich habe mit

meiner Division ein schweres Stück Arbeit gehabt, aber glänzend bestanden. Soeben schicke ich ca. 690 Gefangene ins Hauptquartier.

Ich vermag meine Verluste noch nicht zu übersehen — es mögen über 100 Tote und Verwundete sein. Die Österreicher verloren wohl das Doppelte.

Wir hatten Höhen zu ersteigen wie den Lilienstein — so felsig und steil. Unsre Soldaten haben sich wundervoll geschlagen. Als die ersten Kugeln von einer auf der Höhe placierten Batterie bei uns einschlugen, riefen alle Bataillone hurra, die Musik spielte, alle Augen funkelten und alle Herzen schlugen. Wir haben ein sehr scharfes Kanonenfeuer und starkes Kleingewehrfeuer ausgehalten. Ich habe niemand sich bücken gesehen — alle Soldaten haben das Gefühl, daß sie den Österreichern an Mut und Kampftüchtigkeit überlegen seien. Gestern hat die 8. Division 500 Gefangene gemacht und General Herwarth 250 — solche Beispiele werden wir der Welt hoffentlich nicht geben. Mir scheint es, als würden wir in einigen Tagen vor Prag stehen."

Die uns heute befremdlich klingende Erwartung, vielleicht in einigen Tagen in Prag zu stehen, findet ihre Erklärung darin, daß man nach dem Gefecht bei Münchengrätz bei der Elb- und ersten Armee glaubte, der größte Teil des Feindes sei nach Jung-Bunzlau abgezogen, so daß man sogar am 29. zunächst die Marschrichtung zur Vereinigung mit der zweiten Armee aufgeben und eine Rechtsschwenkung ausführen wollte, bis man auf Weisungen aus Berlin und Aufforderungen der zweiten Armee hin die Richtung auf Gitschin einschlug.

Für die Sinnesart Fransechys ist sein in den bisherigen kriegsgeschichtlichen Darstellungen über 1866 meist gar nicht erwähntes selbständiges Vorrücken schon am Morgen des 27. Juni von Turnau in der Richtung auf Podol, um dort in einen etwaigen Kampf einzugreifen, außerordentlich bemerkenswert. Es ist ein Beweis von Selbstthätigkeit eines Unterführers, wie wir davon im Kriege 1866 noch nicht viele finden. Ebenso zeichnet sein Vorgehen am 28. gegen den Muskyberg und weiter sich durch höchste Energie aus, indem er nicht wie die 8. Division, die eigentlich näher zum Eingreifen bereit war, sich durch das feindliche Feuer und die Geländehindernisse am Vorrücken hindern ließ, sondern neben kräftigem frontalen Vorgehen immer dem Gegner die Flanke abzugewinnen suchte. Es lag darin der Keim zu großen Thaten, zu deren Vollbringung es nur der Gelegenheit bedurfte. Sie sollte dem General und seinen Truppen schneller, als er erwartete, zu teil werden.

II. Von Münchengrätz bis Königgrätz.

Wir verließen die Division mit dem siegreichen Gefecht des 28. Juni in ihrem Biwak bei Bosin, das sie durch eine Vorpostenstellung gegen Fürstenbruck sicherte.

In der Nacht vom 28. zum 29. Juni hatte der Feind vor uns sich zwar einige Male von Fürstenbruck her nur mit schwachen Patrouillen sehen lassen. Am Frühmorgen aber wurden diese lästiger, und es wurde daher das Städtchen Fürstenbruck mit 2 Kompagnien und 1 Eskadron besetzt, die das vorliegende Terrain weit von Patrouillen durchziehen und beobachten ließen und damit jeder weitern feindlichen Erscheinung ein Ende machten.

Aus einem an diesem Morgen von Münchengrätz eingelaufenen Schreiben des Generals von Voigts-Rhetz war uns bekannt geworden, daß im Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl die Augen auf Jung-Bunzlau, als auf das Hauptziel unsrer nächsten Operation, gerichtet waren.

Dies gründete sich auf die Annahme, daß der Feind am vorigen Tage mit dem größern Teil seiner Streitkräfte auf Jung-Bunzlau, mit einem kleinern auf Sobotka zurückgegangen sei. Aber dieser Gedanke wurde durch eine im Laufe des Vormittags beim Oberkommando eingegangene höchst wichtige Nachricht verändert, durch die, daß unsre schlesische Armee siegreich in Böhmen eingedrungen sei und heute, den 29. Juni, schon bei Königinhof und Arnau eintreffen würde.

Diese Nachricht bestimmte den Prinzen, eine solche Bewegung zu machen, die uns der genannten Armee näherte, zugleich aber auch den bei Jung-Bunzlau vermuteten Feind nicht aus den Händen kommen ließ. Die betreffende Disposition ordnete im allgemeinen an: daß die Divisionen Tümpling (5.) und Werder (3.) auf den Straßen, auf welchen sie bereits standen, (Rowensko-Gitschin) (5.) Zehro-Sobotka-Gitschin (3.) in vorderster Linie gegen Gitschin vordringen, und sich dieses Punktes noch heute bemächtigen sollten, gefolgt und im Bedarfsfall unterstützt von den Divisionen Herwarth (4.) (Turnau-Rowensko), Fransecky (7.) (Bosin-Sobotka) und der 1. Kavalleriedivision Alvensleben; daß ferner die Elb-Armee von Münchengrätz gegen Jung-Bunzlau vordringen und den dort stehenden Feind angreifen sollte; endlich, daß alle übrigen Truppen, nämlich die Divisionen Manstein (6.) und Horn (8.), die 2. Kavalleriedivision Hann und die ganze Reserve-Artillerie der 1. Armee sich zwischen Fürstenbruck und Sobotka bei Ober- und Unter-Bautzen zu vereinigen hätten, um von dort aus je nach Umständen entweder auf Gitschin zu marschieren oder bei Jung-Bunzlau einzugreifen.

Ein mir zur Benutzung freigestelltes Schreiben des Generals von Voigts-Rhetz an den General von Tümpling,*) welchem gegen Gitschin die erste Rolle zugedacht war, erläutert den eben in seinen Hauptzügen dargelegten Plan des Prinzen in mehreren, auch unsre Division unmittelbar berührenden Punkten näher und ist ein fernerer Beleg für die zuversichtliche Stimmung, die unsre Armeeleitung beseelte.

„Münchengrätz, den 29.

Mein lieber Freund und Bruder!

Gute Nachrichten! Der Kronprinz hat 2 österreichische Korps geschlagen und nach Josephstadt geworfen. Er ist im Begriff, die Elbe zu überschreiten und erreicht heute Königinhof und Arnau. Der Prinz schickt ihm das ganze 2. Korps, Dich und die Division Fransecky entgegen nach Jicin. Du wirst also von Rowensko zuerst auf dem Tanzboden ankommen! Werders Division steht bei Podkorz (Podkost) an der Straße nach Sobotka der Brigade Ringelsheim gegenüber und hat heute schon in schwierigem Terrain durch Stahr (Kommandeur der Avantgarde der 3. Division) Fühlung mit derselben gewonnen. Fransecky geht sofort nach Sobotka, um Ringelsheim abzuschneiden.

Manstein nimmt bei Ober-Bautzen, Horn bei Unter-Bautzen Stellung, um eventuell Euch zu folgen oder bei Jung-Bunzlau einzugreifen.

Alvensleben folgt dem 2. Korps. In allen Fällen, die dringend sind und nicht der Entscheidung des Prinzen unterlegt werden können, hat für diese Expedition Schmidt den Befehl, wenn sich nicht der Prinz entscheidet, selbst mitzugehen, wenn Bunzlau genommen ist.

Wir haben gute Gefechte bei Münchengrätz gehabt. 1000 Gefangene und viele verwundete und tote Österreicher.

Unser Verlust wahrscheinlich nicht über 100 Mann. Truppen brillant gewesen.

Herwarth war von Nimes, Münster von Böhmisch-Aicha zum Angriff herangezogen und die ganze Maschine klappte wunderbar auf Stunde, — ja Minute.

Der Feind verließ die formidable Position und zog nach Jung-Bunzlau und mit einem kleinen Teil nach Sobotka zu.

Du hast prächtige Truppen, marschier also frisch drauf los!

Ich wünschte, ich könnte dabei sein. Verpflegung wird Euch schwer werden, aber die Requisition wird dort ergiebiger sein, und Ihr findet auch wohl österreichische Magazine. Glück auf!

Dein

von Voigts-Rhetz."

---

*) Im Auszuge mitgeteilt bei Lettow II, 349.

Die Disposition des Prinzen, datiert Münchengrätz den 29. Juni, vormittags 9 1/2 Uhr, traf in Bosin zwischen 10 und 11 Uhr vormittags ein und enthielt für die 7. Division wörtlich folgendes: „Die Division Fransecky bricht auf, geht über Ober-Bautzen auf Sobotka, sucht die von Podkost zurückgehenden feindlichen Truppen (die österreichische Brigade Ringelsheim) abzuschneiden, unterstützt eventuell den Angriff der Division Werder auf Sobotka und folgt der Division Werder auf Gitschin, möglichst Podhrad."

Demgemäß wurde der Aufbruch der Division auf 11 1/4 Uhr befohlen, und zwar in der ursprünglichen Ordre de Bataille, so daß die nach dem gestrigen Gefecht auf Vorposten geschickten beiden Musketierbataillone 67. Regiments in die Reserve zurücktraten.

Es war wieder sehr heiß geworden, und die Truppen hatten noch nicht abgekocht. Da aber bekannt war, daß General Schmidt schon um 12 Uhr mit der Division Werder von Zehro aufbrechen würde, so mußten wir eilen, sobald als möglich nach Sobotka zu kommen, um unsre Aufgabe nicht zu verfehlen.

Um über den „abzuschneidenden" Feind schnellstens aufgeklärt zu werden, wurde der Major von Hymmen mit seiner Eskadron von Fürstenbruck aus nach Podkost entsendet, mit dem Befehl, bei Ober-Bautzen wieder zur Division zu stoßen. Die Division selbst trat um 11 1/4 Uhr den Marsch auf Sobotka an. Die Truppen hatten vor dem Aufbruch noch die Pflicht erfüllt, ihre wenigen, so wie die österreichischen Toten von gestern zu beerdigen, während für die Zurückschaffung der in Bosin untergebrachten Verwundeten gesorgt wurde.

Auf dem Marsch bis Ober-Bautzen sah man zu beiden Seiten der Straße die Spuren des feindlichen Rückzuges nur in den durch die Getreidefelder geführten Kolonnenwegen und in sehr vereinzelt vorkommenden Stücken militärischer Ausrüstung und Bekleidung, die von ihren Besitzern verloren oder weggeworfen waren. Der Rückzug war also im ganzen in Ordnung von statten gegangen. Beim Eintreffen an dem Abschnitt von Ober-Bautzen ging vom Major Hymmen die Meldung ein, daß der Feind Podkost schon am Frühmorgen geräumt habe und die Division Werder im vollen Marsch auf Sobotka sei. Wir setzten daher unsern Marsch fort, in geringerer Spannung freilich als vorher, weil unsre Aufgabe in Bezug auf den abzuschneidenden Feind kein Ziel mehr hatte, und weil auch die Hoffnung auf einen Kampf bei Sobotka hatte aufgegeben werden müssen, als unsre dahin vorgerittenen Husaren meldeten, daß sie dort auf die Avantgarde der Division Werder gestoßen seien. Jenseits Ober-Bautzen sah man bis Sobotka hin hart zu beiden Seiten der Straße Biwakspläze, wo das Korps Clam-Gallas die Nacht gerastet hatte. Eine Eigentümlichkeit,

die diese Plätze hier wie später von den unsrigen unterschied, bestand in den vielen aus grünen Zweigen laubenartig gebauten Hütten, die aber ihren Zweck doch wohl nur sehr dürftig erfüllten, weil sie sehr flüchtig und sehr luftig gebaut waren, der Sonne und dem Regen überall die bequemsten Zugänge gestattend. —

Als die Tete der 7. Division bei dem Dorfe Wosek ankam (1/4 Meile diesseits Sobotka) sahen wir Patrouillen von den Pommerschen Husaren (den Blücherschen) vor uns, welche von der Division Werder voraus-geschickt, die Umgegend von Sobotka aufgeklärt hatten, ohne etwas vom Feinde gefunden zu haben. Da wir gleichzeitig von ihnen erfuhren, daß die Division Werder eben im Begriff sei, die Stadt zu passieren, so machte unsre Division Halt, um jene Division erst vollständig vorüber-ziehen und während dieser Zeit abkochen zu lassen.*) Es wurde zu diesem Behuf in Sobotka eine Requisition ausgeschrieben, welche, da die Ein-wohner der Stadt nicht geflüchtet waren, von vorn herein Aussicht auf einen genügenden Ertrag bot.

Das feindliche Korps Clam-Gallas, welches nach dem gestrigen Treffen bei Münchengrätz bei Sobotka wieder Halt gemacht und dort die Nacht gerastet hatte, verließ am Frühmorgen des heutigen Tages (29. Juni) seine Biwaks und marschierte auf Gitschin, wo es gegen Mittag eintraf, etwa zu der Zeit, wo unsre Division Bosin verließ, General Werder von Zehrow gegen Sobotka, General Tümpling von Rowensko gegen Gitschin aufbrach. Das sächsische Korps war von Münchengrätz auf Liban zurückgegangen und sollte von dort heute teils nach Podhrad teils nach Gitschinowes, eine starke Meile südlich Gitschin marschieren. Der Gegner erwartete an diesem Tage keinen Angriff bei Gitschin mehr, und seine Stellung, die sich in einem weiten Bogen im Norden und Nordwesten um Gitschin herum erstreckte, war für die Truppen, die ihm, als der Angriff erfolgte, zur Besetzung zur Ver-fügung standen, viel zu ausgedehnt.

---

*) Hiernach berichtigt sich die Angabe bei Lettow II, 365: Die Division Fransecky hatte ihren Auftrag, die von Podkost zurückgehende Brigade Ringelsheim bei Sobotka abzuschneiden, nicht erfüllen können, da sie vor dieser Stadt erst nach dem Durchzuge der Division anlangte.“ Sie kam also nicht nach dem Durchzuge der Division Werder, sondern während ihres Durchzugs an. Sie konnte aber die Brigade Rin-gelsheim bei Sobotka auch überhaupt nicht abschneiden, da der Befehl dazu viel zu spät einging.

Die Brigade Ringelsheim traf um 1 Uhr bei Lochow ein (Lettow II, 350), ist also spätestens 10 1/2 Uhr von Podkost aufgebrochen und hat Sobotka etwa um 11 1/2 Uhr passiert. Die Division Fransecky erhielt den Befehl zum Aufbruch aber überhaupt erst zwischen 10 und 11 Uhr und konnte, obwohl sie sofort, 11 1/4 Uhr, aufbrach, doch vor 2 1/2 Uhr mit der Tete nicht bei Sobotka eintreffen, als Ringelsheim längst bei Lochow stand. v. B.

Gegen diese Stellung ging nun von Norden her, von Rowensko kommend, General von Tümpling zum Angriff vor, warf seine Gegner überall zurück, brachte ihnen große Verluste an Toten und Verwundeten bei, nahm ihnen zahlreiche Gefangene ab und war abends gegen ½ 9 Uhr, nach einem eigenen Verlust von ca. 1400 Mann an Toten und Verwundeten, Herr des Schlachtfeldes; freilich auch selbst schwer in der Hüfte verwundet und daher gezwungen, die Ausführung seiner kühnen Disposition in den letzten Stunden des Kampfes dem General Kamiensky zu überlassen.

Etwa 1½ Stunden später als General Tümpling, gegen 5 Uhr nachmittags, stieß General von Werder, von Sobotka kommend, auf die Brigade Ringelsheim. Diese leistete, namentlich bei Unter-Lochow, einen energischen Widerstand, wich sodann fechtend gegen Gitschin zurück, hielt sich aber noch einige Zeit und zog dann — 9 Uhr abends — durch die Stadt ab. General Werder war ihr bis Gitschin fechtend gefolgt und machte diesseits der Stadt Halt. Als die Division Tümpling, welche ihrerseits ebenfalls bis Gitschin vorgerückt war, diese Stadt gegen Mitternacht besetzen wollte, stieß sie darin noch auf feindliche Abteilungen, und es kam zu einem Straßengefecht, das, wie jeder nächtliche Kampf, beiden Teilen mancherlei Verlegenheitsscenen bereitete, aber doch mit glücklichen Ausgang für die unsrigen endigte. Graf Clam-Gallas hat in seiner Schrift gesagt, der Kampf wäre österreichisch-sächsischerseits abgebrochen worden, weil um ½ 8 Uhr abends auf dem Schlachtfelde ein Befehl Benedeks eingetroffen sei, wonach der Feldzeugmeister seine auf den 30. beabsichtigte Offensivoperation gegen die Armee des Prinzen Friedrich Karl aufgegeben und die beiden Korps bei Gitschin angewiesen hätte, hiernach ihre Bewegungen zur Vereinigung mit dem Gros der Armee einzurichten und größern Gefechten auszuweichen. Wenn dem auch so war, und der Befehl zum Abbrechen des Gefechts wirklich erteilt wurde, so können die beiden Divisionen Tümpling und Werder dennoch mit demselben stolzen Siegesbewußtsein, wie am Abend des 29. Juni, auf diesen Kampf zurückblicken, denn man braucht nur an die großen Entfernungen in welchen die einzelnen feindlichen Brigaden von einander fochten und an die Terrainschwierigkeiten zwischen und hinter ihnen zu denken, um sich sagen zu können, daß ein um ½ 8 Uhr abends eingetroffener Befehl um ½ 9 Uhr — wo das Gefecht für den preußischen Teil überall siegreich entschieden war — noch nicht allgemeine Verbreitung, und um so weniger schon allgemeine Ausführung, gefunden haben konnte.*)

---

*) Der Befehl Benedeks, den Rückzug fortzusetzen und größern Gefechten auszuweichen, traf in der That um 7¼ ein. Vgl. Lettow II, 322 und 359. Er hat auch auf den Widerstand des Gegners nur geringen Einfluß mehr gehabt. v. B.

Der Rückzug der beiden geschlagenen Korps ging in südlicher und südöstlicher Richtung nach der Gegend von Königgrätz. Eine Verfolgung fand wegen der Nacht und Erschöpfung der Truppen nicht statt.

Wir verließen die 7. Division auf ihren Halteplätzen westlich Sobotka. Die Kochfeuer waren angemacht, das mitgebrachte Vieh geschlachtet, und es wurden die übrigen auf dem Requisitionswege erzielten Lebensmittel, namentlich Brot und Getränke, um so sehnsüchtiger erwartet, als der Hunger groß und das bloße Fleisch in solcher Frische jedermann schon in Gedanken zuwider war. In Sobotka schienen die Ausschreibungen einen guten Fortgang zu nehmen. Der Divisionskommandeur war mit dem General von Gordon und den Offizieren der beiden Stäbe nach dieser Stadt geritten, sowohl um die nötige Pression auf die dortige Behörde persönlich zu üben, als auch, um für Mann und Pferd einige Erfrischung einzunehmen. In einem Gasthofe am Markt war der Wirt anfänglich wohl der Meinung, daß auch wir von dem Requisitionssystem profitieren wollten, und machte Schwierigkeiten, uns zu befriedigen. Als ihm aber von vorn herein klingende Bezahlung gezeigt und das Maß unsrer Wünsche als ein sehr bescheidenes klar gemacht wurde, war der Tisch schnell gedeckt und im Stall der verborgene Hafervorrat bald zur Stelle, und es währte nicht lange, so war unsern Bedürfnissen und Forderungen ein Genüge geschehen. Es fehlte uns auch nicht an Tafelmusik. Denn während wir speisten, zogen das eben durch die Stadt defilierende Gros der Division Werder und die Reserve-Artillerie des 2. Korps an unsern Fenstern vorüber, nicht ahnend, wie nahe sie heute noch eine blutige Arbeit vor sich hatten. Wir sahen diese Truppen zum erstenmal und freuten uns über ihr kräftiges Aussehen und ihre prächtige Haltung. Aber ein jeder von uns stimmte doch bei, daß die unsrigen den Vergleich mit jener wohl aushalten würden.*) Als der Troß etwa seit einer Viertelstunde an uns vorbei, unser Mahl längst zu Ende war, und die Pferde eben wieder fertig gemacht werden sollten, erschien — zwischen 5 und 6 Uhr — ein Ordonnanzoffizier des bei der Avantgarde der Division Werder sich aufhaltenden kommandierenden Generals von Schmidt, mit der Aufforderung: „es möge die 7. Division der nahe jenseits Sobotka auf den Feind gestoßenen und gleich stark engagierten Division Werder schnell zu Hilfe kommen." Diese Botschaft überraschte uns, weil wir uns den Feind so nahe gar nicht denken konnten. Desto schneller eilten wir zu den Truppen.

Die Ärmsten waren leider viel weniger gut daran als wir; denn sie hatten noch nichts aus Sobotka empfangen, das Fleisch in ihren

*) In einem Briefe vom 1. Juli an seine Frau schreibt Fransecky darüber: „Während wir zu Tisch saßen, defilierte die 3. Division durch die Stadt, lauter schöne Truppen, doch nicht schöner als die 7. Division." Vgl. auch die Anm. S. 330. v. B.

Kesseln war erst halb gar, und jetzt mußten die Kessel ausgegossen werden, damit sogleich abmarschiert werden konnte. Aber, und ich darf das zur Ehre dieser braven Soldaten hier aussprechen, sie begriffen den Ernst des Augenblicks nicht bloß, sondern sie bewiesen auch den frohsten Eifer, schnell wieder unter die Waffen zu kommen und den Pommern Unterstützung zu bringen.

Der Divisionskommandeur entsandte die Offiziere seines Stabes mit den nötigen Befehlen, indem er den Marsch in zwei Kolonnen anordnete, die Avantgarde südlich der Chaussee, Sobotka links lassend, Gros und Reserve auf der Chaussee durch die Stadt. Darauf eilte er, nur von einer Stabsordonnanz begleitet, es mochte 6 Uhr sein, auf dem der Avantgarde angewiesenen Wege voraus, um den General Schmidt aufzusuchen und dessen Befehle über das Eingreifen in das Gefecht entgegenzunehmen. Seine Richtung nahm er nach dem Schall des Geschützfeuers, welches sich aus der Ferne vernehmen ließ. Aber so schnell er auch ritt, so blieb ihm das Gefecht doch lange sehr fern, und er überzeugte sich, daß jener Ordonnanzoffizier sich in der Entfernung bedeutend geirrt habe. Statt nahe bei Sobotka, hatte es sich 1 Meile östlich der Stadt bei Woharitz entsponnen, war dann mit günstigem Verlauf für die Pommern bis zum Abschnitt bei Unter-Lochow fortgeführt worden und kam dort zum Stehen, weil der Feind diese Stellung mit seiner ganzen Kraft besetzt hatte, die Angreifer aber — die Avantgarde der Division Werder — nur ein paar Bataillone und eine Batterie zur Verfügung hatten und das Herankommen des Gros abwarten mußten. Unser Divisionskommandeur erreichte diesseits Woharitz die Chaussee und traf nah im Dorfe den General von Schmidt. Er meldete ihm, daß die 7. Division, trotz des größten Eifers, schnell heranzukommen, wegen der weiten Entfernung und der schwierigen Wege höchstens erst in einer Stunde zu erwarten sei. General von Schmidt erwiderte sehr ruhig, daß das Gefecht der Division Werder einen so sichern Fortgang nehme, daß sie es ohne Unterstützung zu Ende führen könne. Das Terrain, auf welchem gefochten wurde, zeigte ein muldenartig gebildetes Thal, das rechts und links von waldigen Höhen begleitet wurde. Seine Sohle war uneben und senkte sich nach rechts (südwärts) einer sumpfigen Niederung zu. Die Chaussee nach Gitschin fiel und stieg abwechselnd, am steilsten am Abschnitt bei Unter-Lochow. Das Gefecht wurde teils der Chaussee folgend, zu beiden Seiten derselben geführt, teils ging es an den waldigen Thalhöhen vorbei, am lebhaftesten, wie es schien, an der südlichen, da der Hauptdruck des Angriffs gegen den feindlichen linken Flügel geführt wurde.*)

*) In dem schon erwähnten Briefe vom 1. Juli schreibt Fransecky hierüber: „Die Pommern gingen frisch vorwärts, alle Bataillone und alle Kompagniekolonnen mit

Bei Lochow war das Geschütz- und auch Klein-Gewehrfeuer sehr lebhaft, und es gab dort auf beiden Seiten ansehnliche Verluste. Auch in der Richtung nach Nordost hörte man Kanonendonner. Dort kämpfte die 5. Division. Man sah aber nichts von deren Truppen. Nach dieser Überschau erschien es am zweckmäßigsten, die 7. Division so zu dirigieren, daß sie dem gegen die Werdersche Division kämpfenden Feinde in die linke Flanke käme, und der Divisionskommandeur schickte einen entsprechenden Befehl zurück. Aber die Truppen, die südlich der Chaussee marschierten, hatten ein von Ravins, Hohlwegen &c. vielfach zerrissenes und von hohem Getreide bedecktes Terrain zu überwinden, während die auf der Chaussee marschierenden durch die Bagage, Train- und Artilleriekolonnen des 2. Armeeorps aufgehalten wurden. Dabei wurde es bald dunkel, und endlich schwieg auch das Gefecht, so daß es sich nur noch darum handelte, ob der General von Schmidt nicht etwa noch besondere Absichten mit der Division hätte? Auf eine Anfrage darüber erfolgte die Antwort: die 7. Division möge nach ihrem Eintreffen bei Lochow Biwaks beziehen. Die ersten Truppen, welche ankamen, waren die 4 Batterien der Division, die, so lange es ging, auf der Chaussee im Trabe gefahren waren und in ihrem Eifer, noch zum Feuern zu kommen, an der Reserve-Artillerie des 2. Armeekorps vorbei eilten, ohne jedoch noch zum Ziel zu kommen.*) Nach Maßgabe, wie die übrigen Truppen der Division eintrafen — die Avantgarde etwa um 9, die andern gegen 10 Uhr — wurden ihnen die Biwaksplätze angewiesen; und zwar für die Avantgarde rechts der Chaussee nahe am

---

schlagenden Tambours. Die Offiziere, wie überall bei uns, immer an der Spitze, schwungvoll und beispielgebend. Die fechtenden Truppen zeigten sich so in glänzendem Gegensatz zu den Trains uud Lazarettabteilungen, welche ich an der Queue der Division im Begriff fand, umzukehren, weil „das Gefecht rückwärts gehe". Ich rief im Vorbeijagen den Kehrtmachern zu, sie sollten sich schämen, ohne Befehle von dannen zu fahren, es sei gar kein Grund zum Rückzug vorhanden, die 7. Division sei mit 12 Bataillonen und 24 Kanonen im Anmarsch begriffen. Dem General Schmidt, dem ich diese Wahrnehmung mitteilte, war solche sichtlich sehr unangenehm, er sagte sich aber gewiß dasselbe, was ich mir bei jenem Anblick gesagt hatte: „Die Trains und Bagagen sind immer und überall zum Ausreißen bereiter als zum Vorgehen." v. B.

*) In dem erwähnten Schreiben heißt es: „Es wurde immer dunkler, und meine Truppen, welche, wie ich später hörte, und wie ich im voraus überzeugt war, bis zur Atemlosigkeit sich anstrengten, um heranzukommen, sollten dies Ziel nicht erreichen, da das Gefecht bald schwieg, indem der Feind die Partie aufgab und bei schon eingebrochenem Abenddunkel nach Gitschin abzog. Meine Herren waren etwas vor dem Ende des Gefechts wieder bei mir eingetroffen, Major v. Krenski zuerst, der noch die letzten Scenen mit ansah und unterwegs die Freude gehabt hatte, drei Batterien von mir im schlanken Trabe auf der Chaussee heraneilen und an der im Schritt gebliebenen Reserveartillerie des 2. Korps vorbeifahren zu sehen, getrieben von den allen meinen Truppen in gleichem Grade beiwohnenden Eifer, wenn irgend möglich noch an den Feind zu kommen." v. B.

Westrande von Unter-Lochow, für das Gros südlich Woharitz, für die Reserve in geringer Entfernung hinter jenem. Obschon das helle Mondlicht — es war Vollmond — das Nachtdunkel bald aufklärte, so war es doch sehr schwer, sich auf den angewiesenen Plätzen zurecht zu finden und einzurichten.

Mit Sehnsucht erwarteten wir unsre bei Ober-Bautzen zurückgelassenen Proviantkolonnen und die in Sobotka ausgeschriebenen Lebensmittel. Aber jene Kolonnen konnten nicht herankommen, weil die Trains des 2. Korps sich vor ihnen befanden, und die wenigen Wagen, welche noch unbehindert aus Sobotka abfahren konnten, enthielten nichts als einige Säcke schlechten Tabaks und ungebrannten Kaffees, die zunächst zu nichts anderm als zu Ruhekissen für marode Fouriere und Trainsoldaten dienten. Unser Divisionsstab hatte nahe hinter der Avantgarde an dem Punkte, wo die Lebensmittel zur Abladung kommen sollten, also hart an der Chaussee und daher an einen wenig ruhigen Ort, sein Lager aufgeschlagen. Wenn das gestrige Nachtlager zu Bosin, in einem demolierten Wirtshause, ein sehr wenig erquickliches war, so suchte man für das heutige Biwak vergebens nach einem beschönigenden Namen. Ein Sattel unter dem Kopfe, eine Schabracke unter dem Leibe, den Paletot über sich, so lag man auf der Erde, der General und seine Offiziere nicht besser als ihre Trainsoldaten.*) General von Gordon und Oberst von Zychlinsky hatten es, wie sich am nächsten Morgen zeigte, glücklicher getroffen, indem sich für sie ein ausgehobener Thorflügel fand, der an eine Scheune gelehnt, ihnen ein vergleichsweise sehr behagliches Schlafgemach schuf. In eins der vorliegenden Häuser sich einzuquartieren konnte niemand einfallen, da diese sämtlich mit Verwundeten belegt waren. Die ersten Stunden der Nacht blieben andauernd sehr unruhig. In dem nahe nördlich der Chaussee gelegenen Wald befanden sich noch versprengte Österreicher, die sich der Gefangenschaft entziehen wollten und daher versuchten, ob sie im Walde selbst oder außerhalb unter dem Schutz der Dunkelheit sich davon machen könnten. Beim Heraustreten aus dem Walde stießen sie dann auf Artillerie vom 2. Armeekorps, welche nahe von unsrer Avantgarde ihr Biwak zwischen dem Walde und der Chausse aufgeschlagen hatte, und auf die Batterie Kühne von unsrer Division, die

*) Ich für meine Person," schreibt der General am 1. Juli, „legte mich ohne Stroh auf die Erde, unter mir eine Schabracke und als Kopfkissen ein Sattel, nahe einem ziemlich elenden Feuer und umgeben von einer zahlreichen Mannschaft, welche bis 2 Uhr nachts vergeblich auf den Lebensmittelempfang wartete, zu dem sie kommandiert, der aber nicht zu bewerkstelligen war. Ich schlief aber bei der furchtbaren Ermüdung doch schließlich fest ein und habe Übles von dieser nebenbei auch noch regenfeuchten Nacht nicht davon getragen." v. B.

durch ein Mißverständnis ebenfalls auf die nördliche Seite der Chaussee geraten war. Im Walde aber gerieten solche Versprengte mit Krankenträgern der Division Werder zusammen, die dort nach Verwundeten suchten. So ergaben sich denn sehr natürlich aus diesen Begegnungen noch unerwartete Feindseligkeiten; ja es fielen sogar ein paar preußische Krankenträger in feindliche Hände. Obschon nirgends gefeuert wurde, so erfuhr doch der Avantgarden-Kommandeur durch die, wie immer in der Nacht sehr vergrößerten Meldungen, daß die Artillerie des 2. Korps in ihrer linken Flanke nicht sicher sei, und traf durch Entsendung einer Kompagnie 67er Füsiliere Maßregeln, die endlich Ruhe schafften.

Am nächsten Frühmorgen, des 30. Juni, traf der sehnlichst erwartete Transport von Lebensmitteln aus Sobotka ein, aber leider in so geringem Maße, daß er für den wirklichen Bedarf auch nicht entfernt ausreichte. Denn es gab an Brot nur durchschnittlich 12 Stück für eine Kompagnie, ferner 8 Stück magere Kühe und Kälber für die ganze Division, sodann einige Fässer Wein und Branntwein, endlich ein Paar Säcke Reis und Kaffee. Das Herz that einem weh, wenn man die zum Empfang kommandierten Mannschaften mit erwartungsvollsten Gesichtern ankommen und dann mit ihrer so knappen Lieferung wieder abziehen sah. (Es sei noch hinzugefügt, daß der Erzähler an diesem Morgen seine eigene Erquickung nur in einem einzigen Schluck Wein aus dem Feldkessel einer Stabsordonnanz und einer Kruste Brot gefunden, daher wird man glauben, daß es auch beim Divisionsstab nicht schwelgerisch herging.) Unsre Pferde aber konnten besser verpflegt werden, da der umsichtige Unteroffizier der Stabswache in Unter-Lochow einige Heu- und Hafervorräte ausgewittert hatte, welche dann den Tieren sofort zu gute kamen.

Wir lagen noch ohne Befehl für das, was heute geschehen sollte, da, als sich hinter unserm Rücken, aus den Biwaks des Gros und der Reserve wiederholte Hurrarufe vernehmen ließen. Bald erfuhr man die Veranlassung. Prinz Friedrich Karl befand sich mit seinem Stabe auf dem Marsch nach Gitschin und passierte jene Biwaks. Er teilte den Truppen persönlich mit, daß unser Kronprinz mehrere große Siege über die Österreicher erfochten und die hannöversche Armee bei Langensalza kapituliert hatte; ferner, daß Seine Majestät der König der 7. Division telegraphisch Allerhöchst seinen Beifall über das Gefecht bei Münchengrätz habe ausdrücken lassen; endlich, daß die ganze Erste Armee nunmehr zur Vereinigung mit der Armee des Kronprinzen marschiere. Jene Hurras waren die Antwort auf diese frohe Botschaft. Als der Prinz sich dem Biwak der Avantgarde näherte, es mochte zwischen 6 und 7 Uhr sein, machte ihm der Divisionskommandeur die übliche Meldung und empfing mit dem Befehl: das Obige auch den Truppen der Avant-

garde mitzuteilen, zugleich die Weisung, mit der Division nach Podhrad abzumarschieren.

Die beiden Eskadrons unsers Husarenregiments, die am 28. zu dem Detachement des Oberstleutnants Heinichen hatten abgegeben werden müssen, um an der Rekognoszierung gegen Gitschin teilzunehmen, waren am gestrigen Abend kurz vor dem Beziehen des Biwaks wieder zu ihrem Regiment gestoßen. Sie hatten bei jener Rekognoszierung, welche die Anwesenheit von zahlreicher feindlicher Kavallerie mit Artillerie bei Gitschin feststellte, einen Verlust von 1 schwerverwundeten Husaren und 4 toten Pferden erlitten, sich aber um die Zurückschaffung eines preußischen Geschützes aus dem feindlichen Artilleriefeuer in bemerkenswerter Weise verdient gemacht. Dies war beim Rückzuge seiner Batterie, als letztes, auf ein Terrainhindernis gestoßen, welches mehrere Zugpferde stürzen machte. Diese Pferde gerieten dabei gegenseitig in die Stränge und verwickelten sich darin dergestalt, daß sie losgeschnitten werden mußten. Als sie dann wieder aufkamen und ein paar feindliche Granaten in ihrer Nähe einschlugen, liefen sie davon, verfolgt von den beim Geschütz noch befindlichen berittenen Kanonieren. Als der Major von Wittich, welcher die beiden zur Artilleriebedeckung bestimmten Husareneskadrons kommandierte, das Geschütz in dieser Lage sah, befahl er, daß einige Husaren herbeikämen, um es mittelst der Lassoanspannung zurückzuschaffen.

Die feindliche Artillerie mochte die dazu gemachten Anstalten wohl sehen, denn sie suchte sie durch Granatwürfe zu stören. Unsre Husaren aber ließen sich dadurch und durch die vorhin erwähnten Verluste nicht aus der Fassung bringen und hatten die Genugthuung, das Geschütz seiner Batterie, die mehr rückwärts eine neue Aufstellung suchte, wieder zuzuführen. Die Lassoanspannung, amerikanischen Ursprungs, und von einem preußischen Artillerieoffizier, dem jetzigen Hauptmann v. Prittwitz, früher in der Gardeartillerie-Brigade, jetzt beim 10. Feldartillerie-Regiment, kaum ein Jahr vorher unsrer Kavallerie gelehrt, sodann bei dieser zum stehenden Übungsgegenstand geworden, hatte sich somit hier als praktisch bewährt. Sie wird von den Magdeburgischen Husaren immer gern kultiviert werden, weil sie sie hier bei dieser Gelegenheit für praktisch befunden und sich mit ihr Ruhm erworben haben. Da die beiden Eskadrons sehr angegriffen und abgetrieben von dieser Expedition zurückgekehrt waren, so befahl der Divisionskommandeur, daß sie zu ihrer Erholung noch bis zum Nachmittag in dem Biwak bei Unter-Lochow verbleiben und dann erst der Division nach Podhrad folgen sollten.

Aber der Aufbruch der Division nach diesem Ort erlitt eine längere Verzögerung dadurch, daß erst noch die 6. Division Manstein vorbeigelassen werden mußte, die von Ober-Bautzen kommend, auf Gitschin

marschierte. Während sie defilierte, ritt auch der Prinz Albrecht (Vater) mit seinem Stabe an unserm Biwak vorüber und gab seinem Wohlwollen und seiner Teilnahme für die 7. Division herzliche Worte.

Es war schon gegen 9 Uhr morgens, als unsre Division endlich antreten konnte. Die Avantgarde folgte der Chaussee über Unter-Lochow bis zum Dorfe Wohawec und bog dann rechts ab, auf schlechten Querwegen über Bresina nach Wokschitz. Das Gros und die Reserve marschierten südlich der Chaussee über Wostrüschno auf Wokschitz.

Der Divisionsstab befand sich bei der Avantgarde. Der Himmel sah sehr heiter aus, und die Sonne ließ uns schon früh ihre sengenden Strahlen empfinden. Nach dem Passieren von Unter-Lochow stießen wir auf denjenigen Teil des gestrigen Schlachtfeldes, wo die Österreicher unsern Pommern besonders hartnäckigen Widerstand geleistet hatten. Die Leichen der Gefallenen lagen in großer Menge da, in den Chausseegräben Mann bei Mann; auf dem etwas hochgelegenen Felde links der Chaussee förmlich wie in Reih und Glied — fast ausschließlich nur Österreicher. Das Zündnadelgewehr hatte hier eine reiche Ernte gehabt. Daß die Artillerie nicht in demselben Maße mitgewirkt, war daran erkennbar, daß man nur wenige von jenen Verstümmelungen sah, die diese Waffe so furchtbar machen. Aber es boten auch die von dem Langblei des Gewehrs Niedergestreckten Bilder der grausigsten Art. Dort lag einer auf dem Rücken, die offengebliebenen Augen stier zum Himmel gerichtet, die Arme nach oben gestreckt, mit geballten Fäusten, als ob er nach Rache riefe. Da ein andrer noch das Gewehr in der Faust, das Gesicht verzogen und die Zähne weisend, wie im grimmen Zorn. Und hier einer, der unter dem Schmerz schwerer Unterleibswunden sich gekrümmt und so sein Leben ausgehaucht hatte. Doch es gab auch mildere Bilder des Todes. Einige wie schlafend, einige selbst mit den Zügen heiterer Verklärung. Ich werde aber nie jene Riesengestalt eines Soldaten vom Regiment König von Hannover vergessen, der mit dem Czako auf dem Kopf, dem Gewehr in der Hand, dem aufgesetzten Bart und dem korrektesten Sitz des Lederzeugs auf dem Rücken da lag, etwas schräg an einem Hang gebettet, wie eine umgeworfene Bronze-Statue, denn Gesicht und Hände sahen aus wie von Bronze und hatten in diesem Sonnenlicht selbst den Glanz von Bronze. Wieder anders als jene waren die Erscheinungen der Toten, welche in den Chausseegräben lagen. Die meisten waren mit ihren Mänteln bedeckt, so daß man die Gesichter gar nicht sah; manche lagen mit dem Gesichte auf dem Boden; einige hatten sich mit andern so zusammengeknäult, daß man nur den Klumpen sah, den ein von mitleidigen Kameraden in Eile darüber geworfener Mantel verhüllte. Es sah aus, als hätten diese Armen alle sich nach den Gräben geschleppt, um dort sich vor dem

Tode zu bergen, oder ihm ungestörter in die Arme zu sinken. Als wir bei Wohawec rechts von der Chaussee abbogen, bot sich uns der seltsame Anblick ganzer Reihen von österreichischen Tornistern, welche sehr regelmäßig abgelegt und ausgerichtet, von ihren Besitzern nicht wieder hatten aufgenommen werden können, als der Rückzug eiligst angetreten werden mußte. Ein neuer Beweis dafür, wie ernstlich man die Situation erwägen muß, ehe man sich zu der Maßregel des Tornisterablegens entschließt! In der Gegend von Bresina wurde unser Weg immer schlechter, indem er durch eine weiche Wiesenniederung führte und zuletzt eigentlich ganz aufhörte. Der Marsch wurde dadurch für die Artillerie und für alle Berittenen besonders beschwerlich und unangenehm, und als man an einen breiten Graben mit schlammiger Sohle und sehr weichen Rändern kam, wurde die ganze Kolonne gezwungen, Halt zu machen, bis eine Passage hergestellt war. Ich erwähne dieses an und für sich ganz gleichgültigen Umstandes nur, um anzuführen, daß wir zu einem von der Theorie zwar nicht als Brückenmaterial empfohlenen, hier aber doch ganz zweckentsprechend befundenen Mittel griffen, nämlich zu den in der Nähe aufgetürmten Heuhaufen, die von unsern Infanteristen mit einem solchen Eifer und solcher Geschwindigkeit an der Übergangsstelle in den Graben geworfen und darin so festgetreten wurden, daß die ganze Kolonne trockenen Fußes hinüber konnte. Aber auch jenseits war die Wiese bis an Wokschitz heran noch weich, und ein hart bei diesem Dorf gelegener Teich, worin wir unsre Pferde tränken wollten, hatte so gefährliche Ufer, daß die Tiere an einzelnen Stellen sogleich bis an die Knie einsanken und gar nicht ans Wasser kommen konnten.

Weshalb ich von dieser Bodenbeschaffenheit hier so viel Redens mache?

Ich bitte Sie, sich zu erinnern, daß die 7. Division nach dem Befehl des Oberkommandos vom 29. mittags schon am Abend dieses Tages möglichst bis Podhrad gelangen sollte; ferner, daß der Divisionskommandeur vor Ende des Gefechts bei Gitschin dem Gedanken an eine Operation in die linke Flanke des Feindes durch einen den Truppen entgegengeschickten Befehl Ausdruck gab; endlich, daß dieser Befehl wegen der inzwischen eingebrochenen Nacht und auf ausdrückliche Weisung des Generals von Schmidt nicht zur Ausführung kam. Aber es blieb immerhin die Frage offen, welche Wirkung wohl diese Operation gehabt haben würde, wenn sie trotz der Nacht und trotz der Erschöpfung der Truppen ausgeführt worden wäre? Und diese Frage gewann an Interesse, als man hörte, daß die sächsischen Truppen nach ihrer Niederlage vor Gitschin zum Teil auf der Chaussee nach Gitschinowes zurückgegangen wären, also ziemlich nahe an Podhrad vorbei. Da ließ sich leicht sagen:

O, wären wir doch an diesem Abend noch bis Podhrad marschiert! Ich weiß es nicht, aber es wäre doch möglich, daß uns diese Unterlassung bereits als ein Fehler angerechnet wurde oder noch angerechnet werden soll — denn die Kritik ist immer geschäftig, am geschäftigsten nach längst vollbrachter That. Und deshalb beschrieb ich vorhin das auf unserm Marsch berührte Terrain so genau, weil es für sich allein schon den Beweis liefert, daß ein Nachtmarsch darüber uns in große Verlegenheiten gebracht und mehr Zeit gekostet haben würde, als wir verlieren durften, um an den Feind zu kommen. Denn dieser zog etwa um Mitternacht eine Viertelmeile an Podhrad vorbei, während wir zu dieser Zeit höchstens jenes Weichland erreicht hätten, das unsrer Passage am hellen Tage so große Schwierigkeiten bereitete.

Bei Wokschitz stieß unsre Avantgarde mit dem Gros zusammen. Aber es waren dort vor uns schon ein paar Regimenter von der Kavalleriedivision Hann eingetroffen, die das Terrain über die Höhe von Podhrad hinaus aufklärten, und es kamen auch Truppen der 8. Division heran, so daß hier ein höchst verdrießliches Durcheinander entstand, aus dem man sich nur sehr schwer herauswinden konnte. Die Hauptschwierigkeit lag aber — um es nur zu gestehen — darin, daß in Wokschitz sich neben einem sehr stattlichen Schloß des Grafen Kinski ein Brauhaus befand, das in seinen Kellereien ganz unerschöpfliche Schätze des herrlichsten Bieres barg, und daß die ebenfalls dahin gehörigen Vorratshäuser auf ihren Böden eine solche Fülle von Hafer und anderm Getreide enthielten, daß keine Truppe vorbei wollte, ohne ihren sehr reichlichen Tribut bekommen zu haben. Man kann sich denken, wie schwierig bei jenem Zusammentreffen von drei Divisionen es war, die Empfänge und Verteilungen doch in einer gewissen Ordnung und Reihenfolge zu bewirken, die abgefundenen Truppen wieder auf ihre Wege zu bringen und dabei zugleich der Disziplin ihren Ernst zu erhalten. Indessen es ging, und die 7. Division kann sich rühmen, auch diese Probe im ganzen gut bestanden zu haben. Ein kleiner Zug hier nur noch von dem Ernst unsrer Disziplin. Wir haben im Park des Schlosses unter dem Schattendach einer Ulme Platz genommen, um auch uns an einem kühlen Trunk zu erfrischen. Da hören wir eine heulende und eine donnernde Stimme. Wir werfen den Blick nach der entsprechenden Richtung und sehen, wie ein Feldwebel einen Soldaten am Kragen dem nahe vor uns liegenden Schlosse zuführt. Der Soldat hat über dem Arm gehängt ein Stück Wäsche, das dem Schnee an Weiße gleicht und wegen dieser Eigenschaft selbst unsern Neid erregt, die wir doch mehr als viele unsersgleichen seither im stande gewesen waren, für eine der ersten Bedingungen des Wohlbehagens überhaupt und eine der größten Wohlthaten im Felde — für frische Wäsche — zu sorgen. Bei

näherm Nachsehen und direkter Anfrage ergab sich, daß der Soldat sich, trotz der davorgestellten Schildwache, ins Schloß verstiegen und aus einem offnen Schrank ein äußerst feines Hemd entnommen hatte, mit welchem er dann eiligst zu seiner Kompagnie zurückkehrte, um sich bei erster Gelegenheit einer sehr lang entbehrten Wohlthat teilhaftig zu machen. Der Mann war jetzt zwangweise auf dem Wege, um seine Beute wieder an ihren ursprünglichen Platz zu bringen, und hatte dabei noch eine strenge Strafe zu erwarten. Es war ein junger, unreifer Mensch, dem man nicht ansah, daß er einen so großen Wert auf Wäsche legte, und der sich auch der Schwere seiner That wohl nur wenig bewußt war. Natürlich konnte keine Rede davon sein, sich hier in die Justiz zu mischen, indes erregte seine augenscheinliche Bedürftigkeit doch unser Mitleid in dem Maße, daß wir, jeder für sich, im stillen für ihn hofften, er würde eine nicht ganz so strenge Beurteilung und Verurteilung erfahren, als der kalte Wortlaut des Gesetzes in Aussicht stellte.

Da das Dorf Podhrad sehr nahe vor uns lag, auf ziemlich steiler und kahler Höhe, so wurde nur die Avantgarde dahin vorgeschoben, während Gros und Reserve Befehl erhielten, bei Wokschitz ihre Biwaks zu etablieren. Der Divisionsstab folgte der Avantgarde nach Podhrad. Der Ort sah mit seinen vereinzelt stehenden Häusern ziemlich armselig aus; die Einwohner waren sämtlich geflohen und hatten außer ihren Gänsen nichts zurückgelassen, was eßbar war. Da auch unsre Proviantkolonnen noch immer fehlten, so blieb nur übrig, Jagd auf jene Tiere zu machen, die, wie überall in Böhmen, auch hier in großer Zahl im Freien herumliefen und heute wohl zu Hunderten in den Kochkesseln unsrer Soldaten endeten. Denken Sie aber, wenn Sie uns etwa im Geiste bei der Zubereitung dieses Mahls belauschen, nicht an die Delice einer fetten Martinigans, an welche eine Köchin ihre ganze kulinarische Kunst setzte. Unsre Gänse wanderten ohne irgend welche Zuthat, ja zum Teil selbst ohne Salz, in den wassergefüllten Kessel und boten nach ihrer Abkochung einen Genuß, für den ich selbst durch eine genauere Beschreibung Ihren Neid nicht erregen würde.

Um ½ 1 Uhr mittags war ein Befehl des Prinzen Friedrich Karl aus Gitschin, wo er sein Hauptquartier genommen hatte, eingelaufen, daß die Truppen in ihren gegenwärtigen Stellungen abkochen, dann aufbrechen und sich mit der Zeit dazu so einrichten sollten, daß sie abends 8 Uhr auf der Linie Butowes — Konetzchlum — Chotec und dahinter Stellung genommen haben könnten, die 7. Division bei Konetzchlum.

Hinzugefügt war diesem Befehl noch für die 7. und 8. Division die Weisung, bei ihrem Marsch Gitschin nicht zu berühren, und für alle Truppen die Bestimmung, daß dieselben am nächsten Morgen 4 Uhr in ihren Biwaks zum Aufbruch bereit stehen und um 3 Uhr Offiziere

zum Befehlsempfang und mit den Meldungen über etwaige Ereignisse in der Nacht nach Gitschin senden sollten. Am Schluß hieß es wörtlich:

„Nach Nachrichten über den Feind soll derselbe sich mit allen Truppengattungen auf Horitz zurückziehen und auf Podiebrad.“

Ein Blick auf die Karte zeigt uns, daß die erste Armee sich mit ihrem heutigen Marsch auf und zu beiden Seiten der großen Straße von Gitschin nach Königgrätz, 4 1/2 Meilen von dieser Festung und von der Elbe entfernt, aufstellte und sich der Armee des Kronprinzen bei Königinhof und Arnau bis auf nur noch vier Meilen näherte. Man konnte jetzt schon ahnen, daß das Zusammentreffen mit der feindlichen Hauptmacht nicht mehr lange auf sich warten lassen würde; daß solches aber diesseits der Elbe stattfinden könnte, glaubte niemand. Die Division trat um 4 Uhr nachmittags ihren Marsch nach Konetzchlum an. Das zur Vermeidung von Stopfungen uns erteilte Verbot, Gitschin zu berühren, zwang uns zu Anfang, die abscheulichsten Transversalwege einzuschlagen und durch deren Zickzacks wohl eine ganze Meile mehr zu machen, als die Entfernung auf den geradern Hauptstraßen betrug. Der Marsch, in zwei Kolonnen angeordnet, ging bis zur Königgrätzer Chaussee und auf dieser und auf Parallelwegen nach Kovac (Avantgarde), Konetzchlum (Gros), Kamenitz (Reserve). Bemerkenswert auf diesem Marsch war zunächst das Passieren von verlassenen sächsischen Biwaks zwischen Podhrad und Cejkowitz, welche aus den überall umherliegenden Bierfässern, unzerteilten Fleischmassen und ganzen Haufen von Gänsefedern auf sehr ergiebige Razzias nach den Wokschitzer Kellern und Ställen und gegen die Gänse der ganzen Umgegend schließen ließen. Ferner war bemerkenswert der Anblick von Gitschin, das wir etwa eine Viertelmeile südwärts und ostwärts umgingen, und der unsern Generalstabsoffizier sich in die Rolle des Max Piccolomini versetzen ließ, indem er ihm die auf Wallenstein bezüglichen Worte nachsprach:

„Er hat genug für seinen Ruhm gethan,
Kann jetzt sich selber leben und den Seinen.
Auf seine Güter wird er sich zurückziehen,
Er hat zu Gitschin einen schönen Sitz.“

Aber wir sahen leider von diesem schönen Sitz nichts als die Zinnen — wir hielten sie wenigstens dafür — des alten Schlosses, welche aus der Häusermasse der Stadt emporragten. Dagegen traten die noch rauchenden Trümmer der niedergebrannten Dörfer nördlich von Gitschin uns klar vor Augen.

Zuletzt traten noch Kreuzungen mit Truppen einer andern Division auf der Königgrätzer Straße ein, die den auf den schlechten Wegen schon gehabten Zeitverlust um so viel vermehrten, daß wir statt um

8 Uhr abends erst gegen Mitternacht unsre Biwaksplätze erreichten. Die Truppen waren sehr erschöpft, hatten nichts mehr zur Verpflegung bei sich, und konnten auch in der Nacht natürlich aus den betreffenden Ortschaften nichts requirieren. Um das Maß der Leiden voll zu machen, mußte es unsern Proviantkolonnen, die endlich die Fährte der Division aufgefunden hatten, passieren, daß sie bei nächtlichem Dunkel von fremden und von einzelnen eignen Truppenteilen angehalten und genötigt wurden, ihre Brotvorräte herzugeben, so daß sie nichts mehr als Kaffee, Reis und Salz zu bieten hatten, deren Verteilung für den andern Morgen vorbehalten blieb.

Es war äußerst erwünscht, daß der Oberkommandobefehl, wonach schon um 4 Uhr morgens alles wieder aufbruchbereit sein sollte, aufgehoben und dies uns so zeitig bekannt wurde, daß den Truppen die volle Nachtruhe gelassen werden konnte. Wann aber am nächsten Tage weiter marschiert werden sollte und wohin, blieb noch unbekannt.

Der Divisionsstab nahm sein Quartier in Kamenitz, in einem Schlosse des Fürsten von Trautmannsdorf. Die dazu gehörigen Gebäude und das Dorf selbst boten auch dem größten Teil der Truppen der Reserve erwünschte Unterkunft. Der Fürst Trautmannsdorf bewohnt das genannte Schloß nur zu gewissen Zeiten im Jahre und war natürlich zu unsrer Zeit nicht anwesend. Dagegen fanden wir einen ziemlich beflissenen Schloßverwalter vor, der von dem, was die österreichischen Truppen bei ihrem Durchzuge an Verpflegungsmitteln übrig gelassen, uns wenigstens so viel bot, daß wir einer gewaltsamen Forderung überhoben blieben. Ein auf dieser Herrschaft befindliches, wie wir später hörten, nicht unbedeutendes Gestüt, war, es mag dahingestellt bleiben, ob schon von den Österreichern oder erst von uns, beiseite geschafft und zwar so spurlos, daß die Hoffnung, hier unsern ersatzbedürftigen Batterien und Trains durch eine entsprechende Requisition helfen zu können, von vornherein aufgegeben werden mußte. Daß zwei invalide Schimmel, welche bei Revision der sehr weitläufigen und schönen Stallungen allein vorgefunden wurden, nicht berücksichtigt wurden, dürfte uns als besondere Großmut nicht angerechnet worden sein. Der nächste Tag, der 1. Juli, war ein Sonntag.

Wir hatten bis über den Mittag hinaus auf den Befehl des Oberkommandos für den Weitermarsch zu warten und benutzten diese Zeit gern, die einen zur weitern Pflege und Ruhe, zu welch letzterer die sehr behagliche Einrichtung des Schlosses überall einlud, die andern zur Erledigung aufgesammelter Geschäfte und Korrespondenzen*).

---

*) General von Fransecky benutzte die kurze Muße, um den schon mehrmals angeführten Brief an seine Gattin zu schreiben, der durch die um Mittag eintreffende

Um 1 Uhr nachmittags traf eine Marschordre ein, die die Armee zwei Meilen näher an die Elblinie bei Königgrätz bringen und sie damit der kronprinzlichen Armee um ebensoviel nähern sollte. Die neue Aufstellung war:

I. In vorderster Linie:

Rechter Flügel: 8. Division (Horn) bei Gutwasser. Kavalleriedivision Hann davor bei Baschnitz.

Centrum: 7. Division (Fransecky) bei Horitz.

Linker Flügel: 6. Division (Manstein) bei Miletin; Kavalleriedivision Alvensleben bei Klein-Miletin und Widon.

II. In 2. Linie:

Rechts: das 2. Armeekorps hinter der 8. Division bei Domoslawitz und Wostromer.

Links: 5. Division (Tümpling) hinter der 6. bei Dobes.

III. In 3. und 4. Linie:

Die Artilleriereserve des 4. Armeekorps bei Holowous hinter der 8. und 7. Division, die Artilleriereserve des 3. Armeekorps bei Belobrad hinter der 6. Division.

Die Elbarmee (v. Herwarth) sollte suchen, heute noch Smidar zu erreichen ($1\frac{1}{2}$ Meilen südwärts Horitz) und die Garde-Landwehrdivision v. Rosenberg näher an sich heranzuziehen*). Die Truppen der ersten Armee sollten sich so einrichten, daß sie ihre Märsche um 3 Uhr nachmittags beginnen könnten, nachdem zuvor abgekocht worden.

Von den drei Divisionen der vordersten Linie sollten die 8. ihre Avantgarde gegen Königgrätz, die 7. die ihrige bis Josephstadt**) vorschieben, die Divisionskavallerie der 5. und 6. Division sollte nach Königinhof und in der Richtung auf Josephstadt rekognoszieren.

Außerdem war bestimmt, daß die Bagage überall bis gegen Abend in den bisherigen Stellungen verbleiben sollte; ferner war die Notwendigkeit angedeutet, auf die Beschaffung der erforderlichen Fahrzeuge

---

Marschordre unterbrochen und daher erst am 4. Juli auf dem Schlachtfelde von Königgrätz beendet wurde. In diesem Briefe ist noch folgende Stelle bemerkenswert: „Seit dem Siege bei Gitschin habe ich die verstärkte Überzeugung, daß unsre Truppen moralisch sehr viel besser sind als die österreichischen, und daß wir auch taktisch durch unsre vorzüglichen Feuerwaffen und die Intelligenz und die Ambition unsrer Offiziere mehr leisten als jene. Somit sehe ich mit großer Ruhe und Zuversicht den kommenden Ereignissen entgegen. Mir scheint eine große Hauptschlacht in naher Aussicht, und ich ersehne sie mit der ganzen Armee in der Hoffnung auf Sieg!"

*) Wir hörten in diesem Befehl zum erstenmal, daß das 1. Reservekorps (aus Landwehrtruppen zusammengesetzt unter General v. d. Mülbe) uns so nahe sei.

**) Über den Ausdruck „bis Josephstadt" erfolgt weiter unten eine nähere Auseinandersetzung. v. B.

für Verwundete bedacht zu sein; und endlich wurde den Truppen auch „von heute an" eine Erhöhung der täglichen Verpflegungsportion um 1/4 Pfund Fleisch und 1/2 Lot Kaffee gewährt.

Wenn die Möglichkeit einer regelmäßigen Durchführung dieser letztern Gewährung zwar wohl stark bezweifelt werden konnte, so war in ihr, wenn man die beiden andern Bestimmungen wegen der Bagage und Verwundetenwagen hinzunahm, doch etwas ausgedrückt, woran minder zu zweifeln war, nämlich die Voraussicht eines sehr nahen Zusammentreffens mit dem Feinde! Aber viel sicherer noch dafür, daß der entscheidende Moment gekommen, sprach der Schlußsatz des Befehls:

„Es wird zur Kenntnis der Truppen gebracht, daß Seine Majestät der König heute nachmittag nach Gitschin kommen werden*)."

Den Jubel, den diese Nachricht in unserm Kreise hervorrief, und den sie erregte, als sie den auf dem Marsch befindlichen Truppen bekannt gemacht wurde, begreift jedes preußische Herz! — Wir mußten das Schloß zu Kamenitz bald verlassen, da der Prinz Friedrich Karl es zu seinem Hauptquartier erwählt hatte und sein Eintreffen nahe bevorstand.

Der Marsch nach Horitz wird jedem von uns noch lange in Erinnerung bleiben wegen der gehobenen Stimmung, in der alles sich befand, die auch weder durch ein abermaliges Kreuzen mit einer andern Division, das uns zu einem langen Stillstand nötigte, noch durch einen heftigen Regenguß vermindert werden konnte, der uns bald nachher überfiel. Überdies machte uns nach seinem schnellen Aufhören die warme Luft auch schnell wieder trocken. Es war bei diesem Marsch eine bis dahin von uns schon lange nicht mehr gesehene Erscheinung, daß die Bewohner der an der Straße liegenden Dörfer sich überall sehr zahlreich an der Chaussee eingefunden hatten, um uns vorüberziehen zu sehen. Wir freuten uns über dies Zutrauen, und wenn wir dies diesen nur tschechisch sprechenden Menschen auch nicht mündlich ausdrücken konnten, so erkannten sie doch wohl an unsern freundlichen Grüßen und Zurufen, daß wir sie gern sahen. Da es — wie schon früher bemerkt — Sonntag war, so hatten diese Leute überall ihren besten Staat angethan, der nicht gerade besonders national, aber doch in einer Hinsicht sehr eigentümlich war. Das schöne Geschlecht hatte nämlich vor den Männern, die sämtlich Stiefel trugen, das Prärogativ voraus und

*) Der König gab die Absicht, noch am 1. nach Gitschin zu gehen, noch wieder auf und blieb in Sichrow, da es den Anschein gewann, als ob die nächsten Tage noch nicht zu einer Entscheidung führen würden. Nur Moltke ging mit dem Oberquartiermeister v. Podbielski und dem Major Grafen Wartensleben noch am 1., abends nach Gitschin voraus. v. B.

schien darauf zu halten, nichts bloß Alltags, sondern auch Sonntags in der allernatürlichsten Chaussure, also barfüßig, zu erscheinen, was gegenüber dem übrigen, recht saubern Kostüm, nämlich dem hellfarbigen, gestreiften und faltenreichen kurzen Rock, sich allerdings etwas seltsam ausnahm.

Unsre Division sollte nach dem Wortlaut des Tagesbefehl des Oberkommandos ihre Avantgarde bis Josephstadt vorschieben. Das war wegen der weiten Entfernung und aus andern naheliegenden Gründen nicht möglich, konnte daher nur ein Schreibfehler sein und sollte natürlich nichts andres heißen, als so weit wie möglich gegen Josephstadt. So faßte der Divisionskommandeur dies auf und bestimmte daher, daß die Avantgarde sich bei Gr.-Jeritz aufstellen, das etwa eine halbe Meile weiter vorwärts gelegene Dorf und Schloß Cerekwitz mit einem genügend starken Detachement besetzen und von dort aus das Terrain gegen Josephstadt und Königgrätz hin thunlichst weit aufklären lassen sollte. Das Gros und die Reserve der Division wurden nach Horitz — hierhin das Divisionsstabsquartier — und den nächsten Dörfern gelegt. Der Kommandeur der Avantgarde, General von Gordon, bestimmte das Füsilierbataillon 27. Infanterieregiments und eine Eskadron Husaren zur Besetzung von Cerekwitz und übertrug das Kommando auf diesem Posten dem Obersten v. Zychlinski, der von Gr.-Jeritz aus ohne Aufenthalt dahin abmarschierte.

Es wurde nach dem Einrücken in Horitz bald dunkel. Die Behörde und viele notable Leute der Stadt waren geflüchtet, und ein jüdischer Arzt hatte, wie er es nannte, „die Diktatur in die Hand genommen", die er, wie bald zu sehen war, mit vieler Umsicht und Energie übte. Die Truppen wurden schnell untergebracht, auch geschah für die Verpflegung das Mögliche. Vom Feinde erfuhr man in der Stadt nichts, was der Beachtung wert war. Die dort vorgefundenen österreichischen Verwundeten rührten teils aus dem Gefecht bei Gitschin, teils aus dem bei Trautenau her. Sie wußten aber natürlich nicht anzugeben, wohin ihre Korps gezogen waren. Die Nacht verging für die hintern Abteilungen ruhig, weniger für die bis Cerekwitz vorgeschobene Abteilung der Avantgarde, wo inzwischen wichtige Beobachtungen über den Verbleib des Feindes gemacht waren. Oberst von Zychlinski war noch am Abend des 1. Juli bis Gr.-Jeritz vorgerückt. Geführt von einem deutsch redenden Mann aus Gr.-Jeritz, erfuhr er schon auf diesem Marsch die Nähe des Feindes, denn es wurde auf seine vor- und seitwärts geschickten Husarenpatrouillen geschossen. Aber die bereits eingebrochene Dunkelheit ließ ihn Näheres nicht erkennen. Nach dem Passieren des Dorfes Trebowetz gewahrte er mächtige Biwakfeuer vor sich. Er hielt diese für preußische — der 8. Division oder der Elb-

armee. In Cerekwitz bei voller Nacht angekommen, besetzte er das dortige, hochgelegene und von einer Mauer umgebene Schloß und das hart südlich davor liegende Dorf und sicherte sich durch Feldwachen auf den Straßen nach Königgrätz und Josephstadt. Er hatte nur noch sein Füsilierbataillon und zwei Husarenordonnanzen bei sich, da die Eskadron — infolge eines Mißverständnisses — bei Gr.-Jeritz zurückgeblieben war und ihre Patrouillen sich ebenfalls dorthin zurückgezogen hatten. Bald war er über die gesehenen Biwaksfeuer durch einen, wie es schien ebensogut orientierten als zuverlässig scheinenden Mann des nähern belehrt. Es waren nicht preußische, sondern österreichische, und bezeichneten ein großes Lager bei Lipa (etwa Dreiviertelmeilen südlich Cerekwitz), wo sich am Nachmittage dieses Tages Truppen vereinigt hatten, die einesteils von 8 Uhr morgens bis 3 Uhr nachmittags in unaufhörlichem Zuge von Gr.-Bürglitz durch Cerekwitz marschiert, anderenteils von Königgrätz gekommen waren. Der Oberst schickte diese hochwichtige Meldung noch in der Nacht an den General von Gordon. Dieser sandte sie nach dem Divisionsstabsquartier in Horitz, von wo sie sofort noch in der Nacht in das Stabsquartier des Prinzen Friedrich Karl nach Kamenitz weiterging. Hier langte sie am 2. morgens 5 Uhr an. Am Frühmorgen des 2. Juli ließ sich die Lage deutlicher übersehen. Das feindliche Lager bestand noch, und dessen Vorposten hatten eine Aufstellung inne, die das Dorf Cerekwitz in einem Halbkreis umgaben, der durch die Orte Cernutek, Hnewcowes, Benatek und von dort weiter nordöstlich gewendet, zu bezeichnen ist. Der Posten von Cerekwitz war hiernach äußerst exponiert. Sehr zweckmäßigerweise hatte General von Gordon auf jene Meldung am Morgen das 2. Bataillon 27. Infanterieregiments nach Trebowitz vorgeschoben, von wo der Oberst von Zychlinski es nach Cerekwitz heranzog; auch traf daselbst um ½ 7 Uhr morgens die am vorigen Abend bei Gr.-Jeritz zurückgebliebene Husareneskadron ein. Der Oberst, in richtiger Erkenntnis seiner Lage und in einer Auffassung seiner Aufgabe, die seiner Einsicht ebensowohl, als seiner immer frohen Zuversicht zu sich selbst und zu seinen Truppen entsprach, richtete das Schloß durch Verrammelungen, Einschlagen von Schießscharten 2c. zur Verteidigung ein, verstärkte und erweiterte seine Vorpostenlinie, suchte die Verbindung mit den Nachbardivisionen auf und war darauf bedacht, durch fleißiges Patrouillieren, sowie durch beständig scharfe Beobachtung vom Turm der Schloßkirche aus sich über die Stärke und Aufstellung des Feindes immer mehr zu unterrichten und vor einer Überraschung oder Überrumpelung sich zu sichern. Zugleich unterließ er aber auch nicht, durch Übersendung der wichtigsten Meldungen, die ihm von seinen Vorposten und den zur Rekognoszierung und Aufsuchung der Verbin-

dungen nach rechts und links abgesendeten Husarenoffizieren zugingen, den General von Gordon zu unterrichten. Dieser schickte diese Meldungen sehr schnell an den Divisionskommandeur nach Horitz. Die erste kam vom Leutnant von Heister des Husarenregiments, der morgens 7 Uhr mit 15 Husaren vom Oberst von Zychlinski mit dem Auftrage abgeschickt worden war, die Verbindung mit der 8. Division aufzusuchen, dann auf der Straße gegen Lipa den Feind zu rekognoszieren und etwa über Benatek zurückzukehren. Dieser Offizier entledigte sich dieses Auftrages mit so vieler Kühnheit und Intelligenz und solchem Erfolg, daß es wohl von Interesse ist, wenn ich seinen späterhin darüber erstatteten Bericht hier wörtlich folgen lasse:

„Am 2. Juli, morgens gegen 7 Uhr, erhielt ich in Cerekwitz vom Herrn Oberst von Zychlinski — Kommandeur der Vorposten — den Befehl, mit einem Detachement von 15 Pferden in südwestlicher Richtung die 8. Division aufzusuchen, dann auf der Straße gegen Lipa den Feind zu rekognoszieren und etwa über Benatek zurückzukehren.

Beim Vorgehen auf Hnevoves erfuhr ich, daß dieser Ort nachts von feindlichen Jägern besetzt gewesen, suchte ihn ab und ritt, das Detachement dort stehen lassend, mit einem Mann nach Sowietitz, hierbei erblickte ich jenseits des Baches nordöstlich Sadowa ein größeres Biwak und wurde von Jägervorposten am Bach beschossen; Sowietitz fand ich nicht besetzt und sah eine Kolonne, wie es mir schien, Wagen, von dort auf Sadowa ziehen. In der Absicht, diese zu erlangen, holte ich mein Detachement und folgte im raschen Tempo, — befand mich aber plötzlich circa 500 Schritt vor einem feindlichen Biwak, indem ich zunächst mehrere Eskadrons aufgesessen, dahinter Infanterie übersah, — ich ging sofort hinter die nächste Höhe nördlich und schien unentdeckt geblieben zu sein. Ich beschloß nun, womöglich eine feindliche Feldwache von rückwärts zu überfallen, marschierte wie im Frieden und gab uns den begegnenden Einwohnern für Sachsen aus. Von ihnen erfuhr ich, daß Jäger in Ober-Cernatek standen, konnte aber die Anzahl derselben nicht verstehen. Näher kommend gewahrte ich ein Piket, 300 Schritt westlich des Orts auf der Höhe, das nicht zu wissen schien, wofür es mich zu halten hätte. Als ich halb verdeckt mich dem Ort auf 100 Schritt genähert, feuerte ein Doppelposten; gefolgt von den drei nächsten Pferden jagte ich auf das Piket los, um es zu verhindern, Knäuel zu formieren, doch waren schon 80—100 Mann stark gesammelt und begannen unregelmäßig auf 20 Schritt zu feuern; mein Pferd, verwundet, wollte nicht hinein, sondern jagte auf wenige Schritte rechts vom Feinde vorbei, erhielt noch einen Schuß, während ein dritter durch das Vordergepäck ging. Von den drei mir folgenden Pferden wurde eins durch die

Nase geschossen, der Haupttrupp hatte sich etwas weit links gehalten. Rechts des Pikets feuerte auf 200 Schritt Entfernung die andre Hälfte der Jägerkompagnie. Vor der Front zwang ich zwei zum Knäuel zurückeilende Jäger, die Gewehre fortzuwerfen und brachte sie und einen Mann, der, mit dem Gepäck gerutscht, neben seinem Pferde herlief, im vorliegenden Walde unter starkem Feuer in Sicherheit. Die Gefangenen waren vom 34. Jägerbataillon des 3. Korps, Erzherzog Ernst. Die Meldung des Vorgefallenen, ferner, daß in Klenitz 2 Kompagnien Jäger ständen, schickte ich nach Cerekwitz, — 1 Unteroffizier und 3 Pferde nach Wostrowes zum Aufsuchen der 8. Division, welche Patrouille ihren Auftrag ausführte und 1 Gefangenen einbrachte; ich selbst marschierte über Raschin, wo ich unsre Vorposten traf, über Unter-Cernatek nach Cerekwitz zurück."

Die in diesem Bericht erwähnte Meldung lief etwas nach 11 Uhr vormittags in Horitz ein.

Es war ihr folgende Nachschrift angehängt.

„Die feindlichen Vorposten scheinen sich zurückzuziehen. 8. Division noch nicht gefunden, bei Klenitz auch einige feindliche Kompagnien."

Der Divisionskommandeur schickte auch diese Meldung sofort an den Prinzen nach Kamenitz und beschloß sodann, sich eiligst zu seinen Vorposten zu begeben, um sich mit eignen Augen von den dortigen Verhältnissen zu überzeugen.

Aber noch ehe er zu Pferde gestiegen war, traf der Major von Unger vom Generalstabe des Prinzen Friedrich Karl bei ihm ein,*) welcher sich beauftragt meldete, zu dem General von Horn zu reiten, um zu erfahren, was dort über den Feind bekannt geworden sei und auch persönlich den Gegner zu rekognoszieren. Der Divisionskommandeur orientierte den Major über die Aufstellung der 7. Division, teilte ihm die bis jetzt über den Feind eingelaufenen Meldungen mit und ersuchte ihn, den General von Horn aufzufordern, seine Vorposten mit den unsrigen in Verbindung und etwa gleiche Höhe zu bringen, auch bei einem etwaigen Angriffe des Feindes**) gegen unsre Avantgarde unterstützend in deren Gefecht einzugreifen.

Nachdem der Major von Unger abgeritten war,***) eilte der Divisionskommandeur nach Gr.-Jeritz. Er fand den General von Gordon auf

*) In der Darstellung des Militär-Wochenblattes über die Erkundungen am 2. Juli 1868, S. 82, ist als Zeit des Eintreffens des Majors v. Unger beim General v. Fransecky zwischen 11¼ und 11½ Uhr angegeben. Nach einem Briefe des Majors v. Unger an den General vom 4. 12. 1866 war es aber schon zwischen 10 und 11 Uhr. v. B.

**) Nach dem erwähnten Briefe des Majors v. Unger erwartete General v. Fransecky jedoch keinen Angriff des Gegners. v. B.

***) Um 11 Uhr nach Angabe des Majors v. Unger. v. B.

einem hochgelegenen Felde eben beschäftigt, dem Chef der Avantgardenbatterie eine Aufnahmeaufstellung anzuweisen, für den Fall, daß der Feind einen Angriff auf Cerekwitz unternehmen, und es nicht möglich sein sollte, dem Obersten von Zychlinsky dorthin Unterstützung zu bringen. Auch der Kommandeur des 66. Regiments war zur Stelle, um wegen einer etwaigen Unterstützung der Avantgarde sich zu erkundigen. Die von dem General von Gordon beabsichtigten Maßregeln sowohl für eine unmittelbare Unterstützung des Obersten von Zychlinsky durch ein Vorgehen des Gros der Avantgarde gegen Cerekwitz als für eine Aufnahme waren nur zu billigen; doch erschien es bei der so weit vorgeschobenen Lage von Cerekwitz allerdings schwierig, diesem Posten rechtzeitig Hilfe zu bringen. Es kam daher darauf an, über die Möglichkeit, diesen Ort zu behaupten, schnell klar zu werden, und der Divisionskommandeur ritt deshalb sofort nach Cerekwitz, während der General von Gordon bei Gr.-Jeritz zurückblieb.

Das Schloß Cerekwitz, weithin sichtbar auf beherrschender Höhe, nahm sich schon in der Ferne sehr stattlich aus und erschien um so einladender, je näher man kam. Wer sich aber darin befand, war in seinen vorherigen Erwartungen übertroffen. Das Hauptgebäude zweistöckig mit langer Front, vielen Fenstern, großem Balkon und einem offenen Portal, dessen Wände und Wölbungen mit alten Ritterwaffen, Harnischen, Helmen u. s. w. behängt waren; eine Kirche mit Turm als Flügel angeschlossen; mehrere große Wirtschaftsgebäude, Ställe, Garten- und Treibhäuser, den Vorplatz und den Hof des Schlosses umgebend. Ein hübscher Blumengarten und Rasenplatz auf der Rückseite des Schlosses unmittelbar daran stoßend, ein Park in einiger Entfernung. Eine hohe Mauer mit Thor den großen Hof umschließend und das Schloß rückwärts abschließend. Das Innere des Schlosses sehr luxuriös und behaglich zugleich eingerichtet; auch Verpflegungsvorräte, selbst lukullischer Art, genügend vorhanden. Zwar war die Herrschaft, eine verwitwete Baronin v. Kleeborn, nicht anwesend, aber gewandtes und bereitwilliges Dienstpersonal genug vorhanden, um die Sorge für die zahlreichen Gäste zu übernehmen, die sich dort gestern abend uneingeladen eingefunden hatten. Auch für die Mannschaften gab es im Schlosse und im Dorfe zu essen und zu trinken genug, und die langen Korridore und Erdgeschosse des Schlosses, sowie die nächsten Scheunen boten gute Unterkunftsräume für ein ganzes Bataillon und die Eskadron.

Als der Divisionskommandeur dies alles sah und hörte, begriff er leicht die frohe und unbefangene Stimmung, die trotz der bedrohlichen Nähe des Feindes hier herrschte.

Das Schloß war wirklich gut zu verteidigen, den Truppen fehlte es an nichts, das Kommando war in den besten Händen. Um sich nach

dem Feinde umzusehen, bestieg der Divisionskommandeur in Gemeinschaft mit dem Obersten von Zychlinski und einigen Offizieren den Kirchturm, und gewahrte in der Richtung über Benatek nach Lipa hin den Rauch von Biwaksfeuern, jedoch nichts von Truppen. Die etwas trübe Luft war der scharfen Beobachtung hinderlich. Der Oberst teilte aus den Wahrnehmungen, die vorher gemacht worden waren, noch das Wichtigste mit, nämlich, daß zwei unabsehbare Wagenkolonnen auf der Straße nach Königgrätz zurückgefahren seien. Das gab dem hier schon früher genährten Glauben, daß es sich auf der feindlichen Seite nur um eine große Fouragierung und um deren Deckung handle, einen neuen Grund. Aber es war und blieb doch immerhin denkbar, daß der Feind das Schloß angreifen würde, um sich die so nahen Beobachter vom Halse zu schaffen, und es wurde natürlich dieser Fall und die etwaige Notwendigkeit, den Posten zu räumen, in Erwägung gezogen. Der Oberst hatte indes ein so unbedingtes Vertrauen auf die Stärke seiner „Festung" und auf die Bravour seiner Soldaten, daß er inständigst bat, ihn unter allen Umständen daselbst zu belassen. Der Divisionskommandeur stimmte zu und verließ das Schloß mit der Zuversicht, es nicht zu verlieren.

Nach Horitz zurückgekehrt, war es dem General sehr erfreulich, die Meldung von dem soeben erfolgten Eintreffen des 1. Bataillons 66. Regiments, das am 28. Juni in Turnau hatte zurückgelassen werden müssen und dort von einem Bataillon des 2. Armeekorps abgelöst worden war, zu empfangen. Bei einer Division von nur 12 Bataillonen fällt, wenn man dem Feinde gegenübersteht, ein fehlendes Bataillon schon sehr ins Gewicht.

Etwa zwischen 3 und 4 Uhr kam eine neue wichtige Meldung vom Obersten v. Zychlinski, durch General von Gordon geschickt, in Horitz an.

Der um 7 Uhr morgens zum Rekognoszieren ausgesandte Leutnant v. Heister hatte bei seinem kühnen Ritte bis an und in die feindlichen Vorposten, wie erwähnt, zwei österreichische Jäger vom 34. Jägerbataillon des 3. Korps gefangen mit sich geführt. Diese beiden Jäger wurden verhört, und nach ihrer Aussage befand sich das ganze 3. österreichische Korps bei Sadowa.*)

Auch diese Meldung wurde sogleich nach Kamenitz abgeschickt. Außerdem waren noch Meldungen eingelaufen, welche die Herstellung der Verbindung rechts mit der 8., links mit der 6. Division konstatierten, was für uns zu wissen natürlich sehr wichtig war.

Etwa gegen ½5 Uhr nachmittags kam der Major von Unger von seinem Ritt zum General von Horn zurück. Er hatte, begleitet von

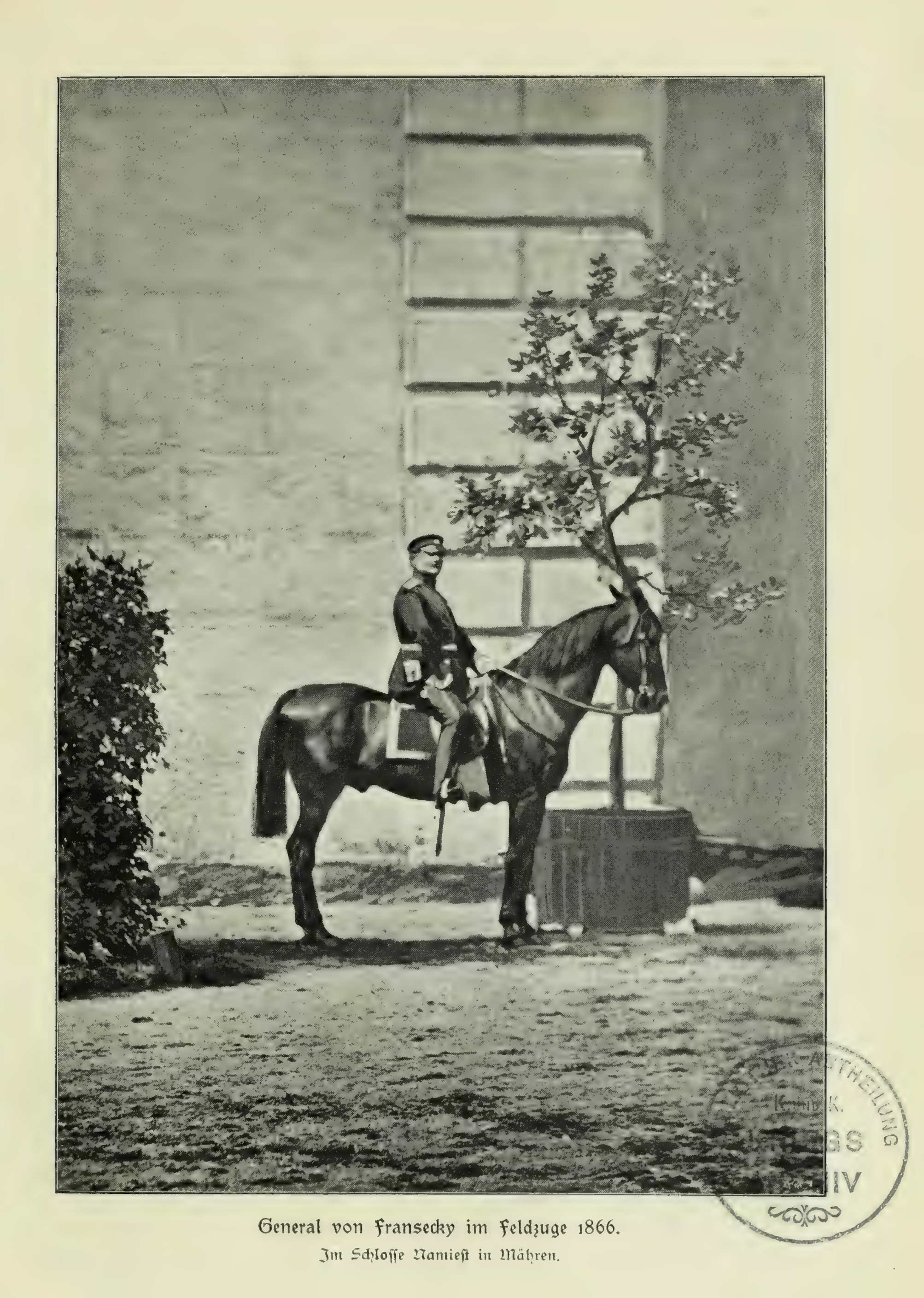
*) Das Nähere hierüber siehe in „Das Magdeburgische Husarenregiment Nr. 10 in der Kampagne 1866", von Oberst v. Besser. Berlin 1867. S. 30. In die spätere umfangreiche Regimentsgeschichte wörtlich übernommen. v. B.

dem Generalstabsoffizier der 8. Division und einigen Ulanen, von Milowitz aus, wo die Avantgarde dieser Division stand, bis westwärts Klenitz eine Rekognoszierung unternommen, war dort auf die feindlichen Vorposten gestoßen, hatte Linieninfanterie, Jäger und Kavallerie gesehen, war von überlegenen feindlichen Ulanen attackiert worden und trug an seinem zerfetzten Rock den redenden Beweis, daß er mit einer feindlichen Lanze in die unmittelbarste Berührung gekommen und einer Verwundung nur durch ein Wunder entgangen war. Nach den Wahrnehmungen, die er über die Ausdehnung der feindlichen Vorpostenlinie in westlicher Richtung von Klenitz gemacht hatte, ließ sich im Verein mit dem, was sich auf seiten unsrer Division bereits ergeben hatte, auf eine Stärke von drei Armeekorps schließen, welche der 7. und 8. Division an der Bistritz gegenüberstanden. Der Major von Unger hatte große Bedenken wegen des Postens von Cerekwitz und beschwor den Divisionskommandeur, „im Namen des Prinzen Friedrich Karl, der diese weite Vorpoussierung für zu gefährlich halte", ihn noch vor einbrechender Nacht zu räumen, um sich nicht dem sichern Verlust auszusetzen. Der General teilte dem Major mit, was er bei seinem heutigen Besuch in Cerekwitz gesehen und gehört hatte, und ersuchte ihn, dem Prinzen zu sagen, daß die dortigen Verhältnisse in aller Hinsicht als Vertrauen einflößend befunden worden seien. Der Major von Unger ritt dann auf todmüdem Pferde nach Kamenitz zurück, um dem Prinzen über das, was er bei der 7. Division über den Feind erfahren und was er mit eignen Augen gesehen hatte, seine Meldung zu machen, eine Meldung, welche, wie alle Welt jetzt weiß und wie die 7. Division, von deren schriftlichen Meldungen dem Prinzen schon die wichtigsten vorlagen, mit Stolz aussprechen kann, die Schlacht bei Königgrätz zur Folge hatte.*)

Es soll hier nicht verschwiegen werden, daß unser Divisionskommandeur auch einige Bedenken wegen Cerekwitz hatte, indem der Gedanke, durch den Verlust dieses Postens die preußischen Waffen und sich selbst zu kompromittieren, ihm schwer aufs Herz fiel. Aber nach reiflichem Hin- und Hererwägen behielt das Vertrauen, womit er von dem

---

*) Das Verdienst des Generals v. Fransecky um die Aufklärung beim Gegner ist bisher viel zu wenig gewürdigt worden. Dadurch, daß er noch am 1. Juli die vordersten Abteilungen bis Cerekwitz vorgeschoben und so die Fühlung mit dem Feinde aufgenommen hatte, die überall verloren war, war die Meldung des Obersten v. Zychlinski über starke feindliche Truppenmassen ermöglicht worden. Diese veranlaßte einzig und allein die Absendung des Majors v. Unger. General v. Fransecky war neben dem General v. Manstein der einzige, der seine Divisionskavallerie fortdauernd zu weitgehender Aufklärung verwendete. Es ist daher nicht zu leugnen, daß er an der Herbeiführung der Schlacht von Königgrätz einen sehr bedeutenden Anteil hat, wodurch das Verdienst des Majors v. Unger natürlich in keiner Weise geschmälert wird, zu dessen Entsendung er aber, wie gesagt, doch erst den Anstoß gegeben hat. v. B.



General von Fransecky im Feldzuge 1866.

Im Schlosse Namiest in Mähren.

Obersten von Zychlinski geschieden war, die Oberhand, und Cerekwitz wurde nicht geräumt. Ich darf hier vorgreifend bemerken, daß der Entschluß, diesen Ort besetzt zu behalten, von doppelt großer Wichtigkeit war, indem er einesteils den betreffenden Truppen die Deprimierung ersparte, sich vor dem Feinde unangegriffen zurückzuziehen, anderenteils aber auch uns einen Posten erhielt, den wir am nächsten Tage als Debouchee für den Marsch zum Schlachtfelde zu benutzen hatten, und den wir, hätten wir ihn geräumt, vielleicht am nächsten Tage mit Blut hätten zurückerobern müssen.

Seine Majestät der König hatte von Gitschin aus für den 3. Juli für alle drei Armeen einen Ruhetag befohlen, an welchem aber von der ersten Armee aus eine Rekognoszierung gegen Königgrätz, von der Armee des Kronprinzen aus eine solche gegen Josephstadt unternommen werden sollte, um über den Verbleib der feindlichen Hauptkräfte Aufklärung zu erhalten. Der Prinz Friedrich Karl hatte diesen Befehl seinen Truppen noch nicht mitgeteilt; er harrte noch auf neue Meldungen von der 7. Division, vor allem auf den mündlichen Rapport des Majors von Unger. Die Adjutanten der Truppen, welche nach Kamenitz zum Befehlsempfang geschickt waren, mußten daher auch warten. Als nun der Major von Unger gegen Abend ankam und das alles meldete, was ich vorhin erwähnte, so entschloß sich der Prinz auf eigne Verantwortung, die erste Armee und die Elbarmee in der Nacht dem Feinde so zu nähern, daß beide ihn mit Tagesanbruch angreifen oder seinen Angriff annehmen könnten*), unterstützt von der Armee des Kronprinzen, welche aufgefordert wurde, zur Sicherung des linken Flügels der ersten Armee mit ein resp. zwei Korps gegen Josephstadt vorzugehen.

Die Aufstellungspunkte und Zeiten für die einzelnen Divisionen und Korps wurden in dem betreffenden Befehl wie folgt bestimmt:**)

„8. Division um 2 Uhr früh bei Milowitz.

7. Division um 2 Uhr früh am Schloß Cerekwitz.

*) Der Befehl für die erste und Elbarmee spricht in der That noch nicht von einer Absicht, den Gegner anzugreifen. Dieser Gedanke kommt erst in dem Schreiben an den Kronprinzen zum Ausdruck. Nach einer mündlichen Mitteilung des Generalleutnants v. Kleist, damaligen Adjutanten der 7. Division, an den Herausgeber äußerte Prinz Friedrich Karl zu ihm am Abend des 2. Juli noch mündlich, daß er nicht glaube, daß die Österreicher standhalten würden, und daß es sich bei ihrer Aufstellung wohl nur um Deckung einer großen Fouragierung für Königgrätz handle. v. B.

**) Dieser Befehl wurde den Adjutanten am 2. Juli, abends 9 Uhr, in die Brieftasche diktiert. Der Inhalt deckt sich im wesentlichen mit der am 3. Juli früh den Truppen schriftlich zugehenden „Disposition für den 3. Juli. Kamenitz. 2. Juli, abends 9 Uhr.“ Mitteilung des Generalleutnants v. Kleist und Brief des Majors v. Unger. v. B.

5. und 6. Division als Reserve (unter Generalleutnant von Manstein) um 3 Uhr südlich Horitz.

Das 2. Armeekorps um 2 Uhr früh mit einer Division bei Psanek, mit der andern bei Bristan.

Das Kavalleriekorps bleibt, mit Tagesanbruch gesattelt, vorläufig in seinen Biwaks.

Armee-Reserve-Artillerie bei Horitz.

General von Herwarth mit soviel Truppen von seiner Armee als möglich nach Nechanitz, wo er so früh als möglich eintrifft.

Die Trains und Bagage sämtlich eine halbe Meile und mehr rückwärts oder seitwärts ihrer betreffenden Divisionen und Korps neben den Hauptstraßen parkierend."

Hinzugefügt war, daß der Prinz Friedrich Karl sich von Tagesanbruch an bei Milowitz aufhalten würde.

Während die Adjutanten mit diesem Befehl zu ihren Kommandeurs zurückeilten, war General von Voigts-Rhetz auf dem Wege nach Gitschin, um Seiner Majestät dem Könige über den Stand der Dinge und den von dem Prinzen erlassenen Befehl Meldung zu erstatten und die allerhöchste Zustimmung zu erbitten. Der General gab die Stärke des Feindes auf etwa drei Korps an, welche jedoch noch weiter verstärkt werden könnten oder verstärkt worden seien, und stellte ein Renkontre zwischen denselben und der ersten Armee für den nächsten Frühmorgen als voraussichtlich dar. Es ist bekannt, daß Seine Majestät die Zustimmung erteilte und dem Kronprinzen, unter Aufhebung der Rekognoszierung gegen Josephstadt, aufgeben ließ: „Die nötigen Anordnungen zu treffen, um mit allen Kräften zur Unterstützung der ersten Armee gegen die rechte Flanke des voraussichtlichen feindlichen Anmarsches*) vorrücken zu können, und dabei sobald wie möglich anzugreifen."

Der Kronprinz empfing diesen Befehl um 4 Uhr morgens und befahl um 5 Uhr, daß seine vier Korps sich auf der Linie Gr.-Bürglitz (1. Korps), Jeritschek, Lhota (Gardekorps) und Welchow (6. Korps) und dahinter bei Choteborek (5. Korps) vereinigen sollten, um von dort aus zur weitern Verwendung, je nach Umständen, bereit zu sein. Diese Truppen konnten aber erst am späten Vormittag an diesen Punkten eintreffen, und unsre 7. Division sollte ganz besondre Ursache haben, ihren schnellern Vormarsch zu wünschen.

Der Divisionsadjutant, Leutnant von Kleist, traf im Divisionsstabsquartier zu Horitz gegen 11 Uhr abends von Kamenitz mit dem er-

*) Es ist bisher wenig beachtet, daß in diesem Schreiben Moltke mit der Möglichkeit eines feindlichen Angriffs rechnet, wie der Ausdruck „des voraussichtlichen feindlichen Anmarsches" zeigt. v. B.

wähnten Befehl und mit einer Proklamation Seiner Majestät des Königs an das Heer zur Verteilung an die Truppen, ein.

Die Adjutanten der Truppen, die schon seit etwa fünf Stunden auf die Befehlsausgabe warteten, wurden sofort mit Folgendem entsandt:

„Die ganze Avantgarde steht morgen früh um 2 Uhr hart an Cerekwitz, das Schloß bleibt wie heute besetzt; Vorposten in der Nachtstellung. Das Gros stellt sich zur selben Zeit halbwegs Gr.-Jeritz und Cerekwitz, nordwärts der Straße auf, rechter Flügel an der Straße. Die Reserve hinter dem Gros, Gr.-Jeritz passiert habend, die Reserve-Artillerie an der Tete, ebenfalls um 2 Uhr. Die Bagage aller drei Abteilungen wird nach Wostromer zurückgeführt und parkiert dort nordwestlich des Ortes.

Der Divisionskommandeur wird sich bei der Avantgarde befinden. Beifolgende Proklamationen sind bei Tagesanbruch den Truppen vorzulesen. Den Hurraruf danach hat jeder, um dem Feinde unsre Aufstellung nicht zu verraten, nur im Herzen auszusprechen."

Mündlich wurde den auswärtigen Adjutanten noch gesagt, daß die Truppen so geräuschlos als möglich zum Abmarsch versammelt werden müßten. Für die Truppen des Gros nahmen der General v. Schwarzhoff und die Regimentskommandeure den Befehl und weitere Instruktion persönlich entgegen. Etwa gegen ½ 12 Uhr fingen die in Horitz liegenden Truppen an, sich zu sammeln, und kurz nach ½ 1 Uhr verließen sie die Stadt. Der Divisionsstab ritt etwas früher ab.

Es war eine kalte, dunkle Nacht, und vom Himmel regnete es. Lautlos marschierten die Kolonnen auf den weich gewordenen Wegen nach den ihnen bestimmten Aufstellungsplätzen. Lautlos mußte alles sein, um dem Feinde den Marsch nicht zu verraten, aber nach so kurz oder gar nicht genossener Nachtruhe und bei solchem Wetter schweigt auch in dem heitersten Gemüt der Humor. Auch ahnten wohl alle, daß es zum Gefecht ginge, und da hatte jeder auch an Ernstes für sich zu denken. Als der Divisionsstab Gr.-Jeritz passiert hatte, traf er jenseits des Dorfes den General von Gordon auf demselben erhöhten Felde, wo der Divisionskommandeur ihn gestern gesehen, noch ganz allein, da die dorthin bestellten Truppen noch im Sammeln begriffen waren. Der General von Gordon war seit gestern abend ohne Meldungen über den Feind und glaubte, daß dieser nach Königgrätz zurückgegangen sei, wir also im Begriff seien, einen „Stoß in die Luft" zu thun. Gewiß gründete sein Glaube sich auf die Überzeugung, daß der Feind sich hüten werde, vorwärts der Elbe, die Defileen dieses Flusses so nahe hinter sich, ein Gefecht anzunehmen, eine Überzeugung, die vielfach geteilt wurde, und die ja auch den Prinzen Friedrich Karl zu einer so frühen Vorwärtsschiebung der Armee veranlaßt hatte, indem darin die Möglichkeit

gesucht wurde, den Feind noch vor dem Abzuge über die Elbe zu ereilen.*) Unser Divisionskommandeur ritt nach dieser Unterredung, und nachdem er dem General von Gordon Beschleunigung des Marsches der Avantgarde empfohlen hatte, eiligst nach Cerekwitz weiter. Der Doppelposten am Hofthor rief an, der Wachtunteroffizier öffnete. Im Innern tiefe Ruhe, tiefer Friede. Alles im festen Schlaf — für viele der letzte auf dieser Erde! Der Oberst von Zychlinski erschien sogleich. Er glaubte noch fest an die Anwesenheit des Feindes, da ihm von seinen Vorposten keine Veränderung gemeldet war. Der Divisionskommandeur befahl die sofortige Absendung von Patrouillen nach allen Seiten, um Gewißheit zu erlangen. Gegen 3 Uhr etwa stand es fest für uns, daß wir den Feind noch in seiner alten Stellung vor uns hatten. Seine Vorposten und Patrouillen hatten in der Nacht und noch soeben mit den unsrigen an verschiedenen Stellen Schüsse gewechselt. Der Tag graute. Wir bestiegen den Turm, um mit unsern guten Gläsern diese Stellung zu ersehen. Aber die dicke Regenluft ließ uns nirgends etwas erkennen. Nach dem Herabsteigen wurde ein Blick in die offene Kirche geworfen. Am Altar lag die Leiche eines Füsiliers, der am gestrigen Nachmittage auf Patrouille von einer gegen dieselbe abgefeuerten feindlichen Granate getötet worden war; einige Schritte davon war ein großer Haufen Brot aufgetürmt, welches der Oberst von Zychlinski vorsorglich für seine Soldaten hatte backen lassen. Das Brot, das zum Leben dienen sollte, und der Tod so nahe beisammen! Doch zum Philosophieren war's nicht Zeit, auch keiner von uns dazu aufgelegt. „Der Mann wird am Morgen begraben werden," wurde trocken gemeldet. Im Kriege kommt das Mitleid nicht leicht zum Ausdruck. Ein jeder denkt, auch für ihn könne es heute oder morgen eine Kugel geben. Inzwischen war das Gros der Avantgarde vor dem Schloß eingetroffen. Es legte sich zu beiden Seiten des Weges nieder, um noch so lange zu ruhen als möglich. Freilich war das Lager wenig einladend, von oben fortdauernder Regen, von unten nasses Getreide und durchweichter Lehmboden. Es wurde befohlen, sofort Kaffee zu kochen, wozu sich Wasser und selbst trocknes Holz genug auf dem Schloßhofe fand. Als später Gros und Reserve auf ihren Plätzen eintrafen, eilten auch sie, sich noch diese Morgenerquickung zu verschaffen, und zwar ebenfalls mit Erfolg. Etwas Brot hatte wohl jedermann bei sich, und selbst Milch wußten einzelne mit der Landwirtschaft näher bekannte Soldaten sich zu verschaffen, indem sie das Geschäft der Viehmägde für heute eigenhändig besorgten. Das führte zu mancher humoristischen Scene und gab Bilder, wofür man sich einen Maler herbeigewünscht hätte. Übrigens

*) Vergl. die Bemerkung auf Seite 353.

fehlte es wirklich auch an Malern nicht. Einige Künstler aus Berlin tauchten zufällig auf, als der Divisionskommandeur sich gerade eine Zeit lang südlich des Dorfes aufhielt, um die dort stehenden Truppen zu sehen. Der namhafteste von ihnen, ein Professor von Heyden, präsentierte sich und bat um die Erlaubnis, den Truppen folgen zu dürfen. Die Herren konnten später Schlachtscenen genug sehen; aber sie machten sich auch, und deshalb geschieht ihrer hier Erwähnung, beim Aufsuchen und Pflegen unsrer Verwundeten mehrfach sehr verdient.

Werfen wir auch noch einen Blick in das Innere des Schlosses. Dort frühstückten die Offiziere der Besatzung und einige Gäste, darunter auch der heute noch unverpflegte Divisionsstab. Man fühlte sich in dem sehr behaglichen Saal mit seinen bemalten Tapeten, schweren Vorhängen, schöngeschnitzten Möbeln um so wohler, wenn man an das Lager draußen im nassen Getreide und an den kalten Regen dachte! Alles war heiter, aber sehr eilig, denn keiner hatte Zeit zum längern Verweilen. Manche sahen sich hier zum letztenmale. Und wieder manche andre sahen sich hier nach wenigen Stunden auf gemeinschaftlichem Schmerzenslager wieder!

Um 3 Uhr wurde von der Division ein Husarenoffizier, Graf Hohenthal, zur Armee des Kronprinzen und um 4 Uhr unser Leutnant von Kleist zum Prinzen Friedrich Karl abgeschickt. Der erstere hatte nach Gr.-Bürglitz zu reiten, um dort die Aufstellung der 7. Division bei Cerekwitz anzumelden und sich nach der Armee des Kronprinzen und ihrer Verbindung mit der ersten Armee zu erkundigen. Kleist sollte in Milowitz dem Prinzen Friedrich Karl unser Eintreffen bei Cerekwitz melden und um weitern Befehl für die Division bitten. Graf Hohenthal kehrte gegen 7 Uhr zurück. Er war bis Gr.-Bürglitz, und da er dort gar keine Truppen traf, weiter nach Königinhof zu bis Daubrawitz (etwa ³/₄ Meilen diesseits Königinhof) geritten, wo er auf die Vorposten und Truppen der Avantgarde der 1. Gardedivision stieß, Gardefüsiliere und Gardejäger, unter Befehl des Obersten von Werder.

Oberst von Werder teilte ihm mit, daß das Gros des Gardekorps in und um Königinhof stände und links Anschluß an das 5., rechts an das 3. Korps habe, ferner, daß das 1. Armeekorps hinter Zabres stehe, endlich, daß ein Befehl für heute in Daubrawitz noch nicht eingetroffen sei. Ein Hauptmann aus der Umgebung des Obersten schrieb die Bemerkungen über die Aufstellung der Truppen auf einen Zettel, den Graf Hohenthal mitnahm.

Der Leutnant von Kleist war gegen 5 Uhr in Milowitz angelangt und hatte dort den Prinzen Friedrich Karl vom Pferde abgesessen und beschäftigt gefunden, die vorliegende Höhe von Dub mit einem Glase zu

rekognoszieren. Der Prinz befahl, nach abgestatteter Meldung, dem Kommandeur der 7. Division Folgendes auszurichten: Die Division Horn sei im Vormarsch gegen Sadowa begriffen, um zu versuchen an den Feind zu kommen. Hielte der Feind aus, was allerdings sehr zweifelhaft sei*), so sollte die 7. Division, sich nach den jeweiligen Verhältnissen richtend, mit in das Gefecht eingreifen; doch sei vorläufig ein solches Eingreifen noch nicht zu erwarten, da die 7. Division so sehr weit vorgeschoben sei, die 8. einen bedeutenden Marsch zu machen hätte, um erst in eine Höhe mit jener zu kommen und somit an den Feind zu gelangen.

Mit dieser Botschaft, welche mit einem huldvollen Gruß des Prinzen an den Divisionskommandeur eingeleitet wurde, kehrte der Leutnant von Kleist gegen 7 Uhr nach Cerekwitz zurück.**) Der Divisionskommandeur befand sich gerade beobachtend vor dem Schlosse und erklärte dem ebenfalls daselbst anwesenden General von Gordon, daß er hiernach mit der Division antreten würde, sobald bei Sodowa der Kanonendonner losgehe. Als Direktion bezeichnete er das Dorf Benatek auf dem linken, also dem feindlichen Ufer der Bistritz. Diese Richtung war vorher schon erwogen und besprochen und als die entscheidende erkannt worden. Zwar hätte man auch auf das rechte Bistritzufer übergehen und sich auf diesem der 8. Division nähern können, um unmittelbar neben ihr in die Aktion zu kommen; aber in diesem Fall mußte die Bistritz zweimal passiert werden, und es waren dazu erst noch Brücken zu schlagen, weil die Niederung des an und für sich wenig bedeutenden Baches überall sumpfig war und es auf der Strecke bis Sadowa hin an genügenden Übergängen fehlte. Auch hätte die Division in diesem Fall den großen Vorteil verloren, den ihr eine Bewegung gegen die Flanke des Feindes bot. Es war daher von dieser Richtung auch gar keine Rede. Bei derjenigen auf Benatek dagegen leuchtete ganz besonders ein, wie einflußreich sie auf das Vordringen unsers Centrums von Sadowa her über die Bistritz sein mußte, wenn der Feind dasselbe zu verhindern suchen sollte. An das umgekehrte Verhältnis, das einer Offensive des Feindes über das rechte Ufer, wurde, ich gestehe es, bei der 7. Division gar nicht gedacht; — dazu war nach unsrer damaligen Annahme der Feind mit nur drei Armeekorps viel zu schwach, und dazu

*) Vergleiche die Bemerkung auf S. 353. Diese Weisung des Prinzen Friedrich Karl ist der einzige Befehl, den der General v. Fransecky für sein Eingreifen in den Kampf überhaupt erhalten hat. v. B.

**) Leutnant v. Kleist kam auf seinem Ritte auch an der Tete der 6. Division bei Wostrow vorbei, und auf seinen Vorschlag wurde von dort zur 7. Division eine Relaislinie eingerichtet, um sofort das Antreten der 6. Division zu erfahren. Mitteilung des Generalleutnants v. Kleist. v. B.

hätten wir ihn auch, wäre er selbst als stärker oder sehr stark anzunehmen gewesen, nach allen unsern bisherigen Erfahrungen und nach seinem Verhalten dem Kronprinzen gegenüber gar nicht aufgelegt und gar nicht angethan gehalten.

Zweifelhafter als die Direktion konnte aber die *Frage der Zeit* unsers Antretens sein. Doch auch in dieser Hinsicht wurde der Entschluß schnell reif: erstens, durch den bestimmten Glauben, daß der vor uns stehende Feind schwächer sei als unsre Erste und Elbarmee zusammen, und zweitens durch die Besorgnis, daß er sich dem ihm drohenden Angriffe in der Front schneller entziehen möchte, als es uns, der 7. Division, möglich wäre, an ihn heranzukommen. Wurde, so schloß man, der Feind von Sadowa her in der Front und von Benatek her in der Flanke angepackt und gelang es, ihn festzuhalten, so mußte das später zu erwartende Auftreten der Elbarmee von Nechanitz her zu einer Katastrophe führen. Und diese Schlußfolgerung gab den Impuls zu dem gefaßten Entschluß.

Indes soll auch nicht verschwiegen werden, daß in uns allen der Drang steckte: „*Heran an den Feind!*“ und daß das Napoleonische: „Marcher au canon“ auch dabei mitsprach.

Der Divisionskommandeur glaubte schon etwa um 7 Uhr Kanonenschüsse in der Richtung von Sadowa her zu hören. Doch seine Umgebung zweifelte. Aber um ½8 Uhr konnte niemand mehr zweifeln.*) Es erfolgten in schneller Aufeinanderfolge mehrere Schüsse, und trotz der regenfeuchten und nebligen Luft ließen sich durch unsre Gläser die Feuerblitze österreichischer Geschütze auf der Höhe jenseits des Waldes von Benatek erkennen. Der Divisionskommandeur sagte zu dem General von Gordon: „Lassen Sie antreten!“ Zugleich aber ließ er den in seiner Nähe befindlichen Leutnant Grafen Hohenthal zu sich rufen und befahl ihm wörtlich: „Reiten Sie sogleich noch einmal nach Daubrawitz; melden Sie dem dort kommandierenden Offizier, daß in diesem Augenblick bei Sadowa Kanonenfeuer gehört würde und dort also der Kampf losgehe; daß die 7. Division auf Benatek marschiere, um in das Gefecht einzugreifen; daß der Divisionskommandeur bitte, es möge alles, was in und bei Daubrawitz von Gardetruppen stehe, und was weiter rückwärts davon erreichbar sei, sofort uns nachmarschieren, da unsre linke Flanke offen bliebe und ihre Sicherung höchst nötig scheine.“ Der Leutnant Graf Hohenthal ritt, begleitet von einigen Husaren, schnell ab —

---

*) General v. Fransecky hat recht gehabt, als er um 7 Uhr die ersten Kanonenschüsse zu vernehmen glaubte. Sie fielen um diese Zeit aus einer österreichischen Batterie gegen Vortruppen der 8. Division, die gegen die Ziegelei westlich Sadowa zu dieser Zeit vorgingen. v. B.

aber freilich mit betrübtem Gesicht, doch nicht wegen der drei Meilen, welche er nun noch einmal hin und zurück machen sollte, sondern weil er sich dem voraussichtlichen Gefecht entzogen sah. Einem andern Offizier diese Sendung zu übertragen, wäre nicht zweckmäßig gewesen, da Graf Hohenthal seinen Weg und auch die Verhältnisse in Daubrawitz bereits kannte.

Der Graf traf gegen 1/2 9 Uhr in Daubrawitz bei dem Obersten v. Werder ein, der noch ohne Befehl war und richtete seine Botschaft aus. Oberst v. Werder meldete sie an den Kommandeur der Avantgarde, Generalmajor v. Alvensleben, und dieser entschloß sich, ohne auf seine weitere Meldung an den Kommandeur der 1. Gardedivision, Generalleutnant v. Hiller, einen Befehl abzuwarten, mit der Avantgarde sofort auf Groß-Bürglitz abzumarschieren, annehmend, daß das Gros der Division dahin auch sogleich folgen würde.*) Dieser schnelle und selbständige Entschluß, der auch nicht geändert wurde, als Generalleutnant v. Hiller die zur Weitermeldung und zum Empfang eines höhern Befehls nötige Zeit einhalten zu müssen glaubte, war für die 7. Division von der außerordentlichsten Wichtigkeit, ja heilvoll, indem er ihr, als sie sich in höchster Not befand, auf dem direktesten Wege über Zizelowes die erste Hilfe brachte, und zwar mindestens dreiviertel Stunde früher als jede andre.

Der Feind stand uns nun aber nicht mit nur 3 Korps, sondern mit seiner ganzen Stärke, 8 Armeekorps, gegenüber, und zwar mit 3 Korps (4., 3. und 10.) im Centrum auf und zu beiden Seiten der Straße von Königgrätz nach Sadowa (Masloweb, Chlum, Lipa, Langenhof). Dahinter 2 Korps (1. und 6.) und starke Kavallerie und Artillerie als Reserve; er hatte ferner auf seinem rechten Flügel 1 Korps (das 2.), welches durch eine entsprechende Stellung (von Sendrasitz bis Trotina) hinter der Trotina die rechte Flanke sicherte; und auf seinem linken Flügel die Sachsen und das 8. Korps bei Problus und Nechanitz; hinter jedem Flügel aber auch eine leichte Kavalleriedivision.

Die Schlacht begann mit einer Rekognoszierung der 8. Division gegen Sadowa. Um 1/2 8 Uhr fielen dort von dieser Division die ersten Kanonenschüsse.**) Um 1/2 9 Uhr kam unsre 7. Division bei Benatek ins Gefecht.

*) Hiernach ist die Angabe des Preußischen Generalstabswerkes über den Krieg 1866, S. 304, daß „der vom Schlachtfelde nach Daubrawitz herüberschallende heftige Kanonendonner" den General v. Alvensleben bestimmt habe, „ohne weitere Befehle abzuwarten, mit der Avantgarde aufzubrechen," zu berichtigen. v. B.

**) Vergleiche über die ersten Kanonenschüsse der Österreicher die Bemerkung auf S. 359. v. B.

General von Gordon trat mit der Avantgarde an, General von Schwarzhoff folgte mit dem Gros. Oberst von Bothmer sollte mit der Reserve zunächst das Schloß Cerekwitz besetzen und dort weitere Befehle abwarten.*) Das Defilieren in zwei Kolonnen durch das Schloßportal, durch ein Thor neben der Kirche und später durch das Dorf Cerekwitz dauerte wegen der schmalen Passagen lange; auch wurden die Abstände etwas groß, weil die Avantgarde stark ausschritt, und die Artillerie mit ihren Munitionswagen sich zwischen die beiden Treffen des Gros einschob. Ein feiner Regen dauerte fort, auch blieb die Luft dick und trübe.

Der Divisionsstab befand sich hinter dem Vortrupp der Avantgarde. Oberst v. Zychlinski kommandierte das erste Treffen der Avantgarde, d. h. die beiden Füsilierbataillone 27 und 67. Nach dem Passieren des Dorfes hatte man links einen waldigen Bergabhang neben sich, der für unsre Flanke gefährlich schien. Es wurden Füsiliere hinauf geschickt, um den Wald abzusuchen. Eine Eskadron Husaren — v. Hymmen — umritt diesen Wald südwärts mit dem Befehl, das Terrain so weit als möglich in unsrer linken Flanke aufzuklären. Aber weder jene noch diese fanden etwas vom Feinde. Gleichzeitig waren Husaren — Eskadron Humbert — und 27er Füsiliere rechts nach der Bistritzniederung entsendet, um die Verbindung mit der 8. Division aufzusuchen.

---

*) Die Einteilung der 7. Division war folgende:

Avantgarde: Generalmajor v. Gordon.
Inf.-Reg. Nr. 27 . . . . . 3 Bataillone,
Füs.-Bat. Inf.-Regts. Nr. 67 . 1 Bataillon,
Hus.-Reg. Nr. 10 . . . . . 4 Eskadrons,
1. vierpfündige Batterie,
$^{1}/_{2}$ Pionierkompagnie

4 Bat., 4 Eskdrs., 6 Geschütze, $^{1}/_{2}$ Pion.-Komp.

Gros: Generalmajor v. Schwarzhoff.
16. Inf.-Brig., Inf.-Reg. Nr. 66 u. 26 . 6 Bat.,
1. sechspfündige Batterie

6 Bataillone, 6 Geschütze.

Reserve: Oberst v. Bothmer.
1. u. $^{3}/_{4}$ 2. Bat. Inf.-Reg. Nr. 67 . . $1^{3}/_{4}$ Bat.,
5. vierpfündige Batterie,
4. zwölfpfündige Batterie,
1 Pionierkompagnie

$1^{3}/_{4}$ Bataillone, 12 Geschütze, 1 Pion.-Komp.

zus.: $11^{3}/_{4}$ Bataillone, 4 Eskadrons, 24 Geschütze, $1^{1}/_{2}$ Pionierkompagnie.

Die 5. Komp. Regts. 67 war zur Bedeckung von Bagagen abkommandiert und nahm nicht an der Schlacht teil.

Der unermüdliche Divisionsadjutant Leutnant v. Kleist war schon beim Abmarsch von Cerekwitz wieder an den Prinzen Friedrich Karl gesendet worden, um diesen Abmarsch zu melden und sich nach den dortigen Verhältnissen zu erkundigen, sowie etwaige Befehle für die Division zu holen. Er nahm den Zettel mit, den der Graf Hohenthal von seinem ersten Ritt zurückbrachte. Etwa halbwegs nach Benatek entwickelte sich das erste Treffen der Avantgarde und nahm Schützen vor, denn man spürte den Feind vor sich. Durch das hohe Getreide zogen sich Jägertrupps — Patrouillen — eilig nach Benatek zurück. Nicht lange, so bekamen wir Granatfeuer, links von der Höhe bei Maslowed. Aber die feindlichen Batterien waren nicht zu sehen, sondern nur an ihren Feuerblitzen und Pulverdampf erkennbar. Ihre Granaten thaten uns nichts, wenn einzelne auch ziemlich nahe um uns einschlugen. Unsre Avantgardenbatterie und die Batterie des Gros wurden vorgezogen und nahmen Stellung gegen diese Artillerie, rechts und links des Weges nach Benatek auf geeigneten Terrainerhöhungen, nahe südlich des Schnittpunktes der Wege von Cerekwitz—Benatek und Zelkowitz—Hnewcowes.

Der Divisionskommandeur gab dem Chef der Avantgardenbatterie persönlich den Befehl, rasch hintereinander mehrere Schüsse auf die am nächsten scheinende feindliche Artillerie zu thun, gleichviel ob sie träfen oder nicht; es sei zunächst die Hauptsache, daß Prinz Friedrich Karl und die 8. Division unsern Vormarsch erführen, da die Meldung von diesem Vormarsch nicht so früh dort ankommen könne. Der Batteriechef richtete sein Feuer gegen Benatek, weil er dies vom Feinde für besetzt hielt. Nach einigen Schüssen brannten ein paar Strohdächer. Die Batterie des Gros that Schüsse in der Richtung gegen Horenowes. Inzwischen waren unsre Füsiliere im Vorrücken gegen Benatek geblieben. Das Dorf war, wie sich jetzt zeigte, nur von einer oder ein paar Feldwachen besetzt, die sich bei unsrer Annäherung schnell nach dem dahinter liegenden Walde zurückzogen, nachdem sie einige Schüsse wirkungslos auf uns abgegeben hatten.

Oberst von Zychlinski bekam nahe vor diesem Dorfe von der Eskadron v. Hymmen Meldung, wonach vier feindliche Bataillone sich von Maslowed her nach jenem Walde zögen.*)

Die Karten nennen diesen Wald verschieden, Wald von Maslowed oder Swiepwald; die Landesbewohner nennen ihn Woborra. Die 7. Division liebt es, ihn den Wald bei Benatek zu nennen, zum Unterschied von dem Walde bei Sadowa, in dem die 8. Division und

*) Es waren thätsächlich nur drei Bataillone, nämlich zwei Bataillone der Brigade Brandenstein und Jägerbataillon Nr. 13. v. B.

ein Teil der 4. fochten. Man sah ihn schon von Cerekwitz aus als eine dunkle Masse daliegen, eine Höhe bedeckend, die sich aus dem Grunde südlich Benatek sanft erhebt bis zu dem Rücken, über den der Weg von Masloweb nach der Bistritz fast von Osten nach Westen läuft und die dann sogleich wieder nach Cistowes abfällt. Dies Dorf, kaum 1600 Schritt von der Südlisiere des Waldes entfernt, und wie Benatek nördlich an einem Wiesengrund liegend, war schon von der Höhe bei Cerekwitz aus nicht, und daher noch viel weniger von den flachen Terrainwellen aus zwischen Cerekwitz und Benatek zu sehen. Da unsre Karte den Wald gar nicht enthielt, so war man über seine Ausdehnung, über seine höchste Erhebung hinaus völlig in Ungewißheit. Ebenso wußten wir nichts von seiner Wegsamkeit und seiner Dichtigkeit. Auf Grund unsrer in der Schlacht mit ihm gemachten Bekanntschaft und infolge eines spätern Besuches kann ich jedoch mitteilen, daß der östliche Teil des Waldes von dem Eintritt des Weges von Masloweb an, rechts und links zunächst ganz niedriges, halbmannshohes Laubholz zeigte, dann zu einer Schonung von etwa mannshohem Nadelholze überging, und sehr bald hohes Stammholz wurde, Tannen, dann Eichen und Buchen. Von den beiden bastionsartigen Vorsprüngen nach Masloweb und nach Horenowes hin bestand die erstere, die südliche, aus hohem Fichtenstammholz, die andre, die nördliche, aus halbmannshohem Eichengestrüpp. Im Munde der 7. Division heißt dieser letztere Vorsprung bloß „die Eichenschonung". Das Holz, welches beide Vorsprünge verbindet, ist wieder Tannenstammholz. Die hinter diesem nördlichen Vorsprung liegende Schlucht hat eine holzfreie, etwa 50 Schritt breite Wiesensohle. Diese Schlucht hat in dem fünfstündigen Kampfe um den Wald eine große Rolle gespielt. Sie war der „gedeckte Weg" einer Festungsfront. Hier fanden die Soutiens und Reserven der die Front verteidigenden Truppen verdeckte Aufstellung; von hier aus ging man zum Angriff vor. Hierher kehrten die zurückgedrängten Abteilungen zurück, um sich zum neuen Vorgehen zu formieren. Hier fanden viele Verwundete den ersten Schutz und die erste Unterstützung. Der gegen Benatek gekehrte Teil des Waldes besteht meist aus hohem Stammholz! Der westliche Teil des Waldes ist dichter als der östliche, und besteht aus hohem Holz von Tannen und Buchen, mit vielem dichten Unterholz, die Lisiere gegen Cistowes meist Stammholz. Dicht vor dieser Lisiere und vor jener gegen Masloweb fanden sich ausgedehnte Obstplantagen. Bei der Unbekanntschaft mit dem Walde vor der Schlacht war es nicht die Absicht des Divisionskommandeurs, ihn ohne weiteres angreifen zu lassen. Er instruierte vielmehr den Obersten v. Zychlinski — der General v. Gordon befand sich bei den beiden andern Bataillonen — dahin, daß die Avantgarde sich zunächst in dem Dorfe Benatek festsetzen und einen kleinen bewaldeten

Hügel*) südwestlich zwischen dem Dorfe und dem Walde besetzen und dann erst den Angriff unternehmen sollte. Zugleich machte er den Obersten darauf aufmerksam, daß das Füsilierbataillon 67, das einen Haken gegen Horenowes bilden und dahin vorgehen zu wollen schien, rechts heranzuziehen sei, da es in Rücksicht auf die 8. Division darauf ankomme, mit der Avantgarde sich rechts zu halten, während das Gros des Generals v. Schwarzhoff als eine Staffel links rückwärts der Avantgarde folgen würde.

Der Oberst zog das Bataillon näher an Benatek heran und zeigte ihm die nordöstliche Ecke des Waldes — bei der „Eichenschonung" — als sein Objekt für den demnächstigen Angriff. Gleichzeitig ließ der Oberst das Dorf durch das Füsilierbataillon 27 und jenen Hügel durch eine Kompagnie desselben besetzen.

Der Feind zeigte viel Jäger an der gegenüberliegenden Lisiere des Waldes. Diese feuerten lebhaft, jedoch erfolglos; unsre Füsiliere erwiderten das Feuer nicht. General v. Schwarzhoff kam mit seinem Gros in Sicht, als er den Weg Zelkowitz—Hnewcowes überschritt. Er eilte für seine Person den Truppen voran, um von dem Divisionskommandeur Befehl wegen der weiter einzuschlagenden Richtung zu empfangen. Der Divisionskommandeur gab ihm auf, an das Dorf Benatek heranzurücken und seine Truppen in einer hart nördlich befindlichen Terraineinsenkung aufzustellen. Es sei die Absicht, den vorliegenden Wald anzugreifen.

Da in dieser Zeit, es mochte ½9 Uhr sein, die feindlichen Batterien bei Masloweb ziemlich heftig schossen,**) so war es sehr erwünscht, daß für diesen Vormarsch der Rand einer Terrainerhebung, welcher bis Benatek reichte, zur Deckung benutzt werden konnte. Es ging indes, trotz dieser Deckung, nicht ohne einige Verluste ab. Unsre Artillerie blieb der feindlichen das Feuer nicht schuldig. Es war dazu sehr bald noch eine dritte Batterie neben der Batterie des Gros aufgestellt worden. Aber die Entfernungen waren zu groß; auch war die Stärke unsrer Artillerie zu gering, als daß sie das feindliche Artilleriefeuer von der Infanterie ab- und auf sich allein hätte ziehen können.

Die Heftigkeit des feindlichen Feuers nahm zu, und sowohl aus den Aufstellungspunkten der Batterien, die das Blitzen des Feuers und der Pulverdampf genügend erkennen ließen, als aus der immer größer werdenden Zahl von Granaten, die man durch die Luft heulen hörte, und die man in dem Boden einschlagen, aber verhältnismäßig nur wenig krepieren sah, erkannte man bald, daß wir eine mehr als doppelt über-

*) Dieses Gehölz fehlt auf den meisten neuern Karten der Schlacht bei Königgrätz.
**) Zu dieser Zeit schon 24 feindliche Geschütze. v. B.

legene Artillerie gegen uns hatten.*) Das war schlimm für unsre Artillerie, die auf irgend welche Verstärkung gar nicht rechnen konnte und auch während der ganzen Schlacht nicht erhielt!

Nachdem der Divisionskommandeur den General v. Schwarzhoff so, wie erwähnt, angewiesen hatte, ritt er mit seinen Offizieren westlich um Benatek herum, in der Richtung gegen den kleinen waldigen Hügel vor, um zu sehen, wie es mit dem Angriff der Avantgarde auf den Wald stände. Aber hier war die Sache schneller gegangen, als zu vermuten: Oberst v. Zychlinski war mit seinen beiden Bataillonen schon im Walde, und die beiden Bataillone, die General v. Gordon geführt, verschwanden ebenfalls darin, noch vor unsern Augen. Der Feind hatte mit der Verteidigung der Lisiere nicht lange Ernst gemacht und wich südwärts durch den Wald zurück. Es waren meist Jäger, leicht erkennbar an ihren Hüten mit den wallenden Federbüschen und, wo sie später standhielten, auch ernstlicher fühlbar durch ihr Schießen, als die Linieninfanterie. Von unsern Bataillonen folgten die beiden des zweiten Treffens — Musketiere 27 — teils auf und neben dem Wege Benatek—Cistowes, teils durch den westlich davon gelegenen Teil; das Füsilierbataillon 27 östlich jenes Weges zwischen diesem und dem andern Wege, welcher weiter östlich den Wald von Norden nach Süden in der Richtung auf Cistowes durchzieht. Das Füsilierbataillon 67, unter Oberstleutnant v. Buttlar, besetzte die Nordostspitze mit der vorspringenden Eichenschonung und den zunächst sich daran schließenden Teil des Waldes westlich der Schlucht. Es war das erste, welches in einen sehr schweren Kampf geriet; denn kaum in seiner Stellung angelangt, die es leicht errungen hatte, brachen aus der Gegend zwischen Masloweb und Horenowes drei Bataillone**) vor und suchten, die aus der Waldecke zurückgewichenen Abteilungen aufnehmend, diese Waldecke wieder zu erobern.

Indessen wurden sie durch das wohlgezielte Schnellfeuer der Füsiliere zurückgewiesen. Aber schnell erschienen neue Bataillone hinter jenen und attackierten nun, doch ebenfalls ohne Erfolg. Die Batterien bei Masloweb überschütteten das Bataillon mit Granaten und erzeugten viele schwere Verwundungen. Das Bataillon hätte, trotz seiner Tapferkeit, auf die Dauer diesen hochwichtigen Posten, den Stützpunkt unsrer linken, also empfindlichsten Flanke, nicht behaupten können, wenn es nicht bald starke Unterstützung erhalten hätte.

Als der Divisionskommandeur die Avantgarde so unerwartet schnell im Besitz des Waldes sah, eilte er zu dem General von Schwarzhoff, den er östlich von dem Dorfe Benatek, den Wald beobachtend, traf, und

*) Die feindliche Artillerie war bald auf 40 Geschütze gestiegen. v. B.

**) Die beiden letzten Bataillone der Brigade Brandenstein und Jägerbataillon Nr. 27. v. B.

gab ihm auf, sofort zwei Bataillone nach der Nordostspitze des Waldes, wo das Bataillon Buttlar stand, vorzusenden, um zur unmittelbaren Unterstützung der Avantgarde zu dienen. Der General ließ das Füsilierbataillon 66 zuerst dahin antreten, und das 1. Bataillon desselben Regiments gleich dahinter folgen.

Es erschien nötig, auch die Artillerie bis zur Höhe von Benatek vorzuziehen, um den Wald von beiden Seiten westlich und östlich mit ihrem Feuer zu flankieren. Die Avantgardenbatterie nahm Stellung auf einer Terrainwelle südwestlich von Benatek, die ganze übrige Artillerie, drei Batterien, östlich von Benatek, ebenfalls auf einer Welle. Je näher diese Artillerie herankam, um so heftiger wurde sie von der feindlichen beschossen; und alle Batterien hatten Verluste. Die beiden Bataillone des Generals v. Schwarzhoff gingen schnell, zum Teil im Laufschritt, über den Wiesengrund, der zwischen dem Dorf und dem Walde liegt, und entwickelten sich, es war etwa ½10 Uhr, nacheinander hinter und neben dem Bataillon Buttlar, teils längs der Lisiere gegen Masloweb, teils zu beiden Seiten der Schlucht, Front gegen Süden. Bei dem Passieren des Grundes schlugen mehrere Granaten in und nahe der Bataillone ein. Eine der ersten traf den Leutnant Barbenès. Er sank sofort tot zu Boden. Da die Aufstellung des Buttlarschen Bataillons an und vorwärts der Lisiere den Truppen nicht bekannt war, so wurde es von ausschwärmenden Tirailleurs eines jener Bataillone, die es für feindlich hielten, von rückwärts beschossen, und diesem gefährlichen Versehen konnte nur durch Winken mit Tüchern und mit der Fahne noch rechtzeitig ein Ende gemacht werden. Der südliche Teil der Schlucht und der scharfe Abhang des Höhenrückens, welcher dieselbe schließt und nur mit kurzem Unterholz bedeckt ist, war mit Jägern besetzt, welche sofort ein sehr lebhaftes Feuer auf die in dieser Richtung vordringenden Abteilungen richteten. Die Höhe wurde aber von diesen Abteilungen gestürmt und zunächst behauptet. Auch von der Feldseite her brachen mehrere feindliche geschlossene Bataillone gegen die nach Masloweb—Horenowes gerichtete Lisiere vor; doch wurden sie durch das Schnellfeuer unsrer 66er zurückgewiesen. Reihenweise stürzten die Feinde auf dem offenen Felde tot und verwundet nieder; doch auch die Unsrigen hatten starke Verluste, und es war ein Glück, daß der General v. Schwarzhoff, in richtiger Erkenntnis der Wichtigkeit der Position, ohne den Befehl des Divisionskommandeurs abzuwarten, seine übrigen vier Bataillone schnell den beiden vorigen folgen ließ. Die 26er Füsiliere und das 2. Bataillon 66er besetzten und verstärkten den besetzten Waldrand bis zur Südostspitze des Waldes, und das 1. Bataillon 26er erstieg den Höhenrücken, der die Schlucht schließt, mit der Front gegen Süden. Diese vier Bataillone hatten wohl von allen zwölf der Division den schwersten

Stand. Denn der auf der Linie Horenowes—Maslowed stehende Feind — es waren drei Brigaden des 2. und das ganze 4. Armeekorps, letzteres gegen 9 Uhr etwa von Chlum aus dort eingetroffen — richtete nun seine Angriffe vorzugsweise gegen den südöstlichen Teil des Waldes, instinktmäßig vielleicht mehr, als sich bewußt, daß er durch ein Eindringen in dieser Richtung uns mitten durchschnitte. — Die drei Bataillone 27. Regiments hatten sich nämlich, nachdem sie den Wald in den früher von mir angegebenen Richtungen passiert, an der dem Dorfe Cistowes zugewendeten Lisiere und in den Hohlwegen südwärts derselben ausgebreitet und festgesetzt, aber sofort auf allen Punkten schwere Verluste — allein elf Offiziere, darunter Oberstleutnant v. Sommerfeld tot und zwei Hauptleute tödlich verwundet — erlitten. Sie hatten auf der östlichen Seite dieser Stellung feindliche Jäger in großer Zahl gegen sich, die sich dort, nämlich am Südostabhange des Höhenrückens, eingenistet hatten (zusammenhängend mit jenen Jägern, mit welchen das 1. Bataillon 26. Regiments zu thun bekam), und sie hatten ferner vielleicht eine ganze Brigade Infanterie gegen sich, welche aus der Gegend zwischen Chlum und Lipa vorrückte und stoßweise an Cistowes vorbei attackierte*); und sie hatten endlich in diesem Dorfe selbst eine starke Jägerbesatzung gegen sich, die bald noch durch ein ganzes Infanterieregiment verstärkt wurde. Außerdem aber schleuderten die feindlichen Batterien ihre Geschosse in unendlicher Zahl gegen diese Waldlisiere und überschütteten überhaupt den ganzen Wald derartig, daß ich ein andres Wort zur Charakterisierung ihrer Wirkung nicht habe, als das der „Hölle“. In das Geheul und Sausen der Granaten mischte sich bald das bis dahin noch nicht gehörte Gezische von Raketen, und dazwischen knickte und knackte es überall in den Bäumen, die Äste und Zweige brachen und prasselten massenhaft herab und verbanden sich mit den Geschossen zum Verderben unsrer Truppen. Aber dennoch wurde, wenn auch hier und da eine Abteilung zurückgedrängt wurde und sich eine andre Position suchen mußte, und wenn auch der Verlust an Offizieren und Mannschaften in erschreckender Weise wuchs, im ganzen die Stellung behauptet. Indes war die Lage doch eine sehr gefährdete, und die Aussicht, sich gegen den so vielfach überlegenen Feind auf die Dauer behaupten zu können, eine so zweifelhafte, daß General von Gordon sich veranlaßt sah, nach Benatek zurückzuschicken, um die beiden Bataillone der Reserve — Oberst v. Bothmer mit zwei Musketierbataillonen 67er. — heranholen zu lassen. Der Divisionskommandeur hatte diese Bataillone, welche bekanntlich zur Besetzung von Cerekwitz zurückgelassen worden waren, sehr bald nach Benatek heranbeordern lassen, wo sie voraussichtlich nötiger werden konnten, als

*) Brigade Fleischhacker des 4. Korps. v. B.

bei Cerekwitz, und hatte den General von Gordon von dieser Änderung Mitteilung gemacht, ihm dabei sagend, daß diese Bataillone bestimmt seien, der Avantgarde zu folgen, wenn das Gros sich in das Verhältnis einer Staffel links rückwärts, seitwärts der Avantgarde gesetzt haben würde. Und insofern war die direkte Aufforderung des Generals an die Reserve, über welche der Divisionskommandeur eigentlich nur allein die Disposition hatte, zu verstehen. Der Oberst v. Bothmer führte beide Bataillone unter einigem Verlust, darunter der Hauptmann Laue, dem eine Granate die Hand wegriß, über die Wiesenniederung gegen den westlichen Teil des Waldes, und es gelangten das 2. Bataillon*) und die 1. Kompagnie bald an den gegen Cistowes gerichteten Waldrand, während das 1. Bataillon mit drei Kompagnien sich nach dem südwestlichen Teil wandte.

Die vor dem Waldrande gegen Cistowes sich postierenden Abteilungen griffen sehr energisch in das Gefecht der 27er ein, und der allgemeine Drang richtete sich nun gegen das Dorf Cistowes. Es gab schwere und harte Kämpfe auf der Nord- und Westseite desselben. Die feindlichen Jäger feuerten aus den Häusern und von den Dächern, geschlossene Infanterieabteilungen brachen auf verschiedenen Punkten ausfallend gegen die Angreifer vor, und das schreckliche Artilleriefeuer fuhr auf allen Seiten verheerend zwischen die Unsrigen. Neue schmerzliche Verluste; dafür aber auch eine Trophäe, die Fahne eines der feindlichen Bataillone, welche tapfere Männer der 6. Kompagnie im Handgemenge eroberten.

Nichts hält sie ab, die Tapfern, ihre Stellungen weiter zu behaupten, ja selbst nach vorwärts noch weiter Terrain zu gewinnen. Es glückt in der That auch, die beiden westlichsten Gehöfte von Cistowes zu erreichen und sie trotz aller Gegenstöße des Feindes festzuhalten. Die tapfern Führer, General v. Gordon, die Obersten v. Zychlinski und v. Bothmer verlieren ihre Pferde unter dem Leibe; von den übrigen Stabsoffizieren, Hauptleuten und Adjutanten büßen die meisten ebenfalls die ihrigen tot oder verwundet ein. Oberst von Zychlinski wird zugleich durch einen Schuß ins Bein verwundet.

General v. Gordon sieht sich nach Unterstützung von der 8. Division um und schickt danach aus. Diese Division debouschiert soeben — es ist gegen 10 Uhr — von Sowietitz (nordöstlich Sadowa) kommend über die Bistritz und dirigiert sich unter dem Schutze unsers Waldes nach dem Holawalde, oder wie die Geschichte ihn seit jenem Tage nennt, dem Walde bei Sadowa. Sie wirft im Vorbeiziehen zwei ihrer Bataillone,

*) Ohne 5. Kompagnie. Vergl. Anmerkung auf S. 361.

das erste des 72. Regiments*) und die 4. Jäger gegen unsern Wald, in dessen westlichen Teil sie sogleich eindringen.

Aus dem eben Geschilderten ergibt sich, daß die Division in fast zwei gleiche Teile geteilt focht. Fünf Bataillone der Avantgarde und Reserve an der Lisiere gegen Cistowes, sieben Bataillone an jener gegen Masloweb. Die beiderseitige Verbindung war nur eine lockere und bewegliche, denn in dem südöstlichen Teile des Waldes, da wo der Weg nach Masloweb hineintrittt, steckten die feindlichen Schützen massenhaft und hielten durch fortwährendes Wiederzurückdrängen der Unsrigen, wenn diese einmal bis an das Freie gekommen waren, den Eingang zum Walde offen. Nun drängten ein paar Bataillone von südlich Masloweb her — vom feindlichen 4. Korps**) — gegen diesen Teil des Waldes vor; das kurze Unterholz gab den Unsrigen wenig Deckung und keinen Anhalt, und es gelang den feindlichen Jägern und jenen Bataillonen, hier siegreich ein- und bis zu dem höhern Holze vorzudringen. Das erleichterte wieder andern Bataillonen desselben Korps, von noch mehr südwärts her†) an den linken Flügel der Gordonschen Truppen zu kommen und ihn in den Wald zurückzudrängen. Einige dieser Bataillone drängten dann den Zurückweichenden nach und strebten nun den gegen Cistowes gerichteten Waldrand ganz in ihre Hände zu bekommen. Die außerhalb des Waldes gebliebenen Bataillone unterstützten jene in diesem Bestreben durch Frontalangriffe. Wir werden die Resultate späterhin kennen lernen.

Gleichzeitig mit jenen Einbrüchen in den Wald wurden die im nordöstlichen Teil des Waldes vor und an der Lisiere stehenden Truppen der 13. Brigade und das Füsilierbataillon Buttlar heftiger als zuvor von feindlicher Artillerie und Infanterie beschossen, welche letztere von dem Dorfe Masloweb und von der Höhe zwischen diesem Dorf und Horenowes her vorrückte. Es war die Brigade Herzog von Württemberg vom 2. Korps, unterstützt durch zwei Kavallerie- und zwei Raketenbatterien, welche am Nordrande von Masloweb aufgefahren waren. Die Aufgabe dieser Truppen war, uns nicht nach Masloweb kommen zu lassen, und ihr Gefecht behielt lange wesentlich den rein defensiven Charakter.††) Diese feindlichen Truppen erlitten hier sehr große Verluste

*) Nur das 1. Bataillon Regiments 72 ist zur Unterstützung der 7. Division entsandt, nicht auch das 2., wie Lettow II., 438, Anm., angibt. Auf S. 444 gibt er dann aber richtig die Stärke der Preußen im Swiepwalde auf 14 Bataillone an. v. B.

**) Brigade Poeckh des 4. Korps. v. B.

†) Teile der Brigade Fleischhacker. v. B.

††) Der Herzog von Württemberg hatte den Befehl, sich vorläufig defensiv zu verhalten, und glaubte diesem Befehl seines Korps vorläufig nicht entgegen handeln zu dürfen, als er vom 4. Korps die Aufforderung erhielt, die stark bedrängte Brigade Poeckh zu entlasten. v. B.

durch das Schnellfeuer, womit unsre Bataillone den Feind am Vordringen zu hindern suchten. Freilich aber sanken auch auf unsrer Seite viele tot und verwundet zu Boden. Das Feld vor dem Walde war wie besät mit Toten und Verwundeten.*) Aber auch in und hinter dem Waldrande wanden und krümmten sich viele im Todesschmerz oder in der Pein schwerer Verwundung.

Es ist zwischen 10 und 11 Uhr. Auf feindlicher Seite ist eine Bewegung zu gewahren, welche, in einer Verlängerung des rechten Flügels bestehend, die Absicht eines Flankenangriffs von Horenowes aus in der Richtung auf Benatek verrät. Offenbar ist unsre ostwärts dieses Dorfes stehende Artillerie das Ziel dieser Bewegung.**) Diese vier Batterien haben der so überlegenen feindlichen Artillerie, die inzwischen auf über 100 Geschütze gestiegen war, gegenüber sich noch immer in jener Stellung wacker behauptet und tüchtig gefeuert. Doch was sind 24 Geschütze gegen mehr denn 100?†) Wird diese Artillerie nun der feindlichen Infanterie in die Hände fallen? Sie hat zu ihrer unmittelbaren Bedeckung nur ein paar Infanteriezüge und eine Pionierkompagnie hierher geschickt, weil sie unthätig hinter Benatek stand und gern mit der Waffe thätig sein wollte, da sie als technische Truppe sich nicht nützlich machen konnte. Aber der Divisionskommandeur hatte in der schweren Sorge, seine Artillerie zu verlieren, seinen Generalstabsoffizier Major v. Krenski schon entsendet, um zu ihrer Deckung die drei Eskadrons Husaren vom Gros heranzuholen, die während des Vormarsches der Division von Cerekwitz auf Benatek zur Deckung unsrer linken Flanke und zur Verbindung mit der Armee des Kronprinzen links nach Wrchownitz entsendet waren und dort noch standen. Der Major v. Wittich, welcher diese drei Eskadrons kommandierte, da der Regimentskommandeur sich während jenes Vorgehens bei dem Generalmajor v. Gordon befand, stellte sich so geschickt auf und manöverierte gegen die sich bald zeigende feindliche Infanterie so umsichtig und brav, daß die Batterien sich noch eine Zeitlang halten und dann mehr rückwärts — nördlich von Benatek — eine neue Aufstellung nehmen konnten, wo sie minder gefährdet waren und zugleich im stande blieben, weitern Umgehungsversuchen des Feindes entgegenwirken zu können.††) Während sich jene drei Eskadrons so um

*) Hier vor diesem Waldrande ruhen allein vom Regiment Großfürst 9 Offiziere und 304 Mann in einem Grabe. v. B.

**) Das Hauptziel der Bewegung blieb doch der Wald, aber der rechte Flügel des Feindes bedrohte auch die Batterien der 7. Division. v. B.

†) Es waren in der That 120 Geschütze. v. B.

††) Die im österreichischen Generalstabswerk S. 301 gemachte Angabe, daß bei diesem Stellungswechsel ein preußisches Geschütz liegen geblieben und vorübergehend in österreichische Hände gefallen sei, wird durch einen nach dem Kriege an den General

die Sicherheit unsrer Artillerie verdient machten, war es der Avantgarden-Eskadron — Humbert — beschieden, sich später an andrer Stelle ebenso rühmlich hervorzuthun. Diese Eskadron war der Infanterie der Avantgarde bis gegen den Wald gefolgt und dann westlich um denselben

---

v. Fransecky vom Kommandeur der Artillerie der 7. Division, Major Weigelt, und vom Hauptmann v. Notz gesandten Bericht widerlegt. Der erstere lautet:

Bericht des Majors Weigelt über eine unrichtige Angabe des österreichischen Generalstabswerkes über ein vorübergehend verloren gegangenes Geschütz der 7. Division.

„Die Angabe ist ganz unrichtig. Zu dieser Zeit standen von der Divisionsartillerie:

4 Geschütze der 5. 4pfündigen Batterie — v. Nordeck — auf der Höhe südöstlich Benatek, ungefähr in der Mitte einer Linie, die man von dem Buchstaben N des Dorfnamens nach dem mit $^1/_3$. 2 FB. bezeichneten Truppenzeichen des österreichischen Planes gezogen denkt,

2 Geschütze derselben Batterie — Zug des Leutnants Nonne — auf der kleinen Kuppe, die auf jenem Plane von letzterwähnten Truppenzeichen dicht neben demselben in den Grund hineinspringt, und sich sowohl auf dem Plane als auch in Wirklichkeit sehr bestimmt markiert.

Letztere beiden Geschütze habe ich selber in diese Aufstellung dirigiert, um den Grund der Länge nach zu bestreichen: sie haben von dort eine österreichische lange Infanterielinie mit Granaten beschossen, welche von nördlich Masloweb her gegen die nordöstlichste Waldspitze — ihren rechten Flügel längs des Südrandes jenes Grundes haltend — avancierte, ungefähr 2—300 Schritt vor der Lisiere stutzte, Schnellfeuer von der Lisiere her erhielt, Kehrt machte und ziemlich schnell bis in die Senkung zurückging, längs welcher der Weg von Masloweb nach Wrchownitz führt. Hiernächst beschoß der Zug die feindliche Artillerie bei Masloweb. Von seinen beiden Geschützen ist keins genommen — es hat nicht einmal ein direkter Angriff dieser Position stattgefunden, denn keins beider Geschütze hat auch nur zu einem Kartätschschuß Gelegenheit gefunden.

Ebensowenig haben die andern beiden Züge der Batterie einen direkten Angriff erfahren oder Gelegenheit zum Kartätschfeuer gefunden, oder die Annäherung der Division des 27. Jägerbataillons von Horenowes her wahrgenommen, noch weniger ein Geschütz auch nur auf einen Augenblick kampfunfähig gehabt oder gar verloren.

Der österreichische Schlachtbericht kann — wenn er von zwei Geschützen am Ortsausgange von Benatek spricht — nur allein den Zug des Leutnants Nonne meinen: es war dies das einzige Auftreten eines detachierten Zuges; sonst sind die Batterien stets mit ihren 6 Geschützen in Position getreten.

Das demontierte, beim Rückgange der 4. 12pfündigen Batterie — v. Notz — aus ihrer Position auf der Höhenkuppe östlich Benatek stehen gebliebene Geschütz ist gleich, nachdem die Batterie über den Wiesengrund, der sich im NO. des Dorfes in der Richtung auf Wrchownitz hinzieht, zurückgegangen war, vermittelst eines Gespanns nach Heranziehung von Pferden aus der 1. Wagenstaffel, abgeholt worden und hat sich zu dieser Zeit, ebensowenig wie vorher, auf jener Kuppe kein Österreicher befunden. Die Zeit war zwischen 9 und 10 Uhr vormittags. Nur Tirailleurs gingen von Horenowes aus bis etwas über die Allee Masloweb—Wrchownitz vor und sandten einige Kugeln in die links — östlich — von der Batterie v. Notz in Position stehende Batterie Kühne, wodurch diese — wie Ew. Excellenz jener Zeit schon zu melden ich mich beehrte — ganz gegen meine Absicht und — wie ich heute noch nicht anders sagen kann — unmotiviert ihren Rückzug antrat, welchem dann die näher nach Benatek stehende Batterie v. Notz, die Situation auf dem linken Flügel wahrscheinlich für bedrohlicher haltend als sie war, folgte.

herum weiter vorgerückt. Da sie aber vorne keine Verwendung finden konnte, so ging sie bis nahe an Benatek zurück, wo sie sich unweit der dort stehenden Avantgardenbatterie verdeckt aufstellte und auf einen günstigen Moment zum Eingreifen lauerte. Da dieser aber noch fast zwei Stunden auf sich warten ließ, so wird dies später erwähnt.

Daß die Tirailleurs nicht weiter vorgingen, vielmehr nach kurzem Feuern wieder nach Horenowes zurückwichen — was sich zwei oder dreimal wiederholte — konnte ich mir damals nicht recht und nicht anders erklären, als daß nur sehr schwache Kräfte in Horenowes seien: ich glaube aber jetzt, daß dies dem Anreiten der drei Schwadronen des 10. Husarenregiments zu danken gewesen, die zwischen Horenowes und Wrchownitz gestanden haben müssen, von uns aber nicht gesehen werden konnten.

Was die Gefährdung der Batterien von Horenowes her anbetrifft, so kann ich nicht in Abrede stellen, daß ich anfangs, als ich die Batterien Kühne und Notz zum erstenmal auf die Höhenkuppe zwischen Benatek und Horenowes führte, große Besorgnis hegte, daß von letzterm Orte feindliche Massen gegen meine linke Flanke debouchieren möchten — ich verhehlte mir nicht, daß diese Stellung etwas exponiert sei, da ich wußte, daß die 2. Armee um die Zeit — gegen 9 Uhr — als die Batterien dorthin vorgingen, noch nicht an Horenowes heran sein konnte. Ich machte deshalb auch den Hauptmann Kühne — dessen Batterie Horenowes am nächsten stand — aufmerksam, das Terrain dorthin im Auge zu behalten.

Gleich nachdem die Batterien das Feuer eröffnet hatten (gegen die feindlichen Batterien zwischen dem Swiepwalde und Masloweb auf dem Höhenkamm) kamen auch bald — als ich noch bei den beiden Batterien mich befand — Schützen aus Horenowes heraus, aber nicht weit, und kehrten bald wieder in das Dorf zurück. Hieraus, und weil das Dorf ziemlich in gleicher Höhe mit Benatek lag, letzteres aber doch so gut wie gar nicht gehalten worden war, glaubte ich entnehmen zu dürfen, daß es nur leicht als vorgeschobener Posten besetzt sei, und daß die starke Partikularbedeckung, die Ew Excellenz glücklicherweise den Batterien zugewiesen hatten, ausreichen würde, die linke Flanke gegen schwache feindlche Schützenschwärme zu decken.

Diese Auffassung beschwichtigte meine anfängliche Besorgnis für meine linke Flanke, und ich wollte doch auch, da die Infanterie bereits mitten im Walde sein mußte, nicht so weit zurückbleiben, sondern wenigstens so weit vorgehen, als es irgend die taktischen Verhältnisse gestatteten. Das war aber jene Höhe bei Benatek, denn die Rekognoszierung, bevor ich die Batterie dorthin führte, hatte mir handgreiflich gezeigt, daß nächst dieser die nächste Geschützposition erst auf der Höhe zwischen Masloweb und dem Swiepwalde zu finden sei. Die aber einzunehmen, davon konnte keine Rede sein, bevor nicht Masloweb und der Wald in unsern Händen: sie war dicht mit der feindlichen Artillerie besetzt.

Die Stellung der österreichischen Batterien ist übrigens auf dem Plane unrichtig eingezeichnet: die vier Batterien, welche in der Ecke zwischen den Wegen Masloweb—Benatek und Masloweb—Wrchownitz eingezeichnet sind, haben — leider — uns nicht Gelegenheit geboten, sie so en écharpe zu fassen, wie es nach der Einzeichnung der Fall hätte sein müssen — ihre Front war nicht nach W, sondern nach NW, ich möchte behaupten nach NNW — denn sie standen den Batterien meiner Abteilung parallel gegenüber, wie die Geschoßaufschläge deutlich erkennen ließen. Auch die andern, dicht bei Masloweb verzeichneten Batterien hatten wohl mehr die Front nach NW.

Die 10. Husaren auf dem linken äußersten Flügel haben wohl hauptsächlich das Vorbrechen feindlicher, geschlossener Infanterie aus Horenowes (Brigade Thom) verhindert, und den allemal baldigen Rückzug der Tirailleurs bewirkt, die sich aus dem

Ich habe die Lage unsrer Division, so wie sie etwa bis 10 Uhr*) sich gestaltet hatte, vorgeführt. Denken wir uns jetzt — bald nach 10 Uhr — die beiden Bataillone von der 8. Division, die wir, von Sowetitz kommend, in den westlichen Teil des Waldes eindringen sahen, noch hinzu; sehen wir hinter uns das brennende Dorf Benatek, hören wir im südlichen Teil des Waldes, wo die Gordonschen Bataillone fechten, den Lärm, das Geschieße, das Hurraschreien, die hin und her wogenden Kämpfe zwischen den eingedrungenen feindlichen Bataillonen und unsern in den Wald zurückgedrängten Abteilungen, sehen wir, wie die Verteidiger des Waldrandes jenes Teils dort in größern und kleinern Abteilungen wieder herausbrechen, um die übers Feld und von Cistowes herkommenden Angreifer zurückzuwerfen; wie sie auf andern Punkten

---

Orte bis an den Weg Masloweb—Wrchownitz und selbst darüber hinaus in die dort befindlichen einzelnen Baumreihen vorwagten, vielleicht wären sie sonst weiter vorgekommen und hätten meine Batterien ernstlicher belästigt.

Die Husaren müssen in einer Terrainfalte sehr gedeckt gestanden haben: ich sah sie bei Beginn des Gefechtes in östlicher Richtung abreiten und bald in einer Senkung verschwinden; nachher bin ich ihrer nicht wieder ansichtig geworden. Da, wo der österreichische Plan sie eingezeichnet, haben sie nicht gestanden, wenigstens habe ich sie dort nicht gesehen, und jener Grund ist von mir mehrere Male passiert worden.

Jedenfalls verdanke ich ihnen die Sicherung meiner linken Flanke bis zum Eintreffen der 1. Gardedivision."

Bericht des Hauptmanns v. Notz.

„Die Angabe auf Seite 301 im 3. Bande 2. Hälfte der vom kaiserl. königl. Generalstabsbureau verfaßten „Österreichs Kämpfe im Jahre 1866", daß ein preußisches Geschütz durch das kaiserl. königl. 2. Jägerbataillon erobert worden sei, kann, abgesehen davon, daß sie eine thatsächliche Unrichtigkeit behauptet, indem nie auch nur einen Augenblick ein Geschütz der 7. Division im Besitz des Gegners sich befunden hat, unmöglich auf ein Geschütz der vormaligen 4. 12pfündigen Batterie des Magdeburgischen Feldartillerieregiments Nr. 4 bezogen werden, indem die beiden Geschütze, welche zur angegebenen Zeit am Ortsausgange von Benatek gestanden haben, der 5 4pfündigen Batterie gedachten Regimentes angehörten. — Ein Geschütz der 4. 12pfündigen Batterie — das 5. —, welches bei dem Verlassen der ersten von der Batterie eingenommenen Position, östlich von Benatek, unmittelbar nach dem Aufprotzen durch zwei kurz hintereinander einschlagende, feindliche Geschosse seines Führers und seiner ganzen Bespannung infolge Verwundung resp. Tötung beraubt wurde, war außerdem dadurch für den Augenblick transportunfähig geworden, daß durch dieselben Treffer ein Lafettenrad und eine Lafettenwand zerschossen worden waren. Während der zur Retablierung des Geschützes erforderlichen, etwa eine halbe Stunde dauernden Zeit ist dasselbe niemals einem feindlichen Angriffe ausgesetzt gewesen. Zwischen dem Zeitpunkte, wo das Geschütz auf Veranlassung des zur Stelle anwesenden Batteriechefs zur zweiten Wagenstaffel zurückgeschafft wurde, bis zu dem Moment, der in der oben zitierten Stelle des österreichischen Berichtes gemeint sein muß, liegt ein Zeitraum von wenigstens zwei Stunden."

*) Vergleiche die Lage der Division um $10^1/_2$ auf der Skizze zwischen S. 292 und 293. v. B.

Kehrt machen, um sich gegen Rückenangriffe aus dem Innern des Waldes her zu wehren, sehen wir dann ferner unsre braven Bataillone von der 13. Brigade und die 67er Füsiliere vor und in dem Waldrande des nordöstlichen Waldteils sich standhaft behaupten, auf ihrem rechten Flügel aber, zu beiden Seiten der Schlucht und in dem gegen Masloweb vorspringenden „Bastion“ mit derselben Energie wie die Gordonschen ein ebenso verzehrendes und verheerendes Waldgefecht gegen die dort eingebrochenen feindlichen Bataillone durchführen. Sehen wir endlich aus dem gegen das Dorf Benatek gewendeten Waldrande die Verwundeten scharenweis herauskommen und sich nach den Verbandplätzen hinter dem brennenden Dorf und hinter dem kleinen Waldhügel schleppen oder dorthin geführt werden, und sehen wir zugleich mit diesen zahlreiche Haufen entwaffneter Feinde von buntester Farbenmischung als Gefangene, begleitet und unbegleitet, im ersten Fall aber immer nur von einzelnen unsrer Unteroffiziere und Soldaten, nach Benatek ziehen und eskortiert werden — sehen wir das alles und hören wir zugleich jenen ununterbrochenen, ohrenbetäubenden, herz- und markerschütternden Kanonendonner und das Raketengeheul und Gezische, untermischt mit dem Geknatter des Kleingewehrfeuers, — sehen und hören wir das, sage ich, und wir haben das allgemeine Bild unsers Kampfes von 10 bis etwa ½12 Uhr. Aber es hatte dieser Kampf seinen Höhepunkt noch nicht erreicht. Die schwersten Leistungen und Prüfungen, die härtesten Verluste sollten noch kommen.

Ich kehre zuvor zur zweiten Stunde des Kampfes zurück.

Der Divisionsadjutant Leutnant v. Kleist, den wir um ½8 Uhr vom Schlosse Cerekwitz im Moment des Antretens der Avantgarde abreiten sehen, um dem Prinzen Friedrich Karl das Vorgehen der Division gegen Benatek zu melden, hatte nach etwa einstündigem Ritt den Prinzen auf der Höhe von Dub gefunden und wollte ihm eben diese Meldung erstatten, als Seine Majestät der König ebenda eintraf. Er erhielt nun den Befehl, sie Seiner Majestät direkt zu erstatten: „Da Allerhöchstderselbe nunmehr das Kommando über die Armee Allerhöchstselbst übernehme.“ Da der Prinz unserm Divisionskommandeur die Zeit und die Direktion des Vormarsches ganz frei überlassen hatte, so wurde Seine Majestät erst durch diese Meldung davon unterrichtet, in welcher Richtung die 7. Division zu suchen sei. Gleichzeitig durfte Leutnant v. Kleist Seiner Majestät jenen Zettel über die Aufstellung der kronprinzlichen Armee überreichen, den der Leutnant Graf Hohenthal von Daubrawitz zurückgebracht hatte.*) In der Richtung auf Masloweb stiegen Geschützrauchwolken auf. Seine Majestät fragten den Leutnant v. Kleist, ob dieselben wohl von der 7. Division herrühren könnten. Kleist ver-

*) Nachdem auch Prinz Friedrich Karl den Zettel gelesen hatte, erhielt Leutnant v. Kleist ihn zurück. v. B.

meinte das, da er nicht glaubte, daß die Division schon so weit hätte vorrücken können, sondern meinte, daß sie äußersten Falls Benatek erst erreicht haben möchte. Der Leutnant v. Kleist konnte natürlich nicht wissen, daß um diese Zeit die feindlichen Batterien bei Masloweb anfingen, die 7. Division mit ihren Granaten zu überschütten. Nach jener Antwort wurde Kleist von Seiner Majestät entlassen. Er mußte aber vor dem Zurückreiten noch die Generale v. Moltke und v. Voigts-Rhetz über unsre Verhältnisse näher orientieren, wobei sich verschiedene Auffassungen — nicht über die von uns eingeschlagene Direktion — sondern über die Zeit des Aufbruchs bei den genannten beiden Herren kund gaben. Dem einen waren wir zu früh, dem andern nicht früh genug angetreten.*) So schwer ist's im Kriege, vor dem erstrebten und erreichten Resultat gleicher Meinung über die zu diesem Resultat gehörenden Faktoren zu sein und über die Entschließungen eines dritten sicher zu urteilen. Es wird hier mancher fragen, wie denn der Divisionskommandeur selbst damals über diesen Punkt dachte, und es ist hier auch wohl an rechter Stelle, offen und einfach zu erklären: daß ~~dieser~~ gewiß bei Cerekwitz stehen geblieben wäre und das Herankommen des Kronprinzen abgewartet hätte, wenn er hätte glauben können, daß die ganze feindliche Armee gegen die Bistritz stände, daß er aber zu diesem Glauben keine Ursache hatte und daher, als er bei Sadowa schießen hörte, sofort gegen Benatek aufbrach, weil er meinte, von dorther am schnellsten und vorteilhaftesten in das Gefecht eingreifen zu können, sei es, um den nur auf höchstens drei Armeekorps geschätzten Feind vor Sadowa festhalten zu helfen und der Elbarmee Zeit zu schaffen, ihm in den Rücken zu kommen, sei es, um die 8. Division zu degagieren, wenn der Feind ihr allein überlegen auf den Leib fiele, sei es endlich, um dem etwa in der Richtung auf Josephstadt ausweichenden Feind in die Flanke fallen zu können.

Bei dem so bestimmten Glauben an die soviel geringere Stärke des Feindes wurden wir freilich auf eine schwere Probe gestellt, als wir bei Benatek von einem so heftigen Granatfeuer empfangen wurden und dann dem Walde gegenüber so zahlreiche Streitmassen erscheinen sahen. Indessen wir behielten doch die Contenance und wurden, da unsre Offensive jenseits des Waldes ihre Grenzen fand, um so hartnäckiger und zäher in der Defensive. Denn was der Wald wert war, fühlte jeder, und ihn dem Feinde wieder überlassen, wollte keiner! Der Leutnant v. Kleist kehrte, nachdem er von den beiden genannten Generalen ent-

*) Der Leutnant v. Kleist konnte sich, als er am 9. Januar 1867 einen Bericht über seine Verwendung am 3. Juli niederschrieb, nicht mehr genau erinnern, wem von beiden Generalen das Antreten zu früh, wem zu spät gewesen sei. Möglicherweise meinte der eine auch vielleicht die frühe Versammlung um 2 Uhr. v. B.

lassen war, sehr eilig und zwar zu der Zeit zurück, wo das Gros der Division eben von Benatek aus gegen den Wald vorrückte.

Der Divisionsstab hielt noch zwischen dem Dorf und dem Walde, in der Nähe des bewaldeten Hügels, um von dort aus die 8. Division zu erspähen, mit der die Fühlung noch nicht gewonnen war. Da auf einmal glaubte man an den auf dem Felde ringsum einschlagenden Granaten zu bemerken, daß ein Teil derselben von jenseits der Bistritz her käme und also preußische wären. Die fehlten nur noch, um uns auf eine noch härtere Probe zu stellen! Der treffliche Kleist, welcher seit dem vorigen Abend nicht aus dem Sattel gekommen war, wollte gern und mußte auch schon um deswillen noch einmal reiten, weil er den Weg über die Bistritz allein kannte. Er erhielt den Befehl, bei der 8. Division zu bestellen: „ihre Artillerie schösse auf uns; sie möge eine andre Richtung nehmen, wir hätten schon an dem österreichischen Feuer mehr als genug!" Spätere Erkundigungen haben ergeben, daß unsre Vermutung, vom rechten Bistritzufer her beschossen zu werden, keinen Grund gehabt, die Artillerie der 8. Division eine solche Stellung nirgends eingenommen habe, aus der sie uns hätte beschießen können. Es bleibt daher ein ungelöstes Rätsel, welche Bewandtnis es mit jenen Granaten hatte, die uns aus einer ganz andern Richtung, als von Maslowed und Horenowes her, zuflogen, und die den Divisionskommandeur zu der Äußerung veranlaßten: „Wer sich jetzt drücken wollte, der würde doch wohl vergebens nach einem sichern Platz suchen." Es bezogen sich diese Worte auf einige von ihren Truppenteilen abgekommene Leute, die man kurz vorher hinter dem Rande eines Hohlweges sich sehr eifrig decken sah, und die der Divisionskommandeur aus dieser Position vertreiben ließ, indem er ihnen scharf verwies, daß sie statt tapfere Soldaten „elende Drücker" seien. Bald nach dem Abreiten von Kleist wandte der Divisionsstab sich nach der Schlucht hin, in der die Truppen des Generals v. Schwarzhoff sich eben nach der vorliegenden Waldlisiere zum Gefecht entwickelten.

Vor dem Eintritt in die Schlucht war es, daß feindliche Jäger, die in einem Kornfelde nahe dem Wege von Benatek nach Maslowed — nordöstlich der Schlucht — steckten, dem Divisionskommandeur und sehr bald darauf auch dem Adjutanten Herzbruch die Pferde unter dem Leibe verwundeten. Da die Handpferde hinter dem Dorfe Benatek zurückgeblieben waren, so gingen beide zu Fuß in den Wald. Der General sah zunächst der Entwicklung der Truppen in der bezeichneten Stellung zu und übersah dann die Stellung selbst von dem Standpunkte des Buttlarschen Bataillons aus. Dann folgte er dem Hauptteil des 1. Bataillons des 26. Infanterieregiments, das durch die Schlucht süd-wärts vorrückte, um den mehr erwähnten Höhenrücken zu gewinnen, über

den der von Masloweb kommende Weg läuft. Als er sich noch auf dem Wege dorthin befand, traf ein höherer Offizier aus der Umgebung des Königs ein, der sich bei uns umsehen sollte. Bald darauf auch der General v. Stülpnagel, Generalquartiermeister der ersten Armee, dieser um dem Divisionskommandeur den Befehl des Prinzen Friedrich Karl zu überbringen: „sich nicht weiter nach links — also nach der Höhe von Horenowes hin — auszudehnen.“ Jeder dieser Herren nahm die Verheißung mit: „daß die 7. Division den eroberten Wald behaupten würde!“

Nachdem der Divisionskommandeur den bezeichneten Höhenrücken erstiegen hatte, konnte er wegen des dortigen nur halbmannshohen Holzes einen Überblick nach Masloweb hin und südwärts nach Lipa und der Höhe von Chlum hin gewinnen. Doch wurde er in der Umschau bald gestört, da feindliche Jäger in großer Zahl herandrängten und unsre Tirailleurs zum Rückzuge zwangen. Nur dadurch, daß der General einige zwanzig Mann Versprengter, welche den Kopf verloren hatten und sich schon für gefangen hielten, durch den Zuruf: „Wollt ihr euern General verlassen und einzeln gefangen werden?“ zusammenbrachte und bei sich behielt, gelang die gemeinschaftliche Rettung.*) Ein Tambour machte sich dabei vorteilhaft bemerkbar. Er nahte sich in dem Augenblick, wo wirklich nur wenig Zeit zu verlieren, jeder einzelne gefährdet war, dem General mit der Frage: „Darf ich meine Trommel wegwerfen und mir ein Gewehr nehmen? Ich schieße gut“, und natürlich wurde ihm dies erlaubt, denn hier war ein Gewehr mehr wert als eine Trommel! Man kam glücklich bis nahe an die Schlucht zurück. Dort fand der General ein eben aufgefangenes österreichisches Offizierspferd, das ihn dann zu den Truppen der 13. Brigade trug, die auf dem freien Terrain zwischen den beiden bastionsartigen Vorsprüngen kämpften. Es war nach 11 Uhr, der Kampf in und außer dem Walde im Wachsen, die Truppen infolge der Hitze des Gefechts sehr aus- und durcheinander, die Zahl der Toten und Verwundeten zum Entsetzen gewachsen. Am meisten beim 26. Regiment. Hier hatte auch Major v. Gilsa einen Schuß durch die Brust, wollte aber, trotz des Zurufs des Divisions-

*) Nach der Geschichte des Infanterieregiments Nr. 26 von Stuckrad führte der Premierleutnant v. Etzdorff des Regiments auch Schützen des Regiments zur Rettung des Generals herbei. Um die Rettung machte sich unter andern auch ein Füsilier Hausotter verdient, der tags zuvor wegen eines Subordinationsvergehens bestraft werden sollte und gebeten hatte, die Strafe erst nach der in Aussicht stehenden Schlacht verbüßen zu dürfen. Der General v. Fransecky hatte diese Bitte gewährt, und nun war es dem Füsilier vergönnt, dafür seinem General nützlich sein zu dürfen. Bei der Heirat der Tochter des Generals, der Freifrau v. Buttlar, konnte der Hausotter beim Polterabend in einem Gedicht (Anlage 3) auf diese Vorgänge Bezug nehmen. v. B.

kommandeurs: „er möge sich nach dem Verbandplatz bringen lassen!“ nicht zurückgehen. Er stützte sich auf einen Unteroffizier und einen Hornisten und hielt dann noch einige Zeit aus. Endlich aber mußte er doch zurück. Er verließ den Kampfplatz mit den Worten: „Nun will ich gern sterben, da ich gesehen habe, wie tapfer mein Bataillon gefochten.“ Nach Cerekwitz zurückgeschafft, waren diesem Helden nur noch einige Tage zu leben vergönnt. Wer ihn im Gefecht gesehen, dem wird seine „frohe Tapferkeit“ unvergeßlich bleiben. Sein Auge funkelte, sein ganzes Gesicht wurde strahlende Heiterkeit, als am Muskyberge der erste Schuß fiel. Und ebenso war es im Walde bei Benatek! Auch das andre Regiment, das 66., hatte neue Opfer zu beklagen, und nicht minder das Buttlarsche Bataillon 67er.

Durch den Einbruch des Feindes zwischen jenem rechten Flügel des Generals v. Schwarzhoff und dem linken des Generals v. Gordon ist die Verbindung mit Gordon völlig unterbrochen. Seit dessen Vordringen gegen Cistowes hatte der Divisionskommandeur nur durch den Ordonnanzoffizier des Generals v. Gordon, der die beiden Bataillone der Reserve zur Unterstützung der 27er vorholte, einige Orientierung über die Vorgänge auf der Südlisiere erhalten. Er wußte, daß die Truppen dort einen sehr schweren Stand hatten. Erst jetzt, nach 11 Uhr, bekam der Divisionskommandeur durch den bei einer Entsendung von seinem General abgekommenen Brigadeadjutanten die Schreckensnachricht: Der General v. Gordon und der Oberst v. Zychlinski seien gefallen, das 27. Regiment auseinandergesprengt und fast ganz aufgerieben!

In diesem Augenblick kam ein neuer Sendbote vom König — wiederum zu hören, wie es bei uns stände. Er wurde ersucht, Seiner Majestät zu melden: „Die 7. Division leide schwer, aber sie halte fest.“ Der Eindruck jener Nachricht über den General v. Gordon und seine Truppen und die Eindrücke, die der Divisionskommandeur durch die Zustände rings um sich her empfing, waren tief schmerzlich, und trotz der vielen Gefangenen, die fortwährend in Scharen vorbeigeführt wurden und bewiesen, daß wir im Walde wenigstens noch überall Sieger waren, entstand doch in dem General die Sorge, ob die Truppen ihren Widerstand ohne Unterstützung noch lange würden fortsetzen können? Ich muß mich, um die Schwere dieser Sorge begreiflich zu machen, zu den Truppen des Generals von Schwarzhoff und den Buttlarschen Füsilieren zurückwenden.

Sie hatten um diese Zeit mit einem mehr als dreifach stärkern Feinde zu thun, der seine Defensive gegen eine allgemeine und sehr energische Offensive auf der ganzen Linie vertauscht hatte.

Von etwa 11 Uhr an begannen seine ersten Stöße, sie wurden dann immer schneller und heftiger und erreichten bis gegen 1 Uhr ihr höchstes

Maß. Dann nahmen sie wieder ab, aber viel schneller als sie sich gesteigert hatten; denn schon gegen 1/2 2 Uhr ließen sie nach, und bald verschwand der Feind ganz vor unsern Augen. Dadurch wurde uns das Eingreifen des Kronprinzen in die Schlacht fühlbar! Auf dessen Ankunft waren wir schon seit 11 1/4 Uhr vorbereitet. Um diese Zeit kam ein Gardehusarenoffizier, der Leutnant v. Byern, geschickt vom General v. Alvensleben, mit der Botschaft, daß um 1/2 12 Uhr die erste Gardedivision bei uns eintreffen würde. Da eine Unterstützung uns, den eben begonnenen allgemeinen Angriffen des Feindes gegenüber, höchst not that, und die Sehnsucht danach sich in jedem Auge ausdrückte, so verkündigte der Divisionskommandeur diese Botschaft den ihm zunächst stehenden Truppen durch den Ruf: „Der Kronprinz kommt!" und begleitete, da er in diesem Augenblick einzelne Abteilungen zurückweichen sah, diesen Ruf mit der Mahnung: „Nicht weiter zurück! Hier sterben wir!" Den übrigen Truppen wurde, soweit sie erreichbar waren, dasselbe überbracht und gesagt, und die Hurrarufe, womit diese Worte überall erwidert wurden, bewiesen, daß sie die Herzen getroffen hatten. Die Hoffnung auf die baldige Ankunft des Kronprinzen elektrisierte alle. Ein jeder klammerte sich an die Scholle, wo er stand, entschlossen, lieber zu sterben, als sie aufzugeben. Etwas später kam der Major v. d. Burg vom Generalstabe des Kronprinzen mit derselben Nachricht. Er traf auf den Major v. Krenski, der zu unsrer Artillerie geritten war, um sich von deren Zustand zu überzeugen, und wurde von diesem ersucht, dafür zu sorgen, daß die ersten Truppen auf Masloweb dirigiert würden, da sie uns in dieser Richtung am schnellsten und wirksamsten Hilfe bringen könnten.

Wenden wir uns nun zum Feinde, um uns über jene immer heftiger werdenden Angriffe näher aufzuklären, welche die Zeit von 11 1/2 bis gegen 1 1/2 Uhr ausfüllten.

Die Relation des einen unsrer Gegner, des F.-M.-Lts. Grafen v. Thun, gibt über das zweite Korps sehr wertvolle Aufschlüsse. Über den andern Gegner, den F.-M.-Lt. Molinary, der nach der schon in der ersten Zeit der Schlacht erfolgten Verwundung des F.-M.-Lts. Grafen Festetics das vierte Korps kommandierte, erfahren wir aus der Schrift: „Der Feldzug der Nordarmee" (Wien 1866) zwar nur sehr Allgemeines, aber doch Hinreichendes, um erkennen zu können, daß dieses Korps zu der genannten Zeit mit allen seinen Kräften auf uns andrängte, um in Gemeinschaft mit dem zweiten Korps uns aus dem Walde hinaus gegen die Bistritz zu werfen.

In dieser Schrift heißt es S. 60: „Ungefähr um 1/2 12 Uhr ritt Feldzeugmeister Benedek mit seinem Stabe weg (von seinem Standort auf der Höhe nahe südwestlich von Chlum), um nach der Position zur

Rechten zu sehen. Er hatte um Mittag eine Vorrückung dieses Flügels angeordnet. Dieser Flügel bestand aus dem vierten und zweiten Korps und war bei seinem Vorrücken auf die im Anrückeu begriffene feindliche Armee des Kronprinzen gestoßen, deren Spitzen, die in erster Linie vorrückenden Korps (Garde- und sechstes Korps) zurückgedrängt worden. (?) Unser in Reserve stehendes sechste Korps begrüßte den Feldherrn mit der Volkshymne, die Jäger jubelten ihm, ihre Hüte schwenkend, zu. Auf den frühern Standplatz zurückgekehrt, fand Benedek das dritte Korps (Erzherzog Ernst) in dichten Kolonnen unter Musik und Hochrufen ebenfalls im Vorrücken.

Feldmarschall-Leutnant Molinary hielt den Moment für gekommen, um einen Schlag zu führen; er rückte vor, das zweite Korps in zurückgezogenen Staffeln zur Unterstützung nach. Es galt, den Durchbruch zwischen der ersten und zweiten feindlichen Armee in der Richtung von Benatek und Horenowes zu bewerkstelligen."

Da das vierte feindliche Korps, südlich Masloweb, zwischen diesem Dorf und Chlum stand, so waren und blieben seine Angriffe gegen den südwestlichen Teil unsers Waldes gerichtet, unterstützt von seiner Reserveartillerie, die hart südlich Masloweb aufgestellt war, den rechten Flügel an dieses Dorf gelehnt. Die schon früher gegen den Wald gesendete und darin eingedrungene Brigade Poeckh befand sich im Innern im vollen Kampf, als die nächste Brigade nachrückte.

Beide hatten es mit den 27ern, mit den 67er Musketieren und weiter westlich im Walde mit den beiden Bataillonen der 8. Division zu thun.

Wir verlassen sie dort, um uns zum zweiten feindlichen Korps zu wenden. Von diesem hatte, wie wir aus dem Frühern wissen, bis gegen 11 Uhr nur die Brigade Württemberg, unterstützt durch zwei Kavallerie- und zwei Raketenbatterien aus der Geschützreserve beider Korps unsrer Brigade Schwarzhoff und Buttlars Füsilieren gegenüber gestanden und sich wesentlich defensiv verhalten.

„Als nun der Feind" (die eben genannten Truppen Schwarzhoff und Buttlar), so heißt es wörtlich in der Relation des Grafen v. Thun, „trotz der sehr großen Verluste der Brigade Württemberg jeden Versuch einer Offensive aufgegeben hatte, und der Angriff auf den Wald von Masloweb genügend durch das ungemein heftige Feuergefecht vorbereitet war, an welchem auch drei Rohr- und eine Raketenbatterie des vierten Korps hervorragenden Anteil nahmen, schien der Moment gekommen, wo durch einen kräftigen Offensivstoß die gegenüberstehenden Truppen des Feindes aus dem Felde geschlagen werden konnten.

„Ein solcher Entschluß war um so mehr gerechtfertigt, als das vierte Korps wiederholt dringend ein weiteres Vorgehen angeregt hatte,

und als der Anmarsch der Armee des Kronprinzen gegen die eigene rechte Flanke (½11 Uhr) noch nicht bekannt war."

Wir ersehen aus dieser Relation, daß zu dem Angriff gegen die Brigade Schwarzhoff und das Bataillon Buttlar zunächst 2½ Jäger- und 8 Linienbataillone von den beiden Brigaden Württemberg und Saffran verwendet wurden, und daß diesen später noch ein Jäger- und drei Bataillone von der Brigade Thom unterstützend folgten, im ganzen also 14½ Bataillone. Ferner ersehen und folgern wir aus dieser Relation, daß der Angriff dieser Truppen durch mindestens acht Geschütz- und zwei Raketenbatterien vorbereitet und unterstützt wurde. Um aber den Umfang des gegen den betreffenden Waldteil gerichteten Feuers in seinem ganzen Maße erkennbar zu machen, ist es nötig, daran zu erinnern, daß ein großer Teil der, wie schon erwähnt, hart südlich Masloweb aufgestellten Reserveartillerie des vierten Korps, sowie die betreffenden Brigadebatterien ebenfalls gegen jenen Waldrand feuerten, ganz abgesehen noch von den überhöhenden Batterien, welche in den Verschanzungen nördlich Chlum standen. Gewiß ist die wirkliche Zahl noch nicht erreicht, wenn ich annehme, daß in dieser Zeit zwischen 11½ bis gegen 1½ Uhr an hundert Geschütze*) in der bezeichneten Richtung ihre Geschosse gegen die 13. Brigade und das Bataillon Buttlar schleuderten! Welchen Charakter der Kampf in dieser Zeit und unter solchen Umständen gewann, ist zu beschreiben unmöglich. Man kann nur sagen, daß das schon gegebene Bild des Kampfes in der Zeit zwischen 10 und 11 Uhr hinter dem neuern an Wildheit und Grausigkeit weit zurückblieb.

Fast zwei ganze Korps ihre volle Wucht und ihren ganzen Willen zusammenfassend gegen eine Division, unsre 7., die keine andre unmittelbare Unterstützung hat, als jene zwei Bataillone der 8. Division, die aber, da sie im westlichen Teil und in der Mitte des Waldes mit einigen dahin vorgedrungenen Bataillonen der Brigaden Poeckh und Fleischhacker zu thun haben, von den vor und an den beiden angegriffenen Lisieren fechtenden Truppen unsrer Division weder gesehen noch gefühlt wurden und in ihnen daher auch nicht den Gedanken erwecken, von andern Truppen unterstützt zu sein!

Die Tendenz jenes von beiden Korps gemeinschaftlich gegen uns geführten Angriffs war uns damals schon so klar, wie sie jetzt in den österreichischen Berichten ausgesprochen uns vorliegt. Man wollte uns mit einem Hauptschlage über den Haufen werfen, um, wenn man uns los war, sich mit ganzer Kraft gegen den Kronprinzen wenden zu können.

---

*) Wie schon erwähnt, waren es 120 Geschütze. v. B.

Aber offenbar war man auf der feindlichen Seite über unsre Stärke noch immer nicht aufgeklärt, und man überschätzte uns gewaltig. Doch konnte es auch nicht anders sein, da man ja am Morgen uns so gänzlich unbeobachtet und so ungehindert von Cerekwitz nach Benatek hatte marschieren lassen, und da während der ganzen Zeit des Kampfes alle Versuche, um unsre linke Flanke herum zu kommen und hinter unsern Rücken zu sehen, an der Wachsamkeit und Geschicklichkeit unsrer Husaren gescheitert waren. Aber diese Versuche waren auch immer mit zu wenigen Truppen und nur von Infanterie unternommen worden. Hätte man nur eine Kavalleriebrigade aus der zahlreichen Reservekavallerie im großen Bogen östlich um Horenowes herum gegen den Weg Cerekwitz—Benatek geschickt, so wäre man schnell ins Klare gekommen. Die so gerühmte, von uns aber allerdings schon seit Münchengrätz nur noch sehr gering angeschlagene Unternehmungslust und Gewandtheit der österreichischen leichten Kavallerie hätte hier, gegen uns angewendet, dem Feldzeugmeister Benedek jenen großen Dienst wirklich leisten können, welchen er sich von ihr bei Beginn des Krieges versprach.

Es ist ein wahres Wort, — und sie haben es bewiesen und haben es selbst eingestanden — „die Österreicher können nicht manövrieren!" Das bewies uns gegenüber der Graf v. Thun mit seinem zweiten Korps. Hätte derselbe, statt uns fortwährend frontal anzugreifen, uns nur mit einer seiner Brigaden in der Position an der Lisiere gegen Masloweд beschäftigt, und wäre er mit den beiden andern Brigaden und einiger Kavallerie von Horenowes aus gegen Benatek vorgedrungen, so gewann er dieses von uns seit Abberufung der Reserve nicht wieder besetzte Dorf, griff den Wald dann von dorther im Rücken an — — und die von drei Seiten umzingelte 7. Division wurde dann entweder im Walde massakriert, oder sie wurde an die Bistritzniederung gedrängt und erfuhr dort, ohne Unterstützung und ohne Brücken, eine blutige Katastrophe. Eine Unterstützung von unserm Centrum her, von dem zwischen Dub und Sadowa stehenden dritten Korps, wäre immer zu spät gekommen!

Ich kehre nun zu den Bataillonen der Brigade Schwarzhoff und den Buttlarschen Füsilieren (Regiment 67) zurück. Sie hatten den allerschwersten Stand. Aber der Feind errang, trotz seiner Überlegenheit, dennoch nur partielle Erfolge über sie. Allerdings drang er nicht bloß in jene „Bresche" ein, welche er sich schon in den ersten Stunden des Kampfes am Eingang des Weges von Masloweд geöffnet hatte, sondern er stieß auch mehrfach durch die Lisiere des südlichen „Bastions". Aber der ganze nordöstliche und der nördliche Teil des Waldes blieben ihnen verschlossen, und selbst das Vorterrain zwischen den beiden „Bastionen" wurde stellenweise von einzelnen unsrer Bataillone entweder faktisch —

inselartig — behauptet, oder doch so von dem Feuer beherrscht, daß der Feind sich immer nur momentan darin zu halten vermochte.

Es ist richtig, was die Gr. Thunsche Relation sagt, daß der Boden im Walde, soweit er von den Österreichern genommen, „mit Toten und Verwundeten der 7. preußischen Division buchstäblich bedeckt war“. Aber wie es ein Irrtum ist, daß auch „Tote und Verwundete der 1. Gardedivision“ von den „eingedrungenen (österreichischen) Bataillonen“ dort gesehen wurden,*) so ist es ein eben solcher Irrtum, wenn in jener Relation behauptet wird, „daß es vielleicht nur noch einer kurzen Anstrengung bedurft hätte“, um den Wald „gänzlich vom Feinde (von uns) zu reinigen“. Denn so groß und so schwer auch unsre Verluste waren, so standen doch noch einige tausend Soldaten da, mit dem unerschütterten Entschluß, auszuhalten und zu kämpfen bis zum Tode, und es sahen diese Tausende, daß ihr Schnellfeuer den neu angreifenden Bataillonen des Feindes ebenso verderblich und erschrecklich waren, als den zurückgewichenen. Viel trug zu diesem festen und tapfern Ausharren das Beispiel bei, das die Offiziere ihren Soldaten gaben. Der Brigadekommandeur, General v. Schwarzhoff, und die Regimentskommandeure, Obersten v. Medem und v. Blanckensee, sieht man, wo die Gefahr am größten, wo der Kampf am heißesten. Sie greifen führend, dirigierend, ordnend ein, und zeigen eine bewunderungswürdige Kaltblütigkeit und Entschlossenheit. Die Bataillonskommandeure v. Buttlar, v. Schmeling, v. Wiedner und v. Boltenstern — letzterer seit des Majors v. Schönholz Verwundung an der Spitze des Füsilierbataillons 26 — halten unerschütterlich ihre Lisiere fest; die Hauptleute v. Rauchhaupt, v. Przychowski, Lösener, Fritsche, v. Westernhagen I und II, Liebeneiner, Schramm sind mit ihren Kompagnien Felsen, an welchen sich die Wogen der feindlichen Angriffe brechen. Ein Wunder ist's, daß der sich so exponierende General v. Schwarzhoff während des ganzen Kampfes sein Pferd unter dem Leibe behält, während andre die ihrigen so bald verloren. Mehrere dieser Offiziere machen sich mit österreichischen Offizierpferden beritten, die, ihrer eignen Reiter beraubt, von unsern Soldaten aufgegriffen werden. So der Oberst v. Medem, so auch einige Bataillonskommandeure und Adjutanten. Von letztern verdienen hier besonders genannt zu werden der tapfere Adjutant des Generals v. Schwarzhoff, Premierleutnant Biber, welcher in dem Bestreben, auseinandergekommene Abteilungen zu sammeln und wieder in den Kampf führen zu helfen, einen rühmlichen Tod fand, und der Premierleutnant Lademann, Adjutant des 26. Infanterieregiments, welcher, als er sein Pferd unter dem Leibe

*) Es ist keine Gardetruppe in unsern Wald gekommen — und auch keine Truppe des ersten Armeekorps, wie in andrer Schrift behauptet worden.

verloren, sich an die Spitze eines Zuges, dessen Führer eben gefallen war, setzte und einen sehr gefährdeten Punkt behaupten half.

Nachdem der Kampf bis gegen 1 Uhr gerast hatte, sah es um diese Zeit allerdings schon sehr bedenklich aus. Zu den Abteilungen vom rechten Flügel der Schwarzhoffschen Truppen, welche von der feindlichen Brigade Poeckh in den Wald zurückgedrängt waren, und einen Haken bildend, zu beiden Seiten der Schlucht kämpften, gesellten sich auch ansehnliche Teile der beiden Musketierbataillone des 67. Infanterieregiments. Dieselben hatten sich an der gegen Cistowes gewendeten Lisiere nicht lange behaupten können und waren auch im Walde selbst auf allen Punkten zurückgedrängt worden. Nun bildeten sie, bald gesammelt und wieder formiert, eine sehr erwünschte Reserve für die Truppen des Generals v. Schwarzhoff.

Es ist jetzt an der Zeit, auf den Kampf bei Cistowes und im südlichen Teil des Waldes noch einmal zurückzukommen.

Wir sahen dort den linken Flügel des Generals v. Gordon durch die Angriffe von Maslowed her in den Wald gedrückt und erkannten die Bestrebungen des Feindes, die gegen Cistowes gewendete Lisiere ganz in seine Hände zu bekommen. Gegen diese Bestrebungen kämpften und rangen die braven 27er in ihren, ebenfalls nur noch „inselartig" behaupteten Positionen in und südlich der Lisiere, vor allen die 9. Kompagnie unter ihrem tapfern Hauptmann v. Buddenbrock, desgleichen die 6. Kompagnie des 67. Regiments unter dem nicht minder tapfern Hauptmann Müller. Aber die feindliche Übermacht war zu groß, und das Gefecht im Walde, zum Teil gegen den Rücken der Lisierenverteidiger gekehrt, zum Teil gegen die in das Holz gedrängten Abteilungen, zu heftig, als daß die Sache lange unentschieden bleiben konnte. Die in der Lisiere befindlichen Abteilungen wurden in das offene Terrain in südlicher, südwestlicher und westlicher Richtung getrieben, die im Walde kämpfenden mußten in der Richtung nach der Schlucht zu weichen. So kam es denn, daß die 67er Musketiere, wie schon oben gezeigt, zum großen Teil hinter die Truppen des Generals v. Schwarzhoff gerieten, zum geringern Teil aber nach den westlichen Gehöften von Cistowes zu den dort eingenisteten 27ern und zum noch geringern Teil in den westlichen und nordwestlichen Teil des Waldes, wo sie sich stellenweis mit den 71ern und 4. Jägern mischten. Und so kam es ferner, daß mehrere Kompagnien und einzelne Züge des 27. Regiments in denselben Richtungen aber zum Teil auf weitere Entfernungen, verdrängt und versprengt wurden. So die 6. und 7. Kompagnie unter Hauptmann Hildebrandt in der Richtung nach dem Walde von Sadowa zur 8. Division, von wo dieselben später auf Befehl des Generals v. Voigts-Rhetz zur Deckung der zwischen „unserm Wald" und jenem Walde aufgefahrenen Reserve-

artillerie verwendet wurden; so ferner die 12. Kompagnie und einige Abteilungen von andern Kompagnien des Füsilierbataillons in nördlicher Richtung durch den Wald bis Benatek; und so endlich die 2. und 3. Kompagnie und Abteilungen von verschiedenen Kompagnien des 2. Bataillons nach Cistowes hin, wo sie sich ebenfalls mit Abteilungen der 1. und 4. Kompagnie vereinigten, welche im Besitz dieser Gehöfte geblieben waren. Geradezu unbegreiflich bleibt es, daß diese westlichen Gehöfte vom Feinde ganz übersehen oder für stärker besetzt gehalten wurden, als sie waren, denn sie blieben, obschon nun völlig isoliert und von keiner Seite her mehr auf Unterstützung rechnen könnend, unangegriffen in den Händen der Unsrigen.

In einem dieser Gehöfte befanden sich auch der glücklicherweise nicht getötete General v. Gordon und der ebenso glücklich nur verwundete Oberst v. Zychlinski, ferner der Oberst v. Bothmer, Oberstleutnant v. Zedtwitz und Major v. Busse, sämtlich ohne Pferde, die ihnen zum Teil unter dem Leibe getötet oder verwundet waren.

Im Innern des Waldes wogte der Kampf zwischen den zurückgedrängten Abteilungen und dem eingedrungenen Feinde fort. Aber es würde vergeblich sein, denselben in seinen Einzelheiten schildern zu wollen. Es war ein Ringen im großen und im kleinen, bis zum Einzelkampf, Mann gegen Mann, herab. Hier und dort mehrere Abteilungen in voller Ordnung unter festem Kommando, dort aber eine ganz ohne Führer; und da eine aus Mannschaften aller Regimenter, die sich, einzeln versprengt, zusammengefunden, gemischt, und von irgend einem Offizier oder Feldwebel oder Unteroffizier geführt, der von seiner Abteilung abgekommen und von den Seinigen nur noch ein paar Mann in der Hand habend, den Befehl über die bunte Schar übernahm und sie in irgend einer Richtung mit sich fortriß, da in jeder Richtung ein Feind zu finden war. Da wechselten denn auch ebenso die Rollen zwischen Sieger und Besiegten; wer in diesem Augenblick seinen Gegner überwunden hat, ist im nächsten der Gefangene eines andern, bis dann schnell wieder ein größerer Trupp erscheint, der den schwächern aus den Händen des stärkern befreit und diesen wiederum gefangen nimmt. Am schlimmsten ergeht es der Regimentsmusik des 67. Regiments. Sie ist, da im Drang der Verhältnisse nicht daran gedacht wurde, sie gleich den übrigen Musiken bei Benatek zurückzulassen, ihrem Regiment in den Wald gefolgt, hat durch das furchtbare Feuer in demselben Wald bald den vierten Teil ihres Bestandes verloren, darunter den Musikmeister und mehrere Hautboisten tot oder schwer verwundet, ist dann abgekommen und gerät ein paarmal mitten unter den Feind, der sie gefangen nimmt, ihnen die Instrumente abnimmt und solche zum Teil zerstört, auch die einzelnen Mannschaften mit Kolbenstößen traktiert, bis ihr dann dies-

seitige Abteilungen zu Hilfe kommen und sie wieder befreien. Natürlich hat auch der Feind, wenn auch nicht bei seinen Musiken, so doch bei allen seinen fechtenden Abteilungen viele ähnliche Scenen von Auflösung, Durchmischung, Zersprengung u. s. w. und auch von Sieg und Niederlage im einzelnen erfahren, und seine Verluste sind an Zahl hinter den unsrigen gewiß nicht zurückgeblieben. Zu diesen gehörten bald auch der Oberst Poeckh, der im südlichen Teil der Schlucht schwer verwundet fiel, nahe bei seinem Generalstabsoffizier, dem Hauptmann Kohl, der vielleicht schon früher niedergesunken war; ferner die Obersten Weyracher, Kommandeur des 47., und Moritz, Kommandeur des 51. Regiments,*) die beide den Unsrigen verwundet in die Hände fielen und nach Benatek zurückgebracht wurden, und viele andre Offiziere, darunter auch mehrere Stabsoffiziere.

Ganz besonders unglücklich war ein Bataillon des Regiments Nr. 51, Ferdinand. Es hatte im westlichen Teil des Waldes mit unsern 72ern zu thun gehabt, war aber gegen die nordwestliche Lisiere ausgewichen und kam, sehr ruiniert, auf dem Wege von Cistowes nach Benatek ins Freie. Und sicher wäre es, da Benatek, wie vorhin bemerkt, unbesetzt war, an diesem Dorfe vorbei uns wohl entkommen, wenn unser Rittmeister v. Humbert mit seinen Husaren — Avantgarden-Eskadron — nicht noch auf jenem verdeckten Platz zwischen dem Dorf und dem Walde gestanden hätte, auf welchem wir ihn eben nach 10 Uhr verließen. Dieser brach, als er das Bataillon — ohne Tirailleurs und mit „Gewehr über" — vor sich im Anmarsch sah, dagegen vor und überraschte es dergestalt, daß es auf seinen Zuruf: „Die Waffen fort, die Gewehre zur Erde!" solches, ohne auch nur einen Schuß zu thun, that und sich ergab. Es waren noch über 650 Mann mit 10 Offizieren und einer Fahne, welche von dem Gefreiten Wurffschmidt in dem Moment erobert wurde, wo ein paar Nebenleute eben sich fertig gemacht hatten, sie zu verteidigen. Der Rittmeister v. Humbert führte dies Bataillon gleich nach Cerekwitz zurück, hatte aber den Verlust eines sehr braven Offiziers, des Leutnants Grafen v. d. Schulenburg zu beklagen, der von einem nach dem Walde hin ausreißenden Trupp, den er mit einigen Husaren wieder einzuholen suchte, Feuer und selbst einen Schuß durch die Brust erhielt, der ihm einige Tage später den Tod brachte.

Wir müssen uns noch einmal nach unsrer Artillerie umsehen. Der Divisionskommandeur, der die fortwährenden Überflügelungsversuche des Feindes nach dieser Artillerie hin sah, hatte mehr Besorgnis, sie, als den Wald zu verlieren. Denn hier klammerte sich alles fest an die noch

*) Oberst Moritz übergab dem General v. Fransecky seinen Säbel, den dieser dann während des weitern Feldzugs trug. v. B.

innehabenden oder an die neu gewonnenen Positionen, und es war nicht bloß befohlen und gesagt worden, daß der Wald nicht verloren gehen dürfte, sondern — ich wiederhole dies — es fühlte jeder Kommandeur, jeder Offizier, ja ich kann wohl sagen, es fühlte auch jeder Soldat, worauf es hier ankam.

Aber die auf dem offnen Felde stehende, so wenig beschützte Artillerie war in augenscheinlich gefährdeter Lage, und deshalb schickte der Divisionskommandeur seinen, von der Sendung zur 8. Division längst zurückgekehrten Adjutanten Kleist in der Richtung nach Zelkowitz ab, um zu sehen, ob er auf diesem Wege Garde- oder andre Truppen der kronprinzlichen Armee fände, um von diesen Unterstützung zu fordern.

Der Leutnant v. Kleist hatte, bevor er diesen Auftrag erhielt, einen schweren Unfall erlitten. Von der erwähnten Sendung nach unserm Walde zurückgekehrt und weder seinen Divisionskommandeur noch die andern Offiziere des Stabes findend, hatte er auf die von mehreren Seiten her ihm gewordene Nachricht, sein General sei gefallen, nach verschiedenen Richtungen hin Versuche gemacht, ihn aufzufinden. Zuletzt war er auf das offene Feld zwischen den beiden „Bastionen" hinausgeritten, um hier zu suchen. Aber kaum hatte er einen hochgelegenen Punkt zur Umschau erreicht, als eine Granate sein Pferd in den Leib traf und es sogleich tot zu Boden warf. Der Ärmste lag nun unter seinem Tier, und niemand war in der Nähe, der ihm hätte helfen können. Endlich aber hatte er sich doch frei gemacht. Er kehrte auf dem kürzesten Wege nach der Waldlisiere zurück und hatte dort bald die Freude, nicht bloß eines seiner Handpferde, sondern auch seine Kameraden zu finden. Nicht lange, so kam auch der General von der Höhe zurück, wo er der Gefahr, in Gefangenschaft zu geraten, so nahe gewesen war. Es war keine Zeit, persönliche Erlebnisse zu besprechen. Denn dieser Moment fiel mit jenem zusammen, wo es hieß: „Hier stehen, hier sterben wir!"

Kleist, nie müde, wenn es zu reiten galt, und eifersüchtig darauf, daß das Versendungsgeschäft nur ihm allein verblieb, jagte auf frischem Pferde schnell davon, um jene Unterstützung zu suchen. Er traf in der bezeichneten Richtung bald auf den Generalmajor Grafen Bismarck, der mit einer Brigade Kavallerie vom Prinzen Friedrich Karl abgesendet war, um die 7. Division — wovon dieselbe nichts wußte — durch Deckung ihrer linken Flanke zu unterstützen. Dieser war, als er unsre Lage erfuhr und übersah, sofort bereit zu helfen. Er setzte sich an die Spitze der ihm zunächst zur Hand befindlichen Eskadrons des Brandenburgischen Dragonerregiments und kam eben zur rechten Zeit, um ein paar feindliche Bataillone, die um Horenowes herum verdeckt gegen

unsre Artillerie avancierten, zum Stehen zu bringen und von weitern Versuchen gegen die Artillerie abzuhalten.

Kleist machte die Attacke an der Seite des Generals Grafen Bismarck mit, sah dann bald das Herankommen von Gardetruppen, und kehrte darauf zu seinem Divisionskommandeur mit der beruhigenden Meldung zurück, daß für die Artillerie nichts mehr zu fürchten sei.

Doch nun wieder zurück zu unserm Walde.

Es war etwa 1/22 Uhr, als wir dort ein Abnehmen des feindlichen Kanonenfeuers sehr merkbar fühlten. Und vielleicht eine halbe Stunde später, als die feindlichen Attacken gegen den Waldrand immer schwächer wurden und dann ganz aufhörten.

Das war die Wirkung des Erscheinens der vordersten Abteilung der kronprinzlichen Armee und ihres ersten Kanonenfeuers gegen die auf der Höhe bei Horenowes stehenden Artillerie des 2. österreichischen Korps!

Wir sahen von unserm Wald aus keine der vordringenden Abteilungen, sondern nur das Verschwinden des Gegners hinter den vor uns liegenden Höhenreihen. Aber von Maslowed aus kamen noch immer Jägerschüsse, und zwar aus den dem Walde zunächst gegenüber liegenden Häusern. Indes reichten ein paar Granaten, welche unsre Batterie Kühne dagegen schleuderte, aus, diese Häuser zu reinigen und dem 2. Bataillon des Regiments 66, das schon zum Angriff bereit stand, die Mühe desselben zu ersparen.

Es ist nun längst bekannt, aber ich darf es hier doch betonen, daß durch das Vorrücken des vierten feindlichen Korps aus der Gegend von Chlum und der drei Brigaden des zweiten Korps von Sendraschitz nach Horenowes und Maslowed, sowie durch das Sichverbeißen der beiden Korps gegen unsre, die 7. Division, gerade in der Zeit zwischen 12 bis 1/22 Uhr, eine Lücke hinter diesen Korps entstand, welche das Terrain an der Linie Horenowes—Maslowed—Chlum bis zur Linie Racitz—Sendraschitz—Nedelist fast ganz offen machte, und in welche die 1. Gardedivision resp. mit dieser wohl ziemlich gleichzeitig die 11. Division eindringen konnten, ohne auf nennenswerten Widerstand zu stoßen.

Diese Lücke veranlaßt zu haben, nimmt die 7. Division als ihr Verdienst an diesem Tage in Anspruch. Dafür erkennt sie aber auch das Verdienst jener beiden tapfern Divisionen um so bereiter an, den ihnen geschaffenen Vorteil mit richtiger Würdigung der Lage schnell, energisch und mit vollster Hingabe ergriffen und durch die schweren Kämpfe in und bei Chlum und Rosberitz, bei Nedelist u. s. w. die Entscheidung des Tages herbeigeführt zu haben!

Aber jene „zähe Ausdauer", wie Seine Majestät der König sie an jenem unvergeßlichen Tage der Heerschau auf dem Marchfelde öffentlich

genannt und gerühmt hat, hatte der 7. Division schwere Opfer gekostet. 89 Offiziere und 2162 Mann bedeckten mit ihren Leibern tot und verwundet das Schlachtfeld und bezeugten die Tapferkeit der Magdeburgischen Regimenter. Da der Verlust unsrer Armee in dieser Schlacht in runder Zahl 10000 Mann betrug, so hatte von 17 Divisionen, welche hier auftraten, die unsrige den fünften Teil des Gesamtverlustes erlitten — ehrenvoll und denkwürdig wohl für alle Zeit!

Als der Feind von uns abließ, wurde die Division, soweit die Truppen zu übersehen und herbeizurufen waren, auf der Wiese zwischen Benatek und dem Walde, nahe am Ausgange der Schlucht, gesammelt und formiert, und es wurde zugleich für die Zurückschaffung der Gefangenen gesorgt, die nun in noch größern Massen als früher, aus dem Walde herauskamen, teils sich selbst überliefernd, teils wieder nur geleitet von einzelnen Unteroffizieren und Soldaten. Sie wurden zunächst nach Cerekwitz, dann durch die Eskadron Humbert weiter zurück begleitet.*)

Man rechnete jetzt, bald vom General von Gordon und den in seinen Händen gebliebenen Truppen etwas zu hören. Aber jede Nachricht, jede Meldung blieb aus, und so mußte denn ohne diese Truppe abmarschiert werden, wollten wir die Chance behalten, noch einmal zum Gefecht zu kommen.

Es war etwa 3½ Uhr, als angetreten wurde. Die Bewegung ging über die Höhe östlich des Waldes zwischen diesem und Masloweb, zunächst auf Chlum. Der Kanonendonner machte sich in dieser Richtung am lautesten vernehmbar, er gab uns die Direktion. Nur einzelne Granaten schlugen noch auf unserm Wege, doch ohne zu schaden, ein. Schrecklich war der Anblick der vielen Toten und Verwundeten, an denen wir vorüberschritten. Die Hohlwege vor unserm Walde waren buchstäblich bis zu den Rändern gefüllt — überall meist mit Österreichern.

---

*) Hier sah der von einem Ritte zum 1. Korps zurückkehrende Adjutant des Prinzen Karl, Hauptmann Graf Waldersee, der jetzige Generalfeldmarschall, die 7. Division und sprach den General v. Fransecky. Er äußert sich über diesen Augenblick: „Der General war, nachdem er durch das Eingreifen des Gardekorps Luft bekommen hatte, bestrebt, seine Truppen aus dem Walde heraus zu ziehen und zu sammeln, und ging dies vor sich an dem sanften Hange, der vom Walde zum Dorfe Benatek abfällt. Hierbei traf ich ihn, und war er, wie die Truppe, unter dem Eindruck des Sieges und dem, in heißem Ringen sich glänzend bewährt zu haben; kurz vorher hatte das Husarenregiment Nr. 10 ein österreichisches Bataillon überraschend angegriffen, zersprengt und die Fahne genommen. Züge von österreichischen Gefangenen waren nach dem andern Bistritzufer im Marsche sichtbar. Über die Größe der eignen Verluste war der General natürlich noch im Unklaren, in dem Momente meiner Begegnung schienen sie größer als sie thatsächlich waren.“ Mitteilung Seiner Excellenz des Generalfeldmarschalls. v. B.

Ihre Verwundeten zeigten einen merkwürdigen Kontrast gegen die unsrigen: Sie schrien, jammerten und wimmerten oder beteten laut und riefen die Heiligen an. Unsre Verwundeten trugen in der Mehrzahl ihre Schmerzen mit stiller, würdevoller Resignation.

Auf der Höhe bei Chlum machte die Division halt. Die Artillerie und die Husaren waren noch nicht ganz heran; auch mußte man sich erst noch orientieren, wohin nun weiter? Man sah das Gewoge der Schlacht in südlicher und südöstlicher Richtung vor sich, aber schon so weit entfernt, daß der Gedanke aufgegeben werden mußte, noch einmal zur Thätigkeit zu kommen. Aber ein jeder Soldat unsrer Division durfte das Bild, welches sich — ein unvergeßlicher Anblick — in weiter Überschau bis zu den waldigen Höhen bei Problus südwärts und bis zur Niederung der Elbe, südostwärts, bot, ohne Neid auf andre in sich aufnehmen, denn er konnte sich sagen, seinen guten Teil am Kampfe gehabt zu haben.

Nur von unsrer Artillerie kamen noch zwei Batterien zum Schuß.

Ihre Thätigkeit war in auffallender Weise gefordert worden. Als der Divisionsstab nämlich etwa halbwegs zwischen Masloved und Chlum eine der dortigen tiefen Mulden passiert und die nächste Höhe erstiegen hatte, von wo aus uns das Dorf Chlum zuerst ganz ansichtig wurde, kam ein junger Offizier von dort her angesprengt und forderte in etwas erregtem Tone unsre Batterien zur Unterstützung seiner Division oder Brigade mit den Worten: „Es steht schlecht bei uns, und unsre Artillerie hat sich verschossen.“ In der That sah man auch ein paar Gardebatterien aus der Gegend von Chlum zurückkommen. Der Divisionskommandeur hörte den jungen Offizier ruhig an und erwiderte ihm dann: „Herr Kamerad, Sie sehen gewiß zu schwarz. Wie kann es irgendwo auf dieser Seite schlecht stehen, da 80000 Mann dem Feinde in Flanke und Rücken arbeiten. Sie sollen aber doch ein paar Batterien haben.“ Als diese ankamen, nahmen sie in zwei Staffeln zwischen dem Wäldchen von Lipa und Chlum Stellung, die beiden vierpfündigen Batterien auf dem rechten Flügel, die beiden andern auf dem linken. Aber nur die beiden mittelsten Batterien, die 5. vierpfündige und die 1. sechspfündige hatten noch Aussicht auf Wirkung. Sie sahen die zurückgehenden Massen des Feindes, die sich südöstlich der Chaussee auf der Ebene gegen Bor, Rosnitz ꝛc. davon wälzten und schossen in das Chaos hinein.

Von der Höhe bei Chlum aus sah man unten, das Gesicht nach Langenhof gewendet, nahe diesseits der Chaussee, eine ansehnliche Gruppe berittener Offiziere halten. Bald war Prinz Friedrich Karl erkannt. Der Divisionskommandeur sprengte dorthin, um zu melden und Befehl für das, was weiter geschehen sollte, zu holen. Der Prinz ritt dem

General entgegen, empfing die Meldung und sagte, ihm huldvoll die Hand reichend, wörtlich: „Ihnen (die 7. Division meinend) gebührt der Hauptanteil an der Ehre dieses Tages!“ — — —

Der General antwortete mit tiefer Rührung: „Wir haben nur unsre Schuldigkeit gethan.“ Dann aber traten ihm Thränen in die Augen, die er nicht zu unterdrücken vermochte, denn es fragte der Prinz teilnehmend nach den Verlusten. Die Antwort konnte nur allgemein sein: „Wir haben viel und schwer gelitten!“ Denn noch hatte keiner bei uns gezählt, noch keiner zählen können. Der Prinz fragte weiter: „Ist es wahr, daß das 27. Regiment eine Fahne verloren hat?“ Der General erwiderte, daß er von diesem Regiment bis jetzt noch ohne alle Nachricht sei; er wisse daher auch nichts von einer verlornen Fahne, könne aber melden, „daß die Division zwei Fahnen erobert habe“. Auf die Bitte um weitere Befehle erfolgte die Weisung, mit der Division nahe der Chaussee eine Aufstellung als Reserve zu nehmen. Bevor der General zur Division zurückritt, empfing er noch die Glückwünsche des in der Umgebung des Prinzen befindlichen Prinzen Adalbert von Preußen, des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin und mehrerer höherer Offiziere, namentlich der Generale Voigts-Rhetz und Stülpnagel, welche beide aus frühern Dienststellungen her persönliche Sympathien für die 7. Division hatten und solche jetzt um so lebhafter aussprachen. Der Divisionskommandeur benutzte diesen Augenblick, dem erstgenannten General zu sagen, daß die Division einer Unterstützung durch Artillerie von vorn herein höchst bedürftig gewesen sei und den Mangel derselben schwer empfunden habe. Er hielt dabei die Ansicht nicht zurück, daß durch die Zusammenfügung der Reserveartillerie von zwei Armeekorps zu einer Armee-Reserveartillerie ein Körper entstanden sei, dem zu einer Gesamtthätigkeit in der Schlacht sich selten der nötige Raum bieten, und der auch den rechten Moment und den rechten Fleck dazu nur selten richtig treffen würde, während er zugleich außer stande sei, einzelnen besonders bedrohten Punkten in der Schlachtlinie oder einzelnen der Unterstützung besonders bedürftigen Divisionen solche Unterstützung schnell genug zu leisten.

Die Zeit war zu kurz zum fernern Ideenaustausche. Der Divisionskommandeur eilte zu seiner Division zurück und führte sie über die Chaussee nach Langenhoff, um dort etwaige weitere Bestimmung abzuwarten. Jenseits dieses Ortes stand bereits die 2. Gardedivision, und rückwärts, nahe bei Lipa, die 8. Division. Als wir uns einige hundert Schritt nördlich Langenhoff eben aufgestellt hatten, traf General v. Gordon bei uns ein. Er meldete, wie es ihm und seinen Bataillonen bei Cistowes ergangen, und daß er mit dem Rest über Lipa hinaus vorgerückt sei, als Gardetruppen von Chlum aus in seine Nähe gekommen und der

Feind aus Cistowes abgezogen wäre. Die Freude dieses Wiedersehens war nach den beiderseitigen Erlebnissen um so größer.

Als bis gegen 8 Uhr abends noch immer kein Befehl gekommen war, wurde beschlossen, bei Langenhoff ein Biwak zu beziehen, und zugleich genehmigt, daß die Kavallerie und Artillerie, die noch auf der Höhe bei Lipa hielten, das ihrige bei diesem Dorfe beziehen könnten. Der Regen hatte zwar schon seit den ersten Nachmittagsstunden aufgehört, aber die Luft blieb kühl und feucht. Die Dörfer Lipa und Langenhoff wimmelten voll Verwundeten, jedes Haus, jeder Stall und jede Scheune war überfüllt von ihnen. Dennoch wurden die Dächer ihrer Strohbedeckung und ihrer Sparren beraubt, denn in den Biwaks brauchte man trockenes Holz, und die Soldaten wollten ihren Offizieren auf der nassen Erde gern trockene Lager bereiten. Aber dieser Zweck wurde nur für wenige erreicht. Diese Biwaks bei Langenhoff und Lipa waren dürftiger, als je eins in diesem Kriege zuvor und nachher. Man lag auf blanker Erde, ohne Essen und Trinken und ohne wärmende Feuer, und schweifte der Blick über die ruhenden Truppen hinaus, so traf er, wohin er sich wandte, auf die Leichen und Trümmer der geschlagenen Armee!

Soweit die beiden Vorträge des Generals. Die entscheidende Bedeutung des zähen Festhaltens der Division Fransecky im Swiepwalde für den Ausgang der Schlacht ist von allen kriegsgeschichtlichen Darstellungen seitdem stets betont worden. Am schönsten aber kennzeichnet den Führer und seine Truppen der Meister deutscher Geschichtsschreibung Heinrich von Sybel in seiner Begründung des deutschen Reiches. Nachdem er die verschiedenen österreichischen Angriffe auf den Wald geschildert, schreibt er: „Aber die am nördlichen Ausgang des Waldes gelegene Felsbastion blieb dem Gegner unnahbar. Fransecky, welcher zwei Pferde*) unter dem Leibe verloren, und bald nachher nur mit Mühe der Gefahr der Gefangennahme durch österreichische Jäger entgangen war, hielt dort mit Trümmern aller seiner Abteilungen aus. Er war ein Mann von schlankem aber nicht hohem Wuchs, von feinen und festen Zügen, von reicher Begabung und Bildung, und von einem, man möchte sagen fanatischem Ehr- und Pflichtgefühl. Seine Soldaten entsprachen dem Führer. Diese Altmärker und Magdeburger waren keine Hünengestalten wie die Pommern und Westfalen, aber in ihrer Gelehrigkeit, Gewandtheit und Gutwilligkeit erhoben sie sich an diesem Tage zu der höchsten Stufe kriegerischen Heldentums. — Daß sie ihre Stellung behauptet und

---

*) In der That war es nur eins. v. B.

dabei einer dreifachen Übermacht 2000 Gefangene und mehrere Fahnen abgenommen, war der kleinste Teil des Erfolges. Die Hauptsache war, daß sie die beiden österreichischen Korps, welche nach Benedeks Befehlen zur Deckung gegen den Kronprinzen hatten dienen sollen, auf sich gezogen, zu weiterm Kampfe beinahe unfähig gemacht und damit dem Kronprinzen den Stoß in das Herz des Gegners ermöglicht hatten."

III. Von Königgrätz bis Preßburg.

Bei den weitern Vorgängen bei der 7. Division von der Schlacht bei Königgrätz bis zum Gefecht bei Blumenau folgen wir wieder den vom General v. Fransecky hierüber gemachten Aufzeichnungen, die wir möglichst wörtlich wiedergeben und dann durch Anführungszeichen bezeichnen werden.

Die Nacht vom 3. zum 4. Juli brachte die Division in ihren Biwaks bei Langenhof und Lipa zu. Am 4. Juli nachmittags richtete der General vom Schlachtfelde als Fortsetzung des am 1. Juli in Kamenitz begonnenen Briefes folgende Zeilen an seine Gattin:

„Ich setze die vorigen Zeilen erst heute fort, übergehe alle Details und schreibe Dir für heute nur mit wenigen Worten, daß wir gestern, am 3., eine sehr blutige Schlacht hatten, an welcher der größte Teil der nunmehr hier vereinigten Armeen teil hatte, und in welcher wir einen herrlichen Sieg über die Österreicher erfochten. Sie verloren viele tausend Gefangene und viele, viele Tausende an Toten und Verwundeten, eine Menge Kanonen, einige Fahnen und Standarten u. s. w.

Aber auch wir haben schwere Verluste gehabt, besonders die 7. Division, da dieselbe vier Stunden lang sich gegen überlegene Kräfte schlug und einen Posten hielt, an welchem vorbei der Kronprinz entscheidend eingreifen sollte und auch entscheidend eingriff.

Die 8. Division griff zuerst an von Milowitz auf Sadowa; als ich ihren Kanonendonner hörte, brach ich von Cerekwitz, wo ich die Division konzentriert hatte, auf und griff über Benatek in ihr Gefecht ein. Wir erstürmten eine waldige Höhe, fanden überlegenen Widerstand und behaupteten uns. Wir standen vier Stunden lang in einem Granat- und Infanteriefeuer, von dessen Heftigkeit man keinen Begriff hat. Ein Offizier von der Division, der den Düppelsturm mitgemacht hat, sagt, daß die dortige Kanonade nichts gegen die gestrige gewesen sei.

Ich bin unversehrt geblieben, aber mein Pferd — der Hengst — ist mir unter dem Leibe blessiert worden, dem Leutnant v. Kleist wurde ein Pferd unter dem Leibe getötet, dem Leutnant Herzbruch ein Pferd

verwundet, — daraus magst Du entnehmen, daß wir uns nicht geschont haben. Nach dem Verlust des Pferdes habe ich mich zu Fuß den stürmenden Truppen im Walde angeschlossen und dort die Gefahr des Todes und der Gefangenschaft abwechselnd überstanden — der liebe Gott hat mich beschirmt und vor dem einen und dem andern bewahrt. Ich habe sehr viele Offiziere und Mannschaften verloren, aber keine Trophäen, im Gegenteil 2000 Gefangene gemacht. Einige Kompagnien hatten 70 bis 80 Tote und Verwundete, mehrere haben nur noch einen Offizier.

Nach der Schlacht, die von morgens 8 bis abends 7 Uhr währte, meldete ich mich bei dem Prinzen Friedrich Karl, der mir mit den Worten entgegenkam: ‚Ihnen gebührt der Hauptanteil an der Ehre des Tages‘. Welche Bedeutung diese Worte hatten, will ich Dir sagen, wenn ich Dir die Anlage der Schlacht näher mitteile. Nach der Schlacht biwakierten wir auf einem mit Toten übersäetem Felde (meist Österreichern). Heute morgen erfuhr ich zu meiner höchsten Freude, Augusts*) Regiment biwakiere nicht 500 Schritte von uns. Ich ließ mir den guten Jungen gleich holen. Er war sehr gesund und überglücklich, gestern sein erstes Gefecht gut bestanden zu haben. Lebe wohl u. s. w.“

Um 4 Uhr nachmittags traf der Befehl ein, die Division solle an diesem Tage noch bis in die Gegend von Königgrätz marschieren. Als sie sich in Marsch gesetzt hatte, erfuhr General v. Fransecky, daß der König auf der Höhe von Chlum eingetroffen sei, um dort dem Begräbnis des Generals von Hiller und andrer Offiziere und Mannschaften des Gardekorps beizuwohnen.

Da die 7. Division in diesem Augenblick gerade durch eine Marschkreuzung mit einer Gardebrigade eine Verzögerung erlitt, so benutzte der General von Fransecky dies, auf die genannte Höhe zu reiten, um sich beim Könige zu melden. Er kam in dem Augenblick oben an, als der Geistliche über dem Grabe des Generals von Hiller eben den Segen sprach und hörte dann auch die schönen Worte, welche Seine Majestät an die zum Begräbnis versammelten Deputationen der Garden richtete.

Nach dem Schluß nahte sich General von Fransecky dem Könige mit der Meldung, daß die 7. Division, im Marsch nach der Gegend von Königgrätz begriffen, soeben am Fuße der Höhe die Chaussee erreicht habe.

Seine Majestät reichte dem General in äußerst gnädiger Weise die Hand, drückte ihm über das Verhalten der 7. Division am Schlachttage Seine Zufriedenheit in den schmeichelhaftesten Worten aus und erkundigte sich nach den gehabten Verlusten. Als der General diese in runder Zahl auf 2000 Mann angab, traten dem Monarchen die Thränen in die

---

*) August v. Fransecky, der älteste Sohn des Generals, damals Leutnant im Kaiser Alexander-Garde-Grenadierregiment. v. B.

Augen, und es folgten Worte, die aus dem tiefergriffenen Herzen kamen und zum Herzen drangen! Der General von Fransecky erwiderte, auf die noch der Einsenkung harrenden Leichen der Gardisten zeigend: „Für Euer Majestät wären wir alle ebenso gern gestorben, als diese hier!"

Seine Majestät wollte die 7. Division sehen. General von Fransecky eilte voraus, hielt die inzwischen wieder in Marsch gekommene Division bei Wsestar an und stellte sie neben der Chaussee zum Empfang des Königs auf. Er befahl Richtung und Rottendeckung, wie zur großen Parade, „damit Seine Majestät sähe, daß die Erschütterung vom gestrigen Tage die Division nicht um ihre Haltung gebracht habe".

„Es war freilich eine merkwürdige Parade und doch wohl die schönste, welche die Division je bestanden hat!

In der Aufstellung die ganze Präzision des Paradeplatzes; das Honneurmachen, mit Hurras und der Nationalhymne, wie herkömmlich; der Anzug aber so defekt und herabgekommen, wie er es nach einer solchen Schlacht und einem solchen Biwak nur sein konnte. Viele Offiziere und Soldaten waren um ihre Helme gekommen und trugen Mützen; viele Leute hatten den Kopf, die Hand oder andre Gliedmaßen mit Tüchern verbunden — sie hatten, obschon verwundet, ihre Truppe nicht verlassen wollen; die Rottenzahl der Züge war bei einzelnen auf zwei Drittel, ja auf die Hälfte herabgesunken! Aber was diese Parade schön machte, das war das stolze Bewußtsein, was sich auf den Gesichtern aller Soldaten zeigte, die Freude auf die Ankunft des Königs, die aus jedem Auge leuchtete, das Streben, dem Monarchen erkennbar zu machen, daß auf diese Division noch zu zählen sei!

Seine Majestät durchritt die Treffen, umritt die einzelnen Bataillone, sprach mit jedem Kommandeur, mit vielen Offizieren, drückte jedem Fahnenträger, vielen Flügelunteroffizieren, manchem Verwundeten die Hand — — und ließ auch Seine feuchten Augen mitreden, beredeter noch als die Zunge. Sein ‚Adieu!' beim Scheiden fand einen Wiederhall, der bis zu den fernsten Biwaks drang, an welchen die Division bei Fortsetzung ihres Marsches vorüberzog!"

Vom 4. bis zum 13. Juli marschierte die 7. Division, mit nur einem Ruhetag am 6., nach Brünn, wo sie am 13. einrückte, um dort einen zweiten Ruhetag zu halten.

Den Ruhetag am 6. benutzte der General, um wieder an seine Gattin zu schreiben. Es heißt darin noch über die Schlacht von Königgrätz:

„Wir sind voll Hochgefühls über unsern Sieg vom 3. Die Schlacht führt den Namen von Königgrätz, wohin der Feind zurückgeschlagen war. Wir marschieren, so hoffen wir alle — auf Wien! Unsre Soldaten sind unübertrefflich — trotz der großen Strapazen und des Lebensmittel-

mangels, welchen sie bei dieser energischen und rapiden Kriegführung zu erdulden haben. In der österreichischen Armee muß die Demoralisation schon tiefe Wurzeln gegriffen haben, das beweisen die Gefangenen, die immer zu 30 bis 40 bis 50 gemacht wurden, und die meist sehr unbefangen, zum Teil lachend an uns vorübergeführt wurden. Am schlechtesten sind in letzterer Beziehung die Italiener — bei ihnen sieht man, daß sie kein Herz für Österreichs Sache haben."

Der König traf am 13. in Brünn ein; Prinz Friedrich Karl und die 5. Division waren schon vorher eingerückt.

General von Fransecky wurde mit den übrigen in Brünn anwesenden Generalen zur königlichen Tafel befohlen und von Seiner Majestät, sowie von den prinzlichen und fürstlichen Herren, welche sich in der Umgebung des Monarchen und des Prinzen Friedrich Karl befanden, mit sehr gnädiger Aufmerksamkeit behandelt. Das Gespräch drehte sich fast in jedem Fall nur hauptsächlich um den großen Waldkampf am 3. Juli und das tapfere Ausharren der 7. Division.

„Eine Frage Seiner Majestät über den Tisch hinweg an den dem Monarchen schräg gegenübersitzenden General von Fransecky erregte allgemeine Heiterkeit: ‚General Fransecky, lassen Sie noch ‚Matzkuchen' backen?' worauf der General erwiderte: ‚Zu Befehl, Eurer Majestät, so oft wir Mehl finden.' Diese Frage bezog sich auf eine vom Prinzen Friedrich Karl, welcher neben Seiner Majestät saß, dem Könige gemachte Äußerung über die Art und Weise, wie man bei der 7. Division sich auf den Märschen, bei dem fast täglichen Mangel an Brot zu helfen gesucht habe, nämlich dadurch, daß man das in den Mühlen vorgefundene Mehl überall in Beschlag genommen und es durch die bei den Kompagnien vorhandenen Bäcker habe verbacken lassen und zwar, bei dem Mangel an Sauerteig, nach Judenart, zu ‚Matzkuchen', — ein Ausdruck, den der General von Fransecky in seiner gelegentlichen Meldung an den Prinzen gebraucht hatte, und den dieser so erheiternd fand, daß er ihn nun auch Seiner Majestät gegenüber gebrauchte."

Die Sache selbst war übrigens nicht etwa eine nur bei der 7. Division gefundene Eigentümlichkeit, sondern es haben sich damals wohl die meisten Truppen in gleicher Weise geholfen, da die schnellen Märsche durch arme oder vom Feinde selbst schon ausfouragierte Gegenden und die mit jedem Tage wachsenden Schwierigkeiten des Nachschubs die Truppen zwangen, zu nehmen, wo und was sie fanden und das Gefundene zu genießen oder genießbar zu machen, so gut es ging. Aber bei der 7. Division gingen die Maßregeln der Verpflegung meistenteils von der obersten Stelle her aus, weil General von Fransecky die Sorge für die Truppen zu Anfang persönlich in die Hand hatte nehmen müssen und solche dann während der ganzen Kampagne in der

Hand behielt, da er sich bald überzeugt hatte, daß die Truppen sich dabei am besten standen.

Er sorgte dafür, daß die Einwohner nicht unnötig, wohl gar mutwillig gedrangsalt wurden, und bestrafte rücksichtslos jeden, der diesen Geboten zuwider handelte. Er überzeugte sich, am liebsten persönlich, von der Art uud Weise, wie dieses traurige Geschäft ausgeführt wurde und worin die Requisitionsgegenstände bestanden, und wohnte nicht selten den Verteilungen bei, um zu sehen, ob dieselben auch ordnungsmäßig und namentlich gleichmäßig geschähen. Dadurch aber erlangte er es auch, daß die Disziplin in seiner Division selbst in den schwierigsten Zeiten nicht nachließ, daß das Vertrauen zu seiner Person je länger je mehr wuchs, daß ihm und allen Führern die Truppe stets fest in der Hand blieb.

Von Brünn aus schrieb General von Fransecky am 14. an seine Frau:

„Ich schreibe Dir aus dem bischöflichen Schloß zu Brünn, wo ich mit meinem Stabe seit gestern logiere. Im obigen Bilde ist es auf dem höchsten Teil der Stadt, da, wo ich einen Punkt gemacht habe. Der Bischof, Gr. v. Schafgotsch, ein jovialer Sechziger, hat uns sehr gastlich aufgenommen, und es thut uns der Komfort dieses Hauses um so wohler, je länger und je öfter wir auf unsern Wegen sehr schlecht untergebracht waren. Wunderbare Kontraste! In der Nacht nach der Schlacht auf Gottes freier Erde, ein Sattel als Kopfkissen, ein Woylach als Unterlage, ein desgleichen zum Zudecken, zum Abendimbiß einige Löffel Suppe aus dem Kochgeschirr eines Soldaten und ein Stück Kommißbrot und morgens der Gast von Offizieren, die selbst nicht viel hatten. Dann, die nächste Nacht, mit den Eindrücken des blutgetränkten und leichenbedeckten Schlachtfeldes, erst nach Mitternacht, Einkehr in ein elendes, von seinen Einwohnern meist verlassenes Dorf, und Nachtlager auf Heu im schmutzigen, stark devastiertem Zimmer; sodann dreimal nach einander in armen, hochgelegenen Gebirgsdörfern bei zum Teil sehr armen, aber dennoch sehr gastfreien katholischen Pfarrern; dann zur Abwechslung in einem Vorwerk des Fürsten Auersperg und in einem Schloß des Grafen Belcredy zu Ingrowitz (der ersten Stadt in Mähren), wo ich in denselben Zimmern logierte, in welchen ein paar Tage vorher der österreichische Kavalleriedivisionär v. Zaitscheck mit seinem Stabe gelegen, und wo wir viele Spuren der österreichischen Truppen fanden, die über diesen Ort retiriert waren; ferner in einem höchst romantisch, in Waldeseinsamkeit an einem hohen Bergrücken gelegenen Jagdhause des Grafen Mitrowesti, wo wir in der Person des alten Oberförsters uns den Förster Kuno und in seinen beiden Jagdlehrlingen den Kaspar und Max aus dem Freischütz vorstellten, während die barfüßigen Mägde u. s. w.

des Hauses weder eine Agathe noch ein Ännchen, ja nicht einmal eine Brautjungfer zum Winden des ‚Jungfernkranzes, von veilchenblauer Seide‘ zu repräsentieren vermochten; ferner in einem recht schönen und behaglichen Schlosse des Fürsten Salm-Reiffertscheidt zu Blansko und nun endlich hier beim Bischofe zu Brünn. Leider verlassen wir diese große und schöne Stadt schon morgen wieder, um weiter — nun hoffentlich auf Wien! vorzurücken. Ich sage leider; denn unsern Truppen wäre noch ein Ruhetag zur Herstellung des Materials und zur Wiedermenschwerdung höchst notwendig, und auch wir Offiziere empfinden das Bedürfnis, wieder einmal mit Wäsche, Kleidung u. s. w. und unsern eignen Körpern, etwas in Ordnung zu kommen. Doch der Krieg kann auf solche Wünsche und Bedürfnisse keine Rücksicht nehmen, und ich freue mich über den Eifer und die Energie unsrer Strategen, die auf das Prädikat ‚Altnapoleonischer‘ gegründeten Anspruch haben. Es ist ein wahres Hochgefühl, sich sagen zu können, daß wir schon jetzt weiter gekommen sind, als die Soldaten des Großen Friedrich, und es ist eine schöne Hoffnung, noch weiter zu kommen. Unsre Feinde haben seit Königgrätz eine solche Scheu vor uns, daß der Ruf: ‚Die Preußen kommen!‘ schon ganze Regimenter laufen gemacht hat. Wie wenig wir sie im einzelnen noch respektieren, und wie sehr die Unternehmungslust ihrer sonst so hoch gepriesenen Kavallerie sich verloren hat, bewies ich ihnen vorgestern mit meinem Stabe. Leutnant v. Kleist ritt, nur von einer Ordonnanz begleitet, nach dem Städtchen Blansko, um dort Quartier für uns zu machen, ohne daß irgend ein Soldat von mir im Orte war, und ich folgte ihnen drei Stunden später mit Krenski und Herzbruch nach, und logierte mich in dem Schlosse ein, während wir wußten, daß an diesem Tage noch österreichische Kavallerieabteilungen überall in der Gegend herumstreiften, und während 1 österreichischer Offizier und 15 Kürassiere — wie wir am Nachmittag erfuhren — bis nachmittags 3 Uhr dicht vor der Stadt auf einer Höhe hielten und uns beobachteten. Unsre Einquartierungstruppen trafen erst ein, als wir schon bei Tisch saßen, und somit hätten wir von dem Feinde ziemlich leicht recht ernstlich belästigt werden können. Aber die österreichische Kavallerie hat ihren Nimbus uns gegenüber verloren, und nur die Artillerie wird von uns noch — und zwar sehr — geachtet. Sie hat in der Schlacht ihre Geschicklichkeit uns sehr fühlen lassen, während unsre Artillerie sehr wenig leistete, weil sie überall an Zahl geringer auftrat, als die Gegnerin.

Hier in dem schönen Brünn habe ich gestern und heute in der stattlichen bischöflichen Equipage interessante Herumfahrten gemacht und unter andern auch den Spielberg mit seinen berüchtigten Gefängnissen besucht. Die Haut schauderte uns, als wir diese unterirdischen, feuchten und

dunkeln Kerkergewölbe durchschritten, die für Hunderte von Gefangenen gleichzeitig, oft zeitlebens, zum erbärmlichsten Aufenthalt und zur grausigsten Marter gedient haben, und die alles übertreffen, was ich mir in der Phantasie jemals von harten Kerkern vorgestellt habe.

Seine Majestät der König und der Prinz Friedrich Karl haben hier seit gestern resp. vorgestern ihre Hauptquartiere, und an Truppen liegen drei Divisionen, also circa 40000 Mann, in der Stadt — und zwar meistens sehr gute, was für die Größe und Bedeutung des Ortes spricht. Derselbe hat 70000 Einwohner und sieht wie eine sehr vornehme Provinzialhauptstadt aus. Er enthält viel palastartige Gebäude und ist reich an Kirchen, Klöstern und industriellen Etablissements.

Als ich mich gestern bei Seiner Königlichen Hoheit, dem Prinzen Friedrich Karl im Gouvernementshause befand, und Seine Majestät, welcher einen andern Teil dieses Gebäudes inne hat, erfuhr, daß ich dort sei, ließ Allerhöchstderselbe mich rufen, und würdigte mich einer halbstündigen Unterredung über die Teilnahme der Division an der Schlacht vom 3. Ich mußte mich setzen und einen förmlichen Vortrag halten, während dessen Seine Majestät mich oft mit eingehenden Fragen über einzelne Episoden unsers Gefechts beehrte. Es that meinem Herzen wohl, dem Könige viele treffliche Offiziere nennen und die Soldaten der Division dem allergnädigsten Herrn in ihrer Vorzüglichkeit schildern zu können, und ich konnte mich überzeugen, daß Seine Majestät die Leistung der 7. Division in der mehrgenannten Schlacht ihrem vollen Werte nach würdigte. Die 7. Division hat die größten Verluste erlitten und den gefährlichsten Posten in der Schlacht gehabt — hätte sie denselben nicht behauptet, so nahm die Schlacht eine ganz andre Wendung! Dies ist eine unleugbare Thatsache, und der Prinz Friedrich Karl verglich selbst neulich, als ich bei ihm zur Tafel war, unsre Situation mit derjenigen der Wellingtonschen Truppen bei Waterloo, und das Eintreffen des Kronprinzen bei uns mit dem Erscheinen Blüchers in der genannten Schlacht. Ich merke es allen Herren in der Umgebung des Königs und des Prinzen an, daß sie mit besondrer Achtung auf die 7. Division blicken — und spüre auch etwas davon, daß man mich selbst ziemlich hoch anschlägt — jedenfalls sehr viel höher als ich verdiene! — —

Den guten, braven August sah ich seit dem Tage nach der Schlacht nicht wieder — ich weiß auch gar nicht, wo die Garden jetzt stehen. Ich denke noch mit Freuden und Rührung an unsre Begegnung am 4. morgens, und ich sehe ihn noch, wie er mit seinem Regiment am Nachmittage an meiner Division vorüberzog, ernst und gemessen, innerlich über die abermalige Trennung aufs Ungewisse hin wohl ebenso schmerzlich bewegt, wie ich es war. — Gott beschütze ihn, den trefflichen Menschen und lieben Sohn.

Daß Ernst*) ‚leicht verwundet‘ sei, las ich heute in der Zeitung vom 11. Ich danke dem Himmel, daß er es so gnädig mit ihm gemacht hat. Es hätte ja schlimmer kommen können. Jede Wunde ist ein Ehrenzeichen — so auch diese — und Ernst wird stolz darauf sein für die Sache unsers geliebten Königs geblutet zu haben.“

Am 15. Juli wurde der Marsch auf Lundenburg fortgesetzt, das nach zwei durch die große Hitze sehr anstrengenden Märschen am folgenden Tage erreicht wurde. Bei Kostel (7 km vor Lundenburg) erfuhr man durch die Einwohner, daß am Tage vorher feindliche Infanterie und Kavallerie dort gestanden habe, am Abend aber abgezogen seien. Die drei Eisenbahnbrücken südlich Lundenburg waren durch Feuer zerstört und brannten noch; die über die Thaya führende Chausseebrücke war merkwürdigerweise unversehrt. Da eine vorauf in Lundenburg gewesene Ulanenpatrouille versäumt hatte, den Telegraphen zu zerstören, so holte der Divisionsadjutant, Premierleutnant v. Kleist, dies nach und unterbrach damit die Verbindung zwischen Olmütz und Wien. Es war offenbar die Absicht des Feindes gewesen, Lundenburg zu verteidigen; denn nördlich und östlich vor der Stadt fand man Verschanzungen und sonstige Verstärkungsanlagen.

Nach einem Ruhetage, am 17., marschierte die Division am 18. nach Dröfing, an der Lundenburg-Wiener Eisenbahn.

Nachmittags 4 Uhr traf der französische Botschafter Benedetti, den der General v. Fransecky schon in Brünn an der königlichen Tafel getroffen hatte, im Divisionsstabsquartier von Wien aus ein und verlangte in das Hauptquartier Seiner Majestät geführt zu werden. Er wurde durch den Divisionsadjutanten v. Kleist über Hohenau und Feldsberg in das große Hauptquartier nach Nikolsburg geführt, während der ihn begleitende österreichische Rittmeister Graf Kielmannsegge, ein geborener Preuße und Enkel des großen Ministers Stein, durch den Leutnant Herzbruch auf Wagen und Eisenbahndraisine nach Gänserndorf zurückgebracht wurde.

„Benedetti stellte sich mit dem Ansuchen vor, ihm einen Wagen zu stellen und ihn von einem Offizier ins königliche Haupquartier geleiten zu lassen. Der Mann hatte es so eilig und war so nachlässig in seinen äußeren Formen, daß General von Fransecky um so unangenehmer von dieser Erscheinung berührt wurde und ihn um so kälter empfing und behandelte. Da er zugleich daran zweifelte, ob in unserm königlichen Hauptquartier die Eile des Vermittlers gerade besonders willkommen geheißen werden dürfte, und da er ferner kein Recht zu haben glaubte, den Benedetti direkt nach dem königlichen Hauptquartier geleiten zu

*) Der zweite Sohn des Generals, damals Premierleutnant im 8. Hus.-Regt. v. B.

lassen, vielmehr dafür hielt, daß er dies dem Oberbefehlshaber der I. Armee, dem Prinzen Friedrich Karl zu überlassen habe, so befahl er seinem Adjutanten Kleist, die Begleitung Benedettis zu übernehmen, aber ausdrücklich den Weg über Lundenburg — einen Umweg — zu Seiner königlichen Hoheit zu nehmen, ihm zugleich andeutend, daß große Eile nicht nötig scheine. Kleist führte diesen Auftrag in der ihm eignen, intelligenten Weise aus."

Am 20. Juli traf die Division in und um Angern ein.

IV. Das Gefecht bei Preßburg (Blumenau) am 22. Juli 1866.

Zwei Vorlesungen des Generals v Fransecky in der Militärischen Gesellschaft zu Magdeburg im Winter 1867 zu 1868.

Am Abend des 20. Juli lief von Ebenthal aus, wohin Prinz Friedrich Karl an diesem Tage sein Hauptquartier verlegt hatte, in Angern die Disposition für den nächsten Tag ein. Sie lautete:

1. Die 8. Infanteriedivision (Schöler)*), welche heute Stampfen erreicht hat, geht morgen bis Bisternitz und Marienthal vor.

2. Die Division Fransecky, zu welcher die Fußabteilung der Reserveartillerie des 4. Korps tritt, geht morgen in der Frühe über Angern nach Stampfen. Generalleutnant v. Fransecky übernimmt dort das Kommando über die 7. und 8. Infanteriedivision.

3. Die von der Reserveartillerie des 4. Korps an die Division Fransecky abzugebende Fußabteilung erhält von dieser Division den Befehl zum Vormarsch.

4. Die Division Tümpling rückt morgen früh von Groß-Schützen und Gayring über Dürnkruth nach Stillfried und Ollersdorf, sowie mit einem Bataillon nach Angern zur Sicherung des dortigen Übergangs.

Der bisher bei der 8. Division befindlich gewesene leichte Brückentrain ist bereits heute nach Gayring beordert worden, um zur 5. Infanteriedivision zurückzutreten. Das Bataillon in Göding ist zur Division heranzuziehen.

5. Die Avantgarde, die Division Manstein, das Kavalleriekorps, die Armee-Reserveartillerie, mit Ausnahme der ad 2 erwähnten Fußabteilung, und das 2. Armeekorps verbleiben in ihren heutigen Aufstellungen.**)

---

*) General v. Horn war zum 2. Reservekorps (Großherzog von Mecklenburg-Schwerin) versetzt, General v. Schöler zum Kommandeur dieser Division ernannt worden.

**) Avantgarde (Herzog Wilhelm von Mecklenburg) in und um Schönkirchen. Division Manstein Matzen, Protes und Ollersdorf. Kavalleriekorps Weikendorf, Tallesbrunn. 2. Armeekorps Dürnkruth und Spannberg. Reserveartillerie Götzendorf und Weidendorf.

6. Das Armee-Hauptquartier verbleibt in Ebenthal.

Diese Disposition war von einem Privatschreiben des Chefs des Generalstabs des Oberkommandos, Generals v. Voigts-Rhetz, begleitet, das unsre Hoffnung auf ein Vorgehen, mindestens des 4. Korps, gegen Preßburg zur Gewißheit machte. Es lautete:

„Ebenthal, den 20. Juli 1866.

Wir erhalten vom großen Hauptquartier den Befehl, die 8. Division, welche heute noch von Malaczka nach Stampfen vorgegangen ist, gegen Preßburg vorgehen zu lassen, um diese Stadt event. zu besetzen.*) Die Verhältnisse liegen nicht so, daß man mit Sicherheit eine Division in eine so exponierte Lage bringen könnte, und der Prinz wünscht deshalb, daß Sie der Division nachrücken und das Kommando des Ganzen übernehmen, wenn der Vormarsch wirklich erfolgt. General v. Horn ist nämlich als Adlatus des Großherzogs von Mecklenburg abgegangen.

Die 8. Division wird nun morgen, wenn Sie Stampfen erreichen, etwa noch eine kleine Stunde bis Bisternitz und Marienthal vorzugehen haben, so daß Sie ihr demnächst zur Unterstützung als Echelon Ihre Division nachrücken lassen.

Die Fußabteilung der Reserveartillerie von Weidendorf wird Sie begleiten, und wollen Sie ihr die Zeit des Eintreffens bei Stillfried angeben lassen. Es kommt nun darauf an, zu untersuchen, wie Sie von Stillfried nach Stampfen am besten und nächsten kommen. Es scheint, daß Sie nach Passierung der March bei Angern rechts ab auf Hochstädten marschieren können, um die Straße Marchegg—Stampfen zu erreichen. Ihr Brückentrain würde ihnen die Wege bahnen.

Seien Sie so gut, diese Verhältnisse ins Auge zu fassen und den besten Weg suchen und rekognoszieren zu lassen, damit Sie ihre Bewegung morgen früh beginnen können. Über die Ausführung des Angriffs schreibe ich Ihnen nach Stampfen. Stülpnagel ist nach dem Hauptquartier, um wegen dieser Dinge nähere Besprechung zu halten."

Die um 8 Uhr abends ausgegebene Divisionsdisposition erhielt dementsprechend folgende Fassung:

„Die Division wird morgen über Angern, von Stampfen an im Verein mit der 8. Division, über welche mir gleichzeitig der Befehl übertragen ist, den Vormarsch gegen Preßburg fortsetzen. Hierzu steht die Division früh 6 Uhr auf dem Platz zwischen Angern und der bereits über die March geschlagenen Brücke, das Husarenregiment an der Tete, leichter Feldbrückentrain bei der Reserve, im übrigen in der vorgeschriebe-

*) Vergl. den Befehl hierzu für die 1. Armee vom 17. Juli. Moltke, Militärische Korrespondenz, Nr. 186. v. B.

nen Ordre de bataille, zum Übergang auf das linke Marchufer bereit. Den Truppen folgen nur die Munitions-, Medizin- und unbeladene Wagen für Verwundete, und treten auch im übrigen alle für einen unmittelbaren Vormarsch gegen den Feind erforderlichen Verhältnisse ein.

Die Proviantkolonnen und Bagage parkieren um 7 Uhr auf dem vorstehend für die Division bezeichneten Rendezvousplatz und erwarten weitere Befehle.

Ich werde mich beim Gros der Avantgarde befinden."

Es ist begreiflich, daß der Gedanke, wieder an den Feind zu kommen und die preußischen Waffen bis an die Donau zu tragen, uns allen einen neuen Schwung gab, nachdem die langsamen und kurzen Bewegungen seit Lundenburg, im Verein mit den in Drösing vernommenen Äußerungen des Herrn Benedetti, und mit den Gerüchten über die in Nikolsburg begonnenen Friedensunterhandlungen, unsre kriegerische Stimmung gewaltig herabgedrückt hatten. Verhehlt soll hierbei nicht werden, daß auch die Romantik, die sich mit jenem Gedanken verband, ins Ungarland hinein zu rücken und dort in vorderster Linie sich zuerst wieder mit dem Feinde zu messen, viel dazu beitrug, die Herzen freudig schlagen zu machen.

Freilich wußten wir von diesem Feinde augenblicklich noch so gut wie gar nichts. Seit Dürnkruth, wo wir sozusagen nur einen Schritt über die March gethan und nichts von ihm gesehen hatten, war kein Soldat der Division wieder über diesen Fluß gekommen, und die jenseits befindliche 8. Division hatte uns keinerlei Mitteilung zukommen lassen. Indessen wußten wir ja, daß ein Teil der Benedekschen Armee vor unserm Eintreffen bei Lundenburg noch mit der Eisenbahn nach Wien gefahren war; auch war uns bekannt, daß die aus Italien herangezogenen Korps schon größtenteils bei jener Hauptstadt angelangt waren. Somit durften wir wohl glauben, Preßburg besetzt und verteidigt zu finden. Die Frage nach dem Verbleib der Hauptmasse der Benedekschen Armee kümmerte uns dabei sehr wenig. Denn da wir aus der Disposition des Prinzen Friedrich Karl für den 18. ersehen hatten, daß Benedek gezwungen worden, sich nach Ungarn zu werfen, so konnten wir mit Bestimmtheit annehmen, daß er jetzt erst höchstens das obere Waagthal erreicht habe, eine Annahme, die, wie wir später hören werden, auch richtig war.

Angesichts der uns zugefallenen Aufgabe war der gänzliche Mangel an brauchbaren Karten von dem nächstgelegenen Landstrich jenseits der March sehr empfindlich. Schon auf den Märschen seit Brünn hatten wir uns mit den Straßenkarten (im Maßstabe von 1 Zoll die Meile) behelfen müssen, und da es sich überall nur um Märsche handelte, auch recht gut behelfen können. Aber für die ungarische Seite fehlte es selbst

an solchen Karten, und es mögen außerhalb des Divisionsstabs, wo die bekannte Stielersche Karte von Deutschland in 25 Blatt, mit einem Stückchen vom westlichen Ungarn, und eine in Lundenburg mit Beschlag belegte Karte von ganz Ungarn im Maßstabe von 3/4 Zoll die Meile, wohl nur wenige der untern Instanzen im Besitz von Karten überhaupt und gar von bessern Karten sich befunden haben. Zwar schien der betreffende Landstrich, den wir auf unsern Märschen seit Lundenburg fortwährend zu übersehen vermochten, bis zu den kleinen Karpathen hin, also auf einer Straße von 3—4 Meilen Breite völlig eben zu sein; aber am Fuß des Gebirges sah man den über 5 Meilen langen Föhrenwald sich wie eine dunkle, dichte Wand hinziehen, und das Gebirge selbst sah so hoch, so massig und so waldbedeckt aus, daß man wohl Grund hatte, an die Verlegenheiten zu denken, denen man dort ohne Karte und mutmaßlich ohne deutschsprechende Führer begegnen könnte. Von Angern aus sah man den südlichsten Teil dieser „kleinen Karpathen" ganz deutlich vor sich liegen, und zwar in der Form von zwei durch ein Thal gespaltene Hauptmassen, von denen die westliche scharf in den Winkel hineintritt, den die March bei ihrem Eintritt in die Donau bei Theben bildet, die östliche aber nicht weiter als bis zu einem niedrigern Querrücken erkennbar ist, welcher beide Massen etwa eine Meile nordwestlich Preßburg miteinander sattelartig verbindet, und über welche die von Göding kommende Chaussee nach jener Hauptstadt hinabführt. Wir konnten natürlich am 20. abends schon ahnen, daß, wenn wir überhaupt bis Preßburg hin einen Feind vor uns fänden, wir ihn in diesem Terrain zu bekämpfen haben würden. Aber gerade dieses Terrain erschien, da man seine steilen Profile, seine dunkeln Waldschluchten und seinen felsigen Charakter erkannte, ganz besonders schwierig. Indessen thaten die Bedenken, welche es bei einzelnen erregte, jener gehobenen Stimmung, die im allgemeinen herrschte, keinen Abbruch, und noch weniger minderten sie die Zuversicht auf das Gelingen. Gleich nach Ausgabe der Disposition mußte der kaum aus Nikolsburg zurückgekehrte Leutnant v. Kleist nach Stampfen reiten, um der 8. Division die Armeedisposition zu überbringen und zugleich mündlich mitzuteilen, daß die 7. Division am nächsten Tage spätestens bis gegen Mittag dort eintreffen und die durch das Vorrücken der 8. Division in die Linie Bisternitz-Marienthal offen werdenden Quartiere und Lagerplätze einnehmen würde.

In der Nacht traf noch ein Befehl aus dem Großen Hauptquartier ein, wonach der Divisionskommandeur am nächsten Tage zur Sicherung der Verbindung mit dem rechten Marchufer event. unter Benutzung des der Division beigegebenen leichten Brückentrains bei Marchegg, eine Brücke herstellen lassen sollte. Demzufolge marschierte am nächsten Morgen

die 2. Pionierkompagnie mit dem Brückentrain nach Marchegg und schlug neben der von den Pionieren der 6. Division dort bereits etablierten Schiffsbrücke noch eine zweite Brücke.

Die Truppen der Division sammelten sich am 21. früh auf dem weiten grünen Plan, welcher der Brückenstelle vorlag, um punkt 6 Uhr den Übergang über den Fluß zu beginnen. Es waren den Leuten und Pferden die schlechten Quartiere und zugleich die von Regen durchweichten, kotigen Wege genugsam anzusehen. Aber es herrschte dennoch überall eine sehr frohe Stimmung, und der Marsch in ein neues, fremdes Land gab dem Humor des gemeinen Mannes Veranlassung, sich in den herkömmlichen Fragen, Antworten und Witzeleien scherzend zu ergehen. Das Defilieren mochte, da die uns zur Verstärkung zugeteilte Reserve-Artillerieabteilung mit ihren 4 Batterien auf dem Platze zu uns stieß, wohl über zwei Stunden dauern. Die Bockbrücke, welche infolge des durch die vielen Regengüsse bedeutend gestiegenen Wassers stark bedroht war, hatte noch am vorigen Abend durch die Pioniere Reparaturen und Verstärkung erfahren, welche sie heute vollkommen passierbar machte. Aber es war dennoch nötig, die 1. Pionierkompagnie dabei zurück zu lassen, da das im Steigen gebliebene Wasser sie ferner gefährdete und Arbeiten zur Hebung und Verlängerung in Aussicht stellte.

Auf dem jenseitigen Ufer passierten wir zunächst einen aus der Zeit von 1848/49 herrührenden, gegen die rebellischen Ungarn errichteten Brückenkopf, der noch so gut erhalten war, daß er eintretendenfalls auch zur Verteidigung unsrer Brücke noch hätte benutzt werden können. Sodann marschierten wir durch das nicht weit davon entfernte Dorf Magyarfalva (auch Ungerragen genannt), von dessen Namen aber nicht zugleich auf eine ungarische Bevölkerung geschlossen werden darf. Es bestehen die Bewohner dieses ganzen Landstrichs zwischen der March und den kleinen Karpathen vielmehr hauptsächlich aus Slowaken, unter welche das ungarische Element in sehr geringer Zahl gemischt ist, neben einigen Deutschen und vielen Juden und Zigeunern. Diese Mischung war schon in den Kostümen erkennbar, worin die Bewohner sowohl dieses ersten, als auch aller übrigen Orte, die wir an diesem Tage und später berührten, sich auf der Straße und vor ihren Häusern, unserm Durchmarsch sehr gleichgültig, fast stumpfsinnig zuschauend, zeigten: die slowakischen Männer in weiten leinenen Hosen, deren Beine unten in Fransen endigten, das Hemd wie ein Kittel darüber gezogen und durch einen ledernen Gürtel um den Leib mit den Hosen zugleich festgehalten; auf dem Kopf ein grauer Filzhut mit bunten Bändern und Blumen, und über der einen Schulter ein weiter Mantel aus dickem weißwollenen Stoff mit roten Einfassungen; die Weiber in kurzen bunten Röcken und mit hohen Stiefeln gleich den Männern oder barfüßig; die Ungarn dagegen und

zwar die Männer in engen drallen Hosen, meist hellblau mit weißem oder dunkelm Schoytaschbesatz, wie Husaren, mit entsprechenden meist roten Westen, welche unzugeknöpft ein meist sehr weißes Hemd mit langen und weiten Ärmeln sehen ließen, auf dem Kopf einen geschmückten Hut wie jene Slowaken, an den Füßen aber kürzere Stiefeln, ebenfalls nach Husarenart, die ältern Männer meist in Schafpelzen, wie wir sie in unsern östlichen Provinzen auf dem Lande viel sehen; die Weiber zwar auch wie die Slowakinnen in buntfarbigen Röcken und hohen Stiefeln, die ältern aber mit einem Schafpelz darüber, der sich nur durch den frackartigen Schnitt von jenem der Männer unterschied. Die Juden waren wie überall schon an den Physiognomien erkennbar, die Zigeuner an ihrer bekannten gelbbraunen Hautfarbe und an den Lumpen, welche die Blößen oft kaum bedeckten. Diesen Verschiedenheiten gegenüber war das Aussehen der Ortschaften um so monotoner. Überall ein und dasselbe kleine einstöckige Haus mit höchstens vier Fenster Front und einem kleinen Vorbau für den Eingang, das Dach meist von Stroh, die Wand aber immer schneeweiß, weil der Anstrich, nach slavischer Sitte, häufig erneuert wird, wozu ein jedes Haus die nötigen Apparate selbst besitzt.

Als wir, es mochte bald 9 Uhr sein, bei dem Dorf Hochstetten ankamen, traf der Leutnant v. Kleist dort mit der Meldung ein, er habe erst nach Mitternacht beim General v. Bose (der für den noch nicht anwesenden General v. Schöler das Kommando der 8. Division führte), in Stampfen eintreffen können, da er auf dem Ritt dorthin auf ein österreichisches Ulanenpikett gestoßen sei, welches, in der rechten Flanke der 8. Division stehend und diese beobachtend, ihn zwar nicht bemerkt, aber natürlich ihn veranlaßt hätte, auf einem Umwege sein Ziel aufzusuchen. Als er dies mit großer Mühe endlich erreicht und dem General v. Bose mündlich die Bestellung gemacht hätte, „die 8. Division solle am nächsten Morgen bis Bisternitz-Marienthal vorrücken, um der 7. Division hinter sich Platz zu machen," habe er von dem genannten General die Antwort erhalten: „Diese Stellung sei österreichischerseits sehr stark besetzt und jedenfalls nicht ohne schweren Kampf, wohl kaum auch von einer Division ohne weiteres zu nehmen; bis zu dieser Stellung sei also wohl füglich nicht möglich vorzugehen."

Als dem Leutnant v. Kleist nach dieser Meldung vom Divisionskommandeur vorgehalten wurde, daß der Feind so nahe vor Stampfen und in solcher Stärke doch wohl die 8. Division nicht einmal bis Stampfen hätte herankommen lassen, und daß offenbar eine Namensverwechselung stattgefunden haben müsse, sei es vom General v. Bose oder vom Leutnant v. Kleist, gab letzterer zu, daß er sich wohl verhört haben könne, und bat sofort umkehren zu dürfen, um den Fehler zu

reparieren. Schon nach wenigen Minuten befand er sich wieder im scharfen Ritt nach Stampfen.

Da Kleist zugleich angegeben hatte, daß man bei der 8. Division meine, einen wohl etwa 30000 Mann starken Feind vor sich zu haben, so war es geboten, den Marsch der Division so viel wie möglich zu beschleunigen. Natürlich wurde dem Oberkommando unverzüglich von der Anwesenheit eines vermeintlich so starken Feindes diesseits Preßburg Meldung gemacht und ebenso das Kommando des Kavalleriekorps davon benachrichtigt, um der Unterstützung des letztern gewiß zu sein. Beides geschah so schnell, daß Prinz Albrecht in Angern schon um ½10 Uhr, Prinz Friedrich Karl in Ebenthal um ½12 Uhr mittags die Lage zu übersehen vermochten. Freilich war diese, der Meldung des Leutnants v. Kleist entsprechend, so bezeichnet, als ob der Feind die Stellung Bisternitz-Marienthal inne habe, da das Gegenteil ja noch erst festzustellen war. Die Division marschierte unterdessen, stark ausschreitend und sehr erwartungsvoll, in mehreren Kolonnen nahe nebeneinander auf Stampfen.

Unsre Wege führten zu Anfang meist über Wiesen und Hütungsland, zuletzt über Felder, die noch mit dem erst kürzlich geschnittenen und in Haufen zusammengebrachten Getreide bedeckt waren. Die ersten Wege waren kaum „Wege“ zu nennen. Sie bestanden aus einer Menge neben- und durcheinander führenden Geleise, welche bewiesen, daß hier jeder Fuhrmann sich seinen Weg selbst macht. Der Grund davon liegt darin, daß dies nicht Wege für den großen Verkehr, sondern nur Bauernwege sind, welche lediglich in trockner Jahreszeit zur Benutzung kommen und dann immer neu entstehen, weil während der nassen Jahreszeit dieses Niederungsland immer lange unter Wasser steht und die Wege sich dann verwischen. Die spätern Wegestrecken waren etwas besser, zuletzt sandig und steinig. Man stieß auf mehrere Brücken, sämtlich von Holz, die indes in einem so elenden, ja gefährlichen Zustand waren, daß wir sie gar nicht hätten benutzen können, wenn sie nicht umgehbar gewesen wären. Letzteres war aber der Fall, denn die Betten der betreffenden Wasserläufe zeigten sich neben den Brücken meist trocken und so fest, daß die Truppen überall, ohne ihre Marschformation ändern zu müssen, hindurchgehen konnten.

Als die Division — es war gegen Mittag — mit ihrer Tete bei Stampfen eintraf, verließen eben die letzten Abteilungen der 8. Division diesen Ort. Der General v. Bose war mit seiner Avantgarde schon nach Bisternitz gerückt, wo sich in der That vom Feinde nichts befand und die Besetzung der Stellung ungehindert hatte geschehen können.

Durch unsern Generalstabsoffizier, Major v. Krenski, der nach Stampfen vorausgeschickt worden war, um sich über die dortigen

Verhältnisse und namentlich über den gegenüberstehenden Feind zu informieren, war der General v. Bose zugleich unterrichtet worden, daß die 7. Division ihre Avantgarde zur unmittelbaren Unterstützung der 8. bis Maszt vorschieben, Gros und Reserve aber in und hinter Stampfen einquartieren resp. biwakieren lassen würde.

Stampfen ist ein kleiner Marktflecken, der aber in dem schon oben erwähnten Schloß, sowie in den sehr ausgedehnten herrschaftlichen Wirtschaftsgebäuden, Scheunen, Stallungen ꝛc. sehr viel Unterkunftsmittel besitzt und daher viel Truppen aufnehmen konnte; außerdem aber fand sich auf der Nordseite, hart vor dem Ort, ein schöner, auch schon von der 8. Division benutzt gewesener Platz zum Biwak. Dagegen fehlte es allgemein an Verpflegungsmitteln, so daß die Truppen in der Hauptsache auf das angewiesen blieben, was sie mit sich führten, und selbst die im gräflichen Schloß einquartierten Stäbe buchstäblich Mangel litten. Doch war dieser allgemeine Mangel nach der vorangegangenen, ebenfalls starken Einquartierung sehr leicht erklärlich, und wenn im ersten Augenblick auch wohl geglaubt wurde, daß böser Wille uns entgegenstände, so wurden doch bald selbst die geübtesten Spürnasen von der Grundlosigkeit dieses Glaubens überzeugt. Daß es in dem Dorfe Maszt, auf welches die dort teils biwakierende, teils einquartierte Avantgarde der Division, unter General von Gordon, 4 Bataillone, 1 Eskadron Husaren, 1 Batterie und 1 Pionierkompagnie angewiesen waren, mit der Verpflegung ebenso schwach bestellt war, bedarf keiner weitern Ausführung.

Während die Division sich in diesen Quartieren und Biwaks so gut es eben ging einrichtete, erfuhr man von Bisternitz her, daß die 8. Division bei Blumenau den Feind vor sich habe; ferner daß diese unter dem Schutz einer vorwärts des Dorfes aufgestellten Vorpostenlinie, und unter Besetzung der Höhen bei Marienthal, sowie der beiden Dörfer zwischen Bisternitz und Maszt, an der Preßburger Chaussee, ihre Biwaks genommen habe; und endlich, daß der Feind eine äußerst vorsichtige Zurückhaltung zeige.

Der Divisionskommandeur war eben im Begriff, nach Bisternitz zu reiten, um sich mit eignen Augen von den dortigen Verhältnissen zu überzeugen, als ihm — es war wohl gegen 4 Uhr nachmittags — aus dem etwa 3½ Meilen entfernten Ebenthal folgendes Schreiben vom Armee-Oberkommando zuging.

„H.-Q. Ebenthal, 21. Juli 1866,
vormittags 11½ Uhr.

Auf die soeben von Euer Excellenz erhaltene Meldung, daß feindliche Truppen in der Stärke von ca. 30000 Mann die Stellung

Bisternitz—Marienthal besetzt hätten — bestimme ich hiermit, daß ein Angriff auf diese Stellung nicht stattzufinden hat. Es hat vielmehr Generalmajor v. Bose Stampfen nur leicht mit der Avantgarde besetzt zu halten und mit der Division sich an einem der nördlich von Stampfen gelegenen geeigneten Wasserabschnitte aufzustellen.

Die 7. Infanteriedivision hat zunächst sich an dem Bach aufzustellen, welcher von Laab aus in südlicher Richtung der March zufließt und unterhalb Marchegg in diese mündet, und in dieser Flankenaufstellung zu verbleiben, bis die 8. Infanteriedivision die oben vorgeschriebene neue Aufstellung eingenommen hat — alsdann hat die 7. Infanteriedivision den ihr bezeichneten Abschnitt mit ihrer Avantgarde besetzt zu behalten, — mit der Division aber bei Marchegg auf das rechte Marchufer überzugehen und dort zu verbleiben.

Einem etwaigen Angriff des Feindes auf die 8. Infanteriedivision würde die 7. Division durch Vorgehen in die linke feindliche Flanke entgegen zu treten haben.

Das Kavalleriekorps ist beauftragt worden, der 7. Infanteriedivision zunächst eine Division zur Verfügung zu stellen und auf das linke Marchufer übergehen zu lassen. Eure Excellenz werden gleichzeitig hierdurch benachrichtigt, wie voraussichtlich innerhalb 48 Stunden der Abschluß eines fünftägigen Waffenstillstands erfolgen wird.

Der General der Kavallerie
gez. Friedrich Karl.

Nachschrift:

Sollten die Verhältnisse sich inzwischen so gestaltet haben, daß die oben bezeichneten Bestimmungen nicht mehr passend sind, so wird Euer Excellenz anheimgegeben, nach den Umständen selbständig zu handeln.

Meldungen wird entgegen gesehen."

Dieses Schreiben war augenscheinlich in der Voraussetzung abgefaßt, daß die 7. Division den Marsch auf Stampfen nicht ausgeführt, sondern bei Hochstetten Halt gemacht hätte. Es verlor indessen schon durch die Nachschrift seine bindende Kraft. Aber selbst wenn diese Nachschrift ihm nicht die Hand frei gegeben hätte, würde der Divisionskommandeur doch unter den Verhältnissen, wie sie wirklich waren, geglaubt haben, den Befehl nicht ausführen zu dürfen, ohne vorher versucht zu haben, über die wirkliche Stärke des Feindes ins Reine zu kommen. Denn war dieser in der That stärker als unsre beiden Divisionen, die mit der noch hinzutretenden 2. Kavalleriedivision (Hann) nur wenig über

20000 Mann zählten,*) so waren wir doch jedenfalls sicher, uns ungefährdet nach dem zwischen Stampfen und Marchegg gelegenen, durch leichte Terrainwellen und andre Vorteile für die Verteidigung ganz günstigen Terrain zurückziehen und von dort aus das rechte Marchufer wiedergewinnen zu können. Ja wir hätten selbst, auf dem linken Ufer bleibend, es versuchen können, den Feind längs des Flusses hinter uns her zu ziehen, um den auf dem rechten Ufer befindlichen Divisionen Gelegenheit zu schaffen, ihm in die Flanke resp. in den Rücken zu fallen. War er aber schwächer, nun dann hätten wir doch die Chance nicht aus der Hand geben dürfen, unsern bisher so glücklichen Feldzug mit der Einnahme von Preßburg abzuschließen und dadurch den noch schwebenden Waffenstillstandsverhandlungen ein Gewicht hinzuzufügen, dessen Schwere selbst dem Uneingeweihten augenfällig war.

Es ist mir nicht mehr erinnerlich, ob mit jenem Schreiben zugleich oder erst nach dessen Eingang der Generalquartiermeister der ersten Armee, Generalmajor v. Stülpnagel, in Stampfen eintraf. Genug er kam noch, bevor der Divisionskommandeur zu Pferde gestiegen war, und zwar im Auftrage des Prinzen Oberbefehlshabers, um sich die Verhältnisse bei uns näher anzusehen. Ihn begleitete der Hauptmann Graf v. Häseler vom Generalstabe. Beide schlossen sich dem Divisionskommandeur zu dem Ritt nach Bisternitz sofort an, und es wurde dieser Ort etwa gegen ½6 Uhr erreicht. Dort fand man General v. Bose in seinem Quartier eben mit der Überlegung beschäftigt, wie bei einem Angriff auf die Stellung Blumenau—Kaltenbrunn dieser am besten beizukommen sein würde. Er war mit dem Gedanken einer Umgehung über das Gebirge und durch das Mühlthal nach der Kunst- und Jägermühle (im Rücken der Stellung) bereits fertig und über das betreffende Terrain völlig im klaren; auch hatte er schon unter dem gräflich Palfyschen Forstpersonal ein paar Leute, geborene Ungarn und der österreichischen Sache jedenfalls nicht hold, als Führer gewonnen, die ihrerseits wieder einige Bauern zu ihrer Unterstützung geworben hatten. Natürlich kam es bei der Frage, ob auf diesen Plan eingegangen werden dürfe, zunächst darauf an, zu hören, was denn überhaupt über die

---

*)

7. Inf.-Division:	10 Bat.,	3 Eskdr. Huf.,	4 Batt. = 24 Gesch.,	1 Pionierkomp.
8. "	9 "	4 " Ul.,	4 " = 24 "	1 "
2. Kav.-Division:		17 "	1 reit. = 6 "	
Reserveartill. u. Fußabteil. (Scherbening).			4 Fuß = 24 "	
	Sa. 19 Bat.,	24 Eskdr.	13 Batt. = 78 Gesch.,	2 Pionierkomp.

Abkommandiert waren: Von der 7. Division 2. Bat. 26er zur Deckung des prinzlichen Hauptquartiers; 2. Bat. vom 27. Inf.-Reg. in Horitz; 1 Esk. Huf. zum Gefangenentransport nach Reicheberg; 1 Pionierkomp. bei Angern. Von der 8. Division 1 Jägerbataillon zur Armee-Avantgarde; 1 Pionierkompagnie nach Marchegg.

Stärke und Aufstellung des Feindes bereits ermittelt sei? Diese Frage beantwortete der General dahin, daß nach allem, was er von jenen Forstleuten, aus Bauernaussagen und aus den Meldungen der Vorposten wisse, der Feind in seiner Stellung nur 2—3 Batterien — die Aussagen variierten zwischen 16—22 Geschützen — habe; an Infanterie und Kavallerie aber vielleicht nur 8—10 Bataillone und etwa ebensoviel Eskadrons.*) Über das, was bei Preßburg selbst sich befände, wären, so fügte der General hinzu, die Nachrichten völlig unsicher; er glaube indes, daß der Feind dort nur schwach sei. Alle drei Generale ritten nun zu den Vorposten, um mit eignen Augen sich die feindliche Stellung anzusehen und den Versuch machen zu lassen, Gefangene und durch deren Aussagen mehr Licht über die jenseitigen Verhältnisse zu bekommen. Es wurde auf einer kahlen, stufenartig aufsteigenden Anhöhe etwa 2000 Schritt südlich Bisternitz, über deren westlichem Abhange die Preßburger Chaussee läuft, und von welcher aus sich die feindliche Stellung sehr gut übersehen ließ, Posto gefaßt und folgendes wahrgenommen: Unmittelbar vor uns das die beiden schon von Angern aus gesehene Bergmassen trennende Thal, mit einer Sohlbreite an der Mündung von etwa 4000 Schritt, später auf 3000—2000 Schritt sich verengend; bis zur Eisenbahn hin völlig eben und überwiegend Wiesen- und Hütungsland; jenseits derselben anfangs sanft, später etwas steiler zu dem Querrücken aufsteigend, welcher das Thal abschließt. Auf diesem Querrücken, ihn auf beiden Flügeln begrenzend, die Dörfer Blumenau und Kaltenbrunn, von denen man die Kirchen und die Dächer der vordersten Häuser erkennen konnte. Zwischen den beiden Dörfern auf dem Kamm der Höhe vereinzelte Erhebungen, nackte Felspartien und kleine Holzungen. Die Abhänge der beiden das Thal bildenden Bergmassen sehr steil und in ihren obern Teilen dicht bewaldet. Der Eisenbahndamm, welcher von weitem sich wie ein geradliniger Festungswall darstellte, zeigte zwei Durchlässe für Wege resp. Gewässer, die wie Thore aussahen. Belebt war dieses wohl malerisch schön zu nennende Stück Landschaft nur durch Soldaten. Unmittelbar vor uns stand quer über die Thalsohle hin, von einem Abhang zum andern, eine zur Flankeurlinie verstärkte Vedettenlinie von Ulanen der 8. Division; ihnen gegenüber eine ebensolche Linie von feindlichen Ulanen, die sich durch ihre angezogenen weißen Mäntel von den unsern auffallend unterschieden. Unsre Linie hatte in verdeckten Aufstellungen geschlossene Trupps Ulanen als Soutiens hinter sich, desgleichen auch Infanterie. Wie es jenseits mit der Unter-

*) Danach würde man doch auf eine verhältnismäßig starke Besetzung gerechnet haben. Lettow II, 652, sagt, daß die Erkundung nur die Besetzung von „vielleicht einem Bataillon, wenigen Eskadrons und einigen Geschützen" ergeben habe. v. B.

stützung aussah, war nicht erkennbar. Dagegen konnte man mit guten Gläsern auf dem Querrücken zwischen Blumenau und Kaltenbrunn einzelne Geschütze sehen, und auf dem diesseitigen Abhange zeigten sich auch, bald stehend, bald sich bewegend, geschlossene Abteilungen von Infanterie und Kavallerie. Die beiderseitigen Flankeurs gewährten einen Anblick, wie man ihn bei Friedensmanövern hat. Sie bewegten sich bald nach rechts bald nach links, ritten hier und da sich einzeln entgegen, schossen auch aufeinander, aber auf so weite Entfernungen, daß keiner getroffen wurde. Der General v. Bose suchte etwas mehr Leben in die Sache zu bringen, um den Zweck, Gefangene zu bekommen, zu erreichen. Er ließ einen nahe hinter uns stehenden Zug Ulanen vorgehen, um von jenseits her ebenfalls das Vorgehen einer geschlossenen Abteilung hervorzurufen, und schickte gleichzeitig einen Zug Infanterie längs des Chausseegrabens vor, um sich an einer geeigneten Stelle auf die Lauer zu legen und dem Feind Abbruch zu thun, wenn dieser entweder unsre Ulanen zurückdrücken, oder wenn es diesen gelingen sollte, ihn hinter sich her in den Bereich des Infanteriefeuers zu ziehen. Aber so gut dieses Manöver auch angelegt war, es scheiterte teils an der Vorsicht des Gegners, teils an der Ungeduld unsrer Infanteristen. Denn es erschien wirklich auch von jener Seite her ein geschlossener Zug Ulanen; er hielt sich aber in einer solchen Entfernung und manövrierte dergestalt, daß es unsern Ulanen nicht möglich war, ihnen beizukommen; als er aber zufällig einmal in eine solche Richtung kam, daß er der Infanterie zum Ziel dienen konnte, schoß diese in der Begierde in Wirksamkeit zu kommen, viel zu früh, so daß ihr Feuer keinen andern Effekt als den hatte, den Feind noch weiter zu entfernen. Natürlich wurde jetzt dem Spiel — denn anders waren diese Unternehmungen nicht zu nennen — von oben herab ein Ende gemacht. Dafür aber kam es nun zu einem bestimmten Beschluß zu größerm Ernst auf morgen. General v. Fransecky hatte nach der Umschau in diesem Terrain und nach einer ergänzenden Orientierung auf den bessern Karten, welche die beiden andern Generale bei sich hatten, die Idee, den Feind in seiner Stellung anzugreifen, völlig in sich zur Reife gebracht, und zugleich sich mit dem Plan des Generals v. Bose einer Umgehung jener Stellung in der oben bezeichneten Richtung, trotz der entgegenstehenden Bedenken befreundet. Denn durch eine solche Umgehung mußten die dazu verwendeten Truppen ganz außer Verbindung mit dem Gros des Korps kommen, und stießen sie bei dieser Trennung im Gebirge auf einen stärkern Feind, so war es um ihre Mitwirkung gegen den in der Stellung bei Blumenau befindlichen Feind nicht nur geschehen, sondern sie konnten auch durch eine Niederlage, welche sie erlitten, die Vorteile zu nichte machen, welche das Gros bei Blumenau errang. Indessen traten diese

Bedenken doch in den Hintergrund bei der Erwägung, daß wenn General v. Bose die Umgehungskolonne selbst führte, in seiner Person und in der dieser Kolonne zu gebenden Stärke von einer Brigade eine große Gewähr für das Gelingen läge, und daß durch eine solche Umgehung dem in der vorliegenden Stellung befindlichen Feind eine Katastrophe bereitet werden könnte, wie sie in diesem Kriege noch nicht vorgekommen. Wurde auch weiter nichts erreicht als dies, blieb uns Preßburg versagt — so war die Vernichtung des unmittelbaren Gegners doch ein Preis, um den es sich schon verlohnte, zu ringen, und der es auch rechtfertigte, die Chancen eines ernsten Kampfes herauszufordern. Der allgemeine Plan für diesen Kampf wurde so gedacht, daß der Feind in jener Stellung frontal zuerst nur durch Artillerie beschäftigt und festgehalten, daß er ferner allmählich von den beiden überhöhenden Thalhängen her durch längs derselben vorgeschobene Infanterie umwickelt würde, und daß endlich Gros und Reserve stürmend auf ihn fielen, sobald General v. Bose seine Umgehung beendigt und ihm den Rückweg nach Preßburg an den vorhin genannten Mühlen verlegt hätte. Natürlich mußte dem General v. Bose dazu der nötige Vorsprung — er forderte mindestens zwei Stunden — gelassen und danach der Beginn des Frontalangriffs abgemessen werden. Obschon nach dem Schreiben des Prinzen der Waffenstillstand nicht als unmittelbar vor der Thür stehend anzunehmen war, so wurde doch für richtig erkannt, die Operation so früh als möglich zu beginnen; aber freilich konnte dem Wunsche des Generals v. Bose, schon nachts 1 Uhr antreten zu dürfen, nicht nachgegeben werden, da der Ernst des Unternehmens, welches sehr blutig ausfallen konnte, es erforderlich erscheinen lassen mußte, dazu nicht ohne Vorwissen und Zustimmung des Prinzen-Oberbefehlshabers zu schreiten.

Es wurde solches daher auch dem General v. Bose vom Divisionskommandeur erwidert, ihm aber zugleich verheißen, daß er nach Eingang der prinzlichen Zustimmung von dieser so schnell als möglich Kenntnis und zugleich auch den Befehl zum Antreten erhalten solle.

General v. Stülpnagel übernahm es, dem Prinzen die Ausführbarkeit des Unternehmens und dessen mögliche Vorteile durch den Hauptmann Grafen Häseler unmittelbar vortragen zu lassen. Er setzte das Bezügliche schriftlich auf und durfte das Vorhaben wohl als eine „Rekognoszierung" bezeichnen, da man über die Verhältnisse unmittelbar vor Preßburg eigentlich völlig im Dunkeln war.

Es mochte etwa 8 Uhr sein, als der Hauptmann Graf Häseler seine Sendung nach Ebenthal antrat. Sein feuriger Geist nahm einen so regen Anteil an dem Projekt, daß man der schnellsten Ausrichtung des Auftrags gewiß sein konnte. Die Generale ritten zu derselben Zeit,

General v. Bose nach Bisternitz, die beiden andern nach Stampfen zurück. Dem General v. Bose wurde von dem Divisionskommandeur beim Scheiden ausdrücklich anempfohlen, sehr früh abkochen zu lassen und überhaupt alles so weit vorzubereiten, daß, wenn er die Ordre zum Aufbruch erhielte, dieser sofort erfolgen könne.

Nach Stampfen zurückgekehrt, wies der Divisionskommandeur in gleicher Weise auch die eignen Truppen an. General v. Stülpnagel, befreundet mit dem General v. Fransecky, nahm in dessen Quartier einen Ruheplatz an. Die ersten Stunden der Nacht vergingen ohne Störung, aber doch mit wenig Ruhe für die, welche um den Plan für den nächsten Morgen wußten. Diese warteten mit großer, wohl sehr erklärlicher Spannung der Rückkehr des Grafen Häseler.

Graf Häseler bewies in dieser Nacht, welcher Energie und körperlichen Leistung er fähig. Denn er kehrte, obschon er im ganzen sieben Meilen, hin und zurück, zu hinterlegen und mit großer Gefahr die während der Nacht infolge des immer mehr gestiegenen Wassers sehr gefährlich gewordene Brücke über die March bei Angern zweimal zu passieren hatte, doch bereits um $3^1/_4$ Uhr morgens nach Stampfen zurück, hatte also für die ganze Expedition nur $7^1/_4$ Stunden gebraucht — eine Leistung, die neben jenen wohl genannt zu werden verdient, welche in der Nacht vom 2. zum 3. Juli die Namen Finkenstein und Normann bekannt gemacht haben. Diese Leistung wurde natürlich um so freudiger anerkannt, als der Graf von unserm Prinzen eine genehmigende Antwort zurück brachte.

Diese war schriftlich wie folgt gefaßt:

„Der Prinz ist einverstanden mit der vorgeschlagenen Rekognoszierung — da derselbe aber aus der Entfernung und ohne sichere Nachrichten zu haben, nicht übersehen kann, wie die Verhältnisse bei Preßburg stehen, so soll eine Unternehmung auf diese Stadt nur dann erfolgen, wenn besonders günstige Chancen sich bieten. Der Prinz bemerkt, daß die Nachricht, daß bedeutende Kräfte nach dem Süden gehen, sich dadurch erklärt, daß die Nordarmee echelonweise Preßburg erreicht und ebenso wiederum verläßt, daß also abziehende Kräfte gleichzeitig ersetzt werden. — General v. Fransecky soll sich so einrichten, jedenfalls noch morgen nach Marchegg zu rücken, eine Kavalleriebrigade ebenfalls. Wird auf der Front der Armee Kanonenfeuer gehört, so soll General v. Fransecky über Marchegg abmarschieren, sofort Kavallerie absenden."

Der Schlußsatz bezieht sich auf die Armeedisposition für den begonnenen Tag, den 22. Juli, die am vorigen Abend in Stampfen eingelaufen, aber vorläufig unexpediert geblieben war, weil darin die 7. Division als schon bei Marchegg, die 8. Division aber nördlich von

Stampfen stehend angenommen wurde, man also beim Oberkommando gemeint hatte, daß der abändernde Befehl vom 21. Juli 11½ Uhr mittags zur Ausführung gekommen sei.

Wenn es daher auch überflüssig erscheint, jene Disposition hier wörtlich mitzuteilen, so muß zur Orientierung darüber, welche Stellungen die auf dem rechten Marchufer zurückgebliebenen Korps und Divisionen ꝛc. der 1. Armee am 22. einnahmen, doch angeführt werden, daß an diesem Tage dort gleichzeitig mit der weiter rechts stehenden Elbarmee ein allgemeines Vorrücken gegen Wien auf den betreffenden Straßen und à cheval der Eisenbahn stattfand, daß die Vortruppen der ersten Armee sich am Rußbach bei und zu beiden Seiten von Deutsch-Wagram aufstellten, die Gros und Reserven aber dahinter in der Linie Schönkirchen, Gänserndorf bis in die Nähe von Marchegg zu stehen kamen.

Der Divisionskommandeur erließ infolge der oben mitgeteilten genehmigenden Antwort des Prinzen-Oberbefehlshabers an den Generalmajor v. Bose das Folgende:

„Nach Empfang dieses treten 6 Bataillone in der von Euer Hochwohlgeboren gestern mir vorgeschlagenen Richtung zur Umgehung des Feindes bei Blumenau an. Zwei Stunden später steht das 72. Regiment und die Artillerie zur Beschäftigung des Feindes in der Front südlich Bisternitz, woselbst und gleichzeitig auch die Avantgarde der 7. Division unter General Gordon eintreffen wird. Das Gros der 7. Division rückt ebenfalls nach. Das Ulanenregiment und die Trains bleiben vorläufig in ihren Biwaks stehen und erwarten weitere Befehle.

Gelingt die Umgehung des Feindes bei Blumenau, so ist jede weitere Unternehmung auf Preßburg von meinem speziellen Befehle abhängig. Von den sechs die Umgehung ausführenden Bataillonen sind durch Relaisposten Meldungen an mich nach der Höhe südlich Bisternitz, wo ich mich gestern aufgehalten, zurückzusenden."

Dieser Erlaß wurde um 3¾ Uhr morgens abgesandt und um 4¼ Uhr dem Generalmajor v. Bose in Bisternitz überreicht.

Mündlich hatte der Divisionskommandeur dem General v. Bose schon gesagt, er solle eine Kette von Ulanen hinter sich zurücklassen und durch diese von halber zu halber Stunde melden, wie weit die Umgehungskolonne gekommen sei, und was sie vom Feinde etwa vor sich habe.

Für die 7. Division wurde befohlen:

„Die Avantgarde steht um 6 Uhr südlich Bisternitz rechts neben dem dorthin befohlenen 72. Infanterieregiment verdeckt; die 3 Eskadrons Husaren zusammen auf dem rechten Flügel, das leichte Feldlazarett nordwärts von Bisternitz. Gros und Reserve stehen um dieselbe Zeit nördlich Maszt, Infanterie rechts der Straße. Die Reserveartillerie aus

Zohor mit dem 1. Bataillon des 27. Infanterieregiments rückt nördlich Stampfen. Proviantkolonnen und Bagage bleiben stehen.

Ich werde gegen 6 Uhr mich auf der Höhe von Bisternitz befinden.

Infanterie ohne Gepäck."}

An den Generalmajor v. Hann wurde die Aufforderung gesandt, „mit seiner Kavalleriedivision so früh als möglich bei Bisternitz einzutreffen."

General v. Fransecky rechnete ungefähr so, daß, wenn General v. Bose nach Empfang jenes Erlasses etwa noch ½—¾ Stunden brauche, um seine — auf den Marsch schon vorbereiteten Truppen in Bewegung zu bringen, diese spätestens um 5 Uhr antreten würden, und daß, in Rücksicht auf die von ihm geforderten und auch wegen der Terrainschwierigkeiten durchaus nötigen zwei Stunden für den von ihm zu gewinnenden Vorsprung, der Angriff von Bisternitz aus gegen die feindliche Stellung bei Blumenau nicht vor 7 Uhr morgens unternommen werden dürfte. Der General stieg aber schon gegen ½6 Uhr zu Pferde, um den bei Bisternitz zu versammelnden Truppen ihre Stellungen selbst anzuweisen und die den augenblicklichen Verhältnissen entsprechenden Befehle mündlich auszuteilen. Er traf um 6 Uhr in Bisternitz ein, wo er die Avantgarde der 7. Division unter General v. Gordon — das ganze 67. und das Füsilierbataillon des 27. Regiments, die Husareneskadron v. Hymmen, die 4pfündige Batterie v. Raußendorf und die Pionierkompagnie Giese — eben im Durchmarsch begriffen fand.

Von den noch auf Vorposten stehenden (6.) Ulanen lief gerade in dem Augenblick, als die an der Tete der Avantgarde befindliche Eskadron v. Hymmen, welche aus Bisternitz debouchieren wollte, eine Meldung ein, daß feindliche Kavalleriepatrouillen sich auf der Ebene diesseits der Eisenbahn zeigten und weiter vorzudringen suchten. Der Divisionskommandeur befahl infolgedessen dem Major v. Hymmen, mit seiner Eskadron sofort vorzugehen, das betreffende Terrain rein zu fegen und den Feind abzuhalten, sich diesseits der Thalmündung ferner auszubreiten. Diese Maßregel war nötig, um dem Feinde die Möglichkeit zu nehmen, einen Einblick in die soeben beginnenden Truppenaufstellungen bei Bisternitz sowie auf den Anmarsch der Kavalleriedivision v. Hann zu gewinnen.

Der Major v. Hymmen ritt auch sofort mit der ihm eignen Entschiedenheit an und nahm die Richtung gegen Neudorf. Während er seine Aufgabe erfüllte, formierten die übrigen Truppen des Generals v. Gordon sich auf der ihnen angewiesenen Rendezvousstellung nahe hinter der Höhe, etwa 2000 Schritt südlich Bisternitz. Es standen daselbst bereits das 2. und Füsilierbataillon des 72. Regiments unter dem Obersten Grafen v. Gneisenau und die Artillerie der 8. Division. Von

dem eben genannten Füsilierbataillon waren ein paar Feldwachen auf der Chaussee resp. auf der Höhe links davon (östlich) gegen Blumenau vorgeschoben. Von dem nicht zur Stelle befindlichen 1. Bataillon waren 2 Kompagnien zur Deckung der Bagage im Biwak nördlich Bisternitz zurückgeblieben, die beiden andern aber befanden sich auf den Höhen östlich und südöstlich von Bisternitz zur Ablösung der Vorposten des 31. Regiments. Als der Divisionskommandeur auf die Meldung des Obersten Grafen v. Gneisenau den Blick nach den letztgenannten Höhen hinauf richtete, gewahrte er eine lange Infanteriekolonne, welche dort eben hinauf stieg. Es waren dies, wie ihm auf eine Anfrage erwidert wurde, die letzten Abteilungen der zur Umgehung des Feindes bestimmten Truppen des Generals v. Bose, aus dem 31. und 71. Regiment, 1 Zug 6. Ulanen und 1 Pionierkompagnie bestehend, die sich oben eben sammelten. Da der Divisionskommandeur in der Meinung gestanden hatte, daß die eben genannte Brigade schon seit mindestens einer Stunde auf dem Marsch sei, so forschte er nach der Ursache der Verzögerung und erfuhr, daß die vom 31. Regiment auf Vorposten gewesenen Abteilungen erst noch durch das 72. Regiment abzulösen seien, diese Ablösung auf den Höhen aber noch nicht beendigt wäre. Diese unerwartete Verzögerung war freilich wohl störend für unsern ganzen Plan. Indessen mußte sie als unvermeidlich hingenommen werden, und es kam nur darauf an, den Feind in der Front auch mindestens eine Stunde länger hinzuhalten — allerdings mit etwas verminderter Chance, daß der Feind durch das Umgehungsmanöver noch überrascht werden könnte.

Des richtigen Einklangs wegen hätten wir nun unsern Angriff von Bisternitz aus nicht vor 8 Uhr beginnen dürfen. Aber es war, wie sich gleich zeigen wird, nicht zu vermeiden, daß die Präludien schon 1½ Stunden früher ihren Anfang nahmen.

Wir sahen den Major v. Hymmen etwas nach 6 Uhr in der Richtung auf Neudorf vortraben. Die diesseits der Eisenbahn streifenden feindlichen Patrouillen hatten sich aber schon, ehe er ihrer ansichtig wurde, wieder zurückgezogen. Indessen brachen, als er sich etwa auf 1000 Schritt dem Eisenbahndamm genähert hatte, aus den beiden Durchgängen zwei Eskadrons feindlicher Ulanen vor. Die aus dem westlichen Durchgange hervorbrechende Eskadron ging sofort aufmarschierend unsern Husaren entgegen; die andre Eskadron dagegen blieb in Zugkolonne und suchte in schneller Gangart den Husaren in die linke Flanke zu kommen.

Der Major v. Hymmen hatte drei Züge geschlossen beisammen; der erste Zug unter dem Leutnant v. Lübbe war als Avantgarde vorgezogen und in Flankeurs aufgelöst, welche die beiden feindlichen Eskadrons beschossen. Da der Major keine Unterstützung hinter sich hatte, so ging

er mit Zügen kehrt schwenkend im Trabe zurück. Bald darauf hielt die aus dem westlichen Durchzug debouchierte feindliche Eskadron, und nur die andre folgte „Hurra!“ rufend mit eingelegter Lanze. Der Major v. Hymmen hatte kaum wahrgenommen, daß jene Eskadron hielt, als er auch sogleich beschloß, die ihn verfolgende Eskadron zu attackieren, sobald er sie soweit hinter sich her gezogen hätte, daß jene andre sie nicht mehr unterstützen könnte. Er avertierte seine Husaren, „es würde gleich Front geblasen und dann der Feind mit Marsch! Marsch! attackiert werden!“ Gesagt und gethan. Aber der sehr starke Wind hatte den zweiten Zug sowohl die Worte des Majors als auch das Signal überhören lassen, und so kam es, daß dem tapfern Eskadronchef nur der dritte und vierte Zug unmittelbar folgten, und der zweite erst später wieder heran kam.

Auf den Ausgang dieses zwar nur kleinen aber höchst interessanten Kavalleriegefechts waren einige inzwischen getroffene Maßregeln von Einfluß.

Der Divisionskommandeur hatte von seinem Standpunkt auf der Höhe südlich Bisternitz aus die Eskadron v. Hymmen mit aufmerksamem Blick verfolgt und auch sehr bald die beiden feindlichen Eskadrons bemerkt, als diese eben aus den Eisenbahndurchgängen debouchierten, und da ihre Absicht gegen unsre Husaren unverkennbar war, so schickte er den Leutnant v. Kleist zum Obersten v. Besser, der mit den beiden übrigen Eskadrons seines Regiments sich befohlenermaßen noch hinter (nördlich) Bisternitz befand, mit dem Befehl, er solle sofort in schnellster Gangart vorkommen, um die Eskadron Hymmen zu unterstützen. Zugleich befahl der Divisionskommandeur der in seiner Nähe haltenden 4. 4pfündigen Batterie (von der 8. Division) sich schußfertig zu machen, und da er etwas weiter zurück auch die Batterie Raußendorff sah, so gab er ihr eine gleiche Ordre. Kleist kehrte wie immer sehr schnell zurück, er hatte unterwegs den Adjutanten des Obersten v. Besser getroffen und diesem den Befehl für den Obersten bestellt, die Notwendigkeit eiligster Ausführung betonend.

Unterdessen waren die Blicke des Divisionskommandeurs und aller, die neben ihm hielten — der Generale v. Gordon, v. Schwarzhoff und v. Schmidt (16. Brigade), sowie mehrerer Regimentskommandeure — unverwandt auf die Eskadron Hymmen und die beiden feindlichen Eskadrons gerichtet geblieben, und wenn auch angenommen wurde, daß Major v. Hymmen sich in so weiter Entfernung von jeglicher Unterstützung nicht mit dem Feind engagieren, sondern beizeiten umkehren würde, so machte es doch einen peinlichen Eindruck, als die Eskadron wirklich kehrt machte, und im ziemlich lebhaften Tempo zurückging, verfolgt von den feindlichen Ulanen, deren wildes Hurrageschrei sehr deut-

lich zu hören war, und deren eingelegte Lanzen man bald auch mit unbewaffnetem Auge erkennen konnte.

Da die Eskadron Hymmen ihre Richtung so ziemlich nach unsrer Höhe nahm, so konnte die Artillerie natürlich nicht auf die verfolgende feindliche Eskadron schießen; aber auch die andre Eskadron bot noch kein günstiges Ziel und es war daher natürlich, daß man sich sehr scharf nach dem Obersten v. Besser umsah, der in diesem Augenblick die beste Unterstützung gewesen wäre. Aber man sah ihn noch nicht, und Kleist mußte zum zweitenmal zurückjagen, um seine grünen Kameraden zu beflügeln.

Jetzt — und wir alle waren freudig durchzuckt und laute Ausdrücke des Beifalls und des Jubels erschallten auf unsrer Höhe — jetzt sage ich, jetzt auf einmal sahen wir die Eskadron Hymmen Front machen und unmittelbar darauf sich im Fanfaro auf die Ulanen stürzen. Die letztern hatten weiße Mäntel an, und waren daher auch von weit her von den Husaren gut zu unterscheiden, als diese mit ihnen zum Kampf Mann gegen Mann zusammentrafen.

Wie lange dieser Kampf dauerte, danach hatte wohl keiner von uns die Uhr befragt; ich will daher nur sagen: er war kurz, bunt und sehr lebhaft. Die Gegner waren wirklich an- und ineinander geraten und es gab Stiche und Hiebe genug, wenn auch viele davon, wie immer, flach fielen oder nur die Montierungen verletzten. Sehr natürlich waren die Offiziere voran und die ersten, welche sich mit den Gegnern maßen. Major v. Hymmen führte einen Zweikampf mit dem Kommandeur der feindlichen Eskadron und empfing von diesem einen Hieb ins Gesicht, der die Lippen und das Kinn traf, ohne ihn indes schwer zu verletzen; er revanchierte sich durch einen Stich auf den Gegner, welcher ebenfalls, jedoch auch nicht gefährlich traf. Außerdem wurden auf unsrer Seite noch zwei Offiziere, der Leutnant von Maltzahn und der schnell genug mit seinen Flankeurs herbeigekommene Leutnant v. Lübbe verwundet, auf feindlicher Seite ein Oberleutnant.

Der Kampf war zwar nicht so nahe von uns, daß wir diese Einzelheiten hätten sehen können; aber das sahen wir genau, daß plötzlich die feindliche Eskadron von der unsrigen abließ und sich davon machte. Unsre Eskadron sammelte sich dann ebenfalls und folgte. Aber diese Verfolgung hatte wohl noch kaum einige hundert Schritt Terrain gewonnen, als unsre Eskadron wieder hielt. Major v. Hymmen gibt in seinem Bericht als Grund dafür die andere feindliche Eskadron an, die während des ganzen Gefechts da stehen geblieben war, wo sie vorher Halt gemacht hatte, und von der Major v. Hymmen jetzt eine neue Bedrohung in der Flanke besorgte. Ich sage, Major v. Hymmen gibt dies als Grund für sein Haltmachen an. Wir aber, die wir ihm zu-

schauten, und die wir plötzlich auf der feindlichen Höhe, nahe dem Dorfe Kaltenbrunn, den Dampf und Blitz von Geschützen aufsteigen sahen und sogleich auch den Donner hörten, wir suchten den Grund in diesem Feuer. Da in demselben Augenblick die beiden feindlichen Eskadrons so weit von unsrer Eskadron entfernt waren, daß unsre Artillerie nicht mehr behindert zu sein schien, und da von der Blumenau-Kaltenbrunner Höhe herab eine größere Kavalleriemasse sich gegen die Eisenbahndurchgänge bewegte, so rief der Divisionskommandeur den beiden schon früher genannten Batterien zu, auch ihrerseits sofort auf jene Eskadron zu feuern und zwar in der doppelten Absicht, die Abziehenden — denn auch die Flankeneskadron trat ihren Rückzug an — aus dem Terrain diesseits der Eisenbahn zu verscheuchen, sodann aber auch den neu heran Kommenden das Vorgehen im voraus zu verleiden. Das Feuer begann auch sofort; allein es dauerte, da von Hause aus viel zu kurz geschossen wurde und die Entfernungen mit jedem Augenblick natürlich in dem Maße wuchsen, als die Abziehenden ihre Tempos beschleunigten, etwas lange, bis die hinterste Eskadron jene, welche attackiert hatte, von unsern Geschossen erreicht wurde. Dann aber war auch die Wirkung sogleich erkennbar. Es schlug zuerst ein Geschoß dicht hinter der Eskadron ein. Das brachte sie in Galopp. Dann schlugen ein paar Geschosse zu beiden Seiten ein — ohne aber in die Truppe zu kommen. Das erzeugte einen längern Galopp. Endlich aber traf ein Geschoß in die Kolonne oder schlug doch so dicht vor ihr auf, daß die ganze Eskadron auseinander stiebte und, in ihren weißen Mänteln bei der großen Entfernung wie eine zersprengte Schafherde aussehend, erst dann wieder sich zu einer Masse zusammenballte, nachdem sie in wilder Eile den Eisenbahndurchgang passiert hatte. Jenseits verschwand sie in einer Einsenkung, wo sie sich wohl wieder formierte und erholte.

Die feindliche Artillerie hatte zu Anfang gewiß auf unsre Eskadron schießen wollen. Da sie aber ihre beiden eignen Eskadrons zunächst vor sich hatte, so wandte sie, um nicht diese zu schädigen, ihr Feuer sehr bald gegen unsre Artillerie, jedoch wegen der zu weiten Entfernung ohne jeglichen Erfolg.

Es ist zur Vervollständigung des eben geschilderten Vorganges noch nachzuholen, daß inzwischen auch die beiden Eskadrons unter Oberst v. Besser, die anfangs durch Terrainschwierigkeiten aufgehalten worden, zwar schnell aber doch zu spät eintrafen, um noch in das Gefecht der Eskadron v. Hymmen unmittelbar mit eingreifen zu können, jedoch insofern noch früh genug, als offenbar in ihrem Erscheinen westlich von Bisternitz ein Teil der Veranlassung zu suchen war, daß die attackierende feindliche Eskadron dem Major v. Hymmen das Terrain so bald überließ und daß die andre feindliche Eskadron so zeitig Halt

und später auch Kehrt machte, als die erstere den Rückzug antrat. Ich sage ausdrücklich „ein Teil der Veranlassung“, denn der andre Teil hat wohl unzweifelhaft in dem Auftreten unsrer Artillerie gelegen, die nicht mehr ganz verdeckt bleiben konnte, als sie sich schußfertig machte.

Es war etwa ½7 Uhr geworden, als dies Gefecht stattfand. Da der Oberst v. Besser, nachdem er die Eskadron v. Hymmen erreicht, in der Bewegung nach dem Eisenbahndamm hin blieb, so erachtete der Divisionskommandeur im Hinblick auf die jenseits jenes Dammes befindliche an Zahl stark überlegene feindliche Kavallerie es für nötig, den Husaren das 6. Ulanenregiment zur Unterstützung nachzusenden. Da dieses Regiment — wie aus der Disposition erinnerlich — nicht weit hinter Bisternitz in seinem Biwak aufbruchsbereit stand, so dauerte es auch nicht lange bis es vorging. Dem Obersten v. Besser wurde das Kommando über beide Regimenter als Brigade übertragen. Das Husarenregiment hatte etwa 1000 Schritt diesseits der Eisenbahn Halt gemacht und fand hier hinter einer sanft aufsteigenden Terrainwelle genügende Deckung gegen das feindliche Artilleriefeuer, welches unterdessen durch mehrere Batterien — der Oberst v. Besser zählte gegen 4 — auf verschiedenen Punkten zwischen Blumenau und Kaltenbrunn verstärkt worden war. Das Regiment deckte sich nach vorwärts durch den bis nahe an die Eisenbahn vorgeschobenen Avantgardenzug unter dem Premierleutnant v. Heister, nach links durch einen in dieser Flanke entsendeten Zug unter Leutnant v. Arnim und nach rechts durch die Eskadron v. Hymmen, die westwärts weiter in der Richtung auf Neudorf vorgegangen war, um zu sehen, ob nicht etwa von der der March zugewendeten Westseite der vorliegenden Höhe vom Feinde etwas käme. Als das 6. Ulanenregiment eintraf, ging es mit den beiden inzwischen abgesessenen Husareneskadrons in gleiche Höhe und saß ebenfalls ab, beide, die Ulanen wie die Husaren, in Linie formiert.

Noch ehe das Ulanenregiment vorgegangen war, hatte der Divisionskommandeur befohlen, daß das 2. Bataillon des Regiments Nr. 72 (Hauptmann v. Gilsa) nach der jenseitigen Höhe, dem Thebener Kögl, abrücken und dort sowohl zur Behauptung der Thalmündung als zur Sicherung der Kavallerie gegen Belästigungen durch feindliche Infanterie Stellung nehmen solle. Das Bataillon trat dazu sogleich an und erhielt noch die Weisung mit, später, nach Maßgabe des Vorgehens der Avantgarde gegen Blumenau, gleichfalls in der Richtung gegen Kaltenbrunn zu avancieren.

Das, wie eben erwähnt, so ansehnlich verstärkte Feuer des Feindes veranlaßte den Divisionskommandeur ebenfalls, mehr Artillerie vorzuziehen, zugleich aber auch, sie soweit auf dem Thalhange vorzuschieben, daß sie Chancen erhielt, die feindliche Stellung mit ihren Geschossen zu

erreichen, was bisher nicht der Fall war. Es waren außer den bereits zum Feuern gekommenen beiden vierpfündigen Batterien unmittelbar zur Stelle die beiden andern gezogenen Batterien der 8. Division, und es kamen auch die beim Gros und der Reserve eingeteilten zwei gezogenen Batterien der 7. Division schnell heran. Diese sechs Batterien nahmen nun unter ihren Kommandeuren Heinrich und Weigelt staffelweise Aufstellungen, nach Maßgabe der Terraingestaltung und zwar so, daß fünf Batterien links, östlich, eine Batterie (von der 7. Division) rechts (westlich) der Chaussee zu stehen kamen; die beiden zwölfpfündigen Batterien beider Divisionen blieben in Reserve. Zur Deckung der vorgeschickten Artillerie wurde zunächst das Füsilierbataillon 72. Infanterieregiments darüber hinaus vorgeschoben, das die Waldhöhe besetzte, indem es zwei Kompagnien vorzog, die sich in dem Holz auf der Höhe und am Abhange ausbreiteten, während die beiden andern Kompagnien sich geschlossen dahinter aufstellten.

Unsre Batterien ließen nicht lange mit ihrem Feuer auf sich warten. Aber die Entfernungen zur feindlichen Artillerie hin waren noch immer zu groß, zum Teil bis über 4000 Schritt, so daß die ersten Stellungen bald verlassen und mit neuen, mehr vorwärts gelegenen vertauscht wurden. Indessen setzten eine tief eingeschnittene Schlucht und andre Hindernisse des Terrains diesem Vorrücken eine Grenze, von der aus doch immer noch etwa 3500 Schritt die beiden Parteien trennten. Als ungünstig für die unsrige kam noch hinzu, daß die hohe Pappel-Allee der Chaussee und einzelne Baumpartien rechts (westlich) derselben das Gesichtsfeld stellenweise sehr verringerten; aber freilich waren diese Bäume auch dem Feinde am Entfernungsschätzen und Zielen hinderlich, was sich durch die äußerst geringen Verluste der Unsrigen erwies.

Ferner ließ der Divisionskommandeur auch die Brigade v. Schwarzhoff, welche auf frühern mündlichen Befehl von Maßt aus gleich bis hart nördlich Bisternitz vorgerückt war, bis nahe hinter die Höhe, 2000 Schritt südlich Bisternitz, heranrücken, so daß nun zehn Bataillone der 7. Division hier verwendungsfähig beisammen standen. Hierzu stieß noch das halbe 1. Bataillon 72. Regiments, das nach Ablösung der Vorposten auf der Höhe östlich und südöstlich Bisternitz dort entbehrlich geworden war, sobald General v. Bose mit seiner Kolonne die Vorpostenlinie passiert hatte. Dieses halbe Bataillon wurde nun noch zur Vervollständigung der einleitenden Maßregeln sogleich hinter das vorgeschobene Füsilierbataillon 72. Infanterieregiments gestellt, mit der Aufgabe, bei dessen weitern Vorrücken gegen Blumenau als unmittelbare Unterstützung zu folgen.

Es mochte nahe an 7½ Uhr sein, als auch die Kavalleriedivision v. Hann von Marchegg her über jenen Höhenzug sich uns näherte, der

die Wasserscheide zwischen der March und den kleinen Gewässern bildet, die aus verschiedenen Richtungen vom Gebirge herabkommend, in der Ebene zwischen Bisternitz und Neudorf sich zu einem einzigen größern Bach vereinigen und dann bei Neudorf in die March fließen. Diese Kavalleriedivision bestand aus einer schweren Brigade, Oberst v. Schävenbach, Königin-Kürassiere und Ulanen Nr. 9, und aus einer leichten, General Graf v. Bismarck-Bohlen, Dragoner Nr. 3 und Husaren Nr. 12, mit zwei reitenden Batterien. Der Divisionskommandeur wies den seinen Truppen vorausgeeilten General v. Hann an, mit dieser Kavallerie sich bis auf weiteres so verdeckt als möglich aufzustellen, und orientierte auch im übrigen den General über den augenblicklichen Stand der Dinge und den Angriffsplan.

Da nun alle Kräfte — bis auf die noch bei Stampfen stehende Reserveartillerie und das dabei befindliche Bataillon der Reserve — 1. Bataillon 27. Infanterieregiments — beisammen waren, so hielt der Divisionskommandeur es an der Zeit, erstens die anderthalb Bataillone unter dem Obersten Grafen Gneisenau gegen den Abschnitt bei Frantzhoff vorzuschicken, um das Terrain bis dorthin von dem sich darin befindlichen Feinde zu säubern und den Abschnitt zu besetzen, zugleich aber auch um als Maske für die fernern Maßregeln zum Angriff auf den Punkt Blumenau zu dienen; zweitens dem General v. Gordon aufzugeben, mit seinen vier Bataillonen jenen anderthalb Bataillonen als zweite Staffel zu folgen.

Da die Entfernung bis Frantzhoff etwa eine viertel Meile betrug, deren Überwindung bei der schwierigen Terrainbeschaffenheit mindestens eine halbe Stunde kosten mußte, so blieb man dem Plan treu, den Angriff nicht vor 8 Uhr zu beginnen, und behielt auch noch Zeit für das Heranziehen der Reserveartillerie.

Es war, wie oben erwähnt, ursprünglich daran gedacht worden, das Vorgehen der Hauptmasse der Infanterie längs des Thalhanges und auf und zu beiden Seiten der Chaussee geschehen zu lassen. Indessen mußte von einem Vorrücken auf oder an der Chaussee völlig Abstand genommen werden, seit unsre Artillerie dort Batterie neben Batterie ihre Stellung genommen hatte, und das immer heftiger werdende feindliche Geschützfeuer jedes Vorrücken auf der Chaussee oder auf der Thalsohle unthunlich erscheinen ließ. Der Oberst Graf Gneisenau erhielt daher die Anweisung, sich links der Artillerie zu halten und längs des obern Thalhanges, und, so weit angängig, auch auf dem Kamme der Höhe vorzurücken, wobei natürlich die Schwierigkeiten nicht übersehen wurden, die sich aus der stellenweise sehr dichten Bewaldung ergeben mußten. Dem General v. Gordon wurde aufgegeben, vorläufig näher

an die Waldhöhe heranzurücken, um dem Obersten Grafen Gneisenau bald folgen zu können.

Es war jetzt genau 7½ Uhr, der Oberst Graf Gneisenau mit seiner Truppe bereits im Walde und nicht mehr in Sicht, General v. Gordon eben bis an den Wald vorgerückt, als in schneller Aufeinanderfolge zwei Offiziere auf fast atemlosen Pferden bei dem General v. Fransecky eintrafen mit der Nachricht: Der Waffenstillstand sei abgeschlossen! Freilich ergab das Schreiben, welches der eine von ihnen überreichte, um 4¼ Uhr früh von Ebenthal entsandt, daß es sich nicht um einen sofort eintretenden Waffenstillstand handelte, sondern bis zum Eintritt desselben noch 4½ Stunden zu verlaufen hätten; aber es mußten doch sofort Entschließungen gefaßt werden, die durch den Inhalt des Schreibens bedingt wurden. Dies lautete:

„Nach einer soeben hier eingegangenen Mitteilung des Generals v. Moltke vom 21. d. Mts. haben des Königs Majestät genehmigt, daß innerhalb einer fünftägigen, vom 22. d. Mts., mittags 12 Uhr, bis 27. d. Mts., mittags 12 Uhr, dauernden Frist keine Feindseligkeiten der preußischen gegen die österreichisch-sächsischen Truppen stattfinden sollen, und sind deshalb von heute früh ab keine Bewegungen zu unternehmen, welche zu solchen Feindseligkeiten führen können.

Indem ich Euer Excellenz hiervon Kenntnis gebe, ersuche ich Sie, Ihre Operationen mit obigem Allerhöchsten Befehl in Übereinstimmung bringen zu wollen; Ihre Bewegungen sind daher Punkt 12 Uhr mittags zu unterbrechen, und wollen Sie durch einen vom einem Trompeter begleiteten Offizier dem Ihnen eventuell gegenüberstehenden Feinde Mitteilung von dem Abschlusse des Waffenstillstandes machen. Ob diese Mitteilung sofort oder erst um 12 Uhr zu machen ist, darüber wollen Euer Excellenz nach dem Standpunkt der dort obwaltenden Verhältnisse entscheiden. Die Kavalleriedivision ist demnächst zum Kavalleriekorps zurückzusenden.

Die 7. Infanteriedivision ist demnächst nach Marchegg zu verlegen, die 8. Infanteriedivision wird in und um Stampfen Kantonnements beziehen, vorausgesetzt, daß Preßburg nicht etwa bereits besetzt sein sollte, in welchem Falle die beiden Divisionen daselbst kantonnieren würden.

Von Seiten des Oberkommandos der I. Armee.

Der Chef des Generalstabes.

gez. v. Voigts-Rhetz, Generalleutnant."

Es war nach der Fassung dieses Schreibens nicht leicht, sogleich zu einem positiven Entschluß zu kommen. Es verbot in seinem ersten Teil Bewegungen zu unternehmen, die zu Feindseligkeiten gegen die österreichischen Truppen führen könnten. Aber solche Bewegungen waren seit

anderthalb Stunden schon im vollen Gange, und es war auch schon Blut geflossen. Es konnte sich daher nur noch um die Frage handeln: muß man das begonnene Gefecht sofort abbrechen, oder muß man es bis zur Stunde des Waffenstillstandes fortführen? Und diese Frage mußte schnell beantwortet werden. Denn mochte der Entschluß ausfallen, wie er wollte, die Zeit war in jedem Fall kostbar, sowohl für den Fall des Aufgebens des Gefechts, um nicht noch unnütz Verluste an Menschen und Material zu erleiden, als für den Fall der Fortsetzung, um innerhalb der dafür noch benutzbaren 4½ Stunden zu einem lohnenden Ergebnis zu kommen. Für das Aufgeben sprach nur die Schwere der Verantwortung, die auf den General fiel, wenn die Opfer, welche das Gefecht kostete, von dem erreichten Resultat nicht bedeutend überwogen wurden, oder wenn das Gefecht etwa gar unglücklich auslief. Für die Fortsetzung dagegen sprach zunächst die Länge der noch vor uns liegenden Zeit, die, nachdem das Gefecht vollständig eingeleitet war, ausreichend erscheinen konnte, um mit dem Gegner noch fertig zu werden, ferner die allgemeine Siegeszuversicht, die in den Truppen herrschte, und auf die sich die Hoffnung auf ein Gelingen wohl gründen ließ; dann der große Preis, der durch einen Sieg hier noch zu gewinnen war, sowohl materiell als moralisch: Preßburg mit seinen reichen Mitteln für Unterkommen und Verpflegung, und Preßburg, die alte Hauptstadt dieses Landes und zugleich der militärisch so vorteilhafte Übergangspunkt an der Donau, beides gewichtig in die Wagschale fallend, sowohl wenn dem Waffenstillstand der Friede folgte, als wenn der Krieg fortgesetzt wurde; endlich aber, und zwar als eine entscheidende Hauptsache, die Rücksicht auf den General v. Bose, von dem bis zu diesem Augenblick noch keine Meldung eingelaufen war, welcher aller Berechnung nach jetzt mindestens eine halbe Meile von uns entfernt sein mußte, und welcher in dieser seiner isolierten Lage sich vielleicht gerade in Verhältnissen befand, die mit einer Niederlage für ihn und vielleicht gar mit Gefangennehmung endigen konnten, wenn unsrerseits die Angriffsbewegung eingestellt wurde, die mit der seinigen in einem so engen sich gegenseitig bedingenden Zusammenhange stand, und welche vielleicht gerade in dem Augenblick zu seiner Degagierung dienen konnte, wo sie aufhörte!

Nachdem alle diese Gründe erwogen, und das Dafür und Dawider ernstlich gegeneinander abgewogen worden, entschloß sich General v. Fransecky zur Fortsetzung des Gefechts, und gereichte es ihm zur Genugthuung, seine Ansichten mit jenen des Generals v. Stülpnagel, welcher bei uns geblieben war, um der Affaire beizuwohnen, in voller Übereinstimmung zu finden.

Es muß hier noch ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht werden, daß das Schreiben des Generals v. Voigts-Rhetz keinerlei Andeutung über eine betreffenden Orts etwa schon bestimmte oder im Laufe des Vormittags noch zu bestimmende Demarkationslinie enthielt und auch nicht enthalten konnte, da das Oberkommando unsrer, der ersten Armee, an den Verhandlungen darüber gar nicht beteiligt war, daß wir vielmehr nach dem Schlußsatz jenes Schreibens glauben durften, glücklichenfalls den Donaustrom als Demarkationslinie und Preßburg als Kantonnement ins Auge fassen zu können. — General v. Fransecky war ferner darauf bedacht, die Nachricht über den Waffenstillstand den Truppen nicht bekannt werden zu lassen. Denn nachdem er sich einmal entschlossen hatte, das Gefecht fortzusetzen, konnte er wohl besorgen, daß diese Nachricht den Eifer bei einzelnen doch wohl abschwächen könnte, da es ja durchaus menschlich ist, für eine Sache, die man so zu sagen schon in der Hand hat, nicht noch das Äußerste einsetzen, zumal, wenn man nicht den Grund kennt, wofür man sich etwa noch opfern soll. Das Geheimnis war aber doch nicht überall aufrecht zu erhalten, indem die Überbringer der Nachricht den Inhalt an einzelne Offiziere im Vorbeieilen verlautbart hatten, und die letztern nicht gebunden waren, darüber weiter zu schweigen. Indes es ist den Truppen nachzurühmen, daß ihr Eifer dadurch keineswegs abgeschwächt wurde.

Die nächsten Maßregeln im Sinne des gefaßten Entschlusses waren: Die sofortige Heranbeorderung der Reserveartillerie und die Absendung eines Offiziers, wiederum des Leutnants v. Kleist, an den General v. Bose, um diesen zu benachrichtigen, daß um 12 Uhr der Waffenstillstand eintrete, die Umgehung daher vor dieser Zeit ihr Ziel erreicht haben müsse, wenn sie noch einen Einfluß auf das in der Front begonnene Gefecht haben solle.

Die Reserveartillerie traf gegen 1/29 Uhr im schärfsten Trabe südlich Bisternitz ein, und ihr Kommandeur, Oberstleutnant v. Scherbening, erhielt von dem General v. Fransecky den Befehl, sogleich von der Chaussee rechts abzubiegen, in der Höhe der schon im Feuer stehenden Artillerie, je nach Umständen auch noch weiter darüber hinaus, Stellung zu nehmen und das Feuer zu beginnen.

Da um diese Zeit die feindliche Kavallerie jenseits des Eisenbahndammes Bewegungen machte, die auf die Absicht schließen ließen, irgendwo vorzubrechen, und da im Fall des Gelingens die verlängerte Artillerielinie leicht in ihrer rechten Flanke gefährdet werden konnte, so wurde das Füsilierbataillon 26. Infanterieregiments aus dem Gros vorgeschickt, um diese Artillerie zu decken. Der Kommandeur dieses Regiments, Oberst v. Medem, begleitete das Bataillon und sorgte für dessen Aufstellung etwa 200 Schritt hinter den Batterien, rechts der Chaussee.

Als späterhin das Bataillon der Reserve — 1. Bataillon 27. Regiments — das der Reserveartillerie natürlich nur im beschleunigten Schritt hatte folgen können, eintraf, wurde es bestimmt, sich hinter dem rechten Flügel der Reserveartillerie aufzustellen, um deren rechte Flanke unmittelbar zu sichern. Dasselbe nahm auf Veranlassung des Obersten v. Medem ebenfalls auf 200 Schritt hinter den Geschützen seinen Platz und schob auch eine Kompagnie bis auf 100 Schritt an jene heran.

Beide Bataillone hatten in diesen Stellungen ein mehrstündiges Granatfeuer auszuhalten, ohne jedoch — was merkwürdig — mehr Verluste zu erleiden, als 1 Unteroffizier und 1 Füsilier, welche beim Bataillon Nr. 26 durch Granatsplitter verwundet wurden.

Etwa gleichzeitig mit dem Auffahren der Artillerie hatte General v. Gordon einen veränderten Auftrag erhalten. Er sollte sich sofort mehr links schieben und dem Obersten Grafen Gneisenau als Staffel links durch den Wald folgen. Es wurde ihm dazu die Direktion nach der Schlucht gegeben, die sich in südöstlicher Richtung in den Wald zog, und dabei bedeutet, daß er zu suchen habe, so schnell als möglich vorwärts zu kommen, um das Dorf Blumenau in demselben Augenblick von der rechten Flanke her angreifen zu können, wo der Graf Gneisenau den Frontalangriff machen würde.*)

Das Ausbleiben jeglicher Nachricht von dem General v. Bose machte es unmöglich, genau zu wissen, wo derselbe sich um diese Zeit befände, und machte es daher ebenso unmöglich, eine sichere Rechnung anzustellen, bis wann auf dessen Eingreifen zu rechnen wäre. Noch länger auf diese so dringend ersehnte Nachricht zu warten und von ihr die gegen die Front der feindlichen Stellung zu treffenden Maßregeln noch ferner abhängig zu machen, mußte bei der so eng bemessenen Zeit geradezu für unzulässig erkannt werden, und es kam daher nur darauf an, den ursprünglichen Plan so zu modifizieren, daß der Gefechtszweck innerhalb der gegebenen Zeit auch ohne ein Eingreifen des Generals v. Bose erreicht werden konnte! Jene Maßregeln nun sollten diesem veränderten Plan dienen. Die Rolle des Generals v. Bose sollte der General v. Gordon auf direktem Wege ausführen. Den Frontalangriff sollte zunächst die verstärkte Artillerie noch gründlicher vorbereiten und namentlich suchen, die feindliche Artillerie baldmöglichst aus ihrer Stellung zu vertreiben. Inzwischen aber sollte das Gros der Infanterie ebenfalls vorrücken, um in das Gefecht des Obersten Grafen Gneisenau entsprechend einzugreifen. Für die Kavallerie des

*) Lettow II, 665, setzt dieses Ansetzen des Generals v. Gordon auf etwa 7 1/2, während es erst etwa eine Stunde später geschah. Auch Heinrich, Geschichte des Regiments Nr. 67, S. 129, gibt 8 1/2 Uhr an. v. B.

Generals v. Hann konnte sich eine Aufgabe natürlich erst nach Eroberung der feindlichen Stellung ergeben. Dagegen war den beiden Regimentern unter dem Obersten v. Besser ihre Rolle bereits durch ihre vorgeschobene Aufstellung bestimmt genug vorgezeichnet. Sie mußten sich gegen die linke Flanke des Gegners wenden, sobald dieser von seiner Höhe aus den Rückzug begann. Der Oberst v. Besser hatte diese Aufgabe auch bis zum letzten Moment scharf im Auge behalten und seine Aufstellung trotz der lang dauernden Gefährdung durch die feindliche Artillerie keinen Augenblick aufgegeben.

Da von der gegen Neudorf detachierten Eskadron Hymmen sehr bald die Meldung eingegangen war, daß auf den dortigen Höhen sich feindliche Bewegungen nach der Marchseite hin bemerkbar machten, so hatte unser Divisionskommandeur sofort ein Bataillon vom Gros, Füsiliere Nr. 66 unter Oberstleutnant v. Schmeling, dahin abrücken lassen, um im Verein mit dem inzwischen dort schon eingetroffenen Bataillon v. Gilsa entsprechend zu operieren. Zugleich hatte der General zugelassen, daß die zwölfpfündige Batterie Notz, aus der Reserve, für welche sich neben den gezogenen Batterien eine Verwendung nicht fand, das Bataillon begleitete.

Bei dem veränderten Plan war darauf gerechnet, daß die beiden Bataillone v. Gilsa und v. Schmeling sich nach ihrer Vereinigung auch sofort in Bewegung setzen und suchen würden, das überhöhende Terrain bei Kaltenbrunn zu erreichen. Aber ein solches Vorrücken fand nicht statt, und man konnte von unsrer Stellung aus überhaupt nicht erkennen, was bei diesen Bataillonen vorging. General v. Fransecky schickte daher einen Offizier hinüber, um die Ursachen des Stehenbleibens zu erfahren und die Kommandeure darauf hinzuweisen, worauf es ankomme. Der betreffende Offizier brachte bald die Meldung zurück, daß der Hauptmann v. Gilsa, auf die ihm von einer Husarenpatrouille gebrachte Nachricht, daß vom Feinde „zwei Bataillone nebst Kavallerie und Artillerie" über das vor ihm liegende Gebirge gezogen seien und auf der Marchseite vorgingen, ein paar Kompagnien auf die Höhe hinauf geschickt habe, teils um sich in der rechten Flanke zu sichern, teils um sich über den Feind nach vorwärts aufzuklären, und daß er glaube, unter diesen Umständen nicht gegen Kaltenbrunn vorgehen zu können. Auf diese Meldung schickte der Divisionskommandeur etwas nach 9½ Uhr durch den Divisionsadjutanten Premierleutnant Herzbruch den positiven Befehl: es handle sich jetzt um einen allgemeinen energischen Angriff auf die feindliche Stellung, und hätten daher beide Bataillone nun auch ihrerseits gegen Kaltenbrunn vorzudringen und dieses Dorf anzugreifen; dehne der Feind sich wirklich bis gegen die March hin aus, — so werde ihm unser Angriff um so empfindlicher werden!

Es ist nun an der Zeit, von dem Gang des Gefechts bis gegen 11 Uhr hin eine kurze Übersicht zu geben, und zwar vom linken Flügel aus, wo der Oberst Graf Gneisenau dasselbe begann.

Das Füsilierbataillon 72. Infanterieregiments war, nachdem es längere Zeit in seiner, die Artillerie deckenden Stellung im Walde auf der Höhe und am Abhange gestanden und von den Granaten des Feindes viel Belästigung, jedoch keine Verluste erfahren hatte, erst dann in der Richtung gegen Frantzhof in Bewegung gekommen, als es die auf der Thalsohle entwickelte Artillerie des Oberstleutnants v. Scherbening weiter vorrücken sah. Die Dichtigkeit des Waldes, die Steilheit des Berges, die stellenweise Zerklüftung desselben erschwerten und verlangsamten den Marsch des Bataillons ungemein. Da die beiden zuerst vorgezogenen Kompagnien, 10. und 12., durch ein zu weites Linksziehen der linken Flügelkompagnie (12.) bald ganz auseinander kamen, so wurde eine Kompagnie des Gros (die 9.) zwischen jene beiden geschoben. Beim weitern Vorgehen stieß die noch isolierte 9. Kompagnie bald auf eine feindliche Infanterieabteilung, von deren Schützen sie lebhaft beschossen wurde, die sich aber, wie es schien, ziemlich schnell in südöstlicher Richtung abzog. Die Kompagnie folgte feuernd nach und kam dadurch allmählich so weit links, daß sie zuletzt den linken Flügel einnahm, während die 12. Kompagnie aus diesem Verhältnis in die Mitte und der 10. Kompagnie näher kam. Letztere, die 10., hatte sich von vornherein auf dem Abhange halbrechts (südwestlich) gezogen, um an die der Chaussee zugewendete Waldlisiere zu kommen. Von dort gelangte sie bald an die dem Frantzhof gegenüber liegende südliche Lisiere, und nahm von dieser aus, ohne Widerstand zu erfahren, das genannte Gehöft und einen kleinen Graben westlich der Chaussee in Besitz. Bald kam auch die 12. Kompagnie, von dem Bergrücken herniedersteigend, hinzu und besetzte eine Hecke, die sich bis an den Frantzhof zog und eine Beherrschung des Terrains bis an den Eisenbahndamm gestattete. Die 9. Kompagnie war bis zur Waldpartie nördlich des Dorfes Blumenau vorgedrungen und nahm dort, ohne Verbindung mit der 12. Kompagnie, Stellung. Die als Soutien zurückgehaltene 11. Kompagnie stellte sich unterhalb der Kuppe jener Höhe auf, die den Frantzhof nördlich beherrscht. — Offenbar war die feindliche Infanterie, mit der die 9. Kompagnie zu thun gehabt hatte, eine Vorpostenabteilung, die seitwärts auswich, als sie einen stärkern Gegner vor sich sah. Der Zusammenstoß kostete indes doch beiden Teilen einige Verwundete. Der Besitz des Frantzhofs, den der Feind sehr bald nach einer nur schwachen Verteidigung aufgab, war für uns wertvoller als für ihn. Dieser Hof beherrschte die Chaussee nach Blumenau und war im Verein mit den ihm nördlich und östlich umgebenden Höhen ein guter Stützpunkt für den Angriff auf das genannte Dorf. Aber das Füsilier-

bataillon mußte natürlich erst das Herankommen der übrigen zu diesem Angriff bestimmten Truppen abwarten, bevor es die weitern Anstalten dazu traf. Vom Gegner wurde es nur durch lebhaftes Gewehrfeuer vom Eisenbahndamm her belästigt, das aber bei der weiten Entfernnng nur geringe Verluste bewirkte und wohl mit nicht viel größerer Wirkung von uns erwidert wurde. Über die Wahrnehmungen, die sich aus dieser Stellung in Bezug auf den Feind überhaupt machen ließen, sagt der Bericht des Bataillonskommandeurs (Major v. Flotow): „Auf dem Abhange westlich der Eisenbahn standen in einer Linie zwei größere Kavalleriefronten; davor ungefähr 200 Schritt nördlich eine Kavallerieabteilung halb so groß, jede betrug wenigstens zwei Schwadronen; etwas westlich davon 14—16 Geschütze in beständigem Feuer. Infanterie in größern geschlossenen Abteilungen war wenig zu sehen, der Eisenbahndamm war sehr stark besetzt, und befand sich die Infanterie im lebhaften Feuer."

Das halbe erste Bataillon Regiments Nr. 72, welches dem Füsilierbataillon gefolgt war, dirigierte sich nach dem linken Flügel vor, als dies mit dem Feinde zusammenstieß, kam aber nicht in Thätigkeit.

Von den Truppen des Generals v. Gordon nahmen die beiden Füsilierbataillone unter dem Obersten v. Bothmer ihre Richtung über den Höhenrücken resp. auf dem der Schlucht zugewendeten Abhange. Sie waren bereits im Walde, als sie den Befehl erhielten, sich nach rechts (westlich) nach der Chaussee hin zu ziehen, damit sie zwischen dieser und dem Waldrande vorgehen könnten. Da sie aber durch das Feuer der auf dem Abhange stehenden Artillerie in dieser Bewegung gehindert wurden, so machten sie kehrt, um diesseits des Waldes hinter den Batterien fort, sich mit rechtsum in das vorgeschriebene Verhältnis zu setzen. Infolge der veränderten Disposition aber, nach welcher General v. Gordon den 72ern durch den Wald, als Staffel links, folgen sollte, mußte Oberst v. Bothmer wieder umkehren und die ursprüngliche Richtung wieder einschlagen. Es entstand dodurch ein großer Zeitverlust, und es war gewiß schon ½11 Uhr, als diese Bataillone die höchsten Teile erreichten, etwa halbwegs zwischen der Artillerie und Frantzhof. Da sie das halbe erste Bataillon 72. Infanterieregiments noch vor sich hatten, so nahmen sie dort bis auf weiteres Stellung mit vorgezogenen Flügelkompagnien.

Die beiden Musketierbataillone des Generals v. Gordon und die Pionierkompagnie Giese hatten durch das Linksschieben diesseits des Waldes und durch die Schwierigkeit, welche das dichtwaldige Terrain ihnen gleich beim ersten Vorgehen in der Waldschlucht in den Weg legte, ebenfalls viel Zeit verloren. Die Bataillone befanden sich in langer, schmaler Kolonne hinter einander, das zweite voran. Als dies etwa um 10 Uhr auf dem Kamm der Höhe ankam, mußte es erst voll-

ständig wieder gesammelt und geordnet werden, ehe es weiter vorgehen konnte. Dann folgte es einem nach Süden führenden Waldweg und näherte sich auf diesem dem Füsilierbataillon 72. Regiments. Aber nicht lange, so wurde ihm von letzterm eine Mitteilung zugesandt, daß der Feind sich links (ostwärts) ziehe, und daß vom General v. Fransecky befohlen sei, die Bataillone des Generals v. Gordon sollten linksum machen, um das Überflügeltwerden durch den Feind zu verhindern.*) Das Bataillon ging infolge dessen sofort in südöstlicher Richtung in den auch dort noch immer sehr dichten Wald hinein und traf unter Besiegung ungewöhnlich großer Schwierigkeiten erst nach 11 Uhr auf dem linken Flügel der 72er Füsiliere ein, wo es sich so aufstellte, daß es mit einer vorgezogenen Kompagnie die Feuerlinie der Füsiliere nach links hin, längs des gegen Blumenau gewendeten Waldrandes verlängerte, drei Kompagnien aber dahinter geschlossen beisammen behielt. Man hatte bei diesem Vorgehen vom Feinde gar nichts gespürt und konnte erst, nachdem man die oben bezeichnete Stellung eingenommen, die feindliche Artilleriestellung auf etwa 1500 Schritt übersehen.

Das erste Bataillon — Hauptmann v. Drigalski — und die Pionierkompagnie waren dem zweiten gefolgt; als ersteres aber auf der Höhe im Walde ankam, fand sich's, daß wegen der Dichtigkeit des Holzes die Verbindung mit dem zweiten Bataillon ganz verloren gegangen war. Der an der Spitze des ersten Bataillons befindliche General v. Gordon befahl, daß sofort eine Kompagnie als Avantgarde vorgezogen und die Richtung auf Blumenau verfolgt würde. Das Bataillon befand sich aber wohl schon in einer falschen Richtung, denn es geriet noch weiter östlich als das zweite, verlor dadurch die Richtung auf Blumenau gänzlich und kam der Boseschen Brigade näher, ohne indeß etwa mit dieser Fühlung zu gewinnen, oder auch nur zu ahnen, wo diese sei. Es soll 10¾ Uhr gewesen sein, als die Avantgardenkompagnie — dritte Kompagnie, Hauptmann v. Ewald — auf den Feind stieß, ihr Feuer begann und ihn mit Hurra zurückwarf. Es war dies eine wohl auch nur zur Beobachtung oder Aufklärung vorgeschobene schwache Abteilung von Jägern, denn beim weitern Vordringen stieß man auf eine feindliche Stellung, die sich in einer lichten Holzung längs eines quer durchlaufenden Erdaufwurfs befand und von ein oder zwei ausgeschwärmten Kompagnien (so heißt es in der Relation der dritten Kompagnie) besetzt war. Die Kompagnie verstärkte ihre Feuerlinie durch einen Halbzug, stellte das Soutien dicht dahinter in einer Senke auf und erwiderte das sehr lebhafte, aber meist zu hoch gehende Feuer des

*) Dieser Befehl ist auf eine aus dem Walde kommende Meldung allerdings gegeben worden.

Feindes durch besser gezielte und besser treffende Schüsse. Da der Feind aber standhielt, so erbat der Hauptmann v. Ewald Unterstützung, um den Gegner mit dem Bajonett werfen zu können. Es wurde infolge dessen die vierte Kompagnie noch vorgeschickt und links in die Feuerlinie gezogen, zugleich aber auch die Pionierkompagnie noch weiter links gesandt, um die Flanke zu decken. Sie gewann die rechte Flanke des Feindes und beschoß diese. Es ist bei dieser Verwendung von Pionieren zum Gefecht hier daran zu erinnern, daß schon in der Schlacht bei Königgrätz zwei Kompagnien unsers vierten Pionierbataillons bei unsrer Division eine gleiche Verwendung gefunden und, von dem edelsten Eifer beseelt, auch mit der Waffe etwas zu leisten, sich teils als Artilleriedeckung, teils durch Teilnahme an der Verteidigung unsers Waldes, anerkannt gute Dienste geleistet hatten. Die oben in Rede stehende Kompagnie war durch ihre Abkommandierung nach Reichenberg um solche Teilnahme gekommen und suchte daher hier mit um so größerm Drange die Feuerprobe zu bestehen.

Nachdem die Feuerlinie in der eben angegebenen Art verstärkt und die linke Flanke gesichert worden war, wurde zunächst die vom Feinde belästigte rechte Flanke gesäubert, sodann aber ein allgemeiner Angriff gegen die vorliegende Stellung unternommen, der den Erfolg hatte, daß der Feind zuerst bis an den jenseitigen Waldrand, etwa 60 Schritt, zurückwich, sodann aber auch von hier so energisch vertrieben wurde, daß er unter starken Verlusten über eine dahinter befindliche Blöße fliehend nach einer jenseitigen Höhe zurückwich, die von andern Truppen stark besetzt war. In dem Bericht des Hauptmanns v. Ewald heißt es wörtlich über diese Stellung: „Die neue Position des Feindes, welcher aus Infanterie und Jägern bestand, war sehr stark, und waren unbedingt Vorkehrungen getroffen, denn die Schützen lagen schachbrettförmig hintereinander und schossen aus von Steinen gebildeten Scharten. Ein rasches Vorgehen ohne gehöriges Soutien war nicht möglich, da der Feind drei- bis viermal stärker war. Ich ließ daher die Schützen sich postieren und die Stellung mäßig beschießen, auch dem Bataillon Meldung machen, daß ich die jenseitige Lisiere genommen und die Absicht hätte, wenn der Rest des Bataillons als Soutien heranrücken könne, mit der dritten und vierten Kompagnie die feindliche Stellung zu forcieren. In der Hoffnung, das Bataillon würde herankommen, ließ ich die von dem Premierleutnant v. Brinken geführte vierte Kompagnie dicht an die Schützenlinie rücken und gab dann dieser den Befehl zum Schnellfeuer."

Dies war sehr wirksam und kostete dem Feind eine ansehnliche Zahl von Verwundeten, während die Unsrigen vermöge des meist zu hochgehenden feindlichen Feuers nur 15 Mann verloren. Die vierte Kompagnie wollte, als sie die gute Wirkung unsers Feuers erkannte,

eben mit dem Bajonett gegen die feindliche Stellung vorgehen, als Hauptmann v. Ewald Befehl zum Abbrechen des Gefechts erhielt; wohl aus dem Grunde, weil die beim Bataillon befindlichen höhern Offiziere, General v. Gordon und der Treffkommandeur Oberstleutnant v. Buttlar bei der Ungewißheit über den Verbleib der andern Bataillone einen Kampf mit so ungleichen Kräften nicht für geraten hielten.

Das Zurückziehen der beiden Kompagnien wurde vom Feinde nur durch Feuer behelligt; er zeigte ebensowenig Lust am Verfolgen wie später an einem Gegenangriff.

Wenden wir uns nun zur Mitte, also zur Artillerie, so ist zuvörderst im allgemeinen zu bemerken, daß die gegenseitige Kanonade ununterbrochen ihren Fortgang hatte und in den sehr bald in Brand geratenen beiden Dörfern für unsre Artillerie bewies, daß diese, trotz der sehr weiten Entfernungen, doch wirksam bis zur feindlichen Stellung reichte. Im besondern ist sodann, vom linken Flügel anfangend, folgendes zu berichten: Die auf dem äußersten linken Flügel stehende erste sechspfündige Batterie (Kühne), die auf einem ziemlich steilen Hügel — einer Stufe des Höhenabhangs — stand, hatte sich abwechselnd bald eine gedeckte, bald eine freistehende feindliche Batterie zum Ziel genommen und diese mit sichtbarer Wirkung beschoß. Ebenso wandte sie in einem geeigneten Moment ihr Feuer nicht minder erfolgreich gegen die auf dem Abhange der feindlichen Stellung erscheinende Kavallerie. Aber die feindliche Artillerie schoß ebenfalls sehr präcise und brachte der Batterie im Laufe des Gefechts einen Verlust von 6 Mann und 5 Pferden bei. Die rechts neben dieser Batterie zwischen ihr und der Chaussee stehenden drei gezogenen Batterien der Abteilung des Majors Heinrich und die dazwischen stehende erste vierpfündige Batterie Raußendorf der 7. Division unterhielten ebenfalls ein sehr lebhaftes und, wie man zu bemerken glaubte, gut wirkendes Feuer, erlitten aber, da sie gedeckter standen als die vorige, nur sehr geringe Verluste. Erst nach 1/2 11 Uhr gingen diese Batterien noch einige hundert Schritt weiter bis zu der schon erwähnten Schlucht vor, welche auf dieser Seite der Chaussee der Artillerie überhaupt eine Grenze setzte.

Die jenseits, also rechts (westlich) stehenden Batterien kamen, da das Terrain gestattete, sie weiter vorzubringen als die vorhin genannten Batterien, zu einer bessern Wirksamkeit.

Der Divisionskommandeur hatte, als er sich von der Unthunlichkeit überzeugte, die Batterien links der Chaussee weiter vorzubringen, den beiden Oberstleutnants Weigelt und v. Scherbening befohlen, dafür die jenseits der Chaussee befindlichen Batterien so bald und so weit als möglich der feindlichen Stellung zu nähern. Demzufolge ging die der Chaussee zunächst stehende fünfte vierpfündige Batterie (Nordeck) im

Trabe etwa 1000 Schritt vor und setzte von dort aus — 2500 Schritt von der feindlichen Stellung — das Feuer gegen eine ihr gegenüber befindliche große feindliche Batterie mit solchem Erfolg fort, daß diese noch vor beendigter dritter Geschützlage ihre Stellung aufgab. Darauf ließ der Hauptmann v. Nordeck das Feuer gegen eine näher an Kaltenbrunn heran gedeckt stehende Batterie, sowie auf Kavallerie richten, die zum Angriff vorgehen zu wollen schien. Da aber dieses Feuer von denjenigen der neben der Batterie Nordeck stehenden vier Batterien des Oberstleutnants v. Scherbening natürlich sehr stark überboten wurde, so kommt die erzielte Wirkung auch hauptsächlich auf Rechnung dieser Batterien. Zu bemerken ist von der Batterie Nordeck nur noch, daß, „obschon Hunderte von feindlichen Kugeln," wie es in dem Bericht heißt, „vor und hinter der Batterie einschlugen," diese doch „keine Verluste" hatte. Ihren vier Nachbarbatterien erging es aber nicht so gut.

Nachdem der Oberstleutnant v. Scherbening den oben erwähnten Befehl des Divisionskommandeurs erhalten und sich auch vorher selbst schon überzeugt hatte, daß die Entfernung zwischen der von ihm eingenommenen Stellung bis zur feindlichen hin zu groß sei, befahl er, „daß die Batterien vom linken Flügel ab successive um mindestens 500 Schritt so vorgehen sollten, daß jede folgende Batterie über die links von ihr stehende um einige hundert Schritt hinaus zu stehen käme. Bei diesem Vorgehen sollten sich die Batterien gleichzeitig rechts mehr auseinander ziehen." Demzufolge ging die zweite vierpfündige Batterie im Trabe etwa 500 Schritt vor und nahm in einer muldenförmigen Vertiefung eine vorteilhafte Aufstellung. Die sechste vierpfündige Batterie ging darauf etwa 200 Schritt weiter, die zweite sechspfündige Batterie um etwa 500 Schritt über die sechste vierpfündige Batterie vor und nahmen Stellung. Die vierte sechspfündige Batterie ließ der Oberstleutnant v. Scherbening auf einem Kleefelde in der Höhe der sechsten vierpfündigen Batterie abprotzen, weil er in demselben Augenblick bemerkte, daß weiter vorwärts auf einer Wiese von den Österreichern auffallende Schußmarken durch große Steine, die je 50 Schritt voneinander entfernt standen, gemacht waren. Die zweite sechspfündige Batterie, die zufälligerweise genau zwischen zwei derartigen Steinen Stellung genommen hatte, erlitt dadurch bedeutende Verluste.[2] Das Feuer wurde von hier aus lebhaft und, wie deutlich wahrzunehmen war, mit Genauigkeit unterhalten. Sowohl von Offizieren der Infanterie, die links vorwärts auf der hohen Berglehne, als wie von Kavallerieoffizieren, die weiter rechts standen, wurde die Genauigkeit des Treffens bestätigt. Auch bekundete sich diese dadurch, daß die feindlichen Batterien zum öftern unregelmäßige Feuerpausen machten und wiederholt ihre Stellungen rückwärts und vorwärts änderten. Gegen 10¼ Uhr erschien plötzlich auf einer

hohen Terrasse vor der rechten Flanke eine feindliche Batterie, gegen welche die vierte sechspfündige Batterie einige hundert Schritt vorwärts mit vorgenommener linker Schulter Stellung nehmen mußte. Nach einigen Lagen gelang es auch dieser Batterie, die feindliche zu vertreiben. Das Feuer einer vor unserm rechten Flügel auf einer hohen Bergspitze stehenden österreichischen Raketenbatterie blieb ganz unbeachtet. Gegen 10 1/2 Uhr hielt der Oberstleutnant v. Scherbening es für nötig, den rechten Flügel zu verlängern, teils um dem Feuer eine mehr konzentrische Wirkung gegen die feindlichen Batterien auf der Höhe zu geben, teils um die vierte sechspfündige Batterie, die vorher gegen diese Batterien gewirkt und nun ein andres Ziel erhalten hatte, zu ersetzen. Die sechste vierpfündige Batterie erhielt deshalb Befehl, hinter der zweiten sechspfündigen Batterie nach rechts herüber zu gehen und in die frühere Stellung der vierten sechspfündigen Batterie zu rücken. Während diese Bewegung ausgeführt wurde, meldete der Chef der vierten sechspfündigen Batterie (Hauptmann Meißner), daß er hinter den Höhen feindliche Kavalleriemassen sich vorbewegen sehe. Infolgedessen erhielt er Befehl, etwa 400 Schritt rechts rückwärts der mittlerweile aufgefahrenen sechsten vierpfündigen Batterie schnell Stellung zu nehmen und sich zum Kartätschfeuer bereit zu halten. Dieselbe Weisung erhielt auch die sechste vierpfündige Batterie. Die zweite vierpfündige Batterie, die von ihrer Stellung aus ebenfalls das Vorgehen der feindlichen Kavallerie wahrnehmen konnte, hatte diese gleichzeitig durch einige Granatschüsse zum Umkehren bewogen, worauf auch diese Batterie weiter vorgezogen und von ihrem Chef sehr vorteilhaft aufgestellt wurde. Mittlerweile wurde das Feuer der österreichischen Batterien schwächer, und die Batterien des feindlichen linken Flügels zogen ab.

Auf unserm rechten Flügel, bei den Bataillonen v. Gilsa und v. Schmeling, nahmen die Bewegungen erst spät die zum Angriff des feindlichen linken Flügels notwendige Richtung und Energie an. Das Bataillon v. Gilsa hatte sich durch die Besorgnis, in der rechten Flanke stark gefährdet zu sein und durch das Erscheinen einer aus der feindlichen Stellung unmittelbar herabkommenden Infanteriemasse, die irrtümlich für Sachsen gehalten wurde, sowie durch die feindliche Kavallerie, die sich auf dem Abhange zeigte, in der eingenommenen Stellung an der Eisenbahn und auf der vorliegenden Höhe festbannen lassen. Es hatte aber auch das Bataillon v. Schmeling durch die diesem entgegen geschickte Mitteilung bewogen, sich gleich mehr westwärts auf Neudorf zu dirigieren, so daß dasselbe statt hinter dem Bataillon Gilsa rechts davon, die Front gegen Neudorf, zu stehen kam, hart hinter dem Eisenbahndamm, der zwischen dem felsigen Bergabhang und dem Dorfe wegen seiner Lage und Höhe eine gute Verteidigungslinie bot. Der Oberst-

leutnant v. Schmeling verständigte sich mit dem Hauptmann v. Gilsa, der angab, den Befehl zu haben, nach Maßgabe der Bewegungen des Generals v. Gordon, auch seinerseits gegen die feindliche Stellung vorzurücken, dahin, daß er bei dieser Bewegung dem Bataillon v. Gilsa unterstützend folgen würde. Da die rechte Flanke durch Husaren von der Eskadron Hymmen beobachtet wurde, so ließ der Oberstleutnant v. Schmeling den Eisenbahndurchgang vor Neudorf durch einen Zug von seinem Bataillon besetzen, um den Husaren die Absuchung von Neudorf zu ermöglichen.

Diese Absuchung ergab nichts vom Feinde; auch zeigte sich von der Höhe her nichts. Da aber das Bataillon Gilsa noch nicht antrat, so konnte der Oberstleutnant v. Schmeling glauben, daß der Augenblick dazu noch nicht gekommen sei, und er blieb daher in seiner Stellung. Erst als jener „positive Befehl" des Divisionskommandeurs durch den Premierleutnant Herzbruch — etwa gegen 10 Uhr — eintraf, kamen beide in Bewegung, zuerst das Bataillon v. Gilsa, dann das v. Schmeling. Die für Sachsen gehaltene Infanteriemasse hatte sich etwa 900 Schritt von dem Bataillon Gilsa in den Wald rechts, am Kögl, gezogen, und die Kavallerie war auch außerhalb des Gewehrschusses wieder umgekehrt.

Das Vorgehen der beiden Bataillone geschah sehr langsam und erklärte sich durch die Steilheit des Gebirgs und die dichte Bewaldung. Die schon auf der Höhe befindlichen beiden Kompagnien des Bataillons v. Gilsa drangen weiter in den Wald hinein. Die beiden andern Kompagnien schlugen die Richtung längs des Abhangs ein und suchten in den Wald, der diesen oben stellenweise bedeckt, zu gelangen, um dort vor den feindlichen Granaten Schutz zu finden. Aber die Dichtigkeit des Holzes zwang sie, es wieder zu verlassen und sich eine freiere Bahn nach der Höhe bei Kaltenbrunn hin aufzusuchen. Sie fanden bald wieder lichteres Holz und kamen in diesem, sich wieder etwas rechts ziehend, jener Höhe näher.

Das Bataillon v. Schmeling umging, sich mehr in der Tiefe haltend, die nordöstliche Ecke des Gebirges und mußte sich, bis es den nächstgelegenen Waldrand erreichen konnte, dem Feuer der linken Flügelbatterie des Feindes aussetzen, die schon seit einiger Zeit geschwiegen hatte, aber sofort ihr Feuer wieder losließ, als das Bataillon ihr in Sicht kam. Das Bataillon erlitt durch dieses Feuer sofort einen Verlust von 1 Offizier (Leutnant Schröder), 6 Mann verwundet, zum Teil schwer. Auch das Pferd des Adjutanten wurde schwer blessiert und mußte sofort getötet werden. Das Bataillon war aus der Tete in Reihen abmarschiert, um eine dünne Linie zu bilden, und hatte diesem Umstande es zu verdanken, daß nicht größere Verluste entstanden, denn

mehrere Geschosse setzten dicht vorher auf und gingen über das Bataillon fort in sehr großer Nähe. „Es kann hier," so heißt es in dem Bericht des Oberstleutnants v. Schmeling, „ein Umstand nicht unerwähnt bleiben, der für die große Aufmerksamkeit unsrer Artillerie spricht; kaum hatte die feindliche Batterie sich gegen uns gewendet, so schlug Geschoß auf Geschoß in dieselbe ein, und die Batterie fuhr ab; es war dies zu deutlich, und dankt das Bataillon dieser prompten Unterstützung die Befreiung von dem nur zu gut geleiteten Feuer der feindlichen Artillerie."

Da das Bataillon v. Gilsa, wie oben erwähnt, sich beim Weiterhinaufsteigen auf die Höhe nach rechts gezogen hatte, so kam das Bataillon v. Schmeling, welches den Abhang mehr in direkter Richtung nach der Höhe verfolgte, jenem vor und erreichte bald die höchste Spitze des Kögls. Von hier aus ließ sich die feindliche Stellung, überhaupt die ganze Situation, vollkommen übersehen. Die feindliche Artillerie des linken Flügels hatte ihre Stellung verlassen, ebenso die sie deckende Kavallerie; alles hatte sich an Blumenau herangezogen, wo die Artillerie zu beiden Seiten der Chaussee eine neue Aufstellung nahm, augenscheinlich, um den Rückzug zu decken. In dem Walde vorwärts des Kögls befand sich zwar noch Infanterie, wohl die *vermeintlichen* Sachsen, welche sich durch ein wirkungsloses Schießen auf die gegen sie vorgesandte 11. Kompagnie des Bataillons v. Schmeling, sowie auf die weiter rechts davon ausgeschwärmten Schützen des Bataillons v. Gilsa bemerkbar machte und bald vor dem diesseitigen Feuer zurückwich.

Wir verlassen diese beiden Bataillone, welche sich zur Verfolgung anschickten, aber wie hier gleich vorgreifend zu bemerken, nicht mehr zu weiterer Aktion kamen, und kehren nach der Höhe, wo sich der Divisionskommandeur aufhielt, zurück. Dieser hatte bis gegen ½11 Uhr mit großer Ungeduld, aber vergebens, auf eine Meldung vom General v. Bose, sowie auf die Rückkehr des zu ihm geschickten Leutnants v. Kleist gewartet. Endlich kam dieser an mit der Meldung, daß er den General v. Bose im ungestörten Vorgehen in der von demselben gewählten Richtung mitten im Walde getroffen und von ihm mit dem Auftrage wieder entlassen worden sei, dem Divisionskommandeur zu melden, daß General v. Bose entschieden hoffe, *noch vor 12 Uhr die Kunstmühle erreichen und von dort gegen Blumenau vorrücken zu können!* Man kann sich denken, welche Freude diese Nachricht dem General bereitete, und wie sehr die Spannung in dem ihn umgebenden Kreis von Generalen und höhern Offizieren wuchs, als er an die zum Frontalangriff vorrückenden Bataillone erneute Befehle absandte, zu eilen, daß sie an den Feind kämen, und als er auch der Artillerie befahl, ihr Feuer wo es möglich zu verstärken, um die feindliche Artillerie nun endlich zum Abzuge zu zwingen. Freilich hatte bei dem langsamen Ver-

lauf, den die Einleitungen zu diesem Angriffe seither genommen hatten, und unter den oben dargelegten Umständen auch nur nehmen konnten, ein jeder in diesem Kreise die Hoffnung auf Preßburg schon aufgegeben; dafür aber nahm man um so sicherer an, daß der unmittelbar vor uns befindliche Feind ein schlimmes Ende finden würde.

Es mag hier bemerkt sein, daß dem erwähnten Kreise sich außer den schon früher genannten Generalen noch der neue Kommandeur der 8. Division, General v. Schöler, beigesellt hatte, der hier sein Kommando übernehmen wollte, aber keine von seinen Truppen zur Stelle fand; ferner der General v. Hann, der, nachdem er seine Division auf dem ihm angewiesenen Fleck aufgestellt hatte, sich wieder einfand, um weitere Befehle für die Kavallerie entgegen zu nehmen; endlich auch Graf Eberhard Stolberg und ein andrer Stolberg, die gekommen waren, unsern Verwundeten Hilfe zu bringen.

Inzwischen stand der Oberst v. Besser mit seinen beiden Kavallerieregimentern noch immer in der verdeckten Stellung rechts vorwärts des rechten Flügels der Artillerie, etwa 1000 Schritt von der Eisenbahn. Von unsrer Höhe aus gesehen erschien es unerklärlich, wie diese Regimenter unter dem Feuer der feindlichen Artillerie so ruhig halten und abgesessen dastehen konnten. Aber diese Artillerie beschränkte sich fast ausschließlich darauf, unsre Artillerie zu beschießen, und wandte sich nur vereinzelt ein paarmal gegen die Kavallerie. Doch war ihre Wirkung dagegen nur gering, obschon die beiden Regimenter, wie Oberst v. Besser berichtete, mit feindlichen Projektilen aller Art derartig überschüttet wurden, daß das Einschlagen von Granaten und Schrapnells in unsre Regimenter große Beschädigungen befürchten ließ.

Was es mit der Absicht jener feindlichen Kavallerie für eine Bewandtnis hatte, welche sich zu wiederholten Malen auf dem Abhange der feindlichen Stellung sehen und, wie man jetzt weiß, ganz richtig bis zur Stärke einer Brigade hatte taxieren lassen, ist unerfindlich geblieben. Der Standort unsrer beiden Kavallerieregimenter konnte ihr doch unmöglich unbekannt sein, und daß unsre Artillerie nicht ohne Infanteriebedeckung dastände, mußte sie doch eigentlich wohl glauben. Hatte sie dennoch Absicht gegen diese Artillerie? — es bleibe dahingestellt. Jedenfalls brachte die Nichtausführung uns auf der Höhe um ein interessantes Schauspiel, unsre Kavallerie und Artillerie aber um eine brillante Wirkung.

Es war nun 11 Uhr vorbei und die Lage, wie sie sich von unserm Standpunkt aus übersehen ließ, folgende: Die feindliche Artillerie feuerte mit schwächerer Kraft aus ihrer neuen Stellung bei Blumenau. Es war also offenbar ein Teil davon bereits ganz abgezogen. Die feindliche Kavallerie war auf die Höhe zurückgegangen und dahinter

verschwunden. Der Oberst v. Besser dagegen hatte mit beiden Regimentern eine Bewegung rechts gemacht, zwar noch unter dem Feuer der feindlichen Artillerie, aber ohne Verluste, und hatte sich dem westlichen Eisenbahndurchgang genähert. Nach kurzem Halte sah man ihn diesen passieren; er bewegte sich gegen den Abhang von Kaltenbrunn und stellte sich in einer muldenartigen Vertiefung auf. Die leichte Kavalleriebrigade des Generals Grafen Bismarck, die sich schon früher von ihrem Standpunkt aus der Thalmündung mehr genähert hatte, um zur Unterstützung des Obersten v. Besser bereit zu sein, folgte diesem ebenfalls durch jenen Durchgang und stellte sich in der Nähe jener beiden Regimenter hinter derselben auf.

Von der Reserveartillerie gingen die beiden Batterien des rechten Flügels auf eine Terrainwelle vor, welche einige hundert Schritt vor ihnen lag, um, wie Oberstleutnant Scherbening schreibt, das Vorgehen unsrer Infanterie gegen die feindliche Stellung besser unterstützen zu können.

Wenn alle diese eignen Wahrnehmungen dem Divisionskommandeur schon sagten, daß der feindliche Widerstand seinem Ende nahe, so kam über die von unsrer Höhe aus nicht wahrnehmbaren Verhältnisse bei Frantzhof noch die Nachricht hinzu, daß die diesem Gehöft gegenüber am Eisenbahndamm aufgestellte feindliche Infanterie infolge des Andrängens unsrer auf den Höhen bei jenem Gehöft angelangten Infanterie (71. und 1. Bataillon 67.) ihre Stellung ebenfalls räume und sich auf Blumenau zurückzöge. Es ist von Interesse, hierbei ausdrücklich zu bemerken, daß der zur Beobachtung gegen den Eisenbahndamm vorgeschickte, uns allen ja rühmlichst bekannte Premierleutnant v. Heister 10. Husarenregiments, auch bei dieser Gelegenheit wieder suchte, sich dem Feinde fühlbar zu machen, doch diesmal nicht auf schnellem Pferde und mit dem Säbel in der Faust, sondern mit dem Zündnadelkarabiner, indem er einen Teil seines Zuges absitzen und von dem Eisenbahndamm aus auf die abziehenden feindlichen Schützen feuern ließ. „Er selbst ein guter Schütze, soll hierbei,“ so schreibt der Oberst v. Besser von ihm, „nicht ohne Erfolg unsern vortrefflichen Karabiner gehandhabt haben.“ — So war denn nun der Moment gekommen, wo unsrerseits der entscheidende Stoß gegen den Feind gethan werden konnte. Die Idee des Generals v. Fransecky war: Die beiden Bataillone, welche unmittelbar hinter unsrer Artillerie standen (Füsilierbataillon 26. und 1. Bataillon 27.), an Frantzhof westlich vorbei gegen Blumenau in Bewegung zu setzen, zur unmittelbaren Unterstützung des Grafen Gneisenau, so daß mit dem 1. Bataillon 67. und den beiden Füsilierbataillonen des Generals v. Gordon, 6 1/2 Bataillone, gegen Blumenau direkt in Wirksamkeit kämen, während die beiden Bataillone bei Kaltenbrunn und die am Fuß

des dortigen Abhangs stehenden vier Kavallerieregimenter den Angriff flankierend unterstützten. Das Gros unter General v. Schwarzhoff — noch vier Bataillone — und die schwere Kavalleriebrigade sollten auf und zu beiden Seiten der Chaussee als Reserve folgen.

Aber die Ausführung dieses Plans mußte leider einen Aufschub erleiden, der nicht zu vermeiden war. Der Divisionskommandeur hatte eine zweite Meldung über das Fortschreiten der Bewegung des Generals v. Bose noch nicht erhalten, und doch war es höchst erwünscht, in dem nun herangekommenen entscheidenden Augenblick zu wissen, wie weit der General gelangt sei, um danach den Einfluß ermessen zu können, den er von dem seinerseits erreichten Punkte aus auf den Ausgang des Gefechts etwa zu üben vermöchte.

Da der Premierleutnant v. Kleist den Weg zum General v. Bose allein kannte, so mußte er reiten. Er sollte, so wurde ihm aufgegeben, den General so schnell als irgend möglich aufsuchen, hören, was in der noch zur Disposition stehenden Stunde von ihm zu erwarten sei und schleunigst Meldung hierüber durch die Relaisposten zurückgehen lassen.

Kleist jagte, unverdrossen wie immer, schnell von dannen, kehrte aber schon sehr bald wieder mit der überraschenden Meldung zurück, daß er den Weg zum General v. Bose durch einen Feind unterbrochen gefunden, der sich zwischen Gros und Arrieregarde des Generals geschoben und letztere in den Wald auf der Höhe über Marienthal zurückgedrückt hätte. Er führte diese Meldung sodann weiter dahin aus, daß er zwar selbst vom Feinde nichts gesehen hätte, als einige 50 Gefangene, welche von 1 Unteroffizier und etwa 10 Mann der 12. Kompagnie (Sekondeleutnant Graf v. d. Schulenburg) 31. Infanterieregiments, die Kleist als die abgedrängte Arrieregarde des Generals v. Bose bezeichnete, aus dem Walde herausgebracht und durch die nach Marienthal herabführende Schlucht eskortiert wurden; und ferner, daß er von jenem Unteroffizier gehört, der General v. Bose sei mit seiner Kolonne unbelästigt vom Feinde im Vorrücken geblieben; dagegen aber hätten die Gefangenen ausgesagt, daß der Boseschen Kolonne beträchtliche feindliche Truppenmassen gegenüberständen. Ferner sei er auch, so fuhr Kleist fort, als er durch die Schlucht nach der Höhe aufwärts geritten, um sich oben umzusehen, 1 Unteroffizier und etwa 20 Mann von derselben Kompagnie im Rückzuge schluchtabwärts begegnet. Sodann hätte er auf der Höhe selbst mehrere zurückreitende Ulanen gefunden, die angaben, daß sie wegen des vorrückenden Feindes sich gezwungen gesehen, ihre Relaisposten zu verlassen. Endlich hätte ihm auch ein eiligst zurücklaufender Bauer unaufgefordert mitgeteilt, daß österreichische Jäger in einer andern, mehr nördlich gelegenen Schlucht, etwa 800—1000 Mann stark, thalabwärts zögen.

Als unser Divisionskommandeur diese Meldung vernommen — und zwar, wie er es mit allen Meldungen zu halten pflegte, abseits, ohne andre Zuhörer, um je nach dem Inhalt weder vorzeitig zu animieren noch zu alarmieren, — erkannte er in dem angekündigten Feind keineswegs eine eigentliche Gefahr, er hielt im Gegenteil die Aussage der Leute, von denen Kleist seine Nachrichten hatte, für sehr übertrieben, für Schwarzseherei, und drückte dies auch seinem Adjutanten mit den kurz abweisenden Worten aus: „Na, na, es wird wohl so schlimm nicht sein!" Zu dieser Auffassung kam er zunächst dadurch, daß er annahm, General v. Bose würde mit seinen sechs Bataillonen vom Feinde nichts neben und hinter sich gelassen haben, was irgendwo noch wirkungsvoll aufzutreten im stande wäre; sodann aber auch dadurch, daß er in diesem ganzen Feldzuge schon gar oft die Erfahrung gemacht hatte, daß, wenn man von der Aussage von Soldaten und Bauern über den Feind Dreiviertel strich, immer noch mehr übrig blieb, als die Wirklichkeit herausstellte, daher er auch jede Gefahr ankündigende Meldung kurzweg mit „Räubergeschichte" zu betiteln pflegte. Um indessen doch durch das immerhin mögliche Erscheinen einer feindlichen Abteilung im Rücken nicht gestört zu werden, befahl der General: 1. dem in seiner Nähe haltenden General v. Schwarzhoff unter kurzer Andeutung der empfangenen Meldung, ein Bataillon des Gros zur Besetzung der Meierei von Bisternitz (am südöstlichen Ausgang des Dorfes, da wo der Weg heraus auf die Höhe führt, gelegen) zu beordern; 2. dem General v. Hann, die schwere Kavalleriebrigade an Bisternitz heranzuziehen, um einem Feinde, der etwa von der Höhe herabsteigen möchte, das Erscheinen auf der Ebene hinter uns zu verwehren. Beide Befehle wurden sehr schnell ausgeführt. Sie waren aber noch in der Ausführung begriffen, als aus der Waldschlucht her, durch welche General v. Gordon seinen Weg genommen hatte, der Adjutant des 1. Bataillons 67. Regiments herangesprengt kam, mit einer wenig Erwünschtes verratenden Miene, so daß der von seinem Pferde gestiegene Divisionskommandeur ihm wohl dreißig Schritt entgegenging, um zu verhindern, daß nicht etwa eine Hiobspost in den Zuschauerkreis hineinplatze, der unbeschäftigt und ohne nähere Kenntnis des innern Zusammenhangs der Lage, infolge der eben wahrnehmbaren Maßregeln zur Sicherung unsers Rückens, in der That auf einzelnen Gesichtern schon Zeichen von Zweifeln und Bedenken verriet. Die Meldung des Adjutanten lautete: Das genannte Bataillon stehe einer bedeutenden Übermacht gegenüber, es könne sich nicht mehr halten und bedürfe dringend der Unterstützung. Wir wissen aus dem Vorigen, wie das Verhältnis wirklich lag. Damals aber konnte man auf unsrer Höhe noch nicht wissen, wie es bei den Truppen des Generals v. Gordon aussah. Indes schien dem Divisionskommandeur doch der Fall kein

andrer zu sein, als wie solche im Walde bei Benatek mehrere vorgekommen. Außer Zusammenhang mit den andern Bataillonen geraten, isoliert in einem Walde, der wenig Übersicht und Umsicht bot, einem Feinde von schwer zu taxierender Stärke gegenüber, glaubte der Führer, oder glaubten die dabei anwesenden höhern Befehlshaber, daß das Bataillon sich in einer unhaltbaren Lage befände und verlangten direkte Hilfe, nicht ahnend, daß gerade der ihnen gegenüber stehende Feind sich in einer Weise avanturiert hatte, welche in dem Moment der allgemeinen Entscheidung nur mit seiner Gefangennehmung endigen konnte.

Der Divisionskommandeur fertigte den Adjutanten kurz ab mit dem Bemerken, daß die im Walde befindlichen Bataillone des Generals v. Gordon dazu da wären, sich gegenseitig zu unterstützen und im ganzen zu wirken, und daß, wenn das eine oder andre davon herausgedrückt würde, das Gros nahe genug bereit stehe, es aufzunehmen und den etwa nachdrängenden Feind gebührend zu empfangen.

Als der Adjutant darauf, ebenso schnell wie er gekommen, nach dem Walde zurückjagte, ließ der Divisionskommandeur das erste Treffen des nahe hinter ihm stehenden Gros bis an die nächste Terrainstufe vorrücken, wo es ebensowohl zum unmittelbaren Empfang eines aus dem Walde etwa vorbrechenden Feindes, als zum Vorrücken gegen Blumenau bereit stand.

Während dieser beiden Zwischenfälle, die, ohne ihn gerade zu irritieren, doch die Aufmerksamkeit des Divisionskommandeurs auf einige Zeit in Anspruch nahmen, hatten unter dem Schutze der Artillerie die Maßregeln zum unmittelbaren Angriff auf Blumenau sich genügend entwickelt, um, wie man so sagt, endlich zugreifen zu können. — — — Indes, daß es dazu schon zu spät geworden sei, hatte die Uhr leider angezeigt. Es war $11^1/_2$ Uhr vorbei, und diese Zeit mahnte an die Ordre des Prinzen Friedrich Karl: Anstalten zu treffen, daß um 12 Uhr die Feindseligkeiten eingestellt würden und dies zugleich dem Gegner angezeigt würde. Die beiden Divisionsadjutanten mußten sich bereit machen, der eine — Kleist — auf der Chaussee nach Blumenau, der andre — Herzbruch — durch die Waldschlucht vorzureiten. Aber der Divisionskommandeur wollte nicht der erste sein, welcher die weiße Flagge entfaltete. Denn nur der Gegner war es, der ihr ein Willkommen zuzurufen hatte, — — mochte er daher auch diese Fahne zuerst zeigen! — — Und in der That — er ließ nicht auf sich warten. Ein österreichischer Generalstabsoffizier wurde dem Divisionskommandeur als Überbringer der Waffenstillstandsbotschaft gekündigt. — Er wurde heranbeschieden. — Aber erst, als er uns nahe in Sicht kam, ließ der General seine Adjutanten abreiten. — — —

Als es 12 Uhr war, hörte man das Signal „Stopfen!", und das Feuer erlosch allmählich — — so wie bei einem Friedensmanöver! —

Der Österreicher stellte sich als Hauptmann Wieser vor und überreichte einen Zettel folgenden Inhalts:

„Mit Punkt 12 Uhr mittags des heutigen Tages beginnt die fünftägige Waffenruhe. Dies habe ich die Ehre, im Namen Sr. Kaiserlichen Hoheit des Feldmarschalls Erzherzogs Albrecht ergebenst zu avisieren, und stelle gleichzeitig mit den königlich preußischen Truppen die Feindseligkeiten ein.

Den 22. Juli, $11^3/_4$ Uhr mittags. Mondel, Oberst.
Brigadier."

Nach der Unterschrift zu schließen, hätten wir uns unmittelbar gegenüber nur eine Brigade gehabt. Aber wenn man an die Zahl von mindestens vier Batterien und an die mindestens eine Brigade starke Kavallerie dachte, die wir doch mit eignen Augen gesehen hatten, und wenn man die Truppen, welche nach den vorhin erwähnten Meldungen im Walde und auf der Höhe des Gebirges steckten, auch noch so gering anschlug, so war nicht daran zu zweifeln, daß jene Brigade eine ansehnliche Zahl von Unterstützungstruppen noch hinter und neben sich stehen haben mußte, und da Oberst Mondel den Namen des österreichischen Generalissimus genannt hatte, so ließ sich sogar glauben, daß der Erzherzog in oder nahe bei Preßburg sich befinde. Um so lebhafter war nun der Gedanke an die Brigade v. Bose. Man wußte auch jetzt noch nichts von ihr, und es gab einige im Kreise auf unsrer Höhe, die ihre Besorgnis um das Schicksal dieser Brigade nicht mehr zu unterdrücken vermochten. Einer sprach sogar geradezu aus: „Man werde wohl bald hören, daß sie gefangen in Preßburg angekommen sei." Aber dieser eine kannte den General v. Bose und diese Truppen noch nicht, und ihm antwortete der Divisionskommandeur sehr ernst und abweisend: „Mit sechs Bataillonen läßt man sich nicht gefangennehmen, und am allerwenigsten General v. Bose!" — — Und das war auch die Überzeugung des Divisionskommandeurs. Aber daß General v. Bose doch wohl in eine mißliche Lage gekommen sein könnte, war freilich nicht so bestimmt zurückzuweisen.

Natürlich bekam der österreichische Offizier von einer Sorge um jene Brigade nichts zu hören. Er hatte sich beauftragt erklärt, wegen der Grenzlinie zu unterhandeln, welche die beiden Parteien zu scheiden hätte. Es wurde ihm von dem General v. Fransecky erwidert: „Daß die Grenze in dem vorliegenden Terrain leicht bestimmbar sei. Wir seien im Besitz der Eisenbahn und beherrschten die Dörfer Blumenau und Kaltenbrunn mit dem Feuer unsrer Flügelbataillone und Batterien: die Höhe also gehöre uns. Wie die Linie sich nach Osten über das Gebirge

fortzusetzen habe, müsse erst noch festgestellt werden, da die Meldung über die von unsern Truppen dort gemachten Fortschritte noch fehle." Der Offizier nahm diese Äußerung mit einer Miene auf, welche verriet, daß ihm von der Brigade Bose gar nichts bekannt sei. Er hielt sich nur an das Vorliegende, Übersehbare, wollte beweisen, daß seiner Partei mehr Terrain gebühre, als sie noch besaß, und schien überhaupt sehr disponiert, den Kampf noch mit dem Munde fortzusetzen, welcher soeben beendigt war. Der Divisionskommandeur hielt es nicht für angemessen, mit diesem Mann persönlich weiter zu verhandeln, sondern ersuchte den Generalmajor v. Stülpnagel, ihm die Lage klar zu machen, und ritt sodann in der Richtung gegen Blumenau vor, um die noch in ihren Stellungen befindlichen Truppen sehen und die nötigen Befehle wegen Aufstellung der Vorposten und der dahinter zu beziehenden Quartiere zu erlassen.

Als er kaum ein paar hundert Schritt geritten war, sah er einen der Adjutanten des Generals v. Bose, den Hauptmann v. Beczwarzowski, aus der Gegend von Frantzhof her ankommen. Er ritt ihm entgegen und empfing die stolze Meldung: „Die Brigade v. Bose hat nach einem siegreichen Gefecht die Kunstmühle vor Preßburg erreicht und dem Feinde den Rückzug nach der Stadt abgeschnitten."

Der Divisionskommandeur fühlte, als er diese Worte gehört, sein Herz bedeutend erleichtert. Aber er empfand doch nur eine halbe Freude, denn die Frucht des Tages, obschon zum Abfallen reif geworden, war nicht mehr zu pflücken. Das hätte nur geschehen können, wenn die Zeit sich um jene eine Stunde hätte zurückrücken lassen, welche am Morgen dieses Tages verloren wurde!

Die Miene, welche der österreichische Generalstabsoffizier machte, als er von dem Divisionskommandeur, der ihn herbeirufen ließ, die Sachlage erfuhr, ist nicht zu beschreiben.

General v. Stülpnagel übernahm nun bereitwilligst die Aufgabe: mit dem mehrerwähnten Offizier zum General v. Bose zu reiten und ihn an Ort und Stelle von der Sachlage zu überzeugen, sowie alle weitern Verhandlungen wegen der Demarkationslinie mit dem österreichischen Oberbefehlshaber selbst entsprechend zu führen. Natürlich durfte jetzt schärfer betont werden, daß uns die Höhe Blumenau—Kaltenbrunn gehöre.

Bevor ich nun erzähle, wie General v. Bose zu seinem Erfolg und wie General v. Stülpnagel zu dessen Feststellung und Anerkennung von österreichischer Seite gelangte, muß ich vor allem die Stärke und Aufstellung des Feindes, mit dem wir in der Front und General v. Bose

in der Flanke zu thun gehabt hatten, erwähnen. Die Brigade Mondel vom 10. Korps (Gablenz), die am 15. Juli noch Lundenburg besetzt, aber vor unserm Eintreffen daselbst, am 16., nach Abbrennung der Eisenbahnbrücken, diese Stellung aufgegeben hatte, war schnell — zum Teil mit der Bahn — über Marchegg und Stampfen bis Blumenau zurückgegangen, mit dem Auftrag, Preßburg zu decken. Sie traf am 18. abends bei Blumenau ein und bestand aus 7 Bataillonen — dem 12. Feldjägerbataillon und den Infanterieregimentern Mazzuchelli und Parma, je 3 Bataillone*), — aus 1 Eskadron des 9. Ulanenregiments und 1 vierpfündigen Fußbatterie. Außerdem befanden sich bei ihr noch 8 Eskadrons Schwarzenberg- und Kaiserulanen, sowie 4 achtpfündige Batterien der Armeegeschützreserve. Im Laufe des 21. Juli traf hinter ihr die Brigade Schütte, früher Henriquez, vom zweiten Armeekorps, Graf Thun, ein, mit der Eisenbahn von Tyrnau kommend. Sie stellte sich als Reserve im Mühlthal auf. Es war dies die sogenannte „eiserne Brigade“ (9. Feldjägerbataillon und die Regimenter Belgien und Hessen), welche 1864 gegen die Dänen sich besonders hervorgethan und jüngst bei Königgrätz gegen die Division Prondzynski gefochten hatte. In der darauf folgenden Nacht trafen noch 2 Kavalleriebatterien ein.

Am 22. Juli früh kamen dann noch alle übrigen Truppen des 2. Korps hinzu, also noch die drei Brigaden Thom, Saffran und Prinz v. Württemberg zu je 7 Bataillone und 1 Batterie, sowie 5 Geschütz- und 1 Raketenbatterie, nebst 2 Kompagnien Pioniere — uns sämtlich bereits seit Königgrätz bekannt, wo wir uns fünf Stunden lang gegen sie auf der Linie Horenowes—Masloweb geschlagen hatten. So standen uns am 22. Juli von 9 Uhr morgens an etwa 27 000 Kombattanten gegenüber. Dies war freilich eine numerische Überlegenheit von circa 5000 Mann. Aber diese Überlegenheit wurde durch den physischen Zustand der Truppen doch wohl ausgeglichen. Sie hatten von Olmütz bis Tyrnau etwa 26 Meilen zum Teil auf beschwerlichen Gebirgswegen, bei oft großer Hitze und ohne Ruhetag, in sieben Tagen zurückgelegt, und die sechs Meilen von Tyrnau, vom 21. zum 22., zum Teil nachts marschiert, zum Teil gefahren. Von den Märschen über die Karparthen bis Neustadtl schreibt Graf Thun selbst: „Diese starken Märsche wurden trotz drückender Hitze und trotz des steilen Übergangs über das Gebirge bei Strany, wo das Hinüberschaffen des gesamten Trains außerordentliche Anstrengungen notwendig machte, pünktlich und dank der reichlichen Verpflegung ohne namhafte Einbuße an Mannschaft ausgeführt, obschon die Truppen wahrlich das Unglaubliche zu leisten hatten. Der vortreffliche Geist derselben war aber allen Prüfungen

---

*) Die Infanterie zählte nur 4464 Mann. v. B.

gewachsen; ohne Murren nahm jeder Mann seine letzten Kräfte zusammen, und mancher dieser Braven gab an der Straße seinen Geist auf."

Halten wir diesem physischen Zustande den unsrigen am 22. gegenüber, so brauche ich darüber nur zu bemerken, daß alle unsre Truppen seit dem 18. Juli nur kurze Märsche, an einzelnen Tagen von kaum zwei Meilen, zu machen gehabt hatten; daß die 8. Division am 21. nur eine halbe Meile, die 7. Division wenig über 2½ Meilen marschierte, die Kavalleriedivision Hann aber einen Ruhetag hatte, und daß daher alle Truppen am 22. sehr frisch ins Gefecht gingen.

Hinsichtlich des moralischen Zustandes genügt es einfach auszusprechen, daß wir der überall siegreichen, unsre Gegner der überall geschlagenen Armee angehörten, und daß, wenn wir auch soeben noch den Geist des 2. Korps von seinem kommandierenden General einen „vortrefflichen" nennen hörten, dies uns doch nicht zu dem Glauben bewegen kann, daß dieses Korps nach den trüben Erinnerungen an die Schlacht bei Königgrätz, wo es sich am Swiepwalde sehr blutige Köpfe geholt hatte, und nach den seitdem ausgestandenen ununterbrochenen Fatiguen uns noch mit großer Siegeszuversicht gegenüber getreten wäre.

Ich hebe dies alles deshalb hier so eingehend hervor, weil sowohl der Graf v. Thun als auch der Brigadier Mondel, freilich nicht am 22., sondern erst einige Wochen und einige Monate später, sich den Schein als Sieger von Preßburg zu geben versucht, dabei sich aber gehütet haben, die Verhältnisse auf ihrer Seite irgendwie als ungünstige anzusehen. — Doch nun zu den Dispositionen des Feindes am 21. und 22.

Der beim 2. Korps als Adlatus des Grafen Thun zugeteilte Feldmarschalleutnant Baron Philippovic war bereits am Nachmittag des 21. nach Preßburg vorausgesendet worden, um den Stand der Dinge daselbst zu ersehen und die vorbereitenden Einleitungen zu treffen. Es ist wohl denkbar, daß er sich zur nämlichen Zeit auf der Höhe bei Blumenau befand, als unsre Generalität diese — am 21. spätnachmittags — von der Höhe Bisternitz aus rekognoszierte. Bei der Brigade Mondel hatte man den Marsch unsrer Division am Vormittag dieses Tages von Angern nach Stampfen übersehen können, und noch besser natürlich den der 8. Division in die Stellung Bisternitz—Marienthal.

Die Brigade Mondel scheint sich an diesem Tage darauf beschränkt zu haben, sich durch eine Vorpostenaufstellung zu decken, die von dem einen Bataillon Mazzuchelli und einer Abteilung Ulanen ausgeführt wurde. Wieviel von der Artillerie — im ganzen 24 Geschütze — aber schon in Stellung kam, ist nicht angegeben; ich wiederhole, daß wir bei der Rekognoszierung am 21. nachmittags mehrere Geschütze mittelst guter Gläser auf dem Höhenrücken zwischen beiden Dörfern bemerkten. In der Nacht vom 21. bis 22. Juli wurden für die dem Dorf Blumenau

zunächst aufzustellenden Batterien von einer der beiden Pionierkompagnien des 2. Korps eine 80 Schritt lange und 18 Fuß dicke Geschützdeckung erbaut.*)

Als Reserve der Brigade Mondel sehen wir die „eiserne Brigade“, verstärkt durch zwei Kavalleriebatterien, im Mühlthal halbwegs Blumenau—Preßburg sich aufstellen. Von dieser Brigade wurden 2 Bataillone, das 9. Jägerbataillon und das 1. Bataillon Belgien-Infanterie, zur Deckung der rechten Flanke nach dem Eisenbrünnel (im Mühlthal), das 2. Bataillon Belgien nach dem Gämsenberg, endlich 4 Kompagnien des 3. Bataillons Hessen zur Besetzung des Schloßberges bei Preßburg detachiert. Es verblieben daher wirklich in Reserve nur noch 3⅓ Bataillone, 2 Eskadrons und 2 Batterien, welche an der Kunstmühle standen.

Hinter dieser Aufstellung nun sammelte sich am Frühmorgen des 22. die mit der Eisenbahn beförderte Brigade Thom, von welcher das Regiment Roßbach zuerst eintraf, und später erst das Regiment Jellacic. Sie stellte sich „in der Fürstenallee zu Preßburg“ auf. Weiter entfernt und später nahmen die Brigade Saffran und die Geschützreserve auf der Sauheide Aufstellung.

Die schon bei Patzersdorf ausgeladene Brigade Prinz Württemberg hatte wohl zunächst nur die Bestimmung, zur Flankensicherung zu dienen.**) Ihr Brigadier, der aus dem dänischen Kriege her rühmlichst bekannte Prinz Wilhelm v. Württemberg, ging aber sehr bald mit dem 20. Jägerbataillon und dem Regiment Mecklenburg in der Richtung auf Marienthal über das Gebirge vor, das andre Regiment, Hartung, blieb bei Ratzersdorf stehen.

Der Brigadier Mondel schickte am Morgen des 22. zwei Eskadrons des 6. Ulanenregiments zur Rekognoszierung durch die Eisenbahn vor, und als er diese vor unsern Husaren zurückweichen sah, schickte er ihnen die übrigen 7 Eskadrons zur Aufnahme entgegen, entwickelte seine Artillerie — 24 Geschütze — und ließ das Feuer beginnen, zuerst, so scheint es, nur gegen die Eskadron Hymmen und die später erschienenen zwei Eskadrons des Obersten v. Besser, sodann gegen unsre feuernde Artillerie. Als er darauf das Vorgehen unsrer Infanterie auf den Flügeln bemerkte und erfuhr, bestimmte er das 2. Bataillon Mazzuchelli zur Besetzung von Kaltenbrunn, während das 1. Bataillon den Frantzhof und den Bahndamm besetzte. Rechts davon standen zwei Bataillone — 12. Jäger und 1. Parma — im Walde. Bei Blumenau verblieben

*) S. in der österr. milit. Zeitschrift Januarheft 1868 den Aufsatz: „Die Verwendung der kaiserl. königl. Pioniere im Feldzuge 1866 gegen Preußen.“

**) Man befürchtete österreichischerseits eine Entsendung durch das Gebirge von Marienthal. v. B.

drei Bataillone — 1., 2. Parma, 3. Mazzuchelli — in Reserve. Gleichzeitig ließ er vom Grafen Thun Unterstützung erbitten.

Diese Unterstützung kam von dem an der Kunstmühle stehenden Gros der Brigade Schütte, und zwar: zwei Bataillone vom Regiment Hessen, 1. und 2., die nach Kaltenbrunn geschickt wurden und, den linken Flügel der Stellung bildend, zugleich die Flankendeckung von der Gebirgshöhe bis zur Donau hinab übernahmen; ferner: eine Kavalleriebatterie (Nr. 7), welche in die Gefechtsstellung bei Blumenau rückte, so daß jetzt im ganzen 32 Geschütze gegen uns feuerten.

Es verblieben bei der Kunstmühle daher nur noch disponibel: ein Bataillon Belgien und eine Kavalleriebatterie (Nr. 8), da die noch übrigen zwei Kompagnien vom Regiment Hessen bestimmt wurden, den Eisenbahnviadukt nahe der Prohaskamühle*) zu besetzen.

Graf Thun beorderte außerdem das eben erst mit der Eisenbahn angelangte Regiment Roßbach der Brigade Thom zum Vorrücken in der Richtung auf Blumenau und befahl, daß sechs Geschütze der Kavalleriebatterie Nr. 8 dazu stießen, während das Regiment Jellacic und zwei Geschütze zurückgehalten wurden, um den Kalvarienberg bei Preßburg zu besetzen.

Ich bemerke aber schon jetzt, daß die Brigade Thom höchstens erst zwischen 10 und 11 Uhr in Bewegung kam, und daß von den vorgesandten vier Bataillonen keins so nahe an Blumenau gelangte, um die Brigade Mondel unmittelbar unterstützen zu können. Es wurde vielmehr über diese vier Bataillone anderweitig verfügt. Dagegen stießen die sechs Geschütze der Kavalleriebatterie Nr. 8 noch zu der genannten Brigade und zwar zum linken Flügel derselben bei Kaltenbrunn, so daß der Oberst Mondel — ich darf annehmen von 9 Uhr an — gegen uns entwickelt resp. zur Disposition hatte: 9 Bataillone, 38 Geschütze und 11 Eskadrons. Will man dazu noch rechnen die 3¹/₃ Bataillone an der Kunstmühle, am Eisenbrünnel und am Gämsenberg, so hatten wir an Infanterie 12¹/₃ Bataillone gegen uns. Von den 38 Geschützen ist zu bemerken, daß die beiden Achtpfünderbatterien sich sehr früh völlig verschossen und schon zwischen 10 und 11 Uhr zurückgenommen werden mußten, sowie, daß die Brigadebatterie bald ebenfalls der Munition „ermangelte".

Unsrerseits standen dagegen zur Verfügung: 1) in der Front: 13¹/₂ Bataillone, 1 Pionierkompagnie, 36 Geschütze, welche letztere durch das Hinzutreten der Reserveartillerie bald auf 60 stiegen und 24 Eskadrons; — außerdem noch 3 Batterien Zwölfpfünder, die nicht zum

*) 800 m südlich der Kunstmühle. v. B.

Feuern kamen. 2) als Umgehungskolonne gegen die rechte Flanke: 6 Bataillone und 1 Pionierkompagnie unter General v. Bose.

Daß General Graf Thun in seinem Bericht diese Umgehungskolonne als „8. Armeedivision“ in der Stärke von 3 Infanterieregimentern und 1 Ulanenregiment angibt, mag hier nebenbei bemerkt werden.

Der General v. Bose hatte, bevor er den Umgehungsmarsch begann, seine Disposition dahin erlassen, daß in zwei Kolonnen durch den Wald und später über den Gämsenberg gegen die Preßburger Chaussee in der Richtung gegen das Mühlthal vorgegangen und dann rechts geschwenkt werden würde, um der feindlichen Stellung bei Blumenau in den Rücken zu kommen. Für die Sicherung der linken Flanke und des eignen Rückens gegen Preßburg war durch Entsendung von je einem Bataillon von vornherein gesorgt.

Die linke Flügelkolonne, das Regiment Nr. 31, welche den weitern Weg zurückzulegen und den größern Bogen zu machen hatte, trat von Marienthal aus zuerst an; eine halbe Stunde später die rechte Flügelkolonne, Regiment Nr. 71. Ein Zug Ulanen folgte, um Relaisposten hinter den Kolonnen aufzustellen.

Jeder Kolonne waren ein Gräflich Palffyscher Förster und drei des Weges kundige Slowaken beigegeben; General v. Bose schloß sich der linken Flügelkolonne an; bei der Kolonne rechts befand sich der Generalstabsoffizier der 8. Division.

Der an sich sehr beschwerliche, oft durch ganz unbetretene Strecken, unausgesetzt durch schöne Buchenwaldungen über Berg und Thal führende Weg, wurde von den Bataillonen, die ohne Gepäck und in Mützen marschierten, in sehr guter Ordnung zurückgelegt. Etwa in der Mitte des Waldes stießen beide Kolonnen an einer, zwischen den Führern verabredeten Stelle richtig zusammen, aber von da ab bog der Führer der linken Kolonne etwas zu weit nach Südosten aus, um den Gämsenberg zu umgehen, was zwar noch rechtzeitig geändert wurde, aber eine fast halbstündige Verspätung des 31. Regiments gegen das Regiment Nr. 71 zur Folge hatte, welches schon gleich nach 10 Uhr am Fuß des Gämsenberges gegen das 2. Bataillon des Regiments Belgien zum Gefecht kam.

Die Queue der linken Kolonne, die 12. Kompagnie des Regiments Nr. 31 — Sekondeleutnant Graf v. d. Schulenburg — welche etwa eine halbe Stunde später angetreten war, da sie auf Vorposten gestanden hatte und erst nach dem Passieren der Hauptkolonne sich sammeln durfte, nach ihrem Antreten aber nicht ganz auf dem Wege der Hauptkolonne folgte, hob etwa halbwegs eine feindliche Feldwache auf und hatte später noch ein besonderes Gefecht zu bestehen, welches sie in die uns schon

aus der Meldung des Leutnants v. Kleist bekannte Lage brachte, und ihren Anschluß an die Hauptkolonne verhinderte.

Als der General v. Bose das Engagement der rechten Kolonne (71er) am Gämsenberge durch das Kleingewehrfeuer vernahm, eilte er in beschleunigter Gangart mit seinen Adjutanten dorthin, dem Kommandeur des 31. Regiments, Obersten v. Wedel, den Befehl zurücklassend, „möglichst rasch zu folgen". Er traf um 10¼ Uhr bei den zum Gefecht entwickelten drei Bataillonen des Regiments Nr. 71 auf dem Gämsenberge ein, nachdem dies den Feind eben zum Weichen gebracht hatte.

Graf Thun spricht in seiner Relation von diesem Gefecht als von einem „höchst blutigen Kampfe", in welchem das österreichische Bataillon zwei Offiziere an Toten und vier als Verwundete verlor. Er fügt hinzu, daß das Bataillon vom Gämsenberge herabgedrängt worden sei und sich gegen den Eisenbahnhof zurückgezogen habe. Daß auch das 71. Regiment einige Verluste hatte, werden wir später sehen.

General Bose schickte nun sofort an den General v. Fransecky die Meldung, „daß der Gämsenberg erreicht und die daselbst befindlichen feindlichen Abteilungen zurückgeworfen seien und daß er nun gegen die Chaussee vordringen, dann rechts schwenken und sich gegen Blumenau dirigieren würde."

Daß diese Meldung leider nicht an ihre Bestimmung gelangte, da die Relaisverbindung durch die Abdrängung der Kompagnie Graf v. d. Schulenburg unterbrochen war, ist uns bekannt. — Vom Gämsenberge aus ordnete der General v. Bose nun das sofortige weitere Vorgehen an, ließ da wo es noch nicht geschehen, im ersten Treffen Kompagniekolonnen formieren, drang ohne erheblichen Widerstand unaufhaltsam vor, hatte bald das Regiment Nr. 31 mit in der Gefechtslinie bezw. in der Reserve, und sah den Feind sich überall zurückziehen. Hier ist unter „Feind" auch das 9. Jägerbataillon am Eisenbrünel zu verstehen, welches von unserm rechten Flügel her angegriffen, sich nach dem Bericht des Grafen Thun fechtend auf das an der Kunstmühle stehende 1. Bataillon Belgien zurückzog.

Die Gefechtsfront des Generals v. Bose wandte sich allmählich gegen die Chaussee; doch behielt das Füsilierbataillon des 71. Regiments, welches bis gegen die Strohhütte vorgeschoben war, 1500 Schritt nördlich vom Bahnhof, die Front gegen Preßburg. Das Vorgehen des Generals v. Bose in der Richtung gegen die Chaussee konnte nur langsam geschehen, wie es in seinem Bericht heißt, da das Terrain in den Abfällen des Gämsenberges durch Schluchten, steile Hänge, welche erklettert oder umgangen werden mußten, demnächst auch durch Weinberge und von Steingeröllen gebildete Abgrenzungen, unendliche Schwierigkeiten

bot. „Die geschlossenen Abteilungen rückten nur mühsam vorwärts, und das Gefecht wurde fast nur durch die Schützen und deren Soutiens geführt.“ Vom Gegner sprechend, sagt sodann der General v. Bose weiter wörtlich: „Das Zurückgehen des Feindes auf dem rechten Flügel war bald in eine Flucht ausgeartet; er überschritt in eiligster Hast fast ganz aufgelöst die Eisenbahn, stürzte sich in das Mühlthal und von da über die Plaine, einer geängstigten Herde gleich, in größter Unordnung über die Chaussee bis in die jenseits gelegenen Waldparzellen, und nur zwei kleine geschlossene Abteilungen folgten rechts, während mehr auf dem linken Flügel noch ein gesammeltes Bataillon vom Regiment König der Belgier in guter Ordnung unter dem Regimentskommandeur sich befunden hatte.“

Der Feldmarschalleutnant Graf Thun hatte, wie uns bekannt, vier Bataillone der Brigade Thom von Preßburg aus vorbeordert, um die Brigade Mondel zu unterstützen. Das Erscheinen der Boseschen Truppen auf dem Gämsenberge machte aber einen Strich durch diesen Plan.

In der Meinung, diese Truppe wollte einen unmittelbaren Angriff auf Preßburg unternehmen, verwendete der General Thom seine vier Bataillone teils zur Besetzung der Höhe zunächst nordwestlich des Bahnhofs, teils zur Unterstützung der aus dem Mühlthal zurückgewichenen Bataillone. Er selbst soll, so lesen wir in der Thunschen Relation, für seine Person mit einem Bataillon, welches als Reserve diente, zuerst „nahe“ der Kunstmühle, um 12 Uhr aber bei der Kunstmühle gestanden haben.

Was die Relation mit dieser Behauptung sagen wollte, liegt klar vor Augen, nichts andres als: der Weg nach Blumenau war dem General Bose verlegt! Aber es steht ihr das Faktum schlagend gegenüber, daß General v. Bose um 12 Uhr nach siegreichem Gefecht die Kunstmühle erreicht hatte und von dort aus dem General v. Fransecky durch den Hauptmann v. Beczwarzowski eine Meldung schickte: Habe dem Feind bei Blumenau den Rückzug abgeschnitten, ein Faktum, welches durch das Zugeständnis österreichischerseits bald nach dem Gefecht seine Bekräftigung erhielt.

Hören wir das Weitere:

Es war gerade 12 Uhr geworden. Von mehreren Seiten erschienen österreichische Offiziere mit je einem Spielmann und einem Mann, der eine weiße Flagge trug, und verkündeten die um diese Stunde beginnende fünftägige Waffenruhe. General v. Bose, welcher von dem bevorstehenden Eintritt durch den General v. Fransecky früh genug unterrichtet war, ließ nun zwar „Stopfen“ blasen; aber der herrschende Wind erschwerte das Verstehen des Signals, und noch bis 12½ Uhr fielen Schüsse, was jedoch auch von feindlicher Seite her der Fall war.

Gleich nach $12^{1}/_{4}$ Uhr wurde dem General v. Bose gemeldet, daß auf der Chaussee von der Kunstmühle her ein österreichischer Generalstabsoffizier geritten käme, welcher den kommandierenden preußischen Offizier zu sprechen wünsche. Der General, welcher sich auf der Chaussee in nächster Nähe befand, ließ den Offizier ersuchen, zu ihm zu kommen. Dieser stellte sich ihm als den Chef des Generalstabs des 2. Armeekorps, Oberst Freiherr v. Döpfner vor, erschienen im Auftrage des kommandierenden Feldmarschalls Grafen Thun, um das Erforderliche wegen Feststellung einer Demarkationslinie nach eingetretener Waffenruhe zu vereinbaren. Es wurde nun darüber verhandelt, und der General v. Bose stellte die Forderung, daß, da er mit seinen Truppen bereits auf dem rechten Ufer des Mühlbachs angekommen wäre, er hier stehen bleibe, dagegen aber alle österreichischen Truppen, inklusive der bei Blumenau stehenden, auf das linke Ufer zurückgezogen werden müßten.

Der Oberst v. Döpfner war mit dieser Forderung einverstanden und entfernte sich.

Nachmittags, etwa um 4 Uhr, erschien ein zweiter österreichischer Generalstabsoffizier, Hauptmann v. Pribila, welcher dem General v. Bose bestellte: Feldmarschalleutnant Graf Thun sei mit der Abmachung einverstanden und bewillige dem General bis 23. Juli, mittags, stehen zu bleiben; dann aber müßte dieselbe hinter die von den beiden hohen Regierungen festgestellte und dem Grafen Thun auf telegraphischem Wege notifizierte Demarkationslinie zurückgehen. General v. Bose erwiderte: „Er würde nicht vor Eingang eines Befehls seitens seiner Vorgesetzten abrücken."

Schon vor dem Erscheinen dieses zweiten Offiziers hatte die Brigade Bose, welche mit zusammengesetzten Gewehren auf beiden Seiten der Chaussee sozusagen Spalier bildete, die Genugthuung gehabt, die Truppen der Brigade Mondel bei sich defilieren zu sehen.

Wir müssen uns noch einige Augenblicke mit den letzten Vorgängen vor Preßburg beschäftigen.

Bald nachdem der Feldmarschalleutnant Graf Thun, die Brigade Thom zur Unterstützung des Obersten Mondel in Bewegung gesetzt hatte, machte sich das Erscheinen des Generals v. Bose auf dem Gämsenberg fühlbar. „Um," wie es in der Relation des Grafen heißt, „dem plötzlichen und mächtigen Angriff in der direkten Richtung vom Gämsenberg auf Preßburg zu begegnen," ergänzte Graf Thun die von dem General Thom ergriffene und oben schon erwähnte Maßregel noch dadurch, daß er von der Reservebrigade Saffran das Regiment Sachsen-Weimar vorbeordern ließ, um die Verteidigungslinie nördlich des Bahnhofs nach Osten hin zu verlängern und dem General Bose in die linke Flanke zu kommen. Dies Regiment nahm dann noch einigen Teil an dem Feuer-

gefecht, welches die Nebenabteilung gegen das Füsilierbataillon 71. Regiments unterhielt und erlitt auch gleich den Gegnern einige Verluste.

Ferner schickte Graf Thun auch eine Ordre nach Ratzersdorf, um das dort von dem Herzog von Württemberg zurückgelassene Regiment Hartung auch noch gegen den General v. Bose in Bewegung zu setzen, und zwar gegen den Rücken desselben.

Ratzersdorf ist von Preßburg eine Meile entfernt; und von Ratzersdorf ins Gebirge über den Dörndberg nach dem Gämsenberg ist auch eine Meile.

Wir können uns daher leicht sagen, wie lange es gedauert hätte, ehe dieses Regiment herangekommen wäre. Ich mache aber darauf aufmerksam, daß auf dem Plan zu dem oft erwähnten Bericht des Grafen Thun das Regiment Hartung bereits in voller Bewegung gegen die Rückzugslinie des Generals Bose erscheint.

Aber auf diesem Plan ist General v. Bose überhaupt schon in einer Lage dargestellt, die selbst dem Feinde hätte Erbarmen einflößen müssen. Zwei Bataillone sind im Begriff, seine rechte Flanke (am Mühlthal) zu umfassen. Ich bemerke, daß dies die 9. Jäger und das 1. Bataillon Belgier sein sollen, also dieselben, welche der General aus dem Mühlthal verdrängt und welche er zum Teil über die Chaussee laufend gesehen hatte. Drei Bataillone stehen ihm in der Front dicht gegenüber: es sind zwei Bataillone von der Brigade Thom, eins von der Brigade Schütte. General Bose hat nur das letztere links vor sich gesehen; doch nicht in bedrohlicher Weise. Vier Bataillone haben seine linke Flanke umklammert. Eins ist das geschlagene 2. Bataillon Belgien; drei sind die müden Bataillone von Sachsen-Weimar. Alle vier wurden vom Füsilierbataillon 71 beschäftigt. Endlich um das Bild der Vernichtung zu vollenden: die drei vorhin erwähnten Bataillone von Ratzersdorf! Nachdem Graf Thun so seinen Erfolg hat konstruieren lassen, sagt er in seiner Relation wörtlich: „Ohne Nachricht über das bevorstehende Eintreffen des 2. Armeekorps wollte der Feind sich noch vor Eintritt der Waffenruhe Preßburgs bemächtigen und die eine Meile nordwestlich von Preßburg bei Blumenau in der Front beschäftigten Abteilungen im Rücken fassen. Diese Absicht wurde dem Feinde durch das Eingreifen des 2. Armeekorps, welches demselben ganz unerwartet kam, wie der Erfolg zeigt, vollkommen vereitelt.

Der weitere Erfolg der oben geschilderten Disponierung konnte wegen der um 1 Uhr faktisch eingetretenen Waffenruhe sich nicht entwickeln." So weit Graf Thun!

Wir sehen hier, wie auf der Zeichnung und wie in der Relation Wahres und Falsches stark vermischt, doch letzteres überwiegend. Wahr ist nur, daß wir den Feind in der Stellung bei Blumenau schlagen und

uns Preßburgs bemächtigen wollten. Falsch ist es, daß das Eingreifen des 2. Korps unsre Absicht vereitelt habe. Falsch ist es ferner, daß wir die zwei Ziele zugleich hätten erreichen wollen, und falsch ist es endlich, daß nur wegen der eingetretenen Waffenruhe die „Disponierung" des Grafen Thun einen weitern Erfolg — soll heißen — glücklichen Erfolg nicht hätte haben können.

Ich erinnere, um dies alles zu unterstützen,

1. an die Disposition des Generals v. Fransecky, welche ausdrücklich besagte: „Gelingt die Umgehung des Feindes bei Blumenau, so ist jede weitere Unternehmung auf Preßburg von meinem speziellen Befehl abhängig.

2. an die Meldung des Generals Bose durch den Leutnant Kleist: daß er entschieden hoffe, noch vor 12 Uhr die Kunstmühle erreichen und von dort gegen Blumenau vorrücken zu können!

3. an die von dem General Bose in diesem Sinne wörtlich ausgeführte Bewegung bis zum Eintreffen an der Kunstmühle.

4. an den nicht großen Unterschied in der beiderseitigen Stärke, und an das, was uns, die numerisch schwächern, dem Feinde dennoch mindestens gleich stark machte. Endlich

5. daran, daß wenn der Angriffsplan gegen Mondel zur vollen Durchführung gekommen wäre, die sämtlichen diesseitigen Streitkräfte auf dem Höhenrücken Blumenau-Kaltenbrunn sich vereinigt hätten, und daß daher, wenn zum Angriff auf Preßburg überhaupt noch Zeit geblieben, derselbe auch nur mit diesen vereinten Kräften ausgeführt worden wäre!

Graf Thun hat sich, aus seiner Relation zu schließen, auf die Bewegung des Prinzen v. Württemberg von Ratzersdorf in der Richtung gegen Marienthal-Biesternitz etwas zu gute gethan.

Wir müssen uns auch diesen Vorgang, von dem wir durch die Meldung des Leutnants v. Kleist von der Höhe von Bisternitz her, sowie durch die Schilderung des Zusammenstoßes des 1. Bataillons 67. Regiments im Wald links der Thalschlucht schon manches wissen, noch etwas näher ansehen.

Der Prinz Württemberg hatte die zu der in Rede stehenden Diversion bestimmten Truppen, das 20. Jägerbataillon und 3 Batterien des Regiments Mecklenburg-Schwerin, bald, wie es scheint, in zwei Kolonnen geteilt. Die eine nahm die Direktion gegen Marienthal-Bisternitz; die andre mehr südlich, wodurch es eben zu jenen zwei getrennten Zusammenstößen auf verschiedenen Punkten kam.

Über das erstere, mit der 12. Kompagnie 31. Infanterieregiments, Leutnant Graf v. d. Schulenburg, ergibt sich aus der Relation dieses offiziös das Folgende.

Als die hinter dem Gros der linken Flügelkolonne des Generals v. Bose etwa ½ Stunde zurückgebliebene 12. Kompagnie 31. Regiments etwa eine Stunde marschiert war, ohne dem Gros näher gekommen zu sein, stieß sie plötzlich auf eine Abteilung feindlicher Infanterie. Der Leutnant Graf v. d. Schulenburg ließ sogleich zu beiden Seiten des Weges einige Schützen ausschwärmen und ritt selbst auf die feindliche Abteilung mit der Aufforderung zu, die Waffen abzulegen, was auch nach einigem Zögern geschah. Diese Abteilung, 1 Offizier und 26 Mann stark, war vom Regiment Mecklenburg-Schwerin. Der Offizier sagte aus, daß das Regiment und 1 Jägerbataillon im Holze auf Vorposten, aber noch weiter zurück wären. Die Kompagnie setzte nun ihren Marsch fort. Der Leutnant ritt allein voraus, um den General v. Bose aufzusuchen und bei diesem anzufragen, ob die Gefangenen den Vormarsch mitmachen oder nach Marienthal zurückgeschickt werden sollten. Als er, nach empfangenem Befehl, die Gefangenen zurückzuschicken, zur Kompagnie zurückritt, stieß er unerwartet auf eine Abteilung österreichischer Jäger, die in der Richtung auf Blumenau durch das Holz gingen. Da nahe davon, auf dem Wege, einer unsrer Relaisposten von zwei Ulanen stand, so ritt Graf v. d. Schulenburg mit diesem den Jägern nach und forderte sie auf, sich zu ergeben, welchem Aufruf auch 15 Mann Folge leisteten. Die übrigen zogen sich tiefer ins Holz zurück und gaben einige Schüsse ab, die indes niemand trafen. Die Jäger waren vom 20. Bataillon, gehörten also gleich den Gefangenen vom Regiment Mecklenburg, zur Brigade Württemberg. Als der Leutnant darauf mit diesen Gefangenen bei seiner Kompagnie eintraf, fand er diese in Kolonne formiert und empfing von dem Offizier, welcher sie während seiner Abwesenheit geführt hatte, die Meldung, daß mehrere feindliche Abteilungen in unmittelbarer Nähe seien. Unmittelbar nach dieser Meldung begann auch schon das feindliche Feuer. Es schwärmten sofort die beiden vordersten Züge auf dem etwas eingeschnittenen Wege aus und begannen das Feuer zu erwidern. Der dritte Zug blieb zur Bedeckung der Gefangenen zurück. Nachdem das Feuer einige Zeit gedauert, und der Feind sich mehr hatte entwickeln können, wurde die Kompagnie schließlich von beiden Seiten beschossen und angegriffen. Die Stellung der Kompagnie war hierdurch unhaltbar geworden. Der Leutnant Graf v. d. Schulenburg gab deshalb Befehl, daß sich die Kompagnie mit rechtsum abziehen und ein halber Zug die Gefangenen zurückbringen sollte. Der Feind drang jedoch so schnell nach, daß die Kompagnie den Weg nicht behaupten konnte, sondern in das Holz zurückgedrängt wurde. Anfänglich ging der Rückzug geordnet vor sich, da der Wald noch ziemlich licht war; je weiter jedoch die Kompagnie in das Holz kam, um so dichter wurde dasselbe, und dieses, sowie das heftige Nachdringen des

Feindes, brachte die Kompagnie auseinander. Der Feind drang in der Mitte so schnell nach, daß der 7. und ein Teil des 8. Zuges nicht folgen konnten, sondern den Rückzug nach Marienthal antreten mußten, wohin aber der Feind nicht weiter folgte. Dem Leutnant Graf v. d. Schulenburg dagegen gelang es, mit dem Rest der Kompagnie den richtigen Weg wieder aufzufinden und später zu seinem Bataillon — also zum Gros der Brigade — zu stoßen. Die zurückgedrängten Mannschaften sammelten sich am Waldrande und wurden nach Stampfen zurückgeführt. Während des Gefechts wurden zwei Mann von den zuerst gemachten Gefangenen vom Regiment Mecklenburg durch das feindliche Feuer erschossen, die übrigen aber durch einen Unteroffizier glücklich zurückgebracht. Das war derselbe, von welchem Kleist die Anwesenheit des Feindes auf der Höhe erfuhr. Die Kompagnie vermißte 1 Unteroffizier und 2 Mann und hatte sonst keine Verluste. Die Gesamtzahl der von ihr gemachten Gefangenen betrug 1 Offizier und 49 Mann.

Über den zweiten Zusammenstoß mit dem 1. Bataillon 67. Regiments ist nur noch zu sagen, daß die Truppen der betreffenden Kolonne sich, wie wir sahen, in ein reines Defensivverhältnis gesetzt hatten, aus welchem weiter vorzugehen sie beim Eintritt der Waffenruhe noch keine Anstalt gemacht hatten. Hier war also von einem taktischen Vorteil ihrerseits noch gar keine Rede; dagegen war jener der zuerst erwähnten Kolonne gegen die Kompagnie Graf v. d. Schulenburg unzweifelhaft. Aber dieser eine und einzige Erfolg gegen eine Kompagnie war mit 50 Gefangenen bezahlt worden!

Die Frage, ob denn diese Diversion von Ratzersdorf überhaupt einen größern Erfolg hätte haben können, ist schon öfter aufgeworfen, und im Kreise unsers Divisionsstabs ist sie gleich nach dem Gefecht mehrfach erörtert worden. Sie beantwortete sich damals mit Nein, und sie ist auch heute, wo wir alle Verhältnisse noch besser übersehen, um so entschiedener mit Nein zu beantworten. Der Grund liegt einfach teils in den Distancen, teils in der Schwäche der zur Verwendung gekommenen Truppen. Die Punkte, wo es zu den beiderseitigen Zusammenstößen kam, liegen $^3/_4$ resp. $^1/_2$ Meile von Blumenau entfernt. Ein sehr schwieriges Terrain verdoppelte diese Entfernungen. Unsre Hauptkräfte waren der Stellung bei Blumenau schon so nahe, daß sozusagen nur noch ein Schritt bis zu ihr zu machen war. Auf das Gefecht dort konnten also jene Truppen keine Einwirkung üben.

Bei Bisternitz selbst aber, wenn sie dorthin gerieten, was geschehen wäre, wenn das 1. Bataillon 67. Regiments zurückwich, würden sie vom Rest des Gros des Generals v. Schwartzhoff empfangen worden sein, das dazu, wie wir sahen, bereits disponiert war. — Über ihr Schicksal kann man kaum zweifelhaft sein.

Wir können uns nun endlich mit dem Verlauf der Sendung des Generals v. Stülpnagel nach Preßburg beschäftigen: Dieser General gelangte, begleitet von dem Hauptmann Grafen v. Häseler und dem österreichischen Generalstabsoffizier bald nach der Kunstmühle und setzte, da der Zweifel des Österreichers an der Anwesenheit preußischer Truppen im Rücken von Blumenau sich durch den Anblick derselben sofort löste, seinen Ritt nach Preßburg fort, um mit dem dort vermuteten österreichischen Oberbefehlshaber wegen der Demarkationslinie persönlich zu unterhandeln. General v. Stülpnagel hatte inzwischen bereits erfahren, daß der Feldmarschallleutnant Graf v. Thun, Kommandierender des 2. Armeekorps, dieser Oberbefehlshaber sei, und wußte daher auch, daß wir außer der Brigade Mondel Truppen dieses Korps gegen uns gehabt hatten. Nur über das Wieviel war er nicht im Reinen. In Preßburg selbst angelangt, konnte er, von der romantischen Idee ergriffen, im Donaustrom sein Pferd zu tränken, sich's nicht versagen, dies eher zu thun, als den Grafen Thun aufzusuchen. — Er hatte schon vor der Stadt von den österreichischen Truppen nur sehr wenig gesehen; in der Stadt selbst aber war es noch leerer davon, dagegen sah er von der Einwohnerschaft auf den Straßen viel verlegene und bestürzte Gesichter und mancherlei Anstalten zur Flucht. Als er sodann zum Grafen Thun kam, erfuhr er, — von diesem persönlich mit gebührender Auszeichnung empfangen —, daß eine Unterhandlung über die Demarkationslinie nicht weiter nötig sei, da soeben ein Telegramm aus Wien eingegangen, das darüber bindende Festsetzungen enthalte. In der That sprach sich dieses, vom Erzherzog Albrecht erlassen, dahin aus, daß nach einer im Laufe des heutigen Vormittags zwischen den beiderseitigen Parteien abgeschlossenen Konvention die auf dem linken Marchufer befindlichen preußischen Truppen auf und hinter die Linie Marchegg-Bisternitz verwiesen seien. Obschon der General v. Stülpnagel hiernach einen Zweifel nicht weiter haben konnte, so forderte er doch, bei Ermangelung eines Befehls vom diesseitigen Armeekommando, daß, um den Standpunkt der Brigade Bose — und damit also den diesseitigen Erfolg — genau festzustellen, diese Brigade bis zum 23. Mittags in ihrer Stellung an der Kunstmühle verbliebe, eine Forderung, auf welche Graf Thun auch einging, mit dem Erbieten, wie die eignen Truppen, so auch den General v. Bose hiervon in Kenntnis setzen zu wollen. General v. Stülpnagel trat sodann sogleich seinen Rückweg an und nahm von der erlebten Scene keineswegs den Eindruck mit, es mit einem siegbewußten General zu thun gehabt zu haben.

Die Sendung des Generalstabshauptmanns v. Pribila an den General v. Bose und das Zugeständnis des Verbleibens jener Brigade an der Kunstmühle bis zum 23. Juli, mittags, war somit die Folge der

eben gedachten Vereinbarung des Generals v. Stülpnagel mit dem Grafen v. Thun. Die Antwort des Generals v. Bose aber, welche Hauptmann v. Pribila an den Grafen Thun mit zurücknahm: „Daß er nicht vor Eingang eines Befehls seiner Vorgesetzten zurückgehen würde," drückt das Bewußtsein des preußischen Generals aus, durch die von ihm herbeigeführte Gefechtslage dem Gegner gegenüber sich im Vorteil zu befinden und im Ton des Siegers sprechen zu können.

Über die Sendung des Leutnants v. Kleist zu dem Obersten Mondel berichtet er selbst: „Mir war," so heißt es in seinem darüber erstatteten Bericht, „der Auftrag geworden, die diesseitigen Geschütze zum Schweigen zu bringen, dann aber den in der Stellung Blumenau-Kaltenbrunn kommandierenden Offizier aufzusuchen, um ihm die Ursache des Schweigens mitzuteilen. — Es war mir, um mich in meiner Eigenschaft als Parlamentär kenntlich zu machen, ein Ulan mit einem großen Laken an der Lanze befestigt beigegeben worden, außerdem drei Trompeter, die durch Signaleblasen das Einstellen des Feuers erwirken sollten. Da indes der Wind gerade zu dieser Zeit außerordentlich stark wehte, konnte der Ulan sich mit der improvisierten sehr großen Fahne kaum im Schritt fortbewegen, und so ritt ich denn mit einem Trompeter, während die beiden andern rechts und links abgeschickt waren, nach der Mitte unsrer Geschützaufstellung zu und suchte hier das Feuer zum Schweigen zu bringen. Trotz des Windes, der auch die Signale nur schwer hören ließ, gelang dies über Erwarten schnell, und nun ritt ich durch den mittelsten Durchlaß des Eisenbahndammes der feindlichen Aufstellung zu. Mir zur Rechten setzte sich das Feuer der Infanterie bei Kaltenbrunn noch fort, ich schickte deshalb einen Trompeter dahin ab.

Jenseits des Eisenbahndammes traf ich nun den österreichischen Offizier, der die Nachricht des Waffenstillstandes dem Husarenregiment übergeben hatte. Es war ein Adjutant der Brigade Mondel, und da nach seiner Aussage der Führer dieser Brigade, Oberst Mondel, kommandierender Offizier der Truppen in der Stellung Blumenau-Kaltenbrunn sei, bat ich ihn, mich zu ihm zu führen, was bereitwilligst geschah. Kurz vor Blumenau trafen wir auf den Obersten, umgeben von einem großen Stabe. Ich entledigte mich meines Auftrags, worauf der Oberst mich fragte, warum das Feuer unsrerseits noch nicht überall eingestellt worden sei, worauf ich erwiderte: Daß ich in der Richtung auf Kaltenbrunn soeben einen Trompeter abgeschickt, nach der andern östlichen Seite hin, der Wald aber das Abbrechen des Gefechts erschwere; indes seien von dem bei uns kommandierenden Herrn General alle nötigen Maßregeln getroffen, um dem Feuer so bald als irgend möglich Einhalt zu thun. Auf meine Äußerung hin, daß wir viel Truppen in den

Bergen hätten, fragte mich der Oberst: Wo? und als ich ihm die Richtung ungefähr mit der Hand angab, schien er sehr verwundert, sagte indes schnell: Ja, da haben wir auch noch viele Truppen stehen; die sind indes avertiert. Ich bin fest überzeugt, daß dem Oberst Mondel von der Umgehungskolonne noch nichts bekannt war. Schließlich verlangte der Oberst von mir ein Verzeichnis der Truppen, die ihm gegenübergestanden; und als ich ihm antwortete, daß ich dazu nicht ermächtigt sei, meinte er, das sei bei solchen Gelegenheiten üblich, er habe dem preußischen kommandierenden Offizier, unsern Divisionskommandeur, dessen Namen er ganz richtig nannte, eine solche Liste seiner Truppen zugehen lassen. Hierauf konnte ich nur erwidern, daß dann jedenfalls binnen kurzem eine ähnliche Liste eingehen würde, ich könne mich auch jetzt nicht befugt halten, meine Instruktionen zu überschreiten. Von dem Adjutanten zurückbegleitet ritt ich nun dem Eisenbahndamm wieder zu. In der österreichischen Aufstellung standen nur noch wenige Geschütze, die meisten waren schon im Abfahren begriffen oder schon verschwunden, außer wenigen toten Menschen und Pferden sah man kaum Spuren des anhaltenden Artilleriekampfes. Dagegen markierten die brennenden Orte Blumenau und Kaltenbrunn denselben um so augenfälliger. In der Stellung selbst war sichtlich sozusagen aufgeräumt. Die Truppen waren bis auf die Artillerie noch in ihren Stellungen, selbst die den Geschützen als Bedeckung zugewiesenen Truppenteile standen an den Geschützemplacements mit vorgezogenen Schützen in Schützengräben; alles streng ausgerichtet, die Kavallerie etwa 600 Schritt hinter den Emplacements in Linie, etwa drei Regimenter aufgesessen. Das Ganze machte den Eindruck einer Paradeaufstellung, die den intakten Zustand der Truppe bezeugen sollte — man merkte indes unschwer die Absicht."

So weit dieser Bericht. Ich will in Bezug auf den letzten Punkt als ein Kuriosum noch erwähnen, daß österreichische Schriftsteller schon mehrfach versucht haben, den Oberst Mondel in der Rolle des Siegers darzustellen. Sie haben die allgemeine Rückwärtsbewegung desselben, die sich vor unser aller Augen von 11 Uhr ab vollzog, einfach in eine Avancierbewegung umgekehrt; und jüngst las ich in irgend einem Zeitungsblatt, in welchem von dem Oberst Mondel als Mitglied einer militärischen Kommission die Rede war, wörtlich, es sei dies derselbe Oberst, welcher bei Blumenau durch den Waffenstillstand in seinem siegreichen Vorrücken gegen die Preußen unterbrochen worden sei.

Unser Divisionskommandeur erfuhr die Vorgänge vor und in Preßburg meist erst am Abend dieses Tages und später. Er verließ bald nachdem der General v. Stülpnagel fortgeritten war das Gefechtsfeld, um

mit seinem Stabe nach Marchegg zu reiten, wo die 7. Division für die nächste Nacht ihr Quartier resp. Biwaks zu nehmen hatte.

Bevor er sich aber dorthin begab, hatte er dem General v. Schöler anheim gegeben, die Vorposten zunächst gegen den Eisenbahndamm hin und auf den Höhen rechts und links aufzustellen und die Truppen der 8. Division in Bisternitz, Marienthal, Maast und Stampfen Quartier beziehen zu lassen, wogegen er die Kavalleriedivision von Hann wieder in ihre an der March innegehabten Quartiere entlies, der Reserveartillerie des Oberstleutnants v. Scherbening aber, welche nach Ollersdorf bei Stillfried hätte zurückkehren müssen, überließ, in dem nächsten Ort, welchen sie in der Richtung nach Angern unbelegt finden würde, Quartier zu nehmen. Vor dem Ritt nach Marchegg machte der Divisionskommandeur noch einen Umweg an Frantzhof vorbei längs der Eisenbahn bis zum zweiten Durchgang, passierte dabei einige nach ihren Quartieren abmarschierende diesseitige Bataillone und Batterien, sah aber auch in der Nähe von Frantzhof verschiedene österreichische Infanterieabteilungen von den dortigen waldigen Höhen herabsteigen, die ebenso friedlich wie die unsrigen sich an der Chaussee sammelten, um sich zu ihrem Gros zurück zu begeben.

Beim Zurückreiten suchte der Divisionskommandeur die Stellungen auf, welche die Reserveartillerie des Oberstleutnants v. Scherbening nacheinander eingenommen hatte. Die Batterien waren bereits vor einiger Zeit abmarschiert; aber die Spuren des Kampfes, den sie bestanden hatten, waren redend. Besonders da, wo die zweite sechspfündige Batterie — v. Schaper — gestanden hatte. Es lagen 15 tote Pferde, zum Teil mit Entsetzen erregenden Verstümmelungen und Verwundungen auf dem Platz; dazwischen die Trümmer einer in die Luft gesprengten Protze und die Fetzen vieler Ausrüstungsstücke. Der Boden aber zeigte tiefe Löcher und Risse, von den feindlichen Granaten gebohrt und gezogen und zwar in solcher Menge, daß es nicht für möglich zu halten war, wie hier eine Batterie so lange hatte ausdauern können. „Das Feuer der feindlichen Batterien," so berichtete später der Hauptmann v. Schaper, „war gegen diese Position der Batterie ein sehr heftiges, und schlugen die Geschosse oft hageldicht ein, vor, in und hinter der Batterie, wodurch eine große Zahl von Verlusten an Mannschaften und Pferden der Batterie erwuchsen. Bei der dritten Lage in dieser Position traf ein feindlicher Schuß die fünfte Protze, flog diese in die Luft, den Stangenpferden wurden hierbei die Hinterteile und Schweife verbrannt, und ein Mann am Beine verwundet, doch wurde dessen ungeachtet das Feuer in der Batterie fortgesetzt. Die Haltung und Ruhe sämtlicher Mannschaften im Gefecht war musterhaft. Trotz der vielen Verluste und der den Verwundeten zu teil gewordenen Hilfeleistung durch

die Mannschaften, erlitt die Bedienung der Geschütze keine Unterbrechung und wurde stets vom rechten Flügel regelmäßig durchgefeuert."

Die gesamten Verluste auf beiden Seiten an diesem Tage betrugen:

I. Preußen.

	Tot	Verwundet	Vermißt		Summa
7. Division:	3 M.	4 Off., 42 M.	1 M.		50 Köpfe.
8. Division:	2 Off., 22 M.	2 Off., 86 M.	10 M.		122 Köpfe.
Reserveartillerie:		35 M.			35 Köpfe.
Total:	27	169	11	=	207

II. Österreicher.

	Tot	Verwundet	Vermißt	Summa
1. Brigade Mondel:	22	88	39	149 Köpfe.
2. II. Korps:	39	157	145	341 Köpfe.
Total:	[illegible]	[illegible]	[illegible]	490 Köpfe.

Die unter den Vermißten enthaltenen Gefangenen betrugen 3 Offiziere, 160 Mann. Meist von Belgier und Mecklenburger Infanterie und von den 20er Jägern.

Auf dem Schlosse zu Marchegg des Fürsten Palffy erging man sich am Abend in sehr lebhaften Erinnerungen und Gesprächen über die Erlebnisse dieses Tages. Jedermann hatte das volle Gefühl, daß ein gewisser Sieg uns entgangen sei. Das Schlagwort war: „Noch eine Stunde und wir hatten ihn!" Wer aber eingeweiht war in den Plan, wie er ursprünglich lautete, der dachte für sich: „Noch besser, wir hätten eine Stunde früher begonnen!"

Die aus zwei Divisionsstäben (General v. Hann hatte mit dem seinigen ebenfalls die schon früher innegehabten Quartiere wieder bezogen) und aus einigen Truppenstäben bestehende sehr zahlreiche Gesellschaft vermehrte sich noch durch zwei italienische Generalstabsoffiziere, einen Oberst und einen Leutnant, die auf allerhöchsten Befehl unserm Divisionsstabe zugeteilt waren, um bei ihm den Krieg als Volontärs mitzumachen; sowie durch die beiden Grafen v. Stolberg, die aus der Gegend von Preßburg zurückkamen, wo sie auf dem Gefechtsfelde der Brigade Bose in ihrem Ordensdienste thätig gewesen waren. Die beiden Italiener beklagten tief, zu spät gekommen zu sein; die beiden Johanniterritter teilten uns die Eindrücke mit, die sie durch den mehrfach gehabten Anblick österreichischer Truppen bekommen hatten. Es waren keine günstigen Eindrücke, und beide stimmten aus Überzeugung in jenes Schlagwort mit ein!

Das Schicksal, welches der Waffenstillstand über uns verhängte, war uns auch noch ferner ungünstig, indem es uns eine Demarkationslinie aufdrang, die weit hinter dem von uns eroberten Terrain lag, und die uns zugleich Orte nahm, wohin kein österreichischer Fuß gedrungen war — Neudorf, Schloßhof und Marienthal, das empfindlichste war Marienthal. Hierüber zum Schluß noch ein paar aufklärende Worte:

Die 8. Division hatte die ihr angewiesenen Quartiere in und um Stampfen bezogen, also um Marienthal.

In der Nacht vom 22. zum 23. kam vom Prinzen Friedrich Karl ein Befehl mit der Demarkationslinie für die Zeit der Waffenruhe. Auch darin war Marienthal noch für die 8. Division enthalten.

Am 24. Juli, vormittags, erschienen in diesem Dorf ein Zug österreichischer Infanterie, 1 Offizier 24 Mann stark, und verlangte die Räumung des Orts, da derselbe konventionsmäßig den Österreichern gehöre.

General v. Schöler fragte bei dem inzwischen nach Malaczka umquartierten General v. Fransecky schriftlich an, wie er sich diesem Verlangen gegenüber zu verhalten habe. General v. Fransecky antwortete: So lange uns von Prinz Friedrich Karl nicht mitgeteilt sei, daß Marienthal außerhalb unsers Bereichs liege und den Österreichern gehöre, so lange sei das Dorf nicht von den Unsrigen zu räumen. Den eingerückten Österreichern seien bis zur höhern Entscheidung die östlichsten Häuser als Quartiere zu überlassen — ihnen aber nicht zu gestatten, Posten auszusetzen.

Am Abend meldete General v. Schöler, er habe aus dem prinzlichen Hauptquartier den direkten Befehl erhalten, Marienthal den Österreichern zu überlassen. Fast gleichzeitig erhielt General v. Fransecky einen ähnlichen Befehl.

Ein Blick auf die Karte zeigt, daß beim Ablauf der Waffenruhe die beiden feindlichen Nachbarn in Marienthal und Bisternitz sich entweder um den gegenseitigen Besitz hätten schlagen — oder daß der eine oder andre den seinigen bei Zeiten hätte aufgeben müssen.

Wahrscheinlich war bei Abschluß der Konvention der Ort übersehen, oder es waren die Konsequenzen seiner Lage nicht beachtet worden.

Erst ganz vor kurzem habe ich über den Sachverhalt nachfolgendes erfahren:

Am 22., morgens, kamen zu Eibesbrunn — eine halbe Meile südlich Wolckersdorf — die militärischen Bevollmächtigten beider Armeen zum Abschluß der Einzelheiten des militärischen Teils des Waffenstillstandes, namentlich zur Festsetzung der Demarkationslinie, zusammen, preußischerseits für den General v. Moltke der Generalmajor v. Podbielski, österreichischerseits Feldmarschalleutnant v. John, Chef des

Generalstabs der Armee, jeder begleitet von einigen Generalstabsoffizieren.

Die Verhandlungen zwischen den beiden Generalen hatten eben begonnen, als Feldmarschallleutnant v. John herausgerufen wurde.

Er kehrte bald mit einiger Erregung zurück und teilte dem Generalmajor v. Podbielski mit, er empfange soeben ein Telegramm aus Wien, daß bei Preßburg ein Gefecht stattfände, das sei gegen die gegenseitige Abmachung von gestern, nach welcher am Vormittag dieses Tages keine Bewegung hätte gemacht werden dürfen, welche zu einem Gefecht führen könnten.

General v. Podbielski erklärt, nichts von der Sache zu wissen; und er konnte auch nichts wissen, da eine Meldung über das begonnene Gefecht, wie sie auch unsrerseits erstattet worden war, noch nicht in Eibesbrunn, geschweige denn im königlichen Hauptquartier hätte angelangt sein können.

Zu Rückfragen und Einholung von Instruktionen war keine Zeit; die Herren mußten aus sich selbst handeln.

Man fragte sich gegenseitig nach der Stärke der Parteien, welche im Gefecht standen. Feldmarschallleutnant v. John beteuerte, die seinige zähle 25000—30000 Mann. General v. Podbielski erklärte, dann sei man beiderseitig etwa gleich stark, und nun kam man überein: die Demarkationslinie auf dem linken Marchufer einfach als Fortsetzung der auf dem rechten Ufer gezogenen, in gerader Linie so zu ziehen, daß sie von der Eisenbahnbrücke über die March — südöstlich Marchegg — nach Bisternitz laufe. Von diesem Ort zog man sodann die Linie nordwärts längs der Chaussee über Stampfen nach Malaczka zu.

So ging Marienthal für uns verloren.

Die uns gegenüber gestandenen Österreicher mögen es als eine Frucht ihres Kampfes am 22. angesehen haben, daß wir sie so nahe neben uns dulden mußten.

Aber es war ihnen doch nicht geheuer auf dem linken Donauufer. Sie arbeiteten in den Tagen bis zum 27. mit allen Kräften daran, noch vor Ablauf des Waffenstillstandes jenseits des Flusses zu sein, und am 27. schon um 10 Uhr — also zwei Stunden vor Ablauf des Waffenstillstandes, waren nicht bloß die vier Korps von Benedek, womit er am 25. und 26. durch das Waagthal in Eilmärschen bis Preßburg gekommen war, in Sicherheit, sondern auch das 2. Korps hatte keinen Mann mehr in der alten Hauptstadt von Ungarn!

V. Die Ereignisse bis zum Friedensschluß. Heimkehr.*)

General von Fransecky nahm mit seinem Stabe in Malaczka, im Schlosse des Fürsten Palfy, Quartier. Es bildeten sich mit diesem und seiner Familie schnell die freundlichsten Verhältnisse, und General von Fransecky unterhielt noch fast ein Jahr lang nachher einen Briefwechsel mit der edlen Fürstin.

Man war dem General dankbar für die gute Manneszucht seiner Truppen, die auf den Gütern des Fürsten untergebracht waren, sowie für die Schonung, die er dem in bedrängten Vermögensverhältnissen lebenden Fürsten bei der ihm für die Verpflegung der Truppen auferlegten Leistung angedeihen ließ, — ohne dem wirklichen Bedürfnis der Truppen dadurch Abbruch zu thun.

Am 30. Juli ging der Marsch nach Angern, also über die March auf deutsch-österreichischem Boden zurück.

Am 31. Juli fand auf dem altgeschichtlichen Marchfelde große Parade der Truppen des dritten und vierten Armeekorps und des Kavalleriekorps der ersten Armee unter ihrem Oberbefehlshaber dem Prinzen Friedrich Karl vor dem König, „Front gegen Wien," statt. Die 7. Division, an Rottenzahl die schwächste von allen vieren, stand auf dem rechten Flügel im zweiten Treffen. Sie hörte viel Anerkennendes und Erhebendes aus dem Munde Sr. Majestät. Nach der Parade versammelte Se. Majestät die Generäle und Regimentskommandeure um sich und sprach etwa folgendes:

„Wie danke Ich Gott, daß er Mir in Meinem Alter vergönnt hat, einen solchen Krieg mit so großen Resultaten zu führen, und daß Ich selbst im stande gewesen, Mein Heer anzuführen. Wir wollen uns nicht überheben, sondern dem Vater im Himmel danken, daß er uns beigestanden. Das Werkzeug, durch das er uns den Sieg verliehen hat, die Armee, ist unvergleichlich, die Infanterie, die Kavallerie, die Artillerie, alles gleichmäßig; und das danke Ich Ihnen allen, die Sie diese Armee ausgebildet, mit Meiner vollsten Anerkennung und Meinem königlichen Dank! Vor allem aber muß Ich es an dieser Stelle aussprechen, daß es der zähen Tapferkeit und Ausdauer der 7. und 8. Division zu danken ist, daß der Sieg in der Schlacht ermöglicht wurde. Ich werde das nie vergessen."

Mit thränenfeuchtem Auge fuhr dann der König in bewegter Stimme fort:

„Hätten Sie nicht eine so unerschütterliche Standhaftigkeit bewiesen, daß Mein Sohn und der General Herwarth hätten abgewartet werden

*) Nach den Aufzeichnungen des Generals von Fransecky. v. B.

können, — Ich weiß nicht, was daraus hätte werden sollen." Bei diesen Worten hatte sich der Blick des Königs dem General von Fransecky, der von den beiden Divisionskommandeuren allein zur Stelle war, mit gnädigem Ausdruck zugewendet. „Der König sah mich bei diesen Worten an — schreibt der General hierüber an seine Frau — und kannst Du Dir denken, wie mir dabei so groß ums Herz wurde, wie ich mir aber auch im stillen sagte, daß für einen solchen König keiner von uns genug gethan hätte."

Der König fuhr dann fort: „Ich spreche Ihnen auch dafür Meine Anerkennung aus, daß die Armee heute sich so hat zeigen können. Das ist Ihr Werk. Ich danke es Ihnen aus vollstem Herzen. Wenn Sie den Frieden erst kennen werden, so werden Sie sehen, daß soviel Blut nicht vergeblich geflossen ist. Wir haben Großes erreicht. Und nun Adieu, Meine Herren, auf Wiedersehen im Vaterlande!"

Prinz Friedrich Karl, dem Se. Majestät vor und nach dieser Rede besonders gnädig gedankt, hatte Sr. Majestät ein Frühstück in seinem Hauptquartier, dem Schloß zu Schönkirchen, angeboten. Dorthin folgten als Gäste die Generale und Regimentskommandeure.

General von Fransecky erhielt bei Tafel seinen Platz Sr. Majestät gegenüber, rechts neben ihm saß General von Manstein, der Kommandeur der 6. Division, links neben dem General von Fransecky der italienische General Govone, durch seine Sendung nach Berlin vor Ausbruch des Krieges bekannt. Das Zusammentreffen mit diesem General war dem General von Fransecky deshalb besonders interessant, weil er dessen Bekanntschaft schon im Anfang der fünfziger Jahre gemacht hatte, wo Govone und Major Petitti — beide Kapitäne damals noch sardinische Generalstabsoffiziere sich längere Zeit in Berlin aufhielten, um die preußischen Heereseinrichtungen zu studieren. Beide Offiziere haben sehr schnell Carriere gemacht, — Govone war 1866 ein Vierziger und schon Divisionsgeneral, Petitti etwas älter, und mehrere Male Kriegsminister. General Govone erzählte dem General von Fransecky manch Interessantes aus der jüngsten Schlacht bei Custozza und gefiel sich in der Bemerkung, daß er mit seiner Division eine ähnliche Rolle gespielt habe, wie die 7. Division bei Königgrätz.

Se. Majestät der König war bei Tisch in der allerheitersten und glücklichsten Stimmung, stieß mit General von Manstein und General von Fransecky herzlichst an und nannte beide dem General Govone scherzhaft den einen „duc de Duppel", den andern „duc de Benatek". Auch in spätern Jahren redete der König den General oft scherzend „Herzog von Benatek" oder „lieber Benatek" an, während der Kronprinz ihn wohl gerne „Herr Nachbar" ansprach und ihm sagte, daß er die „Nachbarschaft vom 3. Juli" nie vergessen werde. Bei dem er-

wähnten Frühstück stieß auch Prinz Karl, Sr. Majestät zur Rechten sitzend, mit dem General von Fransecky an, nachdem er sich vorher von ihm ein Glas Wein hatte einschenken lassen, bemerkend, „dasselbe würde, von seiner Hand geschenkt, ihm um so besser munden.“ Der Prinz sagte dann noch beim Scheiden, auf die zu erwartende Auszeichnung für die Armee anspielend: „Wenn Sie den pour le mérite nicht kriegen, so muß ich den meinigen ablegen.“

Prinz Adalbert, welcher ebenso wie die Prinzen Karl und Albrecht Vater, mit diesem Orden bereits geschmückt war, sagte in rührender Weise zum General von Fransecky: „Ihnen gegenüber muß ich mich mit diesem Orden schämen.“

„Du kannst Dir denken, — schrieb der General kurz nachher an seine Frau, — in welcher Stimmung ich mich befand. Aber ich bin und bleibe im Herzen und nach außen bescheiden, denn ich sage mir, daß die 7. Division vor allen andern das Glück gehabt hat, auf Punkte gestellt zu werden, wo entscheidende Aufgaben gelöst werden mußten, und daß sie aus Truppen besteht, welche diese Aufgabe lösen konnten, und an der Spitze solcher Truppen wäre es jedem andern Führer gelungen, persönlich etwas zu leisten. Es handelte sich nirgends um Kunststücke, sondern nur um sehr einfache Ordres und Dispositionen und um konsequentes Beharren bei dem Plan während der Ausführung.“

In der Zeit vom 1. bis 11. August marschierte die 7. Division nach Mähren in die Gegend von Brünn, wo sie bis Anfangs September Ruhequartiere bezog. Seit den letzten Tagen von Malaczka war auch bei ihr die Cholera mit allen ihren Schrecken erschienen, und der Marsch führte täglich durch Orte, wo diese Seuche herrschte. Truppen des 1. und 7. Armeekorps waren ihr vorangegangen und hatten überall zahlreiche Opfer der Krankheit tot oder dem Sterben nahe zurückgelassen. Das wirkte mehr als niederschlagend auf die Division, wenn auch ihre Verluste im ganzen gegen andre nur mäßig waren — in Summa etwa 400. General von Fransecky suchte gegen diesen Feind anzukämpfen, indem er den Offizieren empfahl, der Mannschaft gegenüber sich immer recht unbefangen und womöglich selbst heiter zu zeigen, auf Zerstreuung derselben zu sinnen, namentlich durch Musik und Tanz in den Marschquartieren, und durch häufige Quartierwechsel oder tägliche Marsch- und sonstige Übungen in den mährischen Kantonnements — was alles von sichtbarem Nutzen war und die Seuche bis gegen das Ende der Kantonnementszeit ganz verschwinden machte.

General von Fransecky wohnte während dieser Zeit mit seinem Stabe in dem Schlosse des Grafen von Haugwitz zu Namiest, wo in den letzten acht Tagen dieser reiche Grundbesitzer mit seiner liebenswürdigen Gemahlin und Schwester wieder seinen Sitz nahm, nachdem

er, der sich nach der Schlacht bei Königgrätz mit den Seinigen über die Donau geflüchtet, in Erfahrung gebracht hatte, daß die auf seinen Gütern einquartierten Truppen von der 7. Division dort die strengste Manneszucht übten.

Als der Graf dem General seinen ersten Besuch machte, waren seine ersten Worte:

„Ich komme, Ihnen für die Schonung und die Rücksicht zu danken, welche Sie hier für uns gehabt; es ist hier alles so ordentlich, so schön geblieben — wir haben beim Herauffahren (zum Schloß) nirgends eine Blume geknickt gesehen, nirgends eine Spur von Verletzung oder Zerstörung."

Diesem Aufenthalte entstammen auch die beigegebenen Bilder des Generals zu Pferde und mit seinem Stabe.

Auch die Jagd lernte der General bei diesem Aufenthalt noch mit Erfolg ausüben, und so verliefen diese letzten acht Tage in heiterster Weise unter gegenseitigen Aufmerksamkeiten und Freundlichkeiten, und als der General mit seinen Offizieren am 6. September das Schloß verließ, wehten ihnen die weißen Tücher der Damen nach, so lange sie in Sicht blieben.

Die Truppen der 7. Division marschierten in verschiedenen Richtungen nach der Eisenbahn, um mit dieser nach ihren Garnisonen zurückzukehren.

General von Fransecky benutzte diese Marschzeit zu einem Abstecher nach Brünn und von dort mit der Eisenbahn nach Pardubitz, um von hier aus das Schlachtfeld von Königgrätz zu besuchen. Natürlich wurde der Swiepwald zunächst besucht, und es war ein interessanter Zufall, daß einige Offiziere eines österreichischen Bataillons von der Besatzung von Königgrätz, das einen Übungsmarsch nach Chlum gemacht hatte und dort ruhte, auf der Höhe bei Masloweb auf den General von Fransecky und dessen Offiziere stießen und sich von diesen über die Vorgänge vom 3. Juli belehren ließen. Übrigens waren die Spuren des Kampfes vom 3. Juli vor und in den Waldlisieren überall noch so sichtbar, als hätte der Kampf erst vor wenigen Tagen stattgefunden.

Die hohen Fichtenbäume auf der Front gegen Masloweb—Horenowes waren von den feindlichen Geschossen so stark beschädigt, daß man mit dem Fällen derselben beschäftigt war und also schon anfing, das Bild des Waldes, wie es sich vor und während des Kampfes zeigte, so zu verändern, daß es jetzt gar nicht mehr erkennbar ist.

Von Pardubitz begab sich General von Fransecky nach Prag und von dort nach einem dreitägigen Aufenthalte nach Dresden, das von seinen Truppen bis zur Mitte des Monats September hin allmählich passiert wurde. Dann kehrte er zum 17. nach Magdeburg zurück.

Dort war des Jubels über die heimgekehrten Truppen kein Ende. Dem General von Fransecky aber wurde persönlich ein Empfang und ein Einzug zu teil, wie ihn vor- und nachher wohl nur wenige Generale seines Ranges erlebt haben dürften.

Er kam ohne Truppen an, hatte nur seinen Stab bei sich, aber dennoch zog er ein, als hätte er seine ganze Division hinter sich. Schon am Bahnhofe von Buckau wurde er vom Oberpräsidenten der Provinz, dem Gouverneur der Festung, allen Regierungs- und Justizbeamten, sämtlich in großer Uniform, empfangen, und die höchsten Damen der Stadt sandten ihm Lorbeerkränze entgegen, um seinen Helm und sein Pferd zu schmücken. Mehr als hundert berittene Offiziere schlossen sich darauf dem Einzuge an, das Gefolge des Generals bildend, der zwischen dem Gouverneur und dem Kommandanten der Festung ritt, ein Trompeterkorps der Artillerie ritt voran. Alle Häuser der zu passierenden Straßen in Buckau hatten geflaggt, oder waren mit Guirlanden und Blumenkränzen geschmückt.

Auf dem Wall, durch welchen das Sudenburger Thor führt, standen Tausende von Menschen, um den Zug zu begrüßen, den sie mit Blumen bestreuten. Die auf den Wällen der Festung aufgepflanzten Geschütze feuerten ihre Salutschüsse ab. An der für den Einzug der Truppen errichteten Ehrenpforte auf dem Breitenwege empfingen den General mehrere Gesang- und andre Vereine. Die Fenster aller Häuser waren bis zum höchsten Stock mit Damen besetzt, die den General durch Tücherwinken, Blumenspenden &c. begrüßten. Eine dicht gedrängte Menge stand auf beiden Seiten der Straße, und unaufhörliche Hurras und Hochs ertönten, bis der General sein Haus erreichte. Als er in seiner Wohnung ankam, fand er dort mehrere Lorbeerkränze, Blumensträuße und Gedichte von bekannten und unbekannten Händen vor, und bald erschienen Deputationen des Magistrats und der Stadtverordneten, um den General namens der Stadt zu beglückwünschen und zu bewillkommnen.

Allen diesen Ehrungen hatte der General sich nicht entziehen können, obwohl er vorher in einem Briefe an seine Gattin die bestimmte Absicht ausgesprochen hatte, wenn irgend möglich für seine Person solchen sich zu entziehen.

Am 18. September wurde der General auf allerhöchsten Befehl nach Berlin berufen, um dort dem Einzuge der Truppen des Gardekorps und der Deputationen der Armee beizuwohnen.

Als er am 19. gegen Abend dort in dem von ihm zum Absteigequartier gewählten Gasthofe eintraf, wurde er schon in der ersten Stunde mit dem ihm allergnädigst verliehenen Orden pour le mérite überrascht.

Am nächsten Morgen, den 20. September, als er eben zu Pferde steigen wollte, um sich zu den Truppen zu begeben, erhielt er folgende allerhöchste Kabinettsordre:

„Ich verleihe Ihnen an dem heutigen denkwürdigen Tage des Einzugs Meiner siegreichen Truppen in Berlin die Uniform des 1. Magdeburgischen Infanterieregiments Nr. 26 und habe bestimmt, daß Sie à la suite dieses Regiments geführt werden sollen. Ich will Sie hierdurch in bleibende Beziehungen zu einem derjenigen Regimenter treten lassen, denen Sie während des heißen Kampfes im Walde bei Benatek ein würdiges Vorbild gewesen sind, und wünsche, daß Sie in dieser Bestimmung eine wohlverdiente, besondere Auszeichnung erkennen mögen.

Berlin, den 20. September 1866.

gez. Wilhelm."

Als General von Fransecky sich nach der Einzugsparade bei Sr. Majestät dem König meldete und für die erhaltene Auszeichnung bedankte, sagte Sr. Majestät: „Was Sie in diesem Kriege gethan haben, muß Ihnen Ihr Gewissen sagen." Schon einige Tage früher hatte der Großherzog von Oldenburg dem General „als Beweis seiner besonderen Anerkennung der großen Verdienste des Generals und der Führung der ihm untergebenen Truppen" die Schwerter zu dem ihm 1864 verliehenen Ehren-Großkreuz des Großherzoglichen Haus- und Verdienstordens übersandt.

„Ich wurde weit, weit über Verdienst belohnt — schrieb der General in diesen Tagen an einen Oldenburger Freund — und ich habe viel zu thun, um das mir Gewährte noch nachträglich zu verdienen!"

Eine besondere Auszeichnung von seiten Sr. Majestät des Königs aber war noch folgende: Der General von Fransecky war im November 1866 zu den großen königlichen Hofjagden bei Schloß Letzlingen eingeladen worden.

Am zweiten Jagdtage — dem 6. November — hatte sich eine zahllose Menschenmenge in der Nähe des Platzes im Walde eingefunden, wo die Jagdgesellschaft nach beendigtem Jagen das Frühstück einnehmen sollte. Es befanden sich darunter viele Urlauber und Reservisten der beiden Regimenter 26 und 66, welche sich aus der Altmark rekrutieren, alle kenntlich durch ihre Militärmützen und das vor kurzem empfangene Erinnerungskreuz, viele auch durch die Spuren erlittener Verwundungen. Diese hatten sich militärisch formiert und den ebenso formierten, nach altem Brauch sich alljährlich zu diesem Fest einfindenden alten Kriegern von 1813, 14 und 15 gegenüber aufgestellt, so daß beide den Weg auf beiden Seiten spalierartig abschlossen, welchen der König mit seinen Jagdgästen zu passieren hatten. Se. Majestät bezeigte den jungen

Kriegern diesmal ein besonderes Interesse und befahl, daß General von Fransecky an seiner Seite folgte, als er die Front abschritt. Der General mußte manche Antwort einzelner von Sr. Majestät angeredeten Leute bestätigen oder ergänzen und auch selbst auf einzelne Fragen des Königs Rede und Antwort stehen.

Vor der Frühstückstafel hatte eine patriotische Dame, die Frau des Oberförsters Salemon zu Letzlingen, auf Sr. Majestät Teller einen Lorbeerkranz niedergelegt. Als die Tafel aufgehoben war, kam der König dem zu ihm berufenen General von Fransecky mit dem Kranz entgegen und überreichte ihm diesen mit den Worten: „Der ist für Sie!" Der von dieser Gnade aufs tiefste ergriffene General fand kein Wort, sondern küßte, mit Thränen im Auge, die Hand des Königs. In dankbarer Erinnerung an diesen königlichen Gnadenbeweis hat der General später diesen ihm von seinem König selbst überreichten Lorbeerkranz unter Glas und Rahmen gelegt und Bemerkungen über seine Herkunft hinzugefügt. „Es war an meinem Geburtstage — heißt es darin —, als ich den Kranz empfing, das kostbarste Geschenk, welches ich jemals zu diesem Tage erhielt." In pietätvoller Weise bewahrt ihn heute noch in dem Erbacher Ruhesitz des Generals seine Tochter Freifrau von Buttlar.

---

2. Die Friedensjahre 1867—1870.

Unmittelbar nach Beendigung des Krieges ging der General von Fransecky daran, die gesammelten Erfahrungen für die Ausbildung der Truppen zu verwerten.

Über die Ziele, die ihm hierbei vorschwebten, äußerte er sich selbst in einem Briefe an einen Oldenburger Freund*) in dieser Zeit:

„Glauben Sie, daß wir in unsern Anforderungen an unsre Truppen nicht um ein Haar breit nachgelassen haben, daß wir im Gegenteil in manchen Punkten noch schärfer geworden sind, namentlich in allem, was die Handhabung des Gewehrs im Gefechtsverhältnis (Distanceschützen, Zielen, Anschlag, Übung im Schießen bei schwierigen Körperlagen, Terrainbenutzung ꝛc.), das ist nach den Erfahrungen des Krieges natürlich. Unsre guten Erfolge sind die Früchte der guten Erziehung und Ausbildung unsrer Soldaten gewesen, bei dieser müssen wir daher bleiben! Den Fehlern aber, die wir im Gefecht wahrgenommen haben, z. B. zu weites Schießen, übereiltes Schießen, inkorrekte Handhabung des Gewehrs beim Schießen (Schießen ohne Anschlag, öfter sogar von der Hüfte aus), diesen Fehlern arbeiten wir jetzt mit der größten Energie entgegen. Ich verfolge für meine Person dieses Ziel mit der ganzen Energie und der ganzen Zähigkeit, deren ich fähig bin, und denke, daß die Früchte davon dauernde sein werden!

Ebenso arbeite ich und arbeiten wir alle dahin, den herrlichen Geist, den unsre Soldaten in jenem Kriege bewiesen haben, auch auf den jungen Nachwuchs zu übertragen; wir erhalten die Geschichte der Thaten dieser Regimenter durch die in der Arbeit begriffenen Regimentsgeschichten in den Truppen selbst lebendig und suchen dem jungen Soldaten das Bewußtsein von der Pflicht beizubringen, den guten Namen und den Ruhm seines Regiments aufrecht erhalten helfen zu müssen, sowohl im Frieden als im Kriege.

Nebenher streben wir alle auch danach, das Gefühl der Zusammengehörigkeit nicht bloß innerhalb der Offizierkorps, sondern auch zwischen den Offizieren und Soldaten, das sich im Kriege so wundervoll wirksam

---

*) Generalleutnant z. D. von Lehmann in Oldenburg.

erwies und eine Quelle so vieler schöner Thaten wurde, zu einem recht lebendigen Ausdruck zu bringen, und unsern Leuten zu beweisen, daß wir nicht bloß ihre Vorgesetzten, sondern ihre besten Ratgeber, ihre väterlichen Fürsorger sind, und daß in diesem Verhältnis eine Hauptkraft der Armee liege."

Auch die Art und Weise, wie General von Fransecky seine Besichtigungen abhielt, sind für seine Denkart bezeichnend. Einer seiner langjährigen Adjutanten aus der Magdeburger und später aus der Straßburger Zeit, Generalmajor z. D. Stoll zu Honnef schreibt darüber:

„General von Fransecky war als junger Generalstabsoffizier und später als Chef des Stabes lange Jahre im Stabe des Feldmarschalls von Wrangel gewesen. Die strengen Anforderungen, welche jener an die Kriegstüchtigkeit der Truppen stellte, die Art seiner Dienstreisen und Besichtigungen, dienten dem General als Muster. Nachts reisen und am Tage inspizieren war sein Ideal.

Die Aufstellung eines Reiseplans durch den Magdeburger großen Divisions- und später durch den Korpsbezirk in Elsaß-Lothringen war für den, der diesen Reiseplan aufzustellen und vorzutragen hatte, eine schwierige Aufgabe. Der General ging stets von dem Grundsatz aus, daß jede Stunde für den Dienst ausgenützt werden müsse und Bequemlichkeiten und hierdurch ein Verlängern der Reise und Verteuern absolut unstatthaft seien. Eine besonders glückliche Natur besaß der General darin, daß er fast zu jeder Tageszeit schlafen konnte, ja schlafen im Vorrat, um später um so länger frisch sein zu können. Wer die Ehre hatte, den General auf Reisen zu begleiten, brauchte für Unterhaltungsstoff nicht zu sorgen, denn er war unerschöpflich im Erzählen seiner Dienst- und Kriegserfahrungen.

Unterstützt von einem scharfen, nie versagenden Gedächtnis in Namen und Daten, ein genauer Kritiker und Menschenkenner waren seine Erzählungen und Urteile hoch interessant und lehrreich. In der Beurteilung von Personen traf er bei allem Wohlwollen den Nagel auf den Kopf.

Der Dienst begann früh morgens, zwei Stunden vor dem Beginn erhob er sich, nachdem er schon vorher Reglements, die unter dem Kopfkissen lagen, studiert hatte. Dadurch kam es, daß der General gegebenen Falles überraschend Bescheid wußte und auf Paragraphen, sie dem Wortlaut und der Seitenzahl anführend, hinweisen konnte. Der General war ein guter Reiter, sah zu Pferde sehr gut und größer aus, sehr ausdauernd und im stande, drei Eskadrons hintereinander zu besichtigen und dabei fast alle Bewegungen mitzureiten. Bei der Infanterie inspizierte er in der Regel am Vormittag zwei Bataillone und dann ritt oder fuhr er je nach der Entfernung zu den Schießständen. Während

der Besichtigung ließ er sehr viel notieren und sah es gern, auf die Anforderung des Feldmarschalls Wrangel hinweisend, daß „im Galopp" Bemerkungen, welche er soeben gemacht, durch Zeichen oder einzelne Worte notiert wurden. Nach der Besichtigung kritisierte der General Aufstellung, Anzug, Parademärsche, Gefecht und ging, von seinem guten Gedächtnis unterstützt, jede einzelne Bewegung durch, wobei der begleitende Adjutant aufpassen mußte, daß an der richtigen Stelle nichts Wesentliches vergessen würde. Zum Schluß sprach er der Truppe stets sein Gesamturteil aus. Gegen die nicht preußischen Truppenteile zeigte sich der General besonders rücksichtsvoll, wohlwollend und belehrend. Der Schießausbildung widmete er nach dem Jahre 1866 seine besondere Aufmerksamkeit und bestimmte einzelne Leute der verschiedenen Schießklassen mit Bezeichnung der Aufgaben, die unter seinen Augen schießen mußten. Bei der Kavallerie inspizierte er das Schießen freihändig und im Liegen und wies schon nach dem Kriegsjahr 1866 auf die Notwendigkeit sorgfältigerer Ausbildung in diesem Dienstzweige hin. Von den Schießständen eilte der General in die Lazarette, besuchte und sprach jeden Kranken, auch die Revierkranken in den Kasernen, wo er in den Menageküchen die Kost 2c. persönlich, ebenso das Brot versuchte.

An dem Mittagsmahl der Offiziere nahm der General mit seiner Begleitung stets Anteil, hielt streng darauf, daß das Essen den einzelnen nicht teurer zu stehen komme, als an andern Tagen, daß nur Butter und Käse oder ein Kuchen nachgegeben werden dürfe und eine gemeinsame Bowle getrunken werde. Gegen Schulden, Hazardspiel und Champagnertrinken dachte der General sehr ernst und streng und sprach hierüber mit den einzelnen Truppenbefehlshabern sehr eingehend und belehrend. Sein Wunsch war es, daß am Offiziertisch nur an Kaisers Geburtstag Schaumwein getrunken werden möchte, sonst nicht; er sprach sich oft dahin aus, daß der junge Mann sowieso schon leicht aufschäume und erregt werde, und daß das Prickelnde des Schaumweins zu sehr die Sinne und Leidenschaften aufrege und zu beklagenswerten Handlungen verleite. Auch vom Frühstücken war der General kein Freund und bemerkte oftmals: „In der Frühstücksstube werden unsre Generale nicht geboren!" An den Nachmittagen widmete er die Zeit der Besichtigung im Turnen, Bajonettieren und Fechten, sowie dem Dienstunterricht.

Abends im Absteigequartier erledigte der General sofort die vom Generalkommando eingegangenen Dienstsachen und verkehrte dann noch gern bis 10 Uhr im Kreise von Offizieren in der anregendsten und kameradschaftlichsten Weise.

In der Inspizierungs- und Manöverzeit fühlte sich der General in seinem Element. Er war dann, weil in der Garnison stets mit seltenem

Fleiß die Zeit am Schreibtisch zubringend und bei untersetzter Statur oftmals an Gichtanfällen leidend, denen er nach Hinzutritt der Influenza auch erliegen sollte, auch körperlich sehr frisch, gesund und ausdauernd.

Seine Manöver, zu denen er die Aufgaben selbst bearbeitete, waren äußerst sorgfältig durchdacht und sehr lehrreich, seine Kritiken eingehend, klar, bestimmt und durchaus wohlwollend.

Jede einzelne gerichtliche Untersuchung und jeden Spruch durchdachte und durcharbeitete der General auf das sorgfältigste, forschte den Ursachen des Vergehens nach und knüpfte hieran praktische Maßnahmen oder Belehrungen.

Alle eingehenden Briefe öffnete der General selbst, gab am Rande seine bestimmten Zeichen oder zur sofortigen Bearbeitung einer Sache seine mit Bleistift niedergeschriebenen Unterweisungen.

Außerhalb seines Gartens machte der General als Kommandierender selten längere Spaziergänge, einige Mal in der Woche Ausfahrten; abends besuchte er gern in Begleitung eines Familiengliedes oder eines Offiziers in seiner Loge das Straßburger Theater.

Gegen die Offiziere seines Stabes, die ihn wegen seiner Unermüdlichkeit, seiner Um- und Einsicht, seines scharfen Urteils bewunderten und ein seltenes Beispiel in ihm fanden, war er stets freundlich, wohlwollend und belehrend und den Näherstehenden treu in der Freundschaft."

Hieran sei noch eine eigenhändige Niederschrift des Generals über unrichtige und richtige Kritik geknüpft, die er — die Zeit ist nicht genau festzustellen — wie es scheint nach einer Reise nach Frankreich dem General von Wrangel übersandte und die folgendermaßen lautete:

„Es ist mir ein wahres Herzensbedürfnis, Ihnen auszusprechen, daß die Art und Weise, wie in unsrer Armee die Kritik vor versammeltem Offizierkorps gewöhnlich geübt wird, mehr schädlich als nützlich wirkt! Der scharfe Tadel, begleitet von strafendem Blick, bedauerndem Achselzucken, ausgedrückt in herbem, schneidigem Ton — aber meist nicht begleitet von wirklich überzeugender Belehrung, das Nörgeln, Knittern und Zerren am Unwesentlichen — das alles, wie man es leider so oft hört und wie alte Offiziere es sich im Beisein ihrer Untergebenen müssen gefallen lassen, ohne daß sie nach den Gründen ihres Handelns gefragt, oder ohne daß diese mit gerechtem Sinn und geneigtem Ohr angehört werden — das alles raubt die Freudigkeit an der Sache und untergräbt die Freudigkeit für den Dienst, macht timide, befangen und verursacht dadurch falsches Handeln, — zumal wenn so Beispiele vorkommen, daß es bei dem Tadel nicht einmal sein Bewenden hat, daß derselbe die ganze Dienststellung des Betreffenden trübt, ja daß dieser sogar für Manöverfehler verabschiedet wird! Das macht Männer furchtsam bei Friedensmanövern, die den Kugeln eines Feindes

gegenüber Helden sein würden! — Wo es sich um Verstöße gegen bestimmte Regeln und Vorschriften handelt, da ist der Tadel an seiner Stelle, versteht sich der Tadel in angemessenen Worten und Formen; wo es sich aber um Ansichten handelt, wie solches bei den Manövern meistens der Fall, da kann von einem absprechenden Tadel keine Rede sein. Der selige General von Krauseneck fragte von vornherein zuerst immer nach den Gründen des Handelns, hörte, ob der Betreffende sich bei seinem Handeln etwas gedacht habe, und tauschte dann Idee gegen Idee aus, hinzufügend: viele Wege führen nach Rom; — ich würde es so und so gemacht haben; — im Kriege ist nicht immer der der Gewinnende, der den klügsten oder korrektesten Plan gemacht hat, — oft hat der fehlerhafte Plan den besten Erfolg gehabt, weil er mit Energie, mit Konsequenz, mit Bravour ausgeführt wurde.*) — General von Krauseneck und auch sein würdiger Nachfolger, der unvergeßliche General von Reyher, thaten mit ihrem Tadel niemals wehe; ihre Kritik war eine belehrende und immer überzeugende. Jeder, auch der, welcher geirrt hatte und von ihr unmittelbar getroffen wurde, hörte sie gern und ging nicht deprimiert, sondern geistig gestärkt, weil belehrt, nach Hause. Schreiber dieses hörte einmal einen höhern Offizier darüber getadelt werden, daß er seinen Infanterie-Feldwachten ein paar Reiter zum Melden 2c. beigegeben, daß er seine Vorpostenlinie nicht schnurgerade — es wurde sogar der Ausdruck liniengerade gebraucht — über das zu bewachende Terrain ausgespannt, sondern auch seine Flanken gedeckt, die Linie also auf beiden Flügeln etwas zurückgezogen hatte und dergleichen mehr, kurz, daß er Lehren befolgt hatte, welche von den oben genannten und andern Autoritäten als kriegsmäßige aufgestellt worden, und welche auch aus der Kriegsgeschichte leicht zu entnehmen sind. Der Kritiker war unterleibsleidend und ließ sich von persönlicher Voreingenommenheit beherrschen. — Wer die Gefahr solcher Kritik so nahe und augenscheinlich gesehen und selbst erfahren hat, muß die in der Armee fast zur Regel gewordene, nicht wohlmeinend belehrende und überzeugende, sondern meist nur herabstimmende und verstimmende, oft sogar vernichtende Kritik verwerfen. Damit bildet und schafft man keine Führer! — Die Franzosen kennen das Kritikwesen bei ihren Manövern gar nicht. Sie tadeln Verstöße gegen das Handwerk, nicht Verstöße gegen die freie Kunst, — mit andern Worten: sie tadeln nur Exerzierplatzfehler, Fehler gegen das Reglement, gegen die positive Vorschrift! Sie scheuen sich das ‚Sentiment individuel‘ zu verletzen und lassen dafür lieber jedem ‚den Glauben an seine Unfehlbarkeit‘, überzeugt, daß dieser Glaube im Kriege nur gute Früchte tragen könne!“

*) Wer würde hier nicht an Moltkes gleiche Aussprüche erinnert! v. B.

In 1867 erhielt General von Fransecky einen Auftrag zur Inspizierung der königlich sächsischen Truppen. Es wurden nämlich auf Antrag Sr. Majestät des Königs von Sachsen drei preußische Generale, von Fransecky, Graf Bismarck-Bohlen und Schwartz von dem König bestimmt, sich nach Sachsen zu begeben, um die Truppen des zwölften königlich sächsischen Armeekorps waffenweise zu besichtigen: von Fransecky für die Infanterie, Graf Bismarck für die Kavallerie, General Schwartz für die Artillerie.

Diese Truppen hatten bei ihrer Neuformation die preußischen Reglements angenommen, und der König von Sachsen wollte durch diese Besichtigung in Erfahrung bringen, ob die Ausbildung seiner Truppen nach diesen Reglements sich auf einem Wege befinden, auf dem fortgearbeitet werden dürfe.

Der König von Preußen unterwies seine Generale selbst mündlich, wie sie ihre Aufgabe aufzufassen und auszuführen hätten und empfahl vor allem Rücksichtnahme auf die natürlichen Gefühle und Stimmungen dieser Truppen und ihrer Führer, die ein Jahr vorher uns als Feinde gegenüber gestanden hatten, und die jetzt sich mit uns assimilieren sollten. General von Fransecky hatte sich, bevor er sich in Potsdam beim Könige hatte melden können, schon selbst gesagt, in welchem Sinne die Sache aufzufassen wäre, und war glücklich, als er nun aus dem Munde des Königs vernahm, daß er die allerhöchsten Intentionen vollkommen getroffen.

So ging er seinen Weg in Sachsen auch um so sicherer und hatte bald die Freude wahrzunehmen, daß man in ihm den Mann erkannte, der nichts weiter wollte, als sich den Truppen nützlich machen, und der nichts Dringenders wünschte, als ihnen zu beweisen, daß man preußischerseits aufrichtig Frieden und Freundschaft mit Sachsen wolle.

Bei dieser Art, seine Aufgabe aufzufassen und durchzuführen, stieß er bald überall auf vertrauendes und williges Entgegenkommen, und fand überall einen ergiebigen und dankbaren Boden. Ganz besonders erwarb er sich schon im ersten Jahr das Vertrauen und die Zuneigung des Kronprinzen, des Prinzen Georg, und des Kriegsministers; im nächsten Jahre war er vom König von Preußen allein ausersehen, wieder nach Sachsen zu gehen, um die sächsische Infanterie abermals zu besichtigen, und konnte er dasselbe auch von allen Generalen und Kommandeuren sagen, und im dritten Jahre, 1869, war es, als ob er mit dieser Armee immer zusammengehört habe. Er ließ es aber auch außer der Besichtigungszeit nicht an Bemühungen fehlen, sich den Truppen nützlich zu machen, stand mit Sr. königlichen Hoheit dem Kronprinzen von Sachsen deshalb in brieflichem Verkehr und erreichte es, daß in den Jahren 1869 und 1870, und zwar jedesmal im Frühjahr, immer eine

gewisse Zahl von Regiments- und Bataillonskommandeuren nach Magdeburg geschickt wurden, um bei den dortigen preußischen Regimentern Dienst zu leisten, eine Maßregel, welche um so mehr Nutzen schaffte, je herzlicher und kameradschaftlicher und je beflissener man preußischerseits diesen Offizieren entgegenkam, und je richtiger andrerseits die Wahl dieser Offiziere in Sachsen getroffen worden war.

Der König von Sachsen verlieh dem General von Fransecky für dessen Bemühungen 1869 das Großkreuz des sächsischen Albrechtsordens.

Infolge des Berichts, welchen General von Fransecky über die Dienstleistng der betreffenden Stabsoffiziere im Frühjahr 1870 an den Kronprinzen von Sachsen erstattete, schrieb dieser an den General am 12. Juni 1870:

„Mit großer Freude habe ich Ihr Schreiben mit der Beurteilung unsrer Stabsoffiziere erhalten. Bei der bekannten Strenge und Diensterfahrung des Generalmajors von S.*) ist mir die günstige Ansicht über dieselben doppelt lieb. Die Herren selbst sind ganz entzückt von der Aufnahme und Behandlung, die sie in Magdeburg von allen Seiten empfangen haben, ungerechnet das viele Neue und Nützliche, welches sie von diesem interessanten Kommando heimgebracht haben.

Ihnen aber, verehrter General, darf ich wohl im Namen des zwölften Armeekorps für all die liebevolle Sorgfalt den innigsten Dank aussprechen, mit der Sie nun wiederum sich der Ausbildung unsrer Offiziere angenommen; Sie helfen meiner Infanterie dadurch wesentlich vorwärts; ich habe dies bei den diesjährigen Besichtigungen mit Freuden konstatieren können.

Indem ich das Korps Ihrer ferneren Freundschaft empfehle, verbleibe ich Ihr ergebener

Albert, Kronprinz,
General der Infanterie."

Am dritten Jahrestage der Schlacht von Königgrätz erhielt General von Fransecky folgende Allerhöchste Kabinettsordre:

„Ich erinnere mich heute mit besonderer Befriedigung der vielfachen Beweise unerschütterlicher und hingebender Tapferkeit, durch welche die 7. Division unter Ihrer bewährten Führung sich am 3. Juli 1866 in hervorragender Weise ausgezeichnet hat. Ich verleihe Ihnen deshalb als einen erneuten Beweis Meines königlichen Wohlwollens und Meiner Dankbarkeit den Roten Adlerorden erster Klasse mit Eichenlaub und Schwertern am Ringe, dessen Insignien anbei erfolgen.

Schloß Babelsberg, den 3. Juli 1869.

gez. Wilhelm."

---

*) Dieser leitete die Übungen.

Daß wir diesen Friedensjahren auch die Vorträge des Generals über 1866 verdanken, wurde schon erwähnt.

War so diese Zeit reich an Arbeit, Erfolgen und äußern Ehren, so war dem General im Familienkreise herbes Leid nicht erspart geblieben. Am 4. August 1867 entriß der Tod ihm seinen zweiten Sohn Ernst. Im Alter von 26 Jahren stand er kurz vor der Beförderung zum Rittmeister, nachdem er für sein glänzendes Verhalten im Kriege 1866 als ältester Premierleutnant in das neuerrichtete 14. Husarenregiment versetzt worden war. Er erlag auf einer Badereise in Wiesbaden dem Typhus, zu dem die Anstrengungen der Feldzüge von 1864 und 1866 den Grund gelegt hatten. Schöne Hoffnungen sanken mit ihm in das Grab, aber das Maß der Prüfungen war noch nicht voll. Die Wunde um diesen Verlust begann gerade zu vernarben, als auch der älteste Sohn August, Premierleutnant im Alexanderregiment, auf einer Urlaubsreise im Elternhause in Magdeburg am 19. September 1869 ohne eigentliche Krankheit am Gehirnschlage verstarb. Ein auffallend schöner, ideal veranlagter Offizier war er der Stolz und die Freude seiner Eltern, von seiner Schwester schwärmerisch geliebt, und stand im Begriff, nach Livland zu reisen, um sich dort von einer schönen jungen Dame aus edelm livländischen Geschlecht, die er das Jahr zuvor im Bade kennen und lieben gelernt, das Jawort zu holen.

Ergreifend klingen die Worte des Vaters, mit denen er noch nach Monaten seiner Trauer an einen Freund Ausdruck giebt. „So lang diese Zeit auch war — schreibt er am 17. Januar 1870 — soviel ich auch gestrebt und gerungen habe, die in der That völlig verlorene Sammlung und Fassung wieder zu gewinnen, so fehlt mir noch gar viel daran, und ich hänge, so oft ich auch nur ein paar Minuten freier Muße gewinne, dem tiefen Schmerz immer von neuem nach. Sie wissen, wie nahe gerade dieser Sohn meinem Herzen stand, wie er mir nicht bloß Sohn, sondern Freund war, und ich auf ihn als auf den Stolz der Familie alle Hoffnungen setzte, die ich absolut noch für dieses Leben in mir trug."

Nur die unablässige Arbeit war das Mittel zur Linderung des Schmerzes, und wir haben es gesehen, wie der General, ohne sich ein Ausruhen zu gönnen, dieser oblag. Aber die Anstrengungen des Feldzuges waren auch auf seinen starken Körper nicht ohne Einfluß geblieben. Gichtische Anfälle stellten sich ein, von denen der wiederholte Besuch von Karlsbad Linderung brachte.

So war der Sommer 1870 herangekommen. Wieder weilte der General seit Anfang Juli in Karlsbad, unbesorgt um die Kriegsgerüchte, denen er zunächst noch keinen Glauben beimaß. „Ich habe — schreibt er an einen Freund — eine große Siegeszuversicht, weil ich die Über-

zeugung habe, daß wir fertiger sind als die Franzosen, und weil ich dem preußischen Genius vertraue, der uns 1866 so treu beistand und uns über noch viel schwierigere Lagen hinweg geholfen hat, als die gegenwärtigen werden zu wollen scheinen," und am 16. Juli: „Hier läuft und steckt alles zusammen über die Frage, ob Krieg oder Frieden. Man hört die tollsten Gerüchte und begegnet den unsinnigsten Vorstellungen über Mobilmachungs- 2c. Verhältnisse. Viele Leute denken schon an vorzeitige Abreise, manche sind bereits fort. Da man mir von Magdeburg aus noch nichts geschrieben oder telegraphiert hat, was mich glauben lassen könnte, daß die Sache wirklich so gefährlich resp. eilig sei, so bleibe ich hier sehr ruhig in meinem Geleise und amüsiere mich darüber, wie die Leute auf mich als auf einen sehen, von dem das Signal zum wirklichen Aufbruch ausgehen werde und müsse, und wie ich von ganz Unbekannten mit Fragen bestürmt werde; ob ja, ob nein." Noch war dieser Brief nicht abgegangen, als der General die telegraphische Nachricht von der bevorstehenden Mobilmachung erhielt, so daß er noch an demselben Tage abreiste, nachts in Magdeburg eintraf und diesem Briefe noch am 17. Juli hinzufügen konnte:

„Meine Ernennung zum kommandierenden General des 2. Armeekorps und die Mobilmachungsordre haben mich hierher zurückgeführt. Heute nachmittag fahre ich nach Berlin zur Meldung.

Ich denke, es gibt einen Krieg aufs Messer! Wir werden aber hoffentlich gut bestehen! Gott befohlen!"

---

3. Der Feldzug 1870/71.

Die persönlichen Aufzeichnungen des Generals v. Fransecky über den Feldzug 1870/71 reichen leider nur bis zur Schlacht von Gravelotte, am 18. August, einschließlich. Von diesem Zeitpunkt an gewähren uns seine Briefe an seine Frau einen weitern Einblick. Aus ihnen sollen daher auch die bezeichnendsten Stellen wiedergegeben werden. In Dankbarkeit und Verehrung für seinen einstigen kommandierenden General hat aber sein erster Adjutant in diesem Kriege, der damalige Major v. Blomberg, jetzt General der Infanterie z. D. und zuletzt kommandierender General desselben, 2., Armeekorps, das General v. Fransecky damals kommandierte, seine Erinnerungen, soweit sie besonders auf die persönliche Thätigkeit Franseckys sich erstrecken, zusammengefaßt und zur Verfügung gestellt, um das Lebensbild des hochverdienten Generals auch in diesem wichtigen Abschnitt zu vervollständigen. Über das Leben im Stabe hat der damalige Premierleutnant und Kommandeur der Stabswache, jetzige Generalmajor z. D. Moritz, ebenfalls Aufzeichnungen freundlichst überlassen. Kriegstagebuch und Berichte des 2. Armeekorps konnten aus dem Kriegsarchiv des Großen Generalstabs zur Vervollständigung mit verwendet werden.

Wir beginnen mit den Aufzeichnungen Franseckys bis zum 18. August.

I. Gravelotte und Metz.

16. Juli bis 2. November 1870.

Am 9. Juli reiste ich mit sechswöchentlichem Urlaub von Magdeburg nach Karlsbad. In Magdeburg verließ ich alles im tiefsten Frieden; auch unterwegs hörte ich nichts von Krieg. Es dachte wohl noch niemand daran. In Karlsbad war das Leben und Treiben ziemlich genau so, wie ich es im vorigen Jahre kennen gelernt hatte.

Am 13. Juli überraschte mich die folgende allerhöchste Kabinettsordre:

„Ich ernenne Sie hierdurch zum kommandierenden General des 2. Armeekorps und freue Mich, Ihnen durch diese Ernennung einen erneuten Beweis Meines besonderen Vertrauens geben zu können. Über die Verlegung des Stabes des Generalkommandos 2. Armeekorps von Berlin nach Stettin behalte ich Mir weitere Bestimmung vor.

Ems, den 11. Juli 1870. Wilhelm."

Am 14. Juli verbreiteten sich in Karlsbad Gerüchte über die französischen Kriegsgelüste in allarmierendster Weise. An den Straßenecken verdrängte ein Plakat das andre, das nachfolgende immer aufregender als das vorangegangene, ja am Nachmittag las man schon das Vordringen französischer Truppen über die preußische Grenze; dann folgte eine Lüge der andern so schnell, aber auch zugleich so dumm, daß verständige Leute wenigstens mit Lachen den Rücken kehrten, als es hieß: Koblenz und Mainz wären beide unmittelbar bedroht!

Es war sehr natürlich, daß mein noch fortdauerndes Verbleiben in Karlsbad auf viele beruhigend wirkte. Denn man konnte sich doch wohl sagen, daß, solange noch ein aktiver preußischer General am Orte ruhig verweilte, es mit der Sache nicht so gefährlich stehen müsse, wie die Gerüchte sie machten. Aber am 16. morgens hörte auch für mich jeder Zweifel auf.

Als ich an diesem Tage den Morgenkaffee eben eingenommen hatte und mit den Bekannten noch im Gespräch über das, was alle bewegte, begriffen war, wurde mir ein Telegramm aus Magdeburg überbracht, in welchem mein Adjutant Stoll mich benachrichtigte, daß in der ver-

gangenen Nacht dort aus Berlin die Mobilmachungsordre eingegangen sei. Natürlich beschloß ich auf der Stelle abzureisen. Da ich aber bemerkte, daß mehrere Leute, die mich dieses Telegramm empfangen und lesen sahen, in der Nähe stehen blieben, auch an unserm Tisch die Neugierde sich unverkennbar verriet, so blieb ich so ruhig und kalt, als ob das Telegramm das Allergleichgültigste enthielt, steckte es in die Tasche und setzte das unterbrochene Gespräch einfach fort. Darauf erhob ich mich, fragte nach dem Ort, wo wir heute essen wollten, und empfahl mich dann mit den Worten: „Also auf Wiedersehen heute mittag."

In meiner Wohnung angekommen schickte ich meinen Diener sogleich fort, um mir zur Abfahrt nach einer Stunde eine Extrapost zu bestellen, fand mich inzwischen mit dem Hauswirt persönlich, mit meinem Arzt brieflich ab, war schnell reisefertig und hatte dann bald die Stadt hinter mir, den Weg nach Schwarzenberg über das Gebirge einschlagend, um dort die nächste Eisenbahnstation zu erreichen. Der Postillon klagte, daß sein Pferd erst in der vergangenen Nacht von einer weiten Tour zurückgekehrt sei, und wollte damit das sehr mäßige Tempo entschuldigen, womit er die Fahrt begann. Ich versprach aber ein „sehr hohes" Trinkgeld und erlangte damit bald die Eile, welche nötig war, um den Anschluß an den spät nachmittags von Schwarzenberg abgehenden Leipziger Zug noch eben zu erreichen.

Ich traf nachts in Magdeburg ein. Am nächsten Morgen meldete ich mich bei meinem bisherigen kommandierenden General (v. Alvensleben I.) ab. Seine Frage: ob ich nicht auch, wie er, einen Wagen mit ins Feld nehmen würde, um ihn auf den Märschen zu benutzen, verneinte ich mit dem Hinzufügen, daß ich wie 1866 alle Märsche zu Pferde zu machen beabsichtige, eine Absicht, der ich auch während des ganzen Krieges, mit Ausnahme eines einzigen Tages, treu geblieben bin.

Schon am Nachmittag fuhr ich nach Berlin weiter. Dort empfing mich der Oberst v. Wichmann, Chef des Generalstabs des 2. Armeekorps, von dem ich erfuhr, was mir zur ersten allgemeinen Orientierung zu wissen nötig war.

Am nächsten Tage wurde mir von dem Obersten das Personal des Generalkommandos vorgestellt, wobei ich aber zugleich erfuhr, daß es in der Mehrzahl zum Stabe des Kronprinzen, Oberbefehlshabers der 3. Armee, überzutreten bestimmt sei.

Inzwischen hatten die Mobilmachungsgeschäfte, für welche der 16. Juli der *erste* Tag war, planmäßig ihren Fortgang gehabt. Es kamen zwar von einigen Behörden her einzelne Friktionen zur Anzeige, doch hatten sie nirgends nennenswerte Störungen zur Folge gehabt.

Ich konnte bei der täglichen Einsicht in das für die Geschäfte bestehende Tableau mich leicht überzeugen, wie ruhig und sicher der Oberst v. Wichmann, und mit ihm die betreffenden Offiziere und Beamten arbeiteten, und wie wenig der Oberst durch jene Friktionen sich außer Fassung bringen ließ. Ich hütete mich daher auch vor jeglichem Eingriff und beschäftigte mich dafür um so eifriger und ungestörter mit allem, was mir dazu dienen konnte, mit den Truppen und ihren höhern Befehlshabern so weit als möglich bekannt zu werden, noch ehe ich dieselben zu sehen bekam. Es dienten mir dazu die mir überlieferten Konzepte der Qualifikationsberichte vom 1. Januar 1870 und Notizen über die Truppeninspizierungen aus dem vorigen Jahre. Wichtiger aber als diese Materialien waren mir natürlich die mündlichen Mitteilungen, welche ich von meinem hohen Vorgänger, dem Kronprinzen, bald erhielt.

Ich traf Se. königliche Hoheit weder am ersten noch am zweiten Tage meiner Anwesenheit in Berlin, wurde von ihm selbst am zweiten Tage verfehlt und konnte, auf eine ausdrückliche Einladung ins neue Palais bei Potsdam, erst am dritten Tage zum Ziel kommen.

Der hohe Herr empfing mich in gewohnter Weise sehr freundlich, nannte mich seinen „lachenden Erben" und weihte mich dann in die Verhältnisse des Korps soweit ein, wie solches bei der Kürze der Zeit und den mehrfachen Störungen, welche die Unterredung in den wichtigsten Momenten unterbrachen, nur möglich war. Ich kehrte nach allem, was ich gehört, mindestens mit der Überzeugung nach Berlin zurück, daß das Korps sich in einer sehr guten Verfassung befand, und bei allen Waffen überwiegend von tüchtigen Offizieren befehligt wurde.

Se. Majestät der König hatte sich zunächst noch den Empfang von Meldungen bis zu gelegenerer Zeit verbeten, und so wohnte ich daher der Eröffnung des Reichstags am 19. Juli bei, ohne den teuern Monarchen vorher gesehen zu haben.

Ich erwähne hier von diesem welthistorisch gewordenen Akt nur, daß er mich wie wohl jeden, der ihm beizuwohnen das Glück hatte, aufs tiefste ergriff und auch mich mit der von allen geteilten Zuversicht auf einen glücklichen Ausgang unsrer gerechten Sache erfüllte, welche mir dann auch während des ganzen Krieges unverändert verblieb. Ich suchte und fand Gelegenheit, den General v. Moltke zu begrüßen und erhob mich an der heitern Stimmung, mit welcher er in seiner kurzen Weise das Wort sprach: „Wenn wir nur erst alles am Rhein beisammen haben, so wird alles Weitere sich schon finden."

Am 20. Juli empfing der König die Meldungen mehrerer hoher Offiziere, unter denen außer mir sich auch die Generale v. Etzel als neu ernannter stellvertretender kommandierender General in Schleswig-

Holstein und v. Löwenfeld als Generalgouverneur in Posen und Schlesien befanden. Se. Majestät zeigte bei Eintritt in das Audienzzimmer eine ruhige, aber auch ernste Stimmung. Er sprach nach kurzem Gruße etwa die folgenden Worte: „Ja, meine Herren, wir stehen jetzt wieder am Krieg — aber diesmal sind die Verhältnisse andre, schwerere als 1866. Die Franzosen stehen bereits an unsrer Grenze, und die 16. Division hat, um nicht gestört zu werden, ihre Mobilmachung an den Rhein zurückverlegen müssen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß wir unser linksrheinisches Land erst wieder zurück zu erobern haben werden. Dazu kommt noch, daß wir nicht wissen, wie wir mit Österreich daran sind. So lange diese Ungewißheit dauert, muß ein Teil der Armee im Lande zurückbleiben, und werden auch Sie wohl — bei diesen Worten sich an den General v. Löwenfeld wendend — dabei zu thun bekommen." Dann sprach Se. Majestät sein Vertrauen zur Armee und ihren Führern, wie zu unsrer gerechten Sache aus und endete mit einem Hinweis nach oben und der Hoffnung, daß mit Gottes Hilfe unsre Sache siegen würde!

In den nächstfolgenden Tagen gab es allerlei Besorgnisse und Ärgernisse wegen der Schwierigkeiten, die an verschiedenen Orten in der Provinz der rechtzeitigen und vollständigen Gestellung der Mobilmachungspferde entgegentraten, und war es namentlich die Artillerie, welche sehr besorgnisvoll berichtete. Es wurde jedoch auch in dieser Hinsicht zum Teil durch das Dazwischentreten des Generalkommandos Abhilfe geschafft.

Am 24. Juli erhielt dieses den Fahrplan, wonach das Armeekorps bei und in Berlin konzentriert werden sollte. Es trafen demzufolge schon am 26. gegen Abend die ersten Truppen ein, und zwar das Regiment Nr. 2 und ein Bataillon Colberger Grenadiere Nr. 9. Ich war bei der Ausschiffung auf dem Bahnhof zugegen und erfreute mich aufs höchste des Anblicks dieser kernigen, schönen Leute.

Am 27. Juli mehrten sich die Zahlen der eintreffenden Truppen und zwar von allen Waffen. Ich war natürlich auch bei ihrer Ausschiffung so oft ich nur konnte zugegen. Da sich unter ihnen auch der Stab und 2½ Eskadrons des „Kürassierregiments Königin" befanden, so geruhten beide Majestäten, Ihre Majestät die Königin in den Farben des Regiments, sich auf dem Stettiner Bahnhof zum Empfang der zuerst eintreffenden Eskadron einzufinden. Bei dieser Gelegenheit hatte Se. Majestät der König die Gnade mir zu sagen: „Ich habe Ihnen heute — auf meine Epauletts zeigend — einen Stern hinzugelegt —" und dann fortfahrend, „eine so großes Avancement in der Armee habe ich noch nie verfügt."

Am Abend dieses Tages erhielt ich die Kabinettsordre vom 26., durch welche ich meine Beförderung zum General der Infanterie auch schriftlich erfuhr.

Am nächsten Tage war auch der Stab des Generalkommandos in seiner neuen Zusammensetzung beisammen.

Mit keinem der Herren hatte ich je zuvor in irgend einem dienstlichen oder selbst nur persönlichen Bekanntschaftsverhältnis gestanden, was mir natürlich meine Stellung zu Anfang sehr erschwerte.*)

Aus dem ersten deutsch-dänischen Kriege von 1848 her waren mir die großen persönlichen Annehmlichkeiten und Vorteile für den Dienst noch sehr erinnerlich, welche für die Offiziere des Stabes darin bestanden, daß sie die täglichen Gäste des kommandierenden Generals waren. Sie wurden dadurch aller Sorge für ihre Verpflegung enthoben und konnten sich dafür um so vollständiger ihren Geschäften widmen. Selbst wenn sie versendet oder durch andre Umstände verhindert waren, sich am gemeinschaftlichen Tisch einzufinden, war für sie gesorgt, ihr Couvert selbst des Nachts für sie bereit, wenn sie so spät heimkehrten. Mein damaliger kommandierender General v. Wrangel sagte von vornherein: „Wer für mich arbeitet, der ißt mit mir auch aus einem Topf,“ und wenn auch sein eigner Geschmack sich mit konsequenter Vorliebe nach Rostbeaf, Makaroni und Backpflaumen richtete, und Ausnahmen nur selten stattfanden, so befanden wir uns alle doch bei der Sicherheit dieser Verpflegungsweise sehr wohl. Auch erzeugte das tägliche Zusammensein bei Tisch sehr bald dasjenige, was der alte Herr auch sonst noch mit seiner Fürsorge bezweckte und was er mit den Worten bezeichnete: „Wir sind eine Familie,“ — ein Verhältnis, welches freilich dadurch zuweilen etwas lästig wurde, daß er es ungern sah, wenn der eine oder andre wegen irgend einer Abhaltung sich mittags oder abends bei Tisch entschuldigen ließ. In Erinnerung nun an diese Einrichtung und zugleich meiner eignen Überzeugung und meinem eignen Gefühl folgend, richtete ich meinen Feldhaushalt entsprechend ein. Ich beschaffte eine vollständige Küchen- und Tischeinrichtung für 24 Personen, reihte in die Stabswache einen bald bei einem der Regimenter des Korps er-

*) General v. Blomberg schildert den Eindruck, den der General v. Fransecky damals machte, folgendermaßen: „Nicht über Mittelgröße, war seine Erscheinung doch dazu angethan, auf jeden Soldaten von vornherein einen vorteilhaften Eindruck zu machen. Von jugendlich frischer Gesichtsfarbe, sehr lebhaftem Ausdruck und großer Herzlichkeit, erschien er jünger als er war. Die unbeugsame Energie und das Selbstbewußtsein, was aus seiner Erscheinung sprach, wenn er sich vor der Truppe befand, und wovon er manche Probe abzulegen Gelegenheit fand, machten einem herzgewinnenden Ausdruck des Wohlwollens und der Güte Platz, wenn er sich im Kreise der Offiziere seines Generalkommandos befand.“ v. B.

mittelten „gelernten Koch“ ein, sorgte für Eßvorräte aller Art, zunächst auf etwa vier Wochen, und sah mich dadurch im stande, nicht bloß meinen „engern Stab“ — die Generalstabsoffiziere und Adjutanten — täglich, sondern auch die Herren vom „allgemeinen Stab“, sehr oft abwechselnd an meinem Tisch bewirten zu können. Ja, ich konnte auch, je nach Zeit und Gelegenheit, Einladungen an Generale und Stabsoffiziere des Korps ergehen lassen und selbst für Adjutanten und Ordonnanzoffiziere sorgen, die zur Tischzeit mit Meldungen oder andern Aufträgen ins Hauptquartier kamen und Hunger mitbrachten. Mit den Geschäften des „Hofmarschalls“, wie er zum Scherz genannt wurde, war zuerst der Premierleutnant v. Naso, nach dessen Verwundung bei Gravelotte der Premierleutnant Moritz betraut.

Am 28. Juli, dem 13. Mobilmachungstage, konnte Sr. Majestät dem Könige und dem Kriegsministerium gemeldet werden, daß die Mobilmachung des Korps zum Abschluß gelangt sei.

Das Eintreffen der Truppen hatte seither täglich fortgedauert und dauerte auch in den nächsten Tagen Tag und Nacht fort.

Nachdem bis zum 29. Juli hier auch die Stäbe der beiden Divisionen und aller Brigaden eingetroffen waren, konnte ich die Meldungen und Vorstellungen der Kommandeure bis zu den Regimentskommandeuren herab empfangen. Die Generale Hann v. Weyhern, v. Hartmann, von Kettler und du Trossel, die Obersten von Zimietzki, von Willisen, v. Guretzki, Petzel und Schmelzer waren mir aus frühern Verhältnissen her schon mehr oder weniger nahe bekannt; mit den übrigen Herren durfte ich hoffen, schon in den nächsten Tagen bei ihren Truppen in nähere Berührung zu kommen. Denn es stand nun schon fest, daß das 2. Armeekorps zunächst noch bei Berlin zurück zu bleiben habe, da die Verhältnisse zu Österreich und Dänemark noch nicht geklärt waren. Natürlich wurde der uns auferlegte Stillstand aufs eifrigste benutzt, die Truppen durch tägliche Übungen in sich fester und für ihre Verwendung tüchtiger zu machen, wozu ich den Kommandeuren entsprechende Befehle und Instruktionen erteilte.

Unter diesen Kommandeuren befanden sich einzelne, welche, trotz ihrer Anciennetät, doch bei der Besetzung höherer Stellungen in der Armee, ja selbst im Korps, übergangen waren. Als sie mir solches vorstellten, konnte ich sie natürlich nicht anders als dahin bescheiden, daß zu einer Abhilfe keinerlei Aussicht vorhanden sei, und jedermann, selbst der empfindlichst Berührte, auf dem ihm für den Krieg angewiesenen Posten auszuharren und einzig und allein danach zu trachten und zu streben habe, ihn „trotz alledem und alledem“ nach besten Kräften auszufüllen!

Am 31. Juli verließ Se. Majestät der König Berlin, um sich zur Armee, zunächst nach Mainz, zu begeben. Ich befand mich unter einer

großen Zahl von höhern Offizieren und einem zahlreichen Publikum, welches sich auf dem Potsdamer Bahnhof versammelt hatte, um den geliebten Monarchen vor der Abfahrt noch einmal zu sehen, und ihn mit den herzlichsten Segenswünschen auf den Weg zu begleiten.

Ich verhehle nicht, daß ich im unwillkürlichen Rückblick auf das Glück, welches mich im Kriege von 1866 mit der 7. Division überall in die vorderste Reihe führte, mich der für den diesmaligen Krieg mir zugewiesenen Rolle im hintersten Treffen innerlich geradezu schämte. Selbst als Se. Majestät erschien, konnte ich mein Gefühl nicht bemeistern, und er fand, als er mir huldvoll die Hand zum Abschied reichte, in meinem Auge jenen Ausdruck nicht mehr, den ich bis dahin, so oft er mich gesehen, immer gezeigt hatte! Ich vermochte auch kein Wort des Abschieds auszusprechen und meine stumme Verbeugung verriet nur zu deutlich jene innere Gebeugtheit, aus der ich mich, ungeachtet allen Kampfes dagegen doch nicht erheben konnte! So blieb ich denn auch stehen und stand noch so da, als der König am Fenster seines Coupees erschien, um noch einen dankenden Blick auf die Menge zu werfen, welche nicht aufhörte, ihm ihre Treue und Liebe, ihre Wünsche und Hoffnungen in all den Zeichen auszudrücken, welche in solchem Moment dem Herzen ungekünstelt entsprießen. Da ich jenem Fenster nahe stand, so erblickte der König mich sogleich und winkte mir, zu ihm an das Fenster heranzutreten. Dort reichte er mir, ohne ein Wort zu sprechen, die Hand und drückte die meinige so warm, daß ich seine Teilnahme eben so sehr verstehen, wie er in meinem Auge den Dank lesen konnte, den auszusprechen meine Zunge nicht vermochte. Ich kehrte nach seiner Abfahrt in mein Quartier mit dem erneuten Vorsatz zurück, dem teuern Herrn mit Aufbietung meiner besten Kräfte zu dienen, mochte das Schicksal mir selbst noch weniger hold werden, als es schon geworden war!

Nachdem die Truppen die ihnen zunächst verbliebene kurze Zeit soviel als möglich benutzt hatten, um aus den mehr oder weniger losen Zuständen heraus zu kommen, welche die so eilig betriebene Mobilmachung, die Märsche nach den Bahnstationen, die Eisenbahnfahrten und manch andres noch naturgemäß herbeigeführt hatten, wurde die Zeit vom 2. August an zu Exerzierübungen, bei der Infanterie bis zu den Brigaden hinauf, benutzt, und das Tempelhofer Feld bot täglich das interessante Schauspiel, Truppen aller Waffen auf dem Kriegsfuß sich kriegsmäßig üben zu sehen. Ich ritt natürlich jeden Morgen hinaus, weil ich dort die beste Gelegenheit fand, mit den Truppen und ihren Kommandeuren näher bekannt zu werden. Selbstverständlich hielt ich darauf, daß nur die einfachsten, auf dem Schlachtfelde allein vorkommenden Dinge vorgenommen wurden, sowie auch darauf, daß die Fahrzeuge der

Truppen immer mit hinaus kamen, um sich in ihr Verhältnis zu letzteren zu gewöhnen. Den Ausbildungszustand der Truppen anbetreffend, so machte sich überall eine tüchtige Friedensarbeit erkennbar, jedoch auch die dem pommerschen Naturell eigne Wuchtigkeit und Derbheit, welche den Anblick dieser Soldaten mehr vertrauenerweckend und imponierend als gefällig machte.

Am 3. August führte die dritte Division einen Übungsmarsch in die Gegend nördlich von Berlin aus, im ganzen vielleicht drei Meilen, bei einer entsetzlichen Hitze auf meist schattenlosen Wegen. Ich war ihr nachgeritten und traf sie zwischen Rosenthal und Nieder-Schönhausen an, und zwar in einem Zustande der Ermattung und Lockerung, der bewies, daß man für einen ersten Marsch mit vollem Kriegsgepäck, unter solchen wie den angeführten Verhältnissen, den Truppen etwas zuviel zugemutet hatte. In den Dörfern Nieder-Schönhausen und Pankow wurde gegen alle Regel gehalten, und es zeigten sich hier die Folgen in wirklich bedenklicher Weise. Viele Leute sanken, als sie sich zur Ruhe niederlassen durften, schlaff zusammen, von Humor war nur vereinzelt etwas zu sehen und zu hören. Die Einwohner brachten aus allen Häusern Wasser, ja selbst Bier herbei und erleichterten dadurch den Offizieren die Mühe, die Mannschaften von dem willkürlichen Austreten, um Erfrischungen zu suchen, abzuhalten. Außer mehreren Ohnmächtigen gab es leider auch drei Mann, die an Hitzschlag starben. So traurig auch, so belehrend war doch dieser Tag, und ist mir im Kriege selbst Ähnliches nicht wieder vorgekommen, selbst auf jenen forcierten Märschen vor Gravelotte und nach dem Jura nicht, die das 2. Korps auszuführen hatte. Daß die Berliner Presse über jenen Vorgang nicht ganz schweigen würde, war vorauszusehen; doch wurde derselbe glimpflicher behandelt, als ich besorgte. Wie nahe er aber dem landesmütterlichen Herzen der Königin gegangen war, mußte ich schon am nächsten Tage peinlichst erfahren, indem Ihre Majestät nicht bloß den Fall an und für sich beklagte, sondern auch den Vorwurf nicht zurückhielt, daß die betreffenden Vorgesetzten von den Truppen zuviel gefordert hätten. Ich brauchte diesen Vorwurf aber auf meine Person nicht zu beziehen und ersparte den Kommandeuren, welchen er wirklich galt, die Mitteilung desselben um so lieber, als ich es nicht für geboten erachten konnte, das, was ich meinerseits schon an Ort und Stelle ernstlich genug gesagt hatte, durch den Tadel aus dem Munde der königlichen Frau noch zu verschärfen.

Am 4. August wurde das Generalkommando vom Kriegsministerium benachrichtigt, daß das Korps sich bereit zu halten habe, in 2—3 Tagen abzurücken. Wir schlossen natürlich auf eine Fahrt nach Westen, nachdem es bereits erkennbar geworden, daß von unsern nähern Nachbarn

nichts Ernstliches mehr zu besorgen war. Und so war denn Gott sei Dank die Ungewißheit zu Ende, in welcher wir uns bisher wegen unsrer Zukunft befunden hatten. Was ich in dieser Beziehung von Tag zu Tag mehr gelitten, wußte jeder, der meinen brennenden Ehrgeiz kannte. Auch mein alter Gönner, der Feldmarschall Wrangel, fühlte mein Leid in seiner ganzen Schwere und war der Erste, der mir teilnahmsvoll seine Freude ausdrückte, als er mich erlöst wußte. Er schrieb mir am 5. folgende Zeilen:

„Glück auf, mein teurer Freund, um frische Lorbeeren zu pflücken, — denn schon am 7. dieses werden Sie mit Ihrem braven Armeekorps vermittelst zweier Bahnstränge nach dem Rheine eilen. Es lebe der König! Gr. Wrangel."

Der alte Herr meinte es mit mir von jeher außerordentlich gut und freute sich für mich gewiß von ganzem Herzen. Er selbst aber saß in seinem immer einsamer gewordenen Hause in stiller Betrübnis darüber, daß seine Bitte: im Gefolge des Königs, selbst in der geringsten Stellung, mit in den Krieg ziehen zu dürfen, von Sr. Majestät unter gnädigster Anerkennung des guten Willens, abgelehnt worden war, und es fiel ihm sehr schwer, sich in die Rolle des Zuschauers „aus der Ferne" zu finden.

Am 5. August ging dem Generalkommando aus dem Kriegsministerium der Entwurf einer Fahrdisposition zu, nach welcher das Korps, „nach Eingang des definitiven Befehls durch den General von Moltke," von Berlin nach Neuenkirchen und Homburg in der bayrischen Pfalz mit der Bahn abzugehen hatte. Hinzugefügt war, daß auch die Mitführung ausreichender Verpflegung berücksichtigt werden sollte.

Das Berliner Publikum war seit dem 2. August von dem Polizeipräsidium täglich durch „Depeschen vom Kriegsschauplatz" über die Vorgänge an der Grenze, namentlich bei Saarbrücken unterrichtet worden. Am 4. erfuhr es den „glänzenden aber blutigen Sieg" der Kronprinzlichen Armee, „unter des Kronprinzen Augen" bei Weißenburg.

Ihre Majestät die Königin hatte am nächsten Tage die Gnade, mich nach dem königlichen Palais bescheiden zu lassen, um mir die Depesche seiner Majestät des Königs vom 4. aus Mainz mitzuteilen, die mit den Worten schloß: „Gott sei gepriesen für diese erste glorreiche Waffenthat! Er helfe weiter!"

Auch über die Schlachten bei Wörth und Spichern wurde ich von Ihrer Majestät immer gleich nach Eingang der betreffenden Depeschen unterrichtet, während das Publikum durch Vorlesung derselben vom Balkon des Palais und durch die Plakate, welche das Polizeipräsidium verbreitete, sehr schnell Kenntnis erhielt.

Wie beneidete ich und mit mir das ganze Korps unsre glücklichern Waffenbrüder, und wie laut jubelten wir alle, als endlich der Befehl einlief, am 7. nachmittags die Fahrt nach der Pfalz anzutreten.

Wir hatten begreiflicherweise alle viel mehr Zeit gehabt, als wir gebrauchten, um marschfertig zu werden. Mein Stall war allmählich auf zwölf Pferde, sechs Reit- und sechs Wagenpferde, angewachsen. Zur Fortschaffung meiner und meiner Adjutanten Bagage, sowie der Registratur, hatte ich Postpackwagen größter Art gekauft; für die Tisch- und Kücheneinrichtung aber und die dazu gehörigen Vorräte diente ein Wagen vom Fuhrpark, der dazu disponibel war.

Auch meine Familienverhältnisse hatte ich dergestalt geregelt, daß ich meine Frau und Tochter nach Wiesbaden schickte, um sie einesteils dem unruhigen Leben und Treiben zu entziehen, welches nach den Erfahrungen von 1866 in Magdeburg wieder sicher vorauszusehen war, anderenteils aber auch, um sie mit den verwandten und befreundeten Familien zusammenzubringen, welche in Wiesbaden und Umgegend ihren Wohnsitz hatten. Meinen Sohn*) aber hatte ich zu seinem Regiment nach Münster abgehen lassen können, nachdem ich ihm schon in Berlin die heißersehnte Gewißheit verschafft hatte, bei einer Feldbatterie in den Krieg zu ziehen. —

Mit dem 7. August war endlich und endlich der Tag unsrer Abfahrt gekommen.

Ihre Majestät die Königin ließ mich nach dem Palais rufen, „um Abschied von mir zu nehmen". Sie empfing mich sehr gnädig, wie an den vergangenen Tagen, sprach von den die letzte Siegesnachricht noch übertreffenden neuesten Depeschen und erfreute sich des Jubels, den die zu Tausenden vor dem Palais und Unter den Linden stehende und wogende Volksmenge ertönen ließ, untermischt von dem Donner der Kanonen, welche auf dem Königsplatze vor dem Brandenburger Thore Viktoria schossen. „Man kann," sagte die hohe Frau, indem sie mir die Hände reichte, „sein eignes Wort nicht hören, aber unter solchen Umständen wird einem der Abschied doch auch leicht!" Ihre Majestät legte mir noch zwei Wünsche ans Herz; ich möchte, sagte sie, zwei Herren mitnehmen: erstens den Grafen Heinrich v. Donnersmarck, ehemals langjährigen Adjutanten des Großherzogs von Weimar, welcher, dem stellvertretenden Generalkommando 2. Armeekorps zugeteilt, lieber im Felde zu dienen und sich an Ort und Stelle um einen Platz zu bewerben wünsche, und zweitens den Professor Dr. Hüter aus Greifswald, den Ihre Majestät von 1866 her als sehr bewährten tüchtigen Chirurgen kenne, und welcher sich

*) Der jüngste Sohn Fritz, der als Leutnant bei der 7. Artilleriebrigade stand. v. B.

diesmal auch lieber im Felde, als in der Heimat nützlich machen möchte. Ich versprach gern die Mitnahme beider Herren, erbat mir aber für den Arzt eine schriftliche Empfehlung von der Hand Ihrer Majestät, weil ich ohne solche mich wohl vergebens um dessen Anstellung bemühen würde. Ihre Majestät setzte sich sofort an den Schreibtisch und entließ mich, nachdem sie das Empfehlungsschreiben schnell aufgesetzt und mir zugestellt hatte, mit sehr warm ausgesprochenen Wünschen für mein Ergehen im Felde und mit Darreichung ihrer Hand, die ich dankbar küssen durfte.

Am späten Nachmittage dieses Tages fand die Einschiffung des Generalkommandos auf dem für Militärtransporte bestimmten besondern Platze des Anhalter Bahnhofes statt. Die Abfahrt aber verzögerte sich ohne unsre Schuld bis zum Abend, so daß der Zug erst um 8¹/₄ Uhr in Bewegung kam. Die Beförderungszeit bis Homburg sollte nach der Fahrdisposition 48 Stunden betragen. Da wir aber unterwegs Militärzüge vor uns hatten, welche, beladen mit Proviant oder andern Nachschüben die Bahnhöfe verstopften oder schon unterwegs durch Zufälle verschiedener Art aufgehalten wurden, so entstanden aus den 48 Stunden 72 Stunden. Vor Frankfurt um 6 Uhr morgens eingetroffen, dauerte der Aufenthalt von 6—9 Uhr, und es wurde unter freiem Himmel der Kaffee getrunken und Toilette gemacht, im Beisein des Polizeipräsidenten v. Madai, der uns entgegengeritten war, und nicht bloß allerlei Mitteilung vom Kriegsschauplatze machte, sondern auch die Stimmung in Frankfurt und der ganzen Umgegend nicht genug rühmen konnte. Die Fahrt bis Homburg dauerte, infolge der sich noch mehreremal wiederholenden Stockungen, noch volle 24 Stunden — für uns alle eine immer härter gewordene Geduldsprobe.

Unsre Ankunft in Homburg erfolgte am 10. abends zwischen 7—8 Uhr unter strömendem Regen bei vollster Dunkelheit. Auf dem Bahnhofe empfing mich der General du Trossel, dessen Brigade uns vorausgefahren war, und von welcher ein Teil nahe bei Homburg im Biwak stand. Da die Stadt schon anderweitig belegt war, so hatte man sich mit dem Biwak begnügt, welches bei solchem Regen entsetzlich sein mußte. Wir waren aber damals in Bezug auf Quartierforderung noch allzu bescheiden, selbst in Frankreich noch. Erst später, namentlich im Jurafeldzuge, verlangten wir, was wir brauchten — und erlangten es!

Ich erhielt in Homburg mein Quartier bei dem dortigen Bezirksamtmann, der mich und den mich begleitenden Leutnant Moritz sehr freundlich aufnahm. Zwei Tage vorher hatte Se. Majestät der König in diesem Hause logiert. Am nächsten Tage, dem 11. August, verblieb ich mit dem Stabe in Homburg, während die am 10. dort aus-

geschifften Truppen am Nachmittage in der Richtung nach Saarbrücken marschierten.

Aus dem Munde meines freundlichen Wirts ist mir der eine bei einem Gespräch über den begonnenen Krieg von ihm ausgesprochene Wunsch in lebhafter Erinnerung geblieben: „daß wir die französische Grenze doch einige Meilen zurückdrücken möchten, damit man diesen Nachbar künftighin nicht mehr so nahe vor sich habe!" ein Wunsch, welcher zu unsrer Ehre nun nicht lange mehr unerfüllt bleiben sollte. An demselben Tage (11. August) war morgens 9 Uhr der Armeebefehl vom 10. August eingetroffen, wonach das 2. Armeekorps der 2. Armee, unter dem Oberbefehl des Prinzen Friedrich Karl, zugeteilt und angewiesen wurde, sich bei Saarbrücken zu konzentrieren. Da von der 3. Division die Meldung von dem Eintreffen der vordersten Staffeln bei Neunkirchen auch bereits eingelaufen war, so wurde dem Oberkommando gemeldet: „daß die in und um Neunkirchen und Homburg kantonierenden bis jetzt ausgeschifften Truppen, behufs Konzentration bei Saarbrücken am 12., auf der Linie Neunkirchen—Saarbrücken und Homburg—St. Johann echelloniert werden, die noch auszuschiffenden Staffeln aber durch zurückgelassene Offiziere auf denselben Linien in Marsch gesetzt werden würden, unter der Anweisung, sobald als möglich aufzuschließen." Da das Oberkommando der 2. Armee auch bereits verfügt hatte, daß das Generalkommando durch einen täglich abzusendenden Offizier die Befehle aus dem Hauptquartier des Prinzen-Oberbefehlshabers abholen zu lassen habe, so wurde schon an diesem Tage, dem 11., der Hauptmann v. Unruhe zu dem genannten Zweck nach Puttelange gesandt, wo der Prinz sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Es mag gleich hier angeführt werden, daß diese Maßregel wegen der immer größer werdenden Abstände zwischen dem Generalkommando und dem Oberkommando schon sehr bald wieder abbestellt und das Generalkommando angewiesen wurde, die täglichen Armeebefehle durch das vor ihm marschierende 9. Armeekorps zu empfangen.

Die Befehle zur Konzentration bei Saarbrücken waren schnellstens an die beiden Divisionen und die Korpsartillerie ergangen. Es ist aber für letztere auch hier vorgreifend zu erwähnen, daß sie auf ihrer Fahrt noch größere Verzögerungen erlitt, als die vor ihr gefahrenen Staffeln der 3. Division und daher bis zu 96 Stunden gebrauchte, um nach Neunkirchen zu kommen.

Am 12. August früh verließ ich mit dem Stabe des Generalkommandos Homburg, um in einem Marsch über St. Ingbert Saarbrücken zu erreichen. Wir sahen unterwegs vielerlei, was uns an die in dieser Gegend schon stattgehabten Truppenbewegungen erinnerte, namentlich Biwakplätze mit allerlei Resten. Auch stießen wir auf Trains

aller Art von fremden Armeekorps, namentlich vom 9., welches am nächsten vor uns marschierte. Auch eine verirrte Lazarettkolonne vom 9. Korps fand sich dazwischen, und ich wies persönlich den mir von Magdeburg her bekannten Chefarzt auf den richtigen Weg. Als ich, vor Saarbrücken angelangt, mit meiner Begleitung abends in die Stadt einrücken wollte, erfüllte sich leider die Ahnung, welche mich unterwegs gequält hatte, nämlich die, daß ich meinen Sohn dort verwundet finden würde. Am Eingang der Stadt erwartete mich ein Artillerist, welcher sich als Bursche meines Sohnes bei mir meldete, mir das traurige Faktum seiner Verwundung bei Spichern mitteilte und zugleich anzeigte, daß der Ärmste sich in sehr guter Privatpflege bei dem Landgerichtspräsidenten Schiller befände. Natürlich begab ich mich sogleich in die Wohnung dieses Herrn, und groß war meine Freude, als ich dort meinen Sohn, allerdings am rechten Oberarm schwerverwundet, doch in besserer Verfassung wiedersah, als ich gefürchtet hatte. Er wurde von den Damen des Hauses, der Mutter und drei Töchtern, wie ein Sohn und Bruder behandelt und gepflegt, konnte, den geschienten Arm in der Binde, sich schon wieder frei im Hause herumbewegen und litt mehr an schwerer Ungeduld und Verstimmung über das Zurückbleibenmüssen, als an den Schmerzen der Wunde. Ich suchte ihn damit zu trösten, daß er der erste unsers Namens sei, der in diesem Kriege sein Blut für König und Vaterland vergossen habe, und daß er doch wohl nicht lange hier würde zurückbleiben müssen. Von der liebenswürdigen Familie erhielt ich die bündigsten Versicherungen, daß der „Fritz“, wie der brave Präsident ihn liebevoll nannte, so lange er bleiben wolle, ein lieber Gast sein würde.

Ich fand mein Quartier in einem reichen Hause, dessen Besitzer der Kommerzienrat Braun, mich überaus artig und zuvorkommend aufnahm. Zwei Tage vor mir hatte der Prinz Luitpold von Bayern die mir angewiesenen Zimmer bewohnt. Nachdem ich mit den Offizieren des Stabes, welche ich eingeladen, im Hotel „Post“ zu Mittag gespeist hatte, besuchte ich zunächst das im dortigen Kavalleriekasernement eingerichtete Lazarett, das einige Hundert Verwundete und Kranke enthielt, die meisten davon aus der Schlacht vom 6. herrührend, Preußen und Franzosen durcheinander gemischt. Es herrschte in den weder reinlich noch überhaupt freundlich aussehenden, durchweg stark belegten Zimmern eine große Hitze, welche die aus den nahen Stallungen in Unzahl herüber gekommenen Fliegen für die armen Menschen um so unerträglicher machten! Nonnen und Diakonissinnen teilten sich mit den in nicht ausreichender Zahl vorhandenen Wärtern in der Pflege mit jener Hingebung und Aufopferung, welche ich später in vielen andern Lazaretten immer in gleicher Weise wiederfand. Ich begab mich nach

diesem Besuch noch nach dem Bahnhof, um die Zerstörungen anzusehen, welche dessen Gebäude und mehrere benachbarte Häuser durch die Beschießung durch die Franzosen am 2. August erlitten hatten. Sie waren immerhin nennenswert, aber doch bei weitem nicht so bedeutend, wie jene von Kehl, welche ich acht Monate später von Straßburg aus zu sehen bekam. Bei der Rückkehr nach meinem Quartier begegnete ich in den sehr buntbelebten Straßen vielen Civilisten mit dem roten Kreuz auf weißer Binde um den Arm, meist jungen Männern, welche müßig umhergingen, oder wie es schon jetzt hieß, „herumbummelten," und nicht danach aussahen, daß sie in dem doch freiwillig erwählten Berufe als „Krankenpfleger" wirklich etwas leisten würden oder überhaupt wollten.

Am Nachmittag dieses Tages, 4 Uhr, lief beim Generalkommando ein Telegramm vom Oberkommando der 2. Armee aus Groß-Tenquin mit der Frage ein: ob dem Generalkommando ein Befehl zugegangen sei, wonach das 2. Armeekorps „am 12. und 13. bis St. Avold zu marschieren habe!" Auf diese Frage wurde sofort verneinend geantwortet, zugleich aber auch vom Generalkommando alles Nötige angeordnet, um am 13. mit den Korps jedenfalls St. Avold erreichen zu können. Dazu war aber freilich am 13. ein stärkerer Marsch auf den beiden Linien Saarbrücken—St. Avold für die 3. Division und St. Ingbert—Blittersdorf—Klein-Ebersweiler für die 4. Division nötig, für welche Abkochen auf halbem Wege und Benutzung der kühlen Abendstunden befohlen wurde. Bei Blittersdorf, eine Meile oberhalb Saarbrücken, war an diesem Tage schon früh eine Brücke für die 4. Division geschlagen worden, um dadurch zwei Marschlinien für das Korps zu erhalten. Der Korpsartillerie und den Trains wurde die Direktion über Saarbrücken gegeben. Sehr spät, in der Nacht vom 12. zum 13., traf ein Armeebefehl, datiert aus Groß-Tenquin, nachmittags 7 Uhr, ein, welcher zunächst mitteilte, daß der Feind die Stellung an der Nied geräumt und sich gegen Metz zurückgezogen habe; sodann angab, daß die 1. Armee dem Feinde folgen werde; ferner für die Korps der 2. Armee die am 13. auszuführenden Märsche in der Richtung gegen die obere Seille vorschrieb, und endlich von der 3. Armee bemerkte, daß diese links der 2. über Saarburg dirigiert sei. Besonders interessant waren für uns die am Schluß ausgesprochenen allgemeinen Bemerkungen, welche andeuteten, daß die 2. Armee „wahrscheinlich" weiterhin die Mosel bei Pont à Mousson, und zwar oberhalb dieser Stadt passieren werde.

Von uns hieß es in diesem Befehle nur: „Das 2. Armeekorps rückt, wie heute telegraphisch befohlen, baldmöglichst bis St. Avold vor." Am Vormittag des 13. passierte die 3. Division, aus der Gegend

von St. Ingbert kommend, durch Saarbrücken. Ich sah mit meinem Stabe dem Durchmarsch der 5. Brigade zu, die so frisch aussah und in so vortrefflicher Haltung vorbeimarschierte, daß das auf der Straße zahlreich versammelte Publikum ihr sicht- und hörbar wirkliche Bewunderung zollte. „Daß den schon früher durchpassierten Truppen jetzt noch so viele und so schöne nachfolgten," imponierte den Leuten doch ganz gewaltig und steigerte ihre Zuversicht und ihren Enthusiasmus zu immer neuen Ausbrüchen hellster Freude. Auch bethätigten viele Zuschauer ihre patriotische Gesinnung und Stimmung durch reiche Gaben an Cigarren, Tabak und sonstigen Erquickungsgegenständen, welche sie den Soldaten zusteckten, ohne daß sich dies verhindern ließ.

Bevor ich mich mit dem Stabe auf den Marsch begab, ritt ich noch erst, begleitet von einem Adjutanten, zu der vor der Stadt haltenden Bagage der 3. Division, um mich von deren Zustand zu überzeugen. Sie war in guter Ordnung; es befanden sich aber doch bei ihr zwar nur einige Marode, dafür aber doch mehr Fußkranke, als ich erwartet hatte. Von diesen ließ ich mehrere von ihren Wagen absteigen, weil ich bei näherer Prüfung fand, daß sie nur versuchen wollten, bequemer weiter zu kommen.

Als wir die französische Grenze überschritten, betraten wir damit zugleich das Schlachtfeld von Spichern, dessen mit so vielen Opfern erstürmte Höhen wir bereits von dem Plateau aus erblickt hatten, zu welchem die Chaussee von Saarbrücken gleich nach dem Austritt aus der Stadt hohlwegartig hinaufführt. Die Spuren des Kampfes vom 6. August waren noch vielfach zu erkennen, vor allem an den frischen Gräbern mit ihren einfachen Holzkreuzen, die auf beiden Seiten der Chaussee nah und fern von derselben lagen, sodann aber auch an den noch nicht überall aufgelesenen Waffen, Lederzeug und Gepäckstücken, zwischen denen auch einzelne Gewehrpyramiden herumstanden, welche man aus noch brauchbaren Gewehren zur demnächstigen Verpackung und Fortschaffung zusammengestellt hatte. Das unmittelbar an der Grenze stehende französische Zollhaus und die weiterhin folgenden Gebäude des Eisenhammers von Stiering zeigten vielfache Zerstörungen, namentlich an Fenstern und Thüren. Der Eindruck, welchen alles, was noch wirklich zu sehen war, auf die vorüberziehenden Truppen machte, war sehr natürlich ein ernster; es verband sich damit aber auch zugleich das Gefühl der höchsten Achtung für die Braven, welche hier gefochten — und nicht minder auch wohl das des Neides von unsrer Seite, die wir bisher selbst noch nichts hatten leisten können!

Im weitern Verlauf des Marsches machten sich Stockungen bei den vor uns marschierenden Hessen fühlbar. Diese hatten ihrerseits

nicht geringere Störungen durch die vor ihnen marschierenden Trains zu erleiden, es setzten sich diese Störungen aber im gesteigerten Maße bis zu uns fort und machten den Marsch für die 3. Division je länger dauernd und um so ermüdender.

Es war wohl schon Spätnachmittag, als ich mit dem Stabe nahe vor St. Avold anlangte. Da ich durch den zum Quartiermachen vorausgeschickten Offizier erfuhr, daß Se. Majestät der König noch in der Stadt anwesend, aber im Begriff sei, sie zu verlassen, so eilte ich in Begleitung des Oberst v. Wichmann dahin voraus, um Sr. Majestät den Anmarsch des Korps noch persönlich zu melden.

Als ich im Galopp über den Marktplatz sprengte und in die Straße links zur „Post“ einbog, wo sich das Königliche Hauptquartier befand, standen davor die Wagen und Pferde marschbereit und viele Offiziere dabei in Gruppen und vereinzelt, darunter auch mehrere fürstliche Personen, wie der Prinz Karl. An einem Fenster aber des ersten Stockwerks gewahrte ich Se. Majestät den König, welcher mit der Hand grüßte und mir winkte, hinauf zu kommen. Beim Eintritt empfing der Monarch mich mit gnädigem Händedruck und Willkommensgruß und sagte dann noch wörtlich: „Ihr Fuchs ist noch nicht müde,“ worauf ich zustimmend antwortete, daß der heutige Marsch für den Stab nur wenig über drei Meilen betragen habe. Ich meldete sodann den Anmarsch des Korps und daß es vor der Stadt biwakieren würde. Se. Majestät äußerte sich zufrieden darüber, daß das Korps „trotz aller gehabten Schwierigkeiten und Verzögerungen doch nun auch heran sei“, und fragte darauf, ob ich mich auf dem Schlachtfelde von Spichern etwas umgesehen hätte. Auf die Bejahung sagte dann Se. Majestät: „Man hätte wohl etwas anders angreifen müssen,“ worauf ich aber nur zurückhaltend zu antworten wagte. Se. Majestät entließ mich mit einer Einladung zur Tafel, welche im offenen Nebenzimmer bereitet war.

Es versammelten sich dazu die Se. Majestät begleitenden Fürstlichkeiten: Großherzog von Weimar, Prinz Karl von Preußen, Prinz Luitpold von Bayern und Erbgroßherzog von Mecklenburg; außerdem der russische Militärbevollmächtigte Graf Kutusow, der Generaladjutant v. Boyen und ein paar andre Generale — Gefolge des Großherzogs und des bayerischen Prinzen — im ganzen, ich mit inbegriffen, zehn Gäste. Ich hatte die Ehre, meinen Platz rechts vom Prinzen Karl zu erhalten, der Sr. Majestät gegenüber saß. Der König war heiter gestimmt und hatte die Gnade, mich wiederholt anzureden und dabei über den Verlauf unsrer Eisenbahnfahrt, sowie über die Märsche des Korps nach dessen Ausschiffung Auskunft zu verlangen. Als ich dabei die auf diesen Märschen dem Korps widerfahrenen Verzögerungen erwähnte und namentlich der langen Trains gedachte, die

Skizze

für die Thätigkeit des 2. Armeekorps in der Schlacht bei Gravelotte am 18. August 1870.

Anlage zum Gefechtsbericht des Generals von Fransecky.

Die Erläuterungen hierzu siehe in Anlage 1 der Denkwürdigkeiten.

Gravelotte
gegen 8 Uhr Abends
Stellungen
54 c
S.H
P.d.j.
2.I.B.
Rezonville
Vionville
Tronville
Flavigny
Stellungen 6 Uhr Abends
Buxières
Rendezvous
a^{I} ausserhalb des Planes
1C.54
61
F
S.H.
Gravelotte
49
61^{II}
P.d.j.
Vorposten Stellung

wir heute vor uns gehabt, sagte er wörtlich: „Solange es vorwärts geht, geht alles gut, — aber wenn es mal zurückgeht, — dann weiß man wirklich nicht, wie es werden soll." Ich wagte es, darauf zu erwidern: „Ew. Majestät — es geht nur vorwärts, wir denken nicht an zurück!" Als Prinz Luitpold bei diesem Wort Se. Majestät mit freudiger Miene ansah, nickte der König wohlgefällig und nannte dabei meinen Namen, und zwar ihn wiederholend, da er mich dem Prinzen schon bei der Vorstellung genannt hatte.

Nach aufgehobener Tafel durfte ich Se. Majestät bis an den Wagen begleiten und dem geliebten Herrn dort eine glückliche Fahrt wünschen.

Sodann begab ich mich in das nahebei, neben der Kirche, für mich bereitete Quartier, das vor mir der Prinz Karl bewohnt hatte. Es war ein schönes Haus mit sehr hübsch angelegtem Garten, doch wurde ich nur von dem Quartiermacher empfangen; — der Hauswirt, ein Notar, ließ sich nicht sehen, auch keiner von seiner Familie: es waren eben Franzosen, von denen ein freundlicher Willkomm natürlich nicht zu erwarten war. Auf dem Tisch eines Wohnzimmers fand ich eine französische illustrierte Zeitung, welcher eine Karte beilag, die von Metz bis Königsberg reichte. Die Redaktion hatte also den Mund noch voller genommen, wie das Volk zu Paris, welches nur „à Berlin" wollte.

Die kleine, recht romantisch gelegene Stadt St. Avold war von den vielen Durchmärschen, die sie namentlich seit dem 6. August erfahren hatte, schon stark mitgenommen und bot, wohin man sah, nur häßliche Bilder. Es wimmelte darin dergestalt von regellosem Troß, Nachzüglern und sonstigem Geschmeiß, das sich an die Fersen der Truppen, namentlich aber ihres Trains, hängt, und die Häuser waren noch so voll von Einquartierungen, daß es sehr schwer war, für die zum Generalkommando gehörigen Offiziere und Branchen Quartier und Verpflegung zu schaffen. Ich sah am Abend die Herren vom Stabe bei mir als Gäste und sorgte auch dafür, daß sie am Mittag des folgenden Tages bei mir ihren Tisch fanden.

Am Vormittag des 14. August, eines Sonntags, ritt ich, da ein Befehl zum Weitermarsch nicht kam, zu den Biwaks der beiden Divisionen, für die sich in dieser bergigen Gegend bequeme Plätze nicht hatten finden lassen. Nun lagen sie auf den stark geböschten Abhängen der schmalen Thäler, welche dort zusammentreffen, teils auch auf den schmalen Thalsohlen, so weit der Wiesengrund trocken war. Aber die Truppen hatten doch keine Not gelitten, verrieten überall die beste Stimmung und den Wunsch, weiter zu kommen. Die Korpsartillerie, die am 13. nur bis in die Gegend der nahe zusammenliegenden beiden Ortschaften Hombourg le haut und le bas gelangt war, hatte dort erst

am Abend ihre Biwaks beziehen können, da sie an diesem Tage im ganzen sechs Meilen zurücklegen mußte.

Als ich in mein Quartier zurückkehrte, wurde mir gemeldet, daß der Hausbesitzer gewagt hätte, meinem Koch, der in dem Garten einige Suppenkräuter pflücken wollte, mit der Jagdflinte entgegen zu treten, jedoch durch die Gegendrohung mit einem Zündnadelgewehr schnell beschwichtigt worden sei. Ich befahl, daß dem Manne die Kräuter sofort bezahlt würden, ließ ihm aber den Rat zukommen, seine Jagdflinte nicht wieder zu zeigen, auch künftig Naturalrequisitionen von andern, die nach uns kommen würden, sich williger zu fügen, da er andernfalls vielleicht nicht wieder so milde behandelt werden dürfte, wie dies in diesem ersten Fall von mir geschehen sei.

Der Befehl zum Weitermarsch des Korps bis Faulquemont (Falkenberg) lief heute beim Generalkommando so spät ein, daß die Truppen völlig Zeit behalten hatten, um abzukochen. Es wurde nachmittags aufgebrochen und wieder auf zwei Wegen marschiert, die 3. Division und Korpsartillerie auf der großen Straße, die 4. auf einem südlichen, fast parallel führenden, gut chaussierten Wege. Ich verließ St. Avold um 6 Uhr und begab mich mit dem Stabe zur 4. Division, die ich bis vor Faulquemont begleitete, wo sie südlich von der 3. Biwaks bezog. Auf diesem Marsch hatten wir Gelegenheit, die weise Voraussicht des Generalstabs zu bewundern, indem wir eine lange Wagenkolonne sahen, welche mit Balken, Brettern und andern Materialien beladen war, die zur Anlage einer Eisenbahn von Remilly nach Pont à Mousson dienen und mittels welcher also Metz südwärts umgangen werden sollte! Und nicht minder hatten wir später die Energie zu bewundern, mit welcher die Ausführung in verhältnismäßig sehr kurzer Zeit betrieben wurde.

In Faulquemont eingerückt, erfuhren wir, daß wir dort mit der „zweiten Staffel“ des königlichen Hauptquartiers die Quartiere zu teilen hätten, und blieb somit für uns nicht viel übrig; indessen fand ich doch für meine Person und den Obersten von Wichmann, sowie für zwei Herren vom Stabe noch ein ziemlich gutes Unterkommen in einem kleinen Gasthofe, wo auch eine sehr beflissene Bedienung unser wartete. Unter den erwähnten beiden Herren befand sich der vor der Abfahrt von Berlin dem Generalkommando zugeteilte Johanniterritter v. Kardorff, welcher vielleicht nicht erfuhr, daß er von den Wirtsleuten für einen Arzt gehalten wurde.

Ich muß hier nachholen, daß wir während des heutigen Marsches aus der Gegend von Metz her anhaltenden Kanonendonner gehört hatten, und daraus auf ein Engagement der 1. Armee mit dem auf Metz zurückgewichenen Feind schlossen. Am nächsten Morgen, 15. August,

sahen wir die fürstlichen Herren der zweiten Staffel: Prinz Karl von Preußen, Großherzog von Weimar u. a. an unserm Hotel vorbeifahren. Sie wollten sich nach Pange begeben, wo nach einer in der Nacht eingetroffenen Nachricht das Gefecht stattgefunden haben sollte.

Der mir in derselben Nacht für unsern Weitermarsch am 15. August zugegangene Armeebefehl, datiert aus Pont à Mousson, 14. August, nachmittags 6 Uhr, lautete für „die Tete" des Korps und des Hauptquartiers desselben auf Han sur Nied mit der Hinzufügung: daß Herny (wo das Hauptquartier Sr. Majestät des Königs) mit Infanterie belegt werde, im übrigen aber das Korps „sich nach den Umständen bis über Faulquemont rückwärts echellonieren solle". Aus den Bestimmungen für die andern Korps der 2. Armee ließ sich entnehmen, daß es auf einen Übergang der Armee über die Mosel bei Pont à Mousson und weiter oberhalb abgesehen sei. Bevor ich mit dem Stabe den Marsch nach Han sur Nied antrat, schickte ich an das Armeekommando eine Meldung des Inhalts, daß der heutige Marsch die fehlenden Teile des Korps in voller Stärke östlich Han sur Nied vereinigen werde. Ferner, daß das Korps gefechtsbereit sei und in guter Verfassung sich befinde. Weiter, daß für die Verpflegung der Truppen ausreichend gesorgt sei, die angegriffenen eisernen Bestände durch die Magazine zu St. Avold und Faulquemont nicht nur wieder hätten ersetzt werden können, sondern es möglich geworden sei, Vorräte aller Art, auch Brot, auf den vorhandenen Fahrzeugen mitzuführen. Endlich, daß auch lebendes Vieh vorhanden sei.

Nachdem die nötigen Befehle für den Marsch nach Han sur Nied an die Truppen des Korps erlassen waren, brach ich mit dem Stabe nach diesem Orte auf, wo wir — bei nur zwei Meilen Entfernung — noch am frühen Vormittag eintrafen. Mein Quartier war mir in einem Bauernhause bereitet, dessen Besitzer sich schon früher entfernt hatte. Die Frau war sehr froh, als von ihr nichts weiter als das Nachtlager verlangt wurde, indem meine eigne Küche zeitig genug eintraf, um für den ganzen Stab sorgen zu können.

Über das Gefecht vom gestrigen Tage und die Verhältnisse beim Feinde überhaupt blieben wir noch immer im Dunkeln, bis der am Frühmorgen des 16. einlaufende Armeebefehl, datiert Pont à Mousson den 15. August, nachmittags 7 Uhr, uns durch die Eingangsworte aufklärte: „Gestern abend ist der Feind von Teilen der 1. Armee und der 18. Infanterie-Division vor Metz angegriffen und in die Festung zurückgeworfen worden." Nach diesen Worten hieß es zunächst: „Die 2. Armee wird demgemäß dem Feinde ohne Aufschub gegen die Maas hin folgen." Hieran reihten sich sodann die Bestimmungen für die vor uns befindlichen Korps zum Passieren der Mosel, sowie für das 2. Armeekorps,

wofür der Befehl lautete: „Das 2. Armeekorps erreicht morgen (16. August) mit der Tete Buchy bei Solgne und schließt unter Besetzung des Hauptquartiers Sr. Majestät des Königs (Herny) durch Infanterie möglichst auf, um folgenden Tages (17.) den Moselübergang bei Pont à Mousson zu beginnen. Hauptquartier Buchy."

Aus dem Kriege von 1866 her hatte ich in den gegenwärtigen die Gewohnheit mitgebracht, die Märsche und Operationen nicht bloß des eignen Korps, sondern auch diejenigen der übrigen Korps mit den Zeitangaben, welche bekannt geworden, in meine Karte täglich einzutragen, wodurch ich immer in klarer Übersicht des Ganzen blieb und leicht im stande war, den Gedanken zu erkennen, welcher den Bewegungen zu Grunde lag. Aus dem eben erwähnten Befehl, welcher das 3. Armeekorps zum 16. schon über Noveant und Gorze auf Vionville und Mars la Tour, das 10. ebenfalls für den 16. über Thiaucourt (wohin dasselbe mit der 5. Kavalleriedivision bereits am 15. in Marsch gesetzt worden) auf der Straße gegen Verdun, „etwa bis St. Hilaire—Maizeray" bestimmte, und die andern Korps dahinter resp. weiter links daneben folgen ließ, war selbst für das 2. Armeekorps, welches sich noch so weit hinter jenem befand, zu schließen, daß der Moment nahe sei, wo es zu einer Schlacht kommen und auch unser Korps zur Teilnahme daran gelangen würde.

Am Nachmittag des 15. besuchte ich die Biwaks der 3. Division, welche längs der Chaussee nach Valmont lagen und die Nied vor der Front hatten. Hier sah ich zum erstenmale, was sich später in diesem Kriege sehr oft wiederholte, nämlich daß die Truppen Mangel an Stroh hatten und Windschirme durch Zweige von den hohen Pappeln ersetzten, welche sich in langer Allee bis zu dem genannten Dorfe hinzogen. Es war wohl nicht nötig, daß zu diesem Zweck viele Bäume umgehauen wurden; aber der Krieg kennt keine Schonungsrücksichten, und mischte ich mich nicht in diese Sache, wenn ich innerlich mit dem Zuviel auch nicht einverstanden war. Während ich noch bei der 3. Division verweilte, passierte Se. Majestät der König auf dem Wege von Pange durch Han sur Nied, um in dem nahen Herny zu übernachten, wo einem dort zurückgelassenen Bataillon der 3. Division der Schutz des königlichen Hauptquartiers übertragen war. Wenn es mir daher für diesen Tag versagt blieb, den König noch zu sehen, so sollte ich dafür dieses Glück am nächsten Tage in Buchy haben, wohin uns der Marsch am 16. August führte.

Ich war daselbst kaum in meinem Quartier, einem alten Herrenhause an der großen Straße, eingetroffen, als mir gemeldet wurde, daß man Se. Majestät, im offenen Wagen fahrend, auf der Höhe östlich des Dorfes ansichtig geworden sei. Ich eilte sofort auf die Straße

und ging Sr. Majestät, welcher von der Höhe im Schritt herabfuhr, entgegen, um Allerhöchstdemselben das teilweise schon erfolgte Eintreffen der Truppen bei diesem Dorf (3. Division) und dem südlich davon gelegenen Solgne (4. Division) zu melden. Der König sah sehr wohl und heiter aus, und hörte gern, daß bei den Korps alles gut gehe. Darauf drückte er mir huldvollst seine Teilnahme an dem Verlust meines Sohnes aus, den er für tot hielt, gratulierte mir aber um so herzlicher, als ich diesen Irrtum berichtigte. Sodann durfte ich den hohen Herrn noch eine längere Strecke neben dem Wagen, einer leichten Droschke, her begleiten, da dieser wegen der aus dem Grunde im Dorf gleich wieder steil aufsteigenden Höhe Schritt fahren mußte. Se. Majestät machte dabei einige Äußerungen über das gestrige Gefecht der 1. Armee, entließ mich auf der Höhe mit gnädigster Handreichung und dem Wunsch „Auf Wiedersehen!" und setzte dann die Fahrt nach Pont à Mousson in schnellerm Tempo fort.

In meinem Quartier sah es sehr ärmlich aus, und die Besitzerin war auch nur eine schlichte Bauersfrau, die, so glaube ich, an diesem Tage aus meiner Küche lebte, da sie infolge der vielen vorgegangenen Durchmärsche ohne Subsistenzmittel war. Die Herren vom engern Stabe waren natürlich sämtlich wieder meine Gäste.

Später ritt ich noch nach Solgne, um den dort einquartierten General v. Hann zu besuchen und einen Teil seiner Biwaks zu sehen, welche nahe dabei lagen. Die Korpsartillerie mit der Munitionskolonne biwakierte bei Luppy zwischen Han sur Nied und Buchy.

Der heutige Tag war ein sonniger, windstiller. Es konnte, da man kein Schießen hörte, niemand von uns ahnen, daß auf den Feldern von Mars la Tour und Vionville schon seit heute vormittag eine Schlacht tobte, welche die blutigste dieses Krieges war!

Nachmittags 5½ Uhr traf beim Generalkommando der Armeebefehl: Pont à Mousson, den 16. August, mittags 12 Uhr, ein, betreffs der am 17. auszuführenden Bewegungen ꝛc. Der Eingang lautete: „Die 2. Armee setzt morgen ihre Vorwärtsbewegung gegen die Maas fort. Die 1. Armee befindet sich in den nächsten Tagen hinter dem rechten Flügel der 2. Armee. Der rechte Flügel der 2. Armee wird in seinen Bewegungen durch die Richtung des feindlichen Rückzugs bedingt sein." Daran schlossen sich die dem 10., 3. und 9. Korps gegebenen Direktiven gegen die Maas, in der Annahme, daß ein Engagement mit dem Feinde nicht stattfinden werde (wörtlich hieß es: „findet, wie zu erwarten, ein solches Engagement nicht statt"). Es folgten darauf die Direktiven der andern Korps, und endlich für das 2. Armeekorps wörtlich folgende Bestimmung: „Das Korps erreicht morgen Pont à Mousson und nimmt seine Spitzen in der Richtung Limey—St. Mihiel

vor. Hauptquartier Pont à Mousson." Zum Schluß war gesagt, daß das Hauptquartier des Prinzen heute nachmittag 5 Uhr in Thiaucourt sein würde, von morgen mittag bis auf weiteres in St. Mihiel.

Es ist bekannt, daß zwei Stunden nach Erlaß dieses schon so weit vorgreifenden Befehls, d. h. um 2 Uhr nachmittags, der Prinz im Sattel saß, um mit seinem Stabe nach dem Schlachtfeld zu eilen, wo der Kampf am frühen Vormittage seinen Anfang genommen hatte.

Am 17. August, morgens 5 Uhr, brach ich mit dem Stabe nach Pont à Mousson auf, noch immer ohne jegliche Nachricht von der Schlacht und solche auch im entferntesten nicht ahnend. Der Weg, eine ziemlich gute Chaussee, führte durch ein wellenförmiges Land bis zu Seille, dann durch sehr bergiges, meist mit Weinbau bedecktes Land, aus welchem wir, an dem sehr hohen und steilen Mousson vorbei, um 9 Uhr vormittags ins Moselthal hinabritten.

Ohne uns in die vor uns liegende Stadt zu begeben, schlugen wir zunächst den Weg nach dem südlich gelegenen Dorfe Atton ein, wo die 4. Division auf einer Pontonbrücke den Fluß passieren sollte. Auf diesem Wege erfuhren wir zunächst einiges über die gestrige Schlacht und den von unsern Truppen erfochtenen Sieg. In die Freude über diesen mischte sich, sehr erklärlich, für uns wieder der Neid, auch diesmal wieder leer ausgegangen zu sein!

Ich blieb an der Brücke so lange halten, wie der Übergang der siebenten Brigade dauerte. Beide Regimenter sahen, trotz der schwülen Luft, sehr frisch aus, waren in gehobenster Stimmung und passierten unter den Klängen ihrer Musik und nicht endenwollenden Hurras die Brücke, um im Thal der Ache Quartiere und Biwaks zu beziehen.

Von der Brücke aus nach der Stadt reitend, stießen wir auf Abteilungen der von Buchy herkommenden 3. Division, welche im Begriffe waren, über die steinerne Brücke in die Stadt einzudringen. Aussehen und Stimmung dieser Truppen waren dieselben, wie bei der 4. Division.

In Pont à Mousson befand sich seit dem gestrigen Spätnachmittag das königliche Hauptquartier. Se. Majestät war aber schon heute früh nach dem Schlachtfelde gefahren, und ich mußte meine Meldung bis zu seiner Rückkehr verschieben. Ich erhielt mein Quartier neben Sr. Majestät in dem sehr behaglich eingerichteten Hause einer Dame, die sich aber nicht zeigte. Zu Mittag lud ich die Herren vom Stabe in ein Gasthaus ein, das am Hauptplatz der Stadt lag. Wir sahen auf diesem Platz, wie in den dahin führenden Straßen viele Soldaten von den vor uns hier durchpassierten Korps, auch schon viele Wagen mit Verwundeten, die in die hier eingerichteten Lazarette geschafft wurden. Die dazwischen in nur geringer Zahl sich zeigenden Einwohner sahen

dem sehr bewegten und lauten Treiben in meist resignierter Stimmung zu.

Um 5 Uhr nachmittags traf, ich glaube, als wir noch bei Tisch saßen, ein Befehl des Prinzen Friedrich Karl ein, der die Disposition für den 18. August enthielt, dessen Eingang wie folgt lautete:

„Auf dem Schlachtfelde von Vionville am 17. August, nachmittags 1 Uhr.

„Die 2. Armee und das 8. und 7. Korps sollen morgen den abmarschierenden Feind in nördlicher Richtung aufsuchen und schlagen u. s. w." — Sodann für das 2. Armeekorps: „Das Korps bricht morgen früh 4 Uhr von Pont à Mousson auf und marschiert über Arnaville, Bayonville, Onville nach Buxières, massiert sich nördlich dieses Ortes und kocht dort ab."

Ich ordnete die Ausfertigung der hiernach nötigen Befehle an die zum Empfang derselben erschienenen Offiziere und eilte dann nach meinem Quartier, um dort die Rückkehr des Königs abzuwarten. Unterwegs begegnete ich dem soeben vom Schlachtfelde eingetroffenen Prinzen Karl, welcher in seiner Droschke allein sitzend, nach seinem Quartier fuhr. Als er mich gewahrte, ließ er halten, nahm meine Meldung an und teilte mir mit, daß soeben auch Se. Majestät hier wieder eingetroffen sei. Noch voll von den Eindrücken, welche er auf dem Schlachtfelde empfangen hatte, äußerte er sich über die Heftigkeit des dort gestern stattgehabten Kampfes und teilte mir mit, daß der Prinz Friedrich Karl am nächsten Morgen, früh 8 Uhr, mit allen jetzt auf dem Schlachtfelde versammelten Truppen aufbrechen würde, um den Feind, von dem man heute nichts gesehen, aufzusuchen und anzugreifen. Die Stunde „8 Uhr früh" ließ mich sofort an die für das 2. Korps bestimmte Aufbruchszeit „morgen früh 4 Uhr" denken und erkennen, daß das Korps, bei einem Marsch von zum Teil 4 und bis Buxières 5 Meilen, keine Aussicht hätte, noch zur Schlacht zu kommen. Ich äußerte dies dem Prinzen und sprach den sogleich gefaßten Entschluß aus, zu Se. Majestät zu eilen und Allerhöchstdenselben um die Erlaubnis zu bitten, ein paar Stunden früher — etwa 2 Uhr — aufbrechen zu dürfen. Der Prinz erklärte dies für ratsam und entließ mich, worauf ich in wenigen Minuten die königliche Wohnung erreichte.

Se. Majestät nahm meine Meldung von dem Eintreffen des Korps mit großer Befriedigung entgegen, hörte meine Bitte huldvollst an und fragte kurz: „Sind denn die Pommern noch frisch?" Meine Antwort: „Zu Befehl, Ew. Majestät, wir können alles, wenn wir nur dürfen," fiel so schnell und lebhaft aus, daß Se. Majestät mir die Hand reichte und mit freundlichem Zuneigen erwiderte: „Nun, dann marschieren Sie

um 2 Uhr ab." Als ich mich sodann dankend verbeugte und meldete: „ich würde der Allerhöchsten Erlaubnis entsprechend sogleich den abändernden Befehl an die Truppen erlassen," entließ der König mich zustimmend mit der Aufforderung: „nach Geschehenem bei ihm zu essen." —

So schwer die Leistung gewiß war, die ich dem Korps für den kommenden Tag zumutete, so war ich doch fest überzeugt, daß die Truppen die Absicht, welche die Abänderung des bereits erlassenen Befehls herbeiführte, nur dankbar erkennen und mich nicht im Stich lassen würden. Daß ich mich aber auch nicht getäuscht, sollte der nächste Tag zum Ruhm dieser braven Truppen glänzend beweisen!

Es war 7 Uhr abends, als ich bei der königlichen Tafel erschien, welche wohl schon eine Viertelstunde früher ihren Anfang genommen hatte. Der König wies mir mit der Hand den Platz an, welchen ich ihm schräg gegenüber einnehmen sollte. Se. Majestät erzählte soeben einiges von den Wahrnehmungen, zu welchen der Besuch des Schlachtfeldes vielfache Gelegenheit geboten hatte und sprach mit bemerkbarer Bewegung, ja besorgnisvoll von den schweren Verlusten, welche auch diese Schlacht wieder gekostet hatte. Auch nannte er gerührt die Namen mehrerer höheren Offiziere, welche gefallen oder schwer verwundet waren. Der allgemein bewiesenen hohen Bravour der Truppen aber zollte er das wärmste Lob.

In mein Quartier zurückgekehrt, war es angesichts dessen, was uns für den nächsten Tag bevorstand, wohl natürlich, daß ich mir kurz rekapitulierte, was das 2. Armeekorps seit seiner Abfahrt von Berlin geleistet. Es kam dabei freilich nichts andres heraus, als die lange Eisenbahnfahrt und dann sieben Marschtage; aber die Eisenbahnfahrt hatte 3—4 volle Tage, ohne Aussteigen für Mann und Pferd, gedauert, und an den sieben Marschtagen hatten täglich durchschnittlich 2½ bis 3 Meilen (von der Korpsartillerie einmal sogar 6 Meilen) zurückgelegt werden müssen, wobei es keinen Ruhetag gab und die Truppen mit nur geringer Ausnahme immer biwakieren mußten! Und dennoch stand auch nach diesem Rückblick die Überzeugung in mir noch fest, daß das Korps die vier und mehr Meilen, welche der nächste Tag, der 18. August, in Aussicht stellte, nicht nur gut überwinden, sondern daß es auch, wenn das Glück ihm die Teilnahme an der Schlacht gönnen sollte, sich gut schlagen würde.

Ich begab mich mit diesem Gedanken zur Ruhe, um nach einem nur zweistündigen Schlaf mich wieder zu erheben und um 1½ Uhr nachts zu Pferde zu steigen.

Die Disposition zu dem auf nur einer Straße auszuführenden Marsch nach Buxières lautete im allgemeinen dahin, daß die 3. Division

ausschließlich des Neumärkischen Dragonerregiments an der Spitze zu marschieren und Pont à Mousson um 2 Uhr früh zu verlassen, die Korpsartillerie unmittelbar dahinter zu folgen, endlich die 4. Division sich als letzte anzuhängen habe. Das Neumärkische Dragonerregiment sollte, um ihm den großen Umweg von Limey über Pont à Mousson zu ersparen, direkt auf Buxières marschieren und so zugleich dem Korps als linke Flankendeckung dienen.

Betrachtet man auf der Karte die Dislokation des Korps gegenüber der gestellten Marschforderung, so geht daraus hervor, daß die nicht in Pont à Mousson untergebrachten Truppen zum Teil schon um und vor Mitternacht aufzubrechen hatten, um die Stadt zu erreichen, daß diejenigen der 3. Division fast 4 Meilen, diejenigen der 4. Division bis 4½ Meilen, und die Korpsartillerie ebensoweit bis Buxières zurückzulegen hatten, endlich, daß die Auswärtigen in einer finstern Nacht sich ihre Wege zu suchen hatten, um bei Pont à Mousson sich in die Marschkolonne einzureihen. Dabei ist dann noch in Betracht zu ziehen, daß die sämtlichen Truppen am 17. sich nur so wenig hatten ausruhen können, daß die Alarmtrommel sie ohne Ausnahme in den Stunden vor und nach Mitternacht aus dem ersten Schlaf rief und nur den wenigsten Zeit und Gelegenheit blieb, dem Magen noch etwas Warmes oder überhaupt nur einige Nahrung zuzuführen!

Ich begab mich mit dem Stabe schon vor 2 Uhr zu der nördlich der Stadt sich formierenden 3. Division und folgte ihrer Avantgarde. Es war aber so dunkel, daß diese mit ihrer Spitze schon nach einer Viertelmeile auf einen Weg geriet, welcher aus der Chaussee auf eine Höhe führte und durch die Umkehr für die nachfolgenden Abteilungen eine sehr ärgerliche Stockung herbeiführte, die sich aber glücklicherweise nicht weit in die große Marschkolonne fortsetzte. Bei Arnaville, einem Dorfe 1½ Meile nördlich von Pont à Mousson, welches nach bereits eingetretenem Morgengrauen erreicht wurde, fand ein erster kurzer Halt statt. Dann ging es, allmählich aufsteigend in das dort ins Moselthal mündende schmale Nebenthal über Bayonville nach Onville, immer an dem Bach entlang, der mit reichlichem Wasser das Thal durchfließt. Aus Onville führte ein chaussierter Weg mit merkbarer Steigung, rechtsab auf einen Höhenrücken, der in nordwestlicher Richtung überstiegen werden mußte, um endlich Buxières zu erreichen. Auf diesem Rücken, am Gabelpunkte der Wege nach Gorze und nach Buxières, machte ich, nachdem ich mit dem Stabe dahin vorausgeeilt war, einen längern Halt und benutzte diesen, um mich nach dem Stand der Dinge umzusehen, nach dem Aufenthalt des Prinzen Friedrich Karl zu forschen, endlich auch das Herankommen der 3. Division abzuwarten. Ich hatte nämlich, in Anbetracht des langsamen Fortgangs des Marsches in

dem schmalen Thal bis Onville, schon vor Erreichung dieses Orts befohlen, daß die 3. Division, nach einem durchaus nötig gewordenen längern Halt nördlich von Onville, den Marsch bis Buxières ununterbrochen fortsetzen, dort sich massieren und abkochen sollte, während ich der Korpsartillerie und 4. Division aufgab: unten im Thal zu bleiben und hier abkochen und tränken zu lassen, nachdem solches geschehen, der 3. Division zu folgen.

Von dem oben erwähnten Standpunkte aus, den ich mit dem Stabe etwa gegen 9 Uhr erreicht hatte, ließ sich wegen eines wenn auch nur leichten Nebels das Terrain nicht weit überblicken. Wir erfuhren aber von einzelnen Offizieren und Soldaten, welche Verwundete und Kranke aus der Gegend von Buxières und weiter her begleiteten und nach Pont à Mousson wollten, daß die Truppen des 3. Armeekorps noch auf ihren nicht weit von uns entfernten Biwakplätzen ständen, überhaupt größere Truppenbewegungen noch nicht zu bemerken gewesen wären. Von Buxières her hörten wir etwas später, daß der Prinz schon am frühen Morgen von dort weggeritten sei. Ich mußte bei der Unbestimmtheit des Wohin natürlich auf die Hoffnung verzichten, dem Prinzen das bevorstehende Eintreffen des Korps noch persönlich melden zu können, blieb aber doch über die Aussicht froh, mit dem Korps noch zur Schlacht zu kommen, wenn es überhaupt heute dazu käme. Natürlich horchten wir alle so scharf wie möglich nach jener Richtung hin auf ein etwaiges Schießen; doch ließ sich nichts vernehmen, ja es herrschte weit umher eine Ruhe, die man Todesstille hätte nennen können. Nach Verlauf von etwa einer Stunde ritt ich, ohne noch länger auf die 3. Division zu warten, nach Buxières. Auf diesem Ritt sah man Infanterie und Kavallerie in größeren Massen sich auf dem Plateau in etwa nördlicher Richtung fortbewegen, und wir schlossen, daß es dieselben wären, von deren Anwesenheit in den nahen Biwaks wir, wie oben erwähnt, bereits gehört hatten.

Es war gegen 11 Uhr, als die 3. Division bei Buxières eintraf und dort in meiner Gegenwart ein Marschbiwak bezog, um abzukochen. Aber vergeblich bemühte man sich, das nötige Wasser in der Nähe aufzufinden, es wurde bis Chambley, 1/4 Meile westlich geschickt; als aber die ermüdeten Mannschaften von dort gegen 1 Uhr zurückkehrten, brachten sie nichts als eine trübe Flüssigkeit zurück, von der ohnehin kein Gebrauch gemacht werden konnte, weil inzwischen ein Befehl des Prinzen eingelaufen war, der den sofortigen Aufbruch des Korps in der Richtung auf Rezonville zur Folge hatte.*) Dieser Befehl lautete:

*) Es ist dem Generalkommando vor einigen Jahren von dem russischen General v. Seddler, welcher den Krieg von 1870/71 bei unsrer Armee (6. Korps) mitgemacht

„Vionville, 18. August, mittags 12 Uhr.

Das 2. Korps marschiert von Buxières auf Rezonville vor, um als Reserve für den rechten Flügel zu dienen. Die 1. und 2. Armee greift heute den Feind in der Position diesseits Metz an.

Ich befinde mich an der Tete des 3. Korps, welches über Caulre-Ferme nach Verneville marschiert. Das Gefecht wird nicht vor Stunden beginnen. Das 2. Korps wird gewiß abkochen können und hat keine besondere Eile, Rezonville zu erreichen. Vor Verdun steht ein sächsisches Kavallerieregiment.

gez. Friedrich Karl."

Als mir dieser Befehl von dem mit dessen Überbringung betrauten Offizier überreicht wurde, hatte uns schon seit fast einer Stunde ein Kanonendonner aus nordöstlicher Richtung her in eine immer höher gesteigerte Spannung und Ungeduld versetzt, und ich beschloß ohne alles Besinnen, das Korps sofort in der befohlenen Richtung in Marsch zu setzen. Die Überlegung, woraus dieser Beschluß hervorging, und die ich gegen den Obersten v. Wichmann sofort aussprach, war kurz folgende: Der Befehl des Prinzen ist geschrieben und abgefertigt, ehe das Schießen begonnen hatte, ehe also von einem Gefecht die Rede und noch Raum für den Glauben vorhanden war, „daß das Gefecht nicht vor Stunden beginnen werde." An „Abkochen können" sei für die 3. Division bei den Wassermangel nicht zu denken; die andern Truppen hätten gewiß abgekocht und getränkt, da sie im Thal dazu Zeit und Gelegenheit gehabt. Wozu also noch bei Buxières stehen bleiben? Da die Schlacht angegangen, gehöre das Korps auch in die Schlacht, und zwar auf den Flügel, wo es dem vor ihm stehenden Korps zur Reserve dienen solle, dort also besser und richtiger als über 1 Meile von der Schlacht im Biwak! Also Marsch nach Rezonville!

Dieser Beschluß hat mir später den Dank des Korps in oft wiederholten Worten eingebracht. Man sagte: „Daß wir am 18. August

und kritisch über einzelne Vorgänge desselben geschrieben hat, der Vorwurf gemacht worden, daß die Wasserfrage außer acht geblieben wäre, als es die 3. Division zum Abkochen nach Buxières und dessen wasserarmer Umgegend verwies, während man sie im Thal bei Onville hätte stehen lassen können, wo Wasser in Fülle vorhanden war. Wenn ich das sehr warme Lob des Generals v. Seddler über die Marschleistung des 2. Armeekorps am 18. August sehr gern gehört habe, so nehme ich dafür auch den obigen Tadel an; doch finde ich für mich persönlich und für den Generalstabschef einige Entschuldigung darin, daß der Gedanke, den Punkt von Buxières sobald als möglich zu erreichen, um von dort aus unverweilt verwendet werden zu können, jeden andern überwog, dabei auch von dem Wassermangel auf dem Plateau keiner von uns allen eine Ahnung hatte. War solcher schon am 17. wirklich vorhanden, so wäre es vielleicht auch Sache des Generalstabs des Armeekommandos, das Buxières als Punkt zum Abkochen für das Korps bestimmte, sich zu vergewissern, ob dort Wasser vorhanden war.

noch ins Feuer gekommen, haben wir allein dem kommandierenden General zu verdanken." Wie der König noch an demselben Tage sich darüber gegen mich äußerte, werde ich weiter unten erzählen.

Ich erließ, nach gefaßtem Beschluß, gleich aus dem Sattel an den in meiner Nähe befindlichen General v. Hartmann Befehl, daß die noch nicht im Biwak eingerichtete 3. Division sich zum Marsch auf Rezonville unverzüglich bereit zu machen habe. Sodann schickte ich der Korpsartillerie, welche sich nördlich Onville befand, und der im Thal gebliebenen, noch im Abkochen begriffenen 4. Division den Befehl entgegen: „Auf dem nächsten gangbaren Wege, ohne Buxières zu berühren, ihren Marsch auf Rezonville zu richten, aber soweit es noch irgend möglich, die Mannschaft abkochen zu lassen*)."

Die Korpsartillerie, begleitet von dem früh genug bei Buxières eingetroffenen Neumärkischen Dragonerregiment, kam zuerst — gegen 2 Uhr — zum Aufbruche und behielt auch, da sie ein lebhaftes Tempo annahm, die Tete bis Rezonville, wo sie um 4 Uhr eintraf und sich hart nördlich des Dorfes aufstellte. Ihr folgte bald aber dahin die 3., endlich die 4. Division. Die erstere traf um 5 Uhr bei Rezonville ein und stellte sich südwestlich des Dorfes, rechtsab der Chaussee auf; die 4. Division langte mit ihrer Tete etwa um 5½ Uhr südlich Flavigny an, auf dem Wege von Buxières-Rezonville. Da unsre Karten in Bezug auf Straßen und Wege veraltet, die Wegweiser an den Straßenknoten verschwunden, (wohl von den Bauern fortgenommen und versteckt waren, so schickte ich, als ich mich mit dem Stabe schon vor dem Antreten der 3. Division in Bewegung setzte, zwei Generalstabsoffiziere in nördlicher Richtung ab, um die Namen der nach dorthin sichtbaren zwei Dörfer — Tronville und Vionville — festzustellen, damit wegen der Richtung auf Rezonville keine Zweifel bleiben konnten. Als ich sodann durch diese Offiziere sehr bald die nötige Gewißheit erhielt, eilte ich mit sämtlichen Herren an die Tete der noch querfeldein marschierenden und nur dem Kanonendonner folgenden Korpsartillerie, gab ihr, da sie zu weit links abgewichen, die richtige Direktion, und erreichte gegen 4 Uhr das Dorf Rezonville. Ich durchritt dasselbe schnell und eilte auf die Höhe nördlich der Chaussee, um von dort aus die Lage zu übersehen. Diese Höhe war dazu auch sehr günstig. Man

*) Diesen Schlußsatz gab ich zu, als der Chef des Stabes bemerkte, daß das Abkochen vielleicht doch noch nicht geschehen oder doch noch nicht beendigt sei. Lange nach dem Kriege erzählte mir General Hann v. Weyhern, daß die Division mit dem Abkochen fertig geworden sei. Im Widerspruch damit stand aber, was ich nach der Schlacht von einigen Offizieren der Division hörte, dahin lautend, daß nur ein Teil der Mannschaft wirklich gegessen habe. Dagegen hatte das Tränken überall zur Genüge geschehen können.

hatte das Dorf Gravelotte etwa $^1/_4$ Meile vor sich und sah auf der Höhe vorwärts desselben à cheval der Chaussee eine lange Geschützlinie, die ein lebhaftes Feuer nach der jenseitigen Höhe — Moscou-Ferme und Point du jour — gegen dort stehende Artillerie unterhielt. Auch vernahm man von dieser Höhe her Infanteriefeuer und sah ein Paar Gehöfte — Moscou-Ferme und Point du jour — in Flammen. Auf dem Wiesengrunde und dem Höhenabhange zwischen Gravelotte und Malmaison stand eine große Kavalleriemasse, von der wir später erfuhren, daß es die 1. Kavalleriedivision — v. Hartmann — war. Als ich noch immer in dieser Überschau begriffen war, bemerkte ich auf der Chaussee von Gravelotte her einen einzelnen Reiter, in welchem ich bei näherm Herankommen meinen alten Freund, den General v. Boyen, Generaladjutanten des Königs, erkannte. Ich ritt ihm entgegen, erfuhr, daß er von einer Sendung (ich glaube zu General v. Steinmetz) zurückkehre und eilte, als ich von ihm den Standort Sr. Majestät — auf der Höhe südöstlich Rezonville, vor dem Grunde, welcher sich durch dieses Dorf südwärts zieht*) erfuhr, in seiner Begleitung spornstreichs dorthin. Se. Majestät hatte ein zahlreiches Gefolge um sich und ließ sich, als ich anlangte, ein paar soeben eingetroffene Zettelmeldungen vorlesen. Als er mich gewahrte, winkte er mir, zu ihm heran zu kommen, vernahm meine Meldung von dem Anrücken des Korps und drückte mir in gnädigen Worten seine Zufriedenheit aus „mit dem so energisch ausgeführten Marsche und dem so unerwartet frühen Eintreffen" des Korps. Se. Majestät wandte sich dabei rückwärts, um aus den hohen Staubwolken jenseits des Grundes sich mit eignen Augen von dem Eintreffen der Teten der 3. Division nahe südöstlich Rezonville und der nördlich dieses Dorfes sich eben aufstellenden Korpsartillerie zu überzeugen. Da er mir befahl, vorläufig in seiner Nähe zu bleiben, so konnte ich mich nun auch in der neben und hinter ihm haltenden Gruppe der Prinzen, Generale u. s. w. etwas näher umsehen und diese begrüßen. Die Generale v. Moltke und v. Roon, sowie der Graf Bismarck hielten Sr. Majestät zunächst. Dann sah ich, nur einige Schritte entfernt, den Prinzen Karl, der mir zu unserm Eintreffen Glück wünschte.**)

*) Es ist dies der auf dem Plan 1 der kriegsgeschichtlichen Einzelschrift 19 mit c bezeichnete Standort. v. B.

**) Der in der Umgebung des Königs befindliche damalige Oberstleutnant und Flügeladjutant, jetzige Generalfeldmarschall Graf Waldersee schrieb dem Herausgeber über den Eindruck des Eintreffens des 2. Armeekorps: „Das Armeekorps mußte, um verwandt zu werden, doch erst seinen Aufmarsch bewirken, und lagen naturgemäß zwischen der Meldung des Generals v. Fransecky und dem Eingreifen eine Anzahl Stunden. Hätten die Franzosen zu einer gewissen Zeit, als das 8. und ein Teil des 7. Armeekorps aufgelöst waren und nicht mehr vorwärts konnten, von Point du jour her die Offensive ergriffen, so wäre das 2. Armeekorps noch nicht zur Hand gewesen.

Was ich von diesem Standort aus von der Schlacht sah und hörte, war zunächst der fortdauernde Geschützkampf zwischen der diesseitigen Artillerie bei Gravelotte und der feindlichen auf dem gegenüberliegenden Plateau; sodann die beginnende Bewegung der vordersten Abteilung der Kavalleriedivision v. Hartmann nach der über das Mancethal führenden Chausseebrücke; endlich in weiterer Ferne, ganz nördlich, dumpfer Kanonendonner und hoch aufsteigende Rauchwolken, herrührend, wie sich später bestimmter ergab, von dem Gefecht unsers 9. Korps in der Gegend von Verneville.

Es liefen für Se. Majestät auch aus dortiger Gegend Meldungen ein, deren Inhalt ich, da er ziemlich laut besprochen wurde, dahin vernehmen konnte, daß der Feind dort sehr hartnäckig Widerstand leiste. Man sah ernste aber ruhige Gesichter, unter den mir zunächst haltenden Herren machte sich eine gewisse Ungeduld über den resultatlosen Geschützkampf vor uns bemerkbar.

Mich beschäftigte unausgesetzt der Gedanke: ob unser Korps wohl noch zur Teilnahme an der Schlacht kommen würde, und wäre es auch nur mit der Korpsartillerie, ja selbst nur mit einem Teil derselben, um mindestens sagen zu können: „Wir sind mit im Feuer gewesen!" Als ich jene Ungeduld wahrnahm, war sie es und war es noch mehr der mich persönlich beschäftigende eigne Gedanke, welcher es mich wagen ließ, den König zu bitten: „Er möge gestatten, daß ein paar Batterien meiner Korpsartillerie sich an die Artillerie des 7. Korps, welche, wie ich nun wußte, jene im Feuer stehende Geschützlinie vorwärts Gravelotte bildete, dieselbe nach rechts verlängernd und dadurch zugleich den dort noch vorhandenen Raum füllend, anhängen dürften, um das Feuer derselben zu verstärken." Se. Majestät schien meiner Bitte nicht abgeneigt zu sein und bemerkte, sich an den neben ihm haltenden General v. Moltke wendend, „daß solche Verstärkung vielleicht zweckmäßig sei," worauf jedoch der General bat, „das 2. Armeekorps zunächst noch nicht anzuschneiden," nach welcher Bitte dann von seiten Sr. Majestät eine Handbewegung folgte, die ich als eine ablehnende verstand.

Es mochte wohl eine halbe Stunde vergangen sein, als man die gegen die Höhe von Moscou-Ferme und Point du jour vorgerückte Kavalleriedivision Hartmann wieder umkehren und sich nahe vor Gravelotte — da sie durcheinander gekommen — wieder rangieren sah. Auch lief eine Meldung beim König ein, welche nach meiner Erinnerung über die Verhältnisse im 9. Korps handelte. Ich weiß noch heute nicht, welchen Einfluß beides darauf hatte, daß Se. Majestät jetzt den bisherigen Standort verließ und auf der Chaussee dem Dorfe Gravelotte

Immerhin muß aber anerkannt werden, daß jene Meldung Fransechys einigermaßen beruhigend wirkte." v. B.

im Galopp zuritt.*) Es war bald nach 5 Uhr, und da ich keinen Befehl erhielt, so folgte ich Sr. Majestät bis etwa halbwegs nach Gravelotte. Als ich dabei dem General v. Boyen so nahe kam, daß ich mit ihm sprechen konnte, so sagte ich ihm, daß ich mich von meinem Korps nicht noch weiter entfernen dürfte und daher auf dem höhern Abhange neben der Chaussee halten bleiben wolle, um einen etwaigen Befehl für das Korps dort abzuwarten, die Bitte hinzufügend, dafür zu sorgen, „daß solcher Befehl mir so schnell als möglich überbracht werde".

Ich brauchte wohl kaum 20 Minuten zu warten; denn um 5½ Uhr traf im scharfen Ritt ein Generalstabsoffizier**) von Gravelotte her bei mir ein und meldete: „Se. Majestät befehle, daß das 2. Korps das Plateau (mit der Hand nach dem Plateau Moscou-Ferme und Point du jour zeigend) nehmen solle."

Ich schickte sofort an die Korpsartillerie den Befehl zum schnellen Vorrücken, mit der besondern Weisung: neben der Artillerie des 7. Korps soviel Batterien ins Gefecht zu bringen, als der Raum es gestatte, während das Neumärkische Dragonerregiment sich rechts rückwärts seitwärts aufzustellen habe. Gleichzeitig erließ ich an die 3. Division den Befehl, anzutreten und die Richtung auf den rechten Flügel der Artillerie einzuschlagen, hinzufügend, daß die vorderste Brigade die Tornister ablegen solle; ferner an die 4. Division, welche noch weiter zurück im Anmarsch begriffen war: daß sie der 3. zu folgen habe.

Sodann eilte ich zu der rechts neben Gravelotte im Feuer stehenden Artillerie, um mich näher zu orientieren. Als ich, dort angekommen, erfuhr, daß der kommandierende General v. Zastrow sich nahe dem linken Flügel, hart am Dorfe, bei einer mir näher bezeichneten Buche befände, ritt ich schnell dorthin und fand diesen General, umgeben von mehreren höhern Offizieren, worunter ich die Generale v. Glümer, v. Kameke und v. Woyna erkannte, sämtlich von den Pferden gestiegen, in scharfer Beobachtung der von diesem Platze aus ziemlich weit hinauf zu übersehenden feindlichen Position auf der gegenüber liegenden Höhe. Der General v. Zastrow und noch spezieller der General v. Kameke orien-

*) Vor dem Abreiten hatte der König, der den Drang Fransecky's, an den Feind zu kommen, kannte, sich noch an ihn mit den in freundlichstem Tone gesprochenen Worten gewendet: „Fransecky, Sie sind meine letzte Reserve. Das 2. Korps tritt nur auf meinen ausdrücklichen Befehl an." Mitteilung des Generals der Infanterie v. Blomberg. v. B.

**) Es war der damalige Oberstleutnant Bronsart v. Schellendorf, der spätere erste Kriegsminister dieses Namens, der in fliegender Eile herangesprengt kam und schon von weitem rief: „Das 2. Korps soll sofort antreten." Er ergänzte diesen Befehl dann noch dahin, daß das Korps dem General v. Steinmetz unterstellt sei. Mitteilung des Generals v. Blomberg. v. B.

tierten mich über die Lage.*) Ich erfuhr, daß das 7. Korps das Bois de Vaux und weiter östlich das Dorf Vaux besetzt hätte; das 8. Korps links daneben (nördlich der Chaussee) in und hinter dem dortigen Walde, sowie jenseits des letztern bei St. Hubert und zu beiden Seiten der Chaussee stehe, und von dieser Stellung aus das Gefecht mit Infanterie gegen den gegenüber stehenden Feind unterhalte, endlich, daß die auf dem Plateau von Moscou-Ferme und Point du jour sichtbaren langen, dunkeln Streifen Schützengräben seien, die stark von feindlicher Infanterie besetzt wären. Die weiter rückwärts stehenden feindlichen Batterien machten ihre Aufstellungspunkte durch ihr fortdauerndes Feuer gut erkennbar. Daß gegen diese sehr starke Stellung schon seit Stunden seitens der 7. und 8. Armee vergebens gerungen worden sei, wurde noch besonders erwähnt. Nach dieser Orientierung ritt ich über das freie Feld hinter den nächststehenden Batterien fort meinen Truppen entgegen. Die Korpsartillerie hatte ihre Direktion von der Chaussee aus meinem Befehl entsprechend genommen. Sie konnte aber nur mit zwei Batterien die Geschützaufstellung des 7. Korps verlängern. General v. Kleist übernahm die Anordnung wegen Aufstellung der nicht verwendeten Batterien außerhalb des feindlichen Feuerbereichs. Die 3. Division befand sich in der Richtung nach dem Wege, welcher hart am obern Rande der rechten Wand des tief eingeschnittenen Mancethals nach der Chausseebrücke führte. Noch ehe ich sie traf, war mir, meines Erinnerns, durch einen vom General v. Moltke abgesandten Generalstabsoffizier die Nachricht zugegangen, daß das Mancethal mit Kolonnen nur auf der Chaussee überschritten werden könnte. Bald darauf, etwa um 6½ Uhr, kam das an der Spitze der Division marschierende Jägerbataillon Nr. 2 in der Höhe des rechten Flügels der erwähnten Artilleriestellung an. Der Divisionskommandeur, General v. Hartmann, ritt, wenn ich mich recht erinnere, mit seinem Stabe vor diesem Bataillon. Ich verständigte ihn kurz über die Lage auf dem Plateau und über unsre Aufgabe. Die Disposition für den Angriff lautete in ihrem Sinne dahin: „Für die 3. Division: die Bataillone der vordersten Brigade (6.) ersteigen den jenseitigen Thalrand, dehnen sich nach rechts hin, längs der Lisiere des Bois de Vaux so weit aus, daß sie Point du jour und die dort ein

*) General v. Blomberg sagt von diesem Vorgang: Während der schweigsame Goeben seinen Blick auf die dicht besetzten, terrassenförmig angelegten feindlichen Schützengräben und die wieder zurückflutenden Bataillone seines Korps richtete, sprach der lebhafte Kameke eifrig auf Fransecky ein: „Dort jene roten Streifen, die Sie im Halbdunkel noch werden erkennen können, die französischen Schützengräben sollen Sie nehmen.“ „Schützengräben sind kein Objekt für ein Armeekorps,“ entgegnete Fransecky kühl und, nachdem er einen flüchtigen Blick auf die Karte geworfen: „Ich werde vorstoßen bis Point du jour.“ v. B.

Knie bildende Chaussee vor ihre Front bekommen und den dort in verschanzten Positionen stehenden Feind angreifen. Die nächste Brigade (5.) folgt auf der Chaussee in Sektionskolonnen dicht aufgeschlossen. Die 4. Division bleibt als Reserve diesseits des Defilees zurück, desgleichen die beiden Divisionsartillerien, hinter und seitwärts der in ihrer Stellung verbleibenden Korpsartillerie, und die beiden Dragonerregimenter. Ich bestimmte dann noch, daß das Jägerbataillon südlich der Brücke in Kompagniekolonnen auseinandergezogen das Mancethal überschreite,*) alles übrige aber, dicht aufgeschlossen, auf der Chaussee die Höhe zu ersteigen habe; das Verhalten auf der Höhe müsse von dem Befund der dortigen Gefechtsverhältnisse abhängig bleiben. Ich empfahl aber von vornherein, auf den Anschluß an den linken Flügel des 7. Korps durch das Jägerbataillon Bedacht zu nehmen. Da diesem Bataillon die 6. Infanteriebrigade, voran die 54er, sehr nahe folgte, so rief ich dem Tetenbataillon derselben beim Vorbeidefilieren ermunternde Worte zu und wies, um den Marsch zu beschleunigen, auf die schon tief am Horizont stehende Sonne hin, „vor deren Untergang wir mit dem Feinde da oben fertig werden müßten!“

Es war gegen 7 Uhr.

Ich wurde in meiner Zuversicht zu den Pommern um so mehr bestärkt, je fester und wuchtiger ich dieses und die nächsten Bataillone nacheinander an mir vorüberziehen sah, und je mehr Kampflust mir die Gesichter der Mannschaft zu verraten schienen.**) An den Jägern machte ich aber eine Erfahrung, welche ich in den Kriegen von 1848 und 1866 bereits in gleicher Weise an Truppen gemacht hatte, die zum erstenmal ins Feuer kamen, diejenige nämlich, daß die ausgeschwärmten Schützen schon schossen, ehe sie noch einen Feind vor sich sehen konnten. In dem vorliegenden Fall war dies aber um so auffallender, als das Schießen bereits anfing, nachdem die Schützen sich eben erst entwickelten, die Bewegung zum Hinabsteigen ins Thal aber noch gar nicht begonnen hatte, als ferner die auf dem Thalrande ziemlich dicht stehenden Bäume und Büsche einen Blick vorwärts und hinab ins Thal gar nicht gestatteten, und als endlich auf diesem Thalrande die Schützenlinie eines Bataillons des 7. Korps an den Bäumen postiert stand, ohne zu schießen und ohne von jenseits her beschossen zu werden! Ich lasse noch heute dahingestellt sein, ob das Einschlagen einiger verirrter Chassepotkugeln in die nach der Brücke marschierenden Linienbataillone vorher

*) Ich nahm an, daß die Jägertruppe für ein Durchschreiten der waldigen Schlucht, die mit Kolonnen nicht zu passieren sein sollte, noch am besten geeignet sei.

**) „Unvergeßlich wird mir die ruhige und feste Haltung bleiben“ — bemerkt Fransecky in dem Kriegstagebuch eigenhändig —, „in welcher General v. Hartmann, die Obersten v. d. Decken und v. Busse an der Spitze ihrer Truppen ritten.“ v. B.

auch schon bei dem Jägerbataillon vorkam, und dies die Veranlassung zu jenem Schießen war. Aber eine Entschuldigung dafür wäre dies doch nicht gewesen, und sprach ich daher auch, ohne nach dem etwaigen Grund zu fragen, dem Bataillonskommandeur mein Mißfallen über dies von „Jägern“ am wenigsten erwartete „Schießen ohne Gegner“ aus.

Als ich mit meinem Stabe — die Tete der nach der Brücke marschierenden 6. Brigade überholend — vor der Brücke ankam, fand ich daselbst den Oberbefehlshaber der 1. Armee, General von Steinmetz, welcher das Heranrücken der Pommern erwartete. Ich meldete mich bei ihm „als mit dem Korps seinem Oberbefehl unterstellt und durch Befehl Seiner Majestät angewiesen, in das Gefecht auf der vorliegenden Höhe unterstützend einzugreifen.“*) Der General war in sehr übler Laune, vielleicht über die Umkehr der von ihm (recht unzeitig) zum Nachhauen vorbeorderten Kavalleriedivision von Hartmann, und fragte sehr kurz: was ich „zu thun gedächte?“ Ich antwortete ruhig, daß ich zunächst mit der 3. Division auf die Höhe rücken, die 4. aber, sobald sie herangekommen, vorläufig am Defilee in Reserve behalten würde, bis ich oben die Verhältnisse genügend übersehen hätte. Der General antwortete darauf noch kürzer und lauter: „Das ganze Korps muß hinauf!“ worauf ich auch wieder kurz entgegnete: „Das ist auch meine Absicht, aber erst muß ich die Verhältnisse oben erkannt haben.“ Der General schwieg und entließ mich mit verneinender Bewegung, nachdem ich noch einige Augenblicke an seiner Seite gehalten, auf die Frage: ob er für mich noch etwas zu befehlen habe? Ein mir aus alter Zeit her bekannter Major seines Stabes erzählte mir später, daß ich den General auch noch gefragt hätte: „ob er nicht mit hinauf kommen würde?“ Ich konnte mich dessen nicht erinnern, weiß aber noch jetzt, daß es mir bei meiner innern Erregung schwer wurde, nicht gegen die den Vorgesetzten schuldige äußere Achtung zu verstoßen. Als ich die Brücke mit meinem Stabe passiert hatte, fand ich auf der Chaussee geradezu unbeschreibbare Zustände, welche unserm Drang, schnell wieder an die Spitze der 6. Brigade zu gelangen, die schwersten Hindernisse entgegenstellten. Die Chaussee selbst führt dammartig über das Thal und wird nach dessen Überschreitung zu einem Hohlwege, der bis nahe vor St. Hubert nach keiner Seite hin ein Ausweichen zuläßt; denn rechts begleitet ihn eine 500 Schritt lange, 10 und mehr Fuß tiefe Schlucht

*) So hatte ich den Befehl Sr. Majestät aufgefaßt. Einen entsprechenden Befehl vom General v. Steinmetz hatte ich vor meinem Eintreffen an der Brücke gar nicht erhalten, was ich hier ausdrücklich erwähne der Angabe gegenüber, welche das Generalstabswerk 1. Teil, 2. Band, S. 838 enthält.

mit steilen, felsigen Wänden und nur einige Fuß breiter Sohle und links die fast senkrechte, 20 und mehr Fuß hohe Wand des darüber liegenden Plateaus; außerdem faßte ihn eine bald nach der Schlacht allmählich ganz abgehauene hohe Pappelallee ein, welche über St. Hubert und Point du jour hinaus bis ins Moselthal hinabreichte. Die Chaussee selbst ist zwölf Schritt breit und hat auf jeder Seite ein 3—4 Fuß breites, etwa einen halben Fuß hohes Bankett für Fußgänger. Die ganze Länge von der Brücke bis zur Höhe von St. Hubert beträgt etwa 1000 Schritt.

Auf diesem Engwege stießen wir bald auf das mit drei Eskadrons daselbst haltende 9. Husarenregiment, welches dicht aufgeschlossen, in Kolonne zu dreien, auf der rechten Seite der Straße mehr als ein Drittel einnahm. So müde die Pferde auch zu sein schienen, so waren sie doch durch die mit Trommelschlag und Hörnerklang zur Höhe hinanstürmenden Pommern so aufgeregt, daß sie für die Beine der an ihnen zunächst vorbeikommenden Menschen und Pferde geradezu gefährlich wurden*). War dies Regiment passiert, so stieß man auf eine Anzahl bis oben hinauf zerstreut herumliegender toter Pferde und Geräte. War es an diesen — stehenden wie liegenden — Hemmnissen schon sehr schwierig vorbei oder darüber hinweg zu kommen, so traten noch sehr viel schwiegere, weil sich bewegende, entgegen. Dies waren Abteilungen des 8. Korps, welche den Befehl hatten, sich unten hinter dem Defilee zu sammeln.

Obwohl die Tambours den Sturmmarsch schlugen, die Hornisten „Schnellavancieren" bliesen und aus allen Kehlen ein nicht endendes Hurra erscholl, konnte es nicht fehlen, daß durch diese Begegnungen die Sturmkolonnen des 2. Korps nicht bloß vielfach in ihrer innern Ordnung gestört wurden, sondern daß auch Mißverständnisse und infolge davon stellenweise rückgängige Bewegungen entstanden, indem das Zurückziehen von Truppen des andern Korps so gedeutet wurde, daß der Rückzug ein allgemeiner sein sollte. Mitten in der Kolonne befindlich, machte ich persönlich die größten Anstrengungen, um die Attacke im Gange zu halten. „Die Pommern rechts und vorwärts, die vom 8. Korps bleiben links und sammeln sich unten," rief ich, und Oberst v. Wichmann sowie die Adjutanten v. Blomberg und von der Marwitz wiederholten den Ruf nach allen Seiten.**)

*) Der Führer der Husaren gab endlich den wiederholten eindringlichen Vorstellungen des Generals v. Fransecky Gehör und schwenkte Kehrt, um hinter Gravelotte zurückzugehen. Mitteilung des Generals v. Blomberg. v. B.

**) General v. Blomberg sagt von diesen Augenblicken: „Es war einer jener Momente, wo man sich mit Bangen fragte: ‚Was wird daraus?' Daß aber dieser ge-

Oben auf dem Plateau sprühten die feindlichen Mitrailleusen und Chassepots aus den terrassenartig hintereinander aufsteigenden Schützengräben ein Höllenfeuer gegen die sich rechts und links ausbreitenden Bataillone der vordersten Brigade und faßten zugleich konzentrisch den Ausgang bei St. Hubert. Die darüber hinweggehenden Geschosse trafen in die dichte Masse der auf der Chaussee hinstürmenden Bataillone sowie die diesseits verbliebenen oder dort nacheinander anlangenden Truppen der 4. Division. Diesseits konnte das Feuer nur von den auf dem Plateau entwickelten Schützenschwärmen der vordersten Bataillone beantwortet werden; doch setzte auch die Korpsartillerie ihr Feuer noch fort, über die Köpfe der Sturmkolonnen hinweg, gegen meinen Willen, da ich eine Schädigung der auf dem Plateau befindlichen eigenen Truppen befürchtete. Es gelang mir aber nicht, das Feuer zum Schweigen zu bringen, da es durch einschlagende feindliche Granaten immer aufs neue hervorgerufen wurde.

Gefährlicher als alles dies aber war das Schießen in die Luft wild gewordener Leute innerhalb der Kolonne sowohl vorwärtsdringender als zurückgehender, zumal als die Sonne untergegangen war und die beginnende Dunkelheit als neue Schwierigkeit hinzutrat. Am gefährlichsten indessen von allem war es, daß von dem Höhenrand herab, welcher die Chaussee links begleitete, sowie von dem Plateau her, links von St. Hubert, Schüsse in großer Zahl kamen, die nicht anders als von eigenen Truppen herrührend anzunehmen waren. „Excellenz, unsre eignen Brüder schießen auf uns!" So riefen die Pommern, und haufenweise wurde Kehrt gemacht, um dem Tod aus Freundeshand auszuweichen.

Von der Masse wurde ich mit meiner Begleitung, von der schon zwei Adjutanten verwundet waren, wohl auf 30 bis 40 Schritte zurückgedrängt, dabei begleitete mich ein fremdes, verwundetes Pferd wie ein Hund, aber fortwährend ausschlagend. Da erfaßte ich einen Hornisten und ließ ihn „Stopfen" blasen, indem ich mir sagte: „Sind es wirklich Preußen, die auf uns schießen, so werden sie schweigen, sobald sie dies Signal hören." Und in der That, das Feuer schwieg*), und ich gelangte mit meinen Offizieren bis zum Gehöft St. Hubert. Dort trafen alle Generale des Korps zusammen, die, jeder in seinem Bereich, ebensowohl in dem Bestreben, die Attacke in Fluß zu erhalten als in rücksichtslosem Preisgeben der eignen Person mit den ihnen unterstellten Kommandeuren und Offizieren gewetteifert hatten.

---

fährliche Augenblick schnell vorüberging, war das besondere persönliche Verdienst des Generals v. Fransecky." v. B.

*) Auch General v. Blomberg ist der Ansicht, daß in diesem Augenblick „weniger die Franzosen als unsre eignen Leute die Kugeln entsandten". v. B.

Merkwürdig und unerklärlich blieb es, daß auf jenes Signal „Stopfen“ auch das feindliche Feuer schwieg. Sobald die Tete der Sturmkolonne bei St. Hubert Halt gemacht hatte, um sich zum weitern Vordringen neu zu ordnen, wurde von neuem von links her auf die ganze Masse geschossen, und aus allen feindlichen Schützengräben krachten wie auf Kommando wieder die Chassepots und Mitrailleusen. Das nächtliche Dunkel verwandelte sich unter dem Schein des Feuers momentan in Tageshelle. Ein heftigeres und furchtbareres Feuer haben die Pommern später nicht wieder erlebt, aber auch andre, die noch manchen schweren Kampf zu bestehen oder mit anzusehen Gelegenheit hatten, haben versichert, daß ein solches „Feuerwerk“ ihnen nirgends wieder vorgekommen sei. Ich hatte den Hornisten bei mir behalten, und das Signal „Stopfen“ that seine vorige Wirkung. Noch zweimal wiederholte sich dies Schauspiel, und jedesmal kostete es zahlreiche Verluste. Das hinderte aber nicht die Besetzung des ummauerten Obstparkes östlich des Gehöftes von St. Hubert und beförderte zugleich die festere Einnistung in dem Gehöfte selbst.

Während dieser Verzögerung auf der Chaussee und bei St. Hubert hatten die rechts und links zur Entwicklung gekommenen Truppen, besonders die 54er, 14er und Königsgrenadiere Nr. 2 Fortschritte gemacht, und die vordersten standen hart dem brennenden Gehöft Point du jour gegenüber, meist eingenistet in den dortigen Steinbrüchen. Auf feindlicher Seite waren ohne Zweifel unter dem Schutz der Dunkelheit die vordersten Schützengräben geräumt, aber der heftige Kugelregen, der sich in den beiden erwähnten Fällen über unsre Truppen ergoß, bewies, daß sich in den hintern Stellungen noch sehr ansehnliche Streitkräfte befanden.

Es war eine lange Pause eingetreten und mochte zwischen 9 und 10 Uhr sein, als ich dem Kommandeur der 4. Division, Generalleutnant v. Hann, befahl, die 3. Division abzulösen und eine das gewonnene Terrain deckende Aufstellung à cheval der Metzer Chaussee zu nehmen. Dies geschah von der 7. Brigade, und es mag als eine durch die Umstände gebotene Besonderheit hier bemerkt werden, daß das die Chaussee selbst besetzende Bataillon sich in Linie entwickelt Arm an Arm niederlegte, die Gewehre vor sich zum Schuß bereit, alles in gespannter Aufmerksamkeit auf den nahe gegenüber befindlichen Feind, eine Vorpostenaufstellung seltenster Art*).

Gegen ½11 Uhr erkrachte noch einmal — jetzt zum letztenmal, aber noch ebenso höllisch wie zuvor — das ganze Feuer der Mitrailleusen

*) General v. Blomberg bemerkt hierzu: „Daß dieses bei der Dunkelheit und der großen Nähe des Feindes so schwierige Manöver ohne ernste Friktionen ausgeführt wurde, war ein glänzendes Zeichen dafür, daß die Truppe wieder vollkommen in der Hand ihrer Führer stand.“ v. B.

und des Kleingewehrs von feindlicher Seite her, ohne Veranlassung von der unsrigen, auf unsre Stellung, sicher aber, um den Abzug des Feindes aus seiner letzten Stellung zu maskieren; je dunkler und stiller die Nacht, um so ähnlicher einem grausigen Gewitter mit Donner und Blitz.

Die 3. Division hatte die ganze Nacht hindurch zu thun, um ihre Bataillone hinter das Defilee zurückzuziehen, dort wieder zu ordnen und zu neuer Verwendung für den nächsten Morgen bereit zu stellen. Ich begab mich mit meinem Stabe nach der Stellung der Artillerie zurück und fand dort neben einer Kanone einen Ruheplatz für die Nacht*).

Am nächsten Frühmorgen bei Tagesgrauen unternahm der Kommandeur des Kolbergschen Regiments mit ein paar Kompagnien eine Rekognoszierung auf der Metzer Chaussee über Point du jour hinaus. Er fand drüben nur noch eine schwache Abteilung feindlicher Infanterie, die statt des Widerstandes sogar geneigt schien, sich ergeben zu wollen. Eine Aufforderung dazu fand in der That bei einigen Leuten Gehör, während die übrigen nach einigen Schüssen abzogen. Die Chaussee und das Feld zu beiden Seiten waren übersäť mit weggeworfenen Waffen und Gepäckstücken, Zeichen eines übereilten Rückzuges in der verflossenen Nacht. Die 4. Division schob ihre Vorposten an der Chaussee weiter vor, sah aber vom Feinde nichts mehr. In und hinter den verlassenen Schützengräben lagen feindliche Tote und Schwerverwundete in großer Zahl, in den Stellungen der Mitrailleusen sah man die Leichen in grausigen Verstümmelungen, sämtlich durch die Granaten der Artillerie bei Gravelotte. Vor dem Gehöft St. Hubert lagen Mann an Mann, die während der Nacht in der nächsten Umgebung aufgesuchten und dorthin geschafften Schwerverwundeten, meist Preußen, von denen viele noch unter den Händen der Ärzte, ja schon unter denen der mit außerordentlicher Hingabe arbeitenden Krankenträger den Geist aufgaben. Unter ihnen befanden sich in großer Zahl auch solche, die beim Sturm auf der Chaussee rechts seitwärts aus der Kolonne herausgedrängt, in die Schlucht hinabgestürzt waren. Auch mehrere berittene Offiziere waren darunter und hatten bei dem Sturz mehr oder minder gefährliche Verletzungen erlitten.

Die 3. Division benutzte die ersten Frühstunden, um sich rückwärts seitwärts des Defilees wieder zu formieren. Nachdem dies geschehen,

*) „Ehe der General sich hier niederlegte, trat er zu den beiden Adjutanten, die ihn nach Kräften in seinen Bemühungen, die gestörte Ordnung wieder herzustellen, unterstützt hatten, schließlich aber doch nur die Organe seines Willens gewesen waren, heran und sagte ihnen, indem er ihnen warm die Hand drückte: ‚Den heutigen Tag werde ich Euch nie vergessen!‘ Wahrlich, ein schöner Beweis des edlen Herzens des hochverehrten Führers und ein schöner Lohn für selbstverständliche Pflichterfüllung.“ Mitteilung des Generals v. Blomberg. v. B.

stellte sie sich zu beiden Seiten der Chaussee diesseits auf und bezog Biwaks. Die Reihen der Truppen zeigten noch zahlreiche Lücken, die erst im Laufe des 19., ja selbst erst am 20. sich großenteils wieder füllten, da die betreffenden Mannschaften teils unter die 4. Division, teils auch zu Truppenteilen des 8. Korps geraten waren und sich bei der Überhäufung der ganzen Gegend ringsum mit Truppen nur schwer wieder zu ihren eignen Regimentern zurecht fanden.

Mir war es vergönnt, in der ersten Nachmittagstunde des 19. Sr. Majestät dem Könige in einem kleinen Bauernhause in Rezonville über die Vorgänge am vergangenen Abend Bericht erstatten zu dürfen, und ich wurde mit dem Auftrage belohnt, dem pommerschen Korps den Ausdruck der Allerhöchsten Zufriedenheit zu übermitteln.

Das erwähnte Kriegstagebuch des 2. Korps enthält für den 19. folgende eigenhändige Bemerkungen Franseckys:

„Am nächsten Morgen viel Not um Wasser und nichts zum Frühstück. Mein Paletot nicht zur Hand, ich fror und war etwas matt. Ärger über General Steinmetzens Einmischung in das Korps, namentlich bei der 3. Division, die allerdings viel Zeit brauchte zum Wiederformieren und Abrücken in ihre Stellung hinter dem Defilee. Ritt über das Schlachtfeld bis über Point du jour hinaus und links davon. — Als ich vom Schlachtfeld zurückkomme, auf das Plateau von Gravelotte, begegne ich dem Kriegsminister v. Roon, der nach dem von uns besetzten Plateau von Point du jour reiten will. Er umarmt mich mit den Worten ‚Sie Held von Gravelotte‘ und später: ‚Dafür sollen Sie auch mit ihrem Korps nach Paris mitmarschieren.‘ Mittags werde ich zum Prinzen Friedrich Karl nach Rezonville bestellt. Ich reite aus meinem Biwak bei der Korpsartillerie mit Rittmeister v. d. Marwitz dorthin. Schrecklicher Platzregen! Prinz Friedrich Karl herzliche Umarmung, freut sich, daß ich und das 2. Korps unter seinen Befehl kommen, indem es zur Teilnahme an der Cernierung von Metz mit bestimmt sei. Teilt mir seine Gedanken bezüglich derselben mit. Ich klage über Steinmetz, der sich schon am Defilee vor St. Hubert in meine Dispositionen eingemischt; der Prinz rät, ‚den Mann, der sich überall unerträglich mache, zu verklagen.‘

Ich soll mich überhaupt bei Sr. Majestät melden, der in Rezonville anwesend. Ich gehe zum König, finde bei demselben u. a. den Prinzen Karl und den Großherzog von Weimar, als ihm eben von dem Flügeladjutanten Grafen Waldersee Vortrag über die Offizierverluste des Gardekorps gehalten wird. Der König sehr bewegt. Tadelt die Verwendung der Infanterie-Angriffskolonnen und sagt, daß gerade diejenigen, welche im Frieden für die Kompagniekolonnen soviel gesprochen und gethan, vor dem Feinde davon keinen Gebrauch gemacht. Ich muß dem König

die Details des gestrigen Sturmes erzählen. Als er mich entläßt, trägt er mir noch auf, dem Korps seine Zufriedenheit auszusprechen.

Das Haus, in dem Se. Majestät sich befand, war ein schlechtes Bauernhaus; das Zimmer klein und mit den einfachsten Möbeln ausgestattet. Auf dem Fenstergesimse stand eine Tasse auf geborstenem Teller mit den Überresten eines sehr einfachen Frühstücks für Se. Majestät. Es war bei so vielen Zeugen nicht möglich, meine Klage über Steinmetz anzubringen. Ich fand unten den General v. Tresckow, teilte ihm meine Klage mit und erhielt die Antwort: ‚Es fehlen nur noch ein paar Tropfen, dann ist sein Glas voll!‘ —

Als ich beim Verlassen des Hauses einen königlichen Diener um einen Trunk Wasser bat, holte er mir ein halbes Glas, mehr sei nicht zu haben. Als der inzwischen auch vor das Haus getretene Großherzog von Weimar meine Äußerung hörte, daß ich hungrig und durstig sei, holte er aus seinem zur Abfahrt bereiten Wagen eine Cervelatwurst und ein Brot, schnitt mir von beiden mit eigner Hand ab, ließ mir Wein geben und sorgte ebenso für meinen Adjutanten Marwitz. —

Am Morgen des 20. August versammelte der Prinz alle kommandierenden Generale bei Verneville, um ihnen seine Aufgabe und seine Ideen zur Ausführung mitzuteilen. Wiedersehen v. Voigts-Rhetz, Stülpnagel, Manstein, Goeben u. s. w. Scene zwischen dem Prinzen und General Steinmetz."

Hiermit enden die eignen Aufzeichnungen Fransecky̆s, und es mögen sich hieran diejenigen des Generals v. Blomberg anschließen, die uns einen lebendigen Eindruck in die Thätigkeit, die er in der nächsten Zeit an der Spitze seines Korps entfaltete, gewähren.

„Dem 2. Armeekorps war für die nun beginnende Einschließung von Metz die Straße von St. Privat über Saulny zugewiesen worden, und im Laufe des 21. August war es in diese Stellung eingerückt. Der kommandierende General nahm mit seinem Stabe in einem kleinen Gasthofe an der Straße, Auberge Marengo, Quartier. Für die Wahl seines Aufenthalts waren für General von Fransecky während des ganzen Feldzugs lediglich die dienstlichen Interessen und der Gesichtspunkt maßgebend, daß er der vordersten Linie möglichst nahe, für die eingehenden Meldungen leicht erreichbar und für eine schnelle Befehlserteilung geeignet unterzubringen war.

Bis zum 27. August verblieb das Generalkommando in diesem recht mangelhaften Quartier, wo die Lieferung des Tages die Nahrung für uns, und die des Abends in einem großen Raume hergerichtete gemeinsame Streu das Nachtlager bildete. Nur der General und der

Chef des Generalstabes erfreuten sich des Vorzuges recht zweifelhafter Betten. — Die geistige Regsamkeit und die körperliche Frische des kommandierenden Generals wußten Abwechslung und Anregung auch in die Einförmigkeit dieser Tage zu bringen, und in stets interessanter und geistreicher Weise wußte der General bei den gemeinsamen Mahlzeiten die Erlebnisse des Tages mitzuteilen und sie als Ausgangspunkt für seine weitern stets fesselnden Ausführungen vielseitigster Art zu verwerten.

Täglich unternahm der General lange Ritte in die Umgegend zu Geländeerkundungen unter allen möglichen Voraussetzungen, Besichtigungen der Vorposten, Biwaks und Kantonnements, und wie er hierbei für alle möglichen Fälle die seinerseits zu treffenden Maßnahmen erwog, so verlangte er auch von den verantwortlichen Befehlshabern, daß sie vor dem Eintreten in neue Verhältnisse innerhalb ihrer Wirkungssphäre sich sofort klar machten, welche Maßnahmen sie in diesem oder jenem Falle zu treffen haben würden. Hierbei nahm er öfters Veranlassung, mit Schärfe einzugreifen, wenn er auf ungenügende Ausführungen gestoßen war. Besondern Wert legte er auf die sofortigen Anordnungen und Ausführungen von Sicherheitsmaßregeln, wie sie das Gelände und die vorhandenen Hilfsmittel gestatteten, die Anlage von Schützengräben, Einrichtungen der Baulichkeiten, das Schaffen freier Schußfelder, Herstellung von Übergängen und Verbindungswegen u. s. w. Dann aber lag die Fürsorge für das Wohl der Mannschaft ihm noch besonders am Herzen, und diese fand besonders Ausdruck in dem Verlangen der größten Ordnung und Reinlichkeit in den Biwaks und Kantonnements. Gleich die ersten Tage der Cernierung von Metz gaben ihm Gelegenheit, seine Forderungen nach dieser Richtung zum Ausdruck zu bringen, und es ist der strengen Durchführung all dieser Maßnahmen zuzuschreiben, daß der Gesundheitszustand des 2. Armeekorps auch in den Zeiten längern Festliegens stets vortrefflich war. Mit großer Energie betrieb General von Fransecky die Überführung der aus den Schlachttagen in St. Privat noch befindlichen zahlreichen verwundeten Franzosen nach Metz. Nachdem das Einverständnis des französischen Armeekommandos aus Metz eingetroffen war, wurden die Wagen des Sanitätsdetachements der benachbarten Armeekorps erbeten, und bereits am 24. das Verladen dieser Unglücklichen, die größtenteils aus Amputierten bestanden, und ihre Überführung nach Metz zur Ausführung gebracht. Eine Anzahl französischer Ärzte begleitete diesen Transport unter Führung eines Adjutanten des Generalkommandos, der die Flagge des Parlamentärs trug. Durch ein Zusammentreffen unglücklicher Umstände aber wurde die menschenfreundliche Absicht Franseckys in ein trauriges Verhängnis für eine Menge dieser Unglücklichen gekehrt. Das Verladen hatte fast den ganzen Tag in Anspruch genommen, so daß es am späten Nach=

mittag war, als der Transport endlich den Marsch antreten konnte. An die Vorposten war die Weisung erteilt worden, die Barrikade, die am Ausgange von Saulny die große Straße auf Metz sperrte, aufzuräumen, um so die Straße für den Transport frei zu machen. Dieser Befehl war nicht zur Ausführung gebracht worden, indem der Vorpostenkommandeur nicht mit Unrecht geglaubt hatte, die Verantwortung hierfür nicht übernehmen zu können. Diese Barrikade war das Werk der ganzen Zeit, wo das Armeekorps sich in dieser Stellung befand; durch viel Mühe und Arbeit hatte sie endlich eine ausreichende Widerstandsfähigkeit gewonnen — unsre Truppe war in zweckmäßiger Anlage von Barrikaden nicht geübt — ihre Aufräumung und mehr noch ihr Wiederaufbau hätte viel Zeit und Arbeit in Anspruch genommen und die Verteidigungsfähigkeit dieses Abschnitts für diese Zeit in Frage gestellt. Der Transport mußte daher von der Chaussee abbiegen und durch Obstgärten, die teilweise mit Gräben durchzogen waren, einen Nebenweg gewinnen, der für diesen Zweck sehr schlecht geeignet war.

Inzwischen war es dunkel geworden, und als die Franzosen endlich die Trompetensignale des Parlamentärs erwiderten und ein Kommando unter einem hohen Offizier bei dem Transport eingetroffen war, erklärte dieser Offizier, daß er den Transport in der Nacht nicht annehmen könne, und daß dieser bis Tagesanbruch auf der Stelle, wo er sich befinde, zu halten habe. Das Schreien und Stöhnen der Verwundeten in dieser Nacht war herzzerreißend und wohl das Schrecklichste, was der Führer dieses Transports — machtlos helfen zu können — während des ganzen Feldzuges erlebte. Als aber nach Tagesanbruch das französische Kommando von neuem eintraf und den Transport zur Weiterführung übernahm — da war es in manchem Wagen bereits still geworden, und an mancher Stelle war aus dem Verwundeten- — ein Leichentransport geworden.

Der Bericht des zurückkehrenden Führers an den General v. Fransecky aber berührte diesen aufs schmerzlichste. Er hatte das Beste gewollt.

Die Einförmigkeit des Aufenthalts in der Auberge Marengo erlitt eine Unterbrechung, als ein französischer Generalstabsoffizier, der sich bei einer Erkundung zu weit vorgewagt hatte, von den Vorposten als Gefangener eingeliefert wurde. General v. Fransecky zog in seiner ritterlichen Weise den Niedergedrückten zum Abendthee heran und unterhielt sich, die französische Sprache vollkommen beherrschend, mit ihm auf das lebhafteste. Für die Nacht wurde dem Gefangenen ein Platz zwischen den Adjutanten auf der Streu eingeräumt; — als ihm aber das Bedauern ausgedrückt werden mußte, daß eine Decke für ihn nicht mehr aufzutreiben sei, warf er sich auf die Streu mit dem Trostwort, daß man im Laufe des Krieges recht oft aus französischem Munde hören konnte: ‚A la guerre comme à la guerre!‘

Die inzwischen erfolgte Verleihung des Eisernen Kreuzes 2. Klasse an den kommandierenden General gereichte wohl dem ganzen Armeekorps, im besondern aber dem Generalkommando zur größten Freude und Genugthuung, die aufrichtigen Glückwünsche, die ihm bei dieser Gelegenheit dargebracht wurden, aber lehnte er mit der Entgegnung ab: ‚Nur dem Armeekorps verdanke ich diese Auszeichnung, die ich allein für dasselbe zu tragen berufen bin.'

Am 27. August wurde das Armeekorps aus der Einschließungslinie gezogen und marschierte, um zu einer Verwendung bei dem nun eingeleiteten Kesseltreiben, das für die Franzosen mit der Katastrophe von Sedan seinen Abschluß fand, bereit zu sein, nach Briey.

Hier wurde der Weitermarsch des Korps jedoch vorläufig eingestellt, und am 29. trat es den Rückmarsch nach Auboué an, wo es nun als Reserve für die Einschließungslinie bis zum 7. September verblieb. Der einzige ernsthafte Durchbruchsversuch aus Metz, den Bazaine am 31. August unternahm, um Mac Mahon über Diedenhofen die Hand zu reichen, und der bereits am 1. September bei Noisseville zum Scheitern kam, hatte für das Korps nur eine Bereitstellung zur Folge — zum tiefen Verdruß unsers thatenlustigen Führers.

Am 7. September wurde das Korps mehr nach dem rechten Flügel auf die Straße von Gorze gezogen, wo das Generalkommando Quartier nahm. Eine große Anzahl Verwundeter, darunter viele Offiziere, die noch nicht transportfähig waren, befanden sich noch vor Gorze, wo der Generalarzt der Armee Langenbeck seine aufopfernde Thätigkeit entfaltete, aber sich recht verstimmt darüber aussprach, daß die im Laufe der Zeit verdorbene Luft den Heilungsprozessen sehr ungünstig wäre und unverhältnismäßig viel Opfer fordere. So oft es seine Zeit gestattete, suchte General v. Fransecky die Verwundeten auf und sprach ihnen in seiner herzlichen Weise Trost und Hoffnung zu. Vom 8. September an passierten die von Sedan kommenden Gefangenentransporte den Ort und boten manch interessantes Bild über die verschiedene Wirkung, welche diese traurige Lage auf die Gemüter ausübte.

Der 1. Oktober brachte endlich einen Wechsel in die mit der Zeit recht einförmig gewordene Lage des Korps. Es wurde in die vorderste Linie gezogen und ihm der Abschnitt von der Seille über Jouy aux arches und Ars bis zu den Höhen von Jussy zugewiesen. Nun begann wieder Franseckys volle Thätigkeit. Erkundungen, Anordnungen von Befestigungen in der Einschließungslinie, Besichtigungen der Biwaks nahmen die Zeit vollauf in Anspruch und ließen keine Langeweile aufkommen. Das Quartier des kommandierenden Generals lag in der vordersten Villa von Jouy nach Metz zu und bot eine entzückende Aussicht über den St. Quentin und dessen Umgebungen. Von dem Fort dieser Höhe aber

sandten die Franzosen täglich einige Granaten in die vordersten Gebäude von Ars — Eisenwerke, in denen zur Zeit das Regiment 49 untergebracht war und die manches Opfer forderten. Gerade als das Feuer recht heftig geworden, passierte General v. Fransecky mit einem Adjutanten diese Eisenwerke, um sich in die vorderste Linie der Vorposten zu begeben. Einige Offiziere des Regiments 49, die hinter den Gebäuden Deckung fanden, bestürmten den Adjutanten, den General v. Fransecky zu veranlassen, zurückzureiten, oder diese gefährliche Strecke in schneller Gangart zu passieren. Selbstverständlich lehnte der Adjutant, der sich mit seinem General in gleicher Lage befand, es ab, nach dieser Richtung eine Einwirkung auszuüben, und so legten wir diese Strecke, welche uns das interessante, aber nicht gefahrlose Bild bot, die Wege der Zuckerhüte, die vom St. Quentin herniedersausten in ihrem absteigenden Ast verfolgen zu können, in gemütlichstem Schritt zurück. Hierbei, wie in den spätern Gefechten von Champigny und Pontarlier konnte die Umgebung des Generals wahrnehmen, daß die höchste persönliche Gefahr nur anregend und geradezu erheiternd auf Fransecky zu wirken vermochte. Man sah es diesem heiter strahlenden Antlitz an, daß eine behagliche Selbstzufriedenheit Platz darin griff, sobald ihm Gelegenheit gegeben war, seine Nichtachtung jeder Gefahr gewissermaßen zur Schau zu tragen.

Die an sich durch die Unterhaltungsgabe des kommandierenden Generals stets interessanten gemeinsamen Mahlzeiten gewannen ab und zu während dieser Zeit noch besondern Reiz dadurch, daß an ihnen gelegentlich eine sowohl durch ihre Erscheinung wie durch ihr Wesen sehr einnehmende Persönlichkeit teilnahm. Es war dies die verwitwete Prinzeß Salm, deren Gatte als Bataillonskommandeur im Königin Augusta-Regiment gefallen war, und die auf die Nachricht von seiner schweren Verwundung zu seiner Pflege herbeigeeilt war. Sie verblieb nach dem Tode ihres Gemahls noch eine Zeit lang bei der Armee und widmete sich der Pflege von Verwundeten, wofür sie ein eignes Lazarett in Jouy aux Arches eingerichtet hatte, wie der Verteilung von Liebesgaben, die sie in reichem Maße aufzubringen wußte. Durch ihre lebhaften und sehr interessanten Erzählungen aus dem mexikanischen Feldzuge, während dessen sie ihren Gemahl kennen gelernt hatte, wußte sie bald die ganze Tafelrunde zu fesseln, und General v. Fransecky, der über die mexikanischen Verhältnisse jener Zeit vortrefflich unterrichtet war, gab reichen Stoff zur fesselnden Unterhaltung.

Mit dem Monat Oktober ging die Widerstandsfähigkeit von Metz zur Neige. Der Ausspruch, den unsre liebenswürdige Wirtin in Pont à Mousson, Rue des murs, gelegentlich unsers gemeinsamen Mittagessen am 17. August, am Tage vor der Schlacht von Gravelotte, mit dem Brustton vollster Überzeugung gethan und in echter französischer Leb-

haftigkeit: ‚Metz, la pucelle, vous ne l'aurez jamais!‘ hatten sich als ein für eine Französin wohl erklärlicher Wahn erwiesen.

Am 25. Oktober war durch den ältesten Adjutanten des Generalkommandos der General Jarras über die Vorposten geholt und zur Festsetzung der Kapitulationsbedingungen nach Frescati geleitet worden, wo er von dem Chef des Generalstabes der 2. Armee, General v. Stiehle, mit der ihm eignen vornehmen Höflichkeit empfangen wurde. Als sich aber sehr bald herausstellte, daß dem Franzosen die Gebräuche internationaler Höflichkeit fremd geblieben, öffnete General v. Stiehle sehr bald wieder die Thür des Zimmers, wohin die Herren sich zurückgezogen hatten, mit den lakonischen Worten: ‚Major v. Blomberg, bringen sie den General wieder über die Vorposten zurück.‘

Auf die vom Armeekommando nach Metz gerichtete Weisung — welche an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ — wurde nunmehr zur Wiederaufnahme der abgebrochenen Verhandlungen der General Cissey — der spätere französische Kriegsminister — entsendet, mit dem ohne weitere Schwierigkeit die Kapitulationsbedingungen für Armee und Festung festgesetzt wurden. Dem 2. Armeekorps fiel die ehrenvolle Aufgabe zu, die französischen Garden bei ihrem Ausmarsch in Empfang zu nehmen und sie zunächst in ein bei der Ferme Polka, an der Straße Jouy—Metz abgestecktes Lager unterzubringen, von wo ihr Abmarsch nach Deutschland zu erfolgen hatte.

Es regnete in Strömen, als am 29. Oktober mittags 1 Uhr der Oberbefehlshaber der 2. Armee, Prinz Friedrich Karl, mit seinem glänzenden Stabe, sowie General v. Fransecky mit den Offizieren des Generalkommandos an der Chaussee von Metz hielten, um die Übergabe der stolzen französischen Garde in Empfang zu nehmen. Die 3. Division war hart an der Straße aufmarschiert, und aus jedem Gesicht konnte man lesen, mit welcher Spannung diesem welthistorischen Moment, dessen Bedeutung selbst auch jedem pommerschen Musketier zu Gemüte ging, entgegengesehen wurde. Auf der andern Seite der Chaussee aber hatte der stets alles bedenkende Fransecky, um für alle Fälle gerüstet zu sein, durch einen leichten Höhenzug verdeckt, die Korpsartillerie abprotzen lassen, und schußbereit standen die Geschütze. Die für den Ausmarsch festgesetzte Zeit war schon längst überschritten, als einzelne trunkene Zuaven, bras dessus bras dessous johlend die Chaussee heruntergezogen kamen und Bedenken erweckten, ob der Ausmarsch ordnungsmäßig verlaufen würde. Nach einiger Zeit aber sah man geschlossene Marschkolonnen heranrücken — an ihrer Spitze den französischen General Desvaux, der auf den unbeweglich auf seinem Pferde haltenden Prinzen Friedrich Karl zusprengte und sein Käppi hebend das historische: ‚Mon Seigneur! j'ai l'honneur de vous rendre la garde imperiale!‘

ertönen ließ. Und so zogen sie vorbei die stolzen Garderegimenter — vom Kopf bis zu Fuß neu ajustiert — waffenlos, lautlos; neugierigen Blicks die Pommern musternd, die ihrerseits dem bisherigen Feinde mit aufrichtiger Teilnahme ins Auge blickten.

Auf diese offenen und ehrlichen Gemüter machte es unverkennbar tiefen Eindruck, diese für jeden Soldaten in ihrer Erscheinung so ansprechende Truppe, die ihnen wochenlange Anstrengungen bereitet hatte, nun in ihrer Widerstandskraft gebrochen und überwunden zu sehen.

An dem bei der Ferme Polka abgesteckten Lager verließen die französischen Offiziere ihre Truppen, um als Gefangene auf Ehrenwort nach Metz zurückzukehren, und hier fanden die Abschiedsscenen statt, die ein beredtes Zeugnis waren, daß in der französischen Garde die gemeinsam verlebten Gefahren, Anstrengungen und Entbehrungen ein festes Band um Vorgesetzte und Untergebene geschlungen hatten, dessen Lösung unter so traurigen Verhältnissen nun viel Herzeleid auf beiden Seiten erweckte, und: ‚Courage! Au revoir mes enfants!‘ klang es aus dem Munde der sich unter Händedrücken und Umarmungen endlich losreißenden Offiziere.

Die Kapitulation von Metz löste das 2. Armeekorps aus dem Verbande der 2. Armee, und am 1. November begab sich General von Fransecky mit einem Adjutanten nach Corny, um das Armeekorps, das am 2. seinen Abmarsch nach Paris anzutreten hatte, bei seinem bisherigen Oberbefehlshaber abzumelden. Der General traf in dem Augenblicke in Corny ein, als der Prinz die französischen Adler, welche eine Eskadron des Neumärkischen Dragonerregiments — jetzt Grenadierregiments zu Pferde Freiherr v. Derflinger — aus Metz gebracht hatte, in Empfang nahm. Diese stolzen Trophäen, die nun auf dem Platz hinter dem Schloß Corny zum Ruhme des Siegers aufgestellt waren, boten einen wahrlich erhebenden Anblick, und mit stolzer Genugthuung konnte der prinzliche Feldherr sich seiner erfreuen. In echter Hohenzollernart aber benutzte der Prinz diesen Anlaß, um dem General v. Fransecky viel Anerkennendes über seine Führung und die Leistungen des pommerschen Korps auszusprechen, das in so hervorragender Weise dazu beigetragen habe, das Ergebnis herbeizuführen, das nun in Gestalt dieser französischen Adler uns vor Augen stände, und mit warmen Worten sprach er sein Bedauern aus, das Korps aus dem Verbande seiner Armee scheiden zu sehen.

Über Thiaucourt, wo am 3. November Rasttag gehalten wurde, erreichte das Generalkommando am 4. Pont à Mousson. Hier schiffte es sich zur Fahrt nach Paris ein. Während die Korpsartillerie unter der Bedeckung des Neumärkischen Dragonerregiments auf den Fußmarsch angewiesen wurde, war für die beiden Divisionen die Bahnbeförderung

bis Nanteuil gewählt worden, wo auch für diese die von den Franzosen ausgeführte Sprengung des Tunnels die Ausschiffung und Fußmärsche bis in die Einschließungslinie von Paris notwendig machte. Die Unsicherheit des Bahnbetriebes und die Möglichkeit, daß durch Bahnzerstörungen Unglücksfälle herbeigeführt werden konnten, hatten Nachtfahrten ausgeschlossen, und so wurde in Bar le Duc und Epernay Nachtquartier gemacht. Während der Fahrt aber befanden sich zwei Vertreter der Städte — angesehene Bürger — als Geiseln auf der Lokomotive, um das uns etwa freundlicherweise zugedachte Schicksal zu teilen. ‚C'est la guerre' war auch hier der Trost, womit diese Geiseln sich über das Unbequeme ihrer unfreiwilligen Fahrt hinforthalfen. Über Coulomniers, Rozoy, Brie, Comte Robert rückte das 2. Armeekorps am 9. November in die Stellung ein, die es zwischen der Marne und der Seine bei Choisy-le Roy in vorderster Linie der Einschließung einzunehmen hatte. Der kommandierende General und das Generalkommando hatte in dem reizenden Le Piple Château bei Bonneuil Quartier genommen. In vollendetem modernen, französischen Geschmack war dieses reizende Schlößchen ausgestattet, das uns nun für längere Zeit zum Aufenthalt dienen sollte, und mit dem lebhaftesten Interesse widmete sich General v. Fransecky in den Stunden, die ihm nach gewissenhaftester Erledigung all seiner Pflichten blieben, der Betrachtung der herrlichen Gemälde und Kunstwerke, und vor allen Dingen einer nähern Prüfung der ihn besonders interessierenden sehr reichhaltigen Bibliothek."

Nach diesem zusammenhängenden Überblick über die Thätigkeit des Generals von Franseckys bis zur Kapitulation von Metz mögen noch einzelne Stellen aus seinen Briefen an seine Gemahlin in dieser Zeit uns einen Einblick in seine Gedanken und Empfindungen gewähren.

Am 21. August schreibt der General aus Verneville:

„Doch jetzt zu meinen Erlebnissen. Zuerst, daß ich endlich am 18. in der zweiten Schlacht von Metz (west- und nordwestlich) das Glück gehabt habe, mit meinem Korps auf dem rechten Flügel unsrer Armee bei Gravelotte abends zwischen 6—$^{1}/_{2}$9 Uhr noch zum Gefecht zu kommen und den Feind zu zwingen, eine Position (das Plateau von Moscou) zu räumen, die man sich nicht stärker denken kann als sie war. Ich habe mich dabei mit meinem Stabe in vorderster Linie befunden, und es wurden zwei von meinen Adjutanten blessiert, während wir übrigen es nur der Gnade des Himmels zu verdanken hatten, daß wir in dem furchtbaren Mitrailleusen- und Kleingewehrfeuer, welches von allen Seiten auf die Spitze meiner Sturmkolonne traf, und zu welchem sich auch noch das Feuer von Truppen unsers 8. Armeekorps, welche uns nach eingetretener Dunkelheit für Feinde hielten, gesellte, unversehrt blieben. Der Effekt, den unser Sturmangriff durch seine

Energie machte, war überall ein sehr großer, und schon am nächsten Tage empfing ich aus dem Munde des Königs und des Prinzen Friedrich Karl die allerschönste Anerkennung. Seit dieser Schlacht lagerten wir ununterbrochen zwei Tage lang bei Gravelotte auf dem blutgetränkten Schlachtfelde. Gestern nachmittag habe ich mein Hauptquartier hierher verlegt, wo es in vier Lazaretten von Verwundeten wimmelt, und der in dieser Gegend allgemein herrschende Wassermangel den Aufenthalt doppelt unerträglich macht. Die total geschlagene französische Armee sitzt mit ihren zertrümmerten Korps in Metz und wird von mehreren unsrer Armeekorps, zu denen auch das zweite gehört, eng blockiert. Da sie jedenfalls Versuche machen wird, durchzubrechen, so stehen uns noch Kämpfe in Aussicht!"

Seiner Freude über die Verleihung des Eisernen Kreuzes gibt er am 27. August aus der Auberge Marengo Ausdruck:

„Bevor ich nun auf deinen Brief antworte, will ich dir die schöne Nachricht mitteilen, daß ich seit vorgestern Ritter des Eisernen Kreuzes zweiter Klasse bin, jenes neu erstandenen Ordens, auf den die Generation von 1813, 14 und 15 sich soviel zu gute that, und um den jeder Veteran beneidet wurde, der ihn in letzter Zeit noch trug, jenes Ordens, den zu verdienen mein stilles, innigstes Sehnen war, seit ich die Ordre seiner Wiederaufrichtung gelesen. Bis jetzt bin ich der einzige im 2. Korps, der ihn besitzt; aber ich trage ihn für das Korps, da Se. Majestät mir denselben ‚in Anerkennung der rühmlichen Leistungen des Korps' verliehen hat, was mich doppelt stolz auf ihn macht. Die Leistungen des Korps in der Schlacht waren in der That entscheidend und steigen im Gewicht, wenn erwogen wird, daß das Korps an diesem Tage, um noch zum Gefecht zu kommen, im ganzen mehr als fünf deutsche Meilen marschierte, nur teilweise abkochen und tränken konnte, und von 2 Uhr nachts bis abends 11 Uhr fast ununterbrochen auf den Beinen und unterm Gewehr war. Mein Verdienst an diesem Tage bestand wohl hauptsächlich darin, daß ich durch den Prinzen Karl von der Absicht des Königs benachrichtigt, dem Feinde am nächsten Tage eine allgemeine Schlacht zu liefern, mein Korps zwei Stunden früher in Bewegung setzte als befohlen war, und nirgends unterwegs so lange rastete als ich sollte, so daß ich um 6 Uhr schon ins Gefecht gehen konnte, während ich andernfalls erst nach eingebrochener Nacht angekommen und dann nicht verwendet worden wäre. Und dieses Drängen und Treiben nach vorwärts dankt man mir allgemein aufs höchste und ist auch von Sr. Majestät gnädigst anerkannt worden."

Erfreut über die Aussicht auf weitere Verwendung im freien Felde schreibt er weiter:

„Heute morgen erhielt ich die frohmachende Ordre, aus der Cernierungsarmee auszuscheiden und zur Armee des Kronprinzen von Sachsen zu stoßen, welcher an der Maas stehe. Ich breche heute nachmittag auf und marschiere in der Richtung auf Dun ab, von wo es denn wohl bald weiter nach Paris gehen wird. Unser Entzücken über diese Erlösung und diese Bestimmung ist groß, und mir schlägt das Herz besonders hoch in dem Gedanken, mit meinem Korps auch in Thätigkeit zu kommen."

Aber auch in all seine ihn ganz in Anspruch nehmende Thätigkeit begleitete der Schmerz um die so früh entrissenen beiden Söhne ihn immer noch und erwachte besonders, als er die Regimenter sah, bei denen sie gestanden hatten, und mit denen sie nun hätten kämpfen können.

„Ich habe euch — schreibt er in demselben Briefe — im Geist oft an unsre Gräber begleitet, und was ihr dort gefühlt und gelitten habt, habe ich mit euch gelitten. Neulich sah ich eine Eskadron des 8. Husarenregiments an unserm Biwak vorbeimarschieren, und auf dem Schlachtfelde vom 18. durchritt ich am 21. eine Stelle, wo viele Tote vom Alexanderregiment lagen — ich kann dir nicht sagen, was ich bei diesem Anblick empfand."

Dafür hatte er die Freude, seinen jüngsten Sohn Fritz, der in der Genesung begriffen, sich schon zu seinem Regiment begeben wollte, in Gorze zu begrüßen. Aber nach dem Gutachten des dort anwesenden Dr. Langenbeck mußte dieser sich doch wieder in die Heimat begeben, da die Hand noch im Gipsverbande verbleiben mußte. Auch die Hoffnung, wieder im freien Felde zur Verwendung zu kommen, hatte sich für das 2. Korps nicht erfüllt, und herabgestimmt schreibt Fransecky darüber am 16. September aus Gorze:

„Das Verhältnis bei der Cernierungsarmee ist natürlich ein sehr monotones und um so peinlicher, wenn man sich die beiden andern Armeen (der Kronprinzen von Preußen und von Sachsen) jetzt vor resp. in Paris denkt. Ich persönlich bin um so mißvergnügter über jenes Verhältnis, als mein Korps schon in vollem Marsche zur Armee des Kronprinzen von Sachsen war und durch die am zweiten Tage empfangene Contreordre um das Glück gekommen ist, an dem weltgeschichtlichen Ereignis bei Sedan teil zu nehmen. Wann dieses monotone Leben vor Metz aufhören wird, vermag niemand von uns zu übersehen. Der Marschall Bazaine soll sich in diese Festung so eng und fest einschließen lassen, daß er neue Ausfallversuche wohl schwerlich machen kann und, wenn er solche dennoch wagen sollte, jedesmal wieder in seine Festung hineingetrieben werden wird; und da umgekehrt eine Belagerung dieses großen Waffenplatzes wohl außer allem Plane liegt, indem mit

der Zeit wohl der Hunger und die Verzweiflung diesen Gegner leichter zu Fall bringen dürfte als unser Feuer, so wird wohl einige Zeit darüber hingehen, bis wir aus dieser langweiligen und deprimierenden Thätigkeit erlöst werden! — Vor einigen Tagen sandte mir meine „Geburtsgemeinde“ Gedern ein Glückwunschtelegramm. Was sagst du dazu? Ich dachte, daß dort niemand was von mir wüßte!“

In etwas erfreulichere Stimmung kam der General wieder, als er mit seinem Korps am 1. Oktober wieder in die erste Linie der Einschließung gelangte.

„Ich stehe zu meiner großen Freude“ — schreibt er am 3. Oktober aus Jouy — „endlich wieder mit dem Korps in erster Linie gegen den Feind vor Metz. Die Lage von Jouy im Moselthal, am Fuße von wein- und waldbedeckten Höhen, mit dem Blick flußabwärts nach dem formidabeln St. Quentin und weiter auf das große Metz mit seiner alten, mir von 1839 und 1855 so wohlbekannten Kathedrale, am rechten Thalrand vorbei auf eine mit Dörfern, Waldparzellen, Meiereien und Gütern reich besetzte Ebene ist so schön, wie man sie sich nur denken kann. Ich habe den Blick aus meiner Villa auf den St. Quentin und Metz ganz frei vor mir, und damit zugleich ein volles Bild des Krieges, denn überall, wohin ich blicke, sehe ich Truppen vor mir in ihren Vorpostenaufstellungen und Biwaks, und dazu die fortwährende Musik der Geschütze vom St. Quentin und Queleu, die sich abmühen, unsre Vorposten in Alarm zu halten.

Ich vergaß zu sagen, daß ich am 1. Gorze verließ und dort wohl den Ruhm hinterlassen habe, der Wohlthäter des Ortes und der ganzen Gegend gewesen zu sein, indem ich allen unnötigen Bedrückungen der Einwohner schon sehr frühe ein Ende machte, dem Ackerbau und allen Gewerben wieder ihren Lauf ließ, den Ausschreitungen des Requisitionswesens überall strengstens entgegentrat und durch Herstellung von Reinlichkeit in allen Orten, fleißige Evakuierung der Lazarette auch auf den Gesundheitszustand, der infolge der überall herrschenden Ruhrkrankheiten und der Leichengerüche von den Schlachtfeldern her aufs äußerste gefährdet war, schützend und fördernd einwirkte.“*)

Am 5. schreibt er ebenfalls aus Jouy:

„Als ich vorgestern mittag von Vaux aus, wo ich die dortigen Vorposten besichtigte, über Ars sur Moselle hierher zurückkehrte, hatte in letzterm Ort eben eine Riesengranate in einem Eisenfabrikgebäude eingeschlagen, welches ich mit meinen Begleitern passieren mußte, und hatte

*) Am 7. Februar 1871 dankte der Maire von Gorze dem General in einem Briefe für seine „humanité envers mes chers compatriotes blessés ou prisonniers“ und seine „sollicitude envers les pauvres cultivateurs“. v. B.

in einer eben dort eingerichteten Krankenstube einen Mann getötet, einen Doktor und drei Mann verwundet. Dieser Granate folgten, als ich weiter ritt, noch ein paar Granaten, die etwas seitwärts einschlugen. Dieser Ritt war also nicht ganz ungefährlich. Ich bin aber stolz darauf, sagen zu können, daß ich im ruhigen Schritt geritten bin und mein Adjutant es nicht wagte, mir den Rat von Offizieren, die als Zuschauer in der Nähe an der Straße standen und meinten, daß es besser sei, schnell zu reiten, um der Gefahr zu entgehen, mitzuteilen, weil ich bei Anfang des Feuers meinen Offizieren gesagt hatte: Der Vorgesetzte müsse in solchem Fall die allergrößte Unbefangenheit zeigen und sich davor hüten, daß man ihm nachsage, er reite der Gefahr aus Besorgnis oder gar Angst schnell aus dem Wege. Dieses mein Prinzip ist das von mir schon 1866 befolgte, und ich halte daran fest, weil ich mir sage, daß wenn mir eine Kugel bestimmt ist, sie mich treffen wird, gleichviel ob ich Schritt reite oder Galopp. Ich fühle mich in dieser schweren Zeit mehr in Gottes Hand als je zuvor! Du fragtest, wie lange der Krieg wohl noch dauern könne? Diese Frage zu beantworten wird wohl selbst Graf Bismarck außer stande sein. Ich rechne hier vor Metz noch auf wochenlanges Verweilen, da unser Gegner noch gar nicht danach aussieht, als ob er sich ergeben werde, im Gegenteil uns täglich, bald diesem, bald jenem Korps durch kurze Ausfälle, weiteres Vorschieben seiner Verstärkungslinien u. s. w. zu schaffen macht. Das liebste wäre mir, wenn Bazaine irgendwo durchbräche, da wir ihm dann nachziehen und ihn im freien Felde wohl bald erreichen und schlagen würden — jedenfalls ein lohnenderes Unternehmen als diese Cernierung, die für jeden daran Beteiligten eine höchst langweilige und verdrießliche Geduldprobe, auch wenig Ruhm einbringt!"

Aber trotz der Spannung, in der die kriegerischen Ereignisse den General hielten, schweiften seine Gedanken schon bisweilen in die Zukunft, wie sie sich nach Beendigung des Krieges in Stettin gestalten werde, und er erklärt dies seiner Gattin in einem Schreiben vom 8. Oktober:

„Der Gedanke an die demnächstige Heimkehr ist mir eine Erholung, wenn ich zeitweilig von den Beschäftigungen mit dem Dienst und seinen strengen Forderungen mich innerlich auf mich selbst zurückziehen und mich dann so ganz menschlich fühlen kann! Ich komme, wie du siehst, damit von selbst auf meine Person. Daß ich mit den Fügungen des Schicksals, welches dem 2. Korps und mir persönlich so wenig Gelegenheit gegeben hat, in den Vordergrund dieses Krieges zu kommen, und dem ich den uns am 18. August vergönnten Anteil an der Schlacht geradezu abgerungen habe (denn wenn ich nicht mit dem Korps von Homburg aus täglich weiter marschiert wäre als ich sollte, und wenn

ich nicht am 18. statt um 4 schon um 2 Uhr nachts aufbrach, so wären wir gar nicht zur Schlacht gekommen!!), daß ich, sage ich, mit den Fügungen des Schicksals nicht sehr zufrieden bin, weißt du, und kannst du dir auch denken, da du meinen Ehrgeiz kennst und weißt, wie sehr das Schicksal mich früher verwöhnt hat. Indessen ist der Krieg ja noch nicht zu Ende, und es können noch allerlei ernste Verhältnisse eintreten, die mich für das entschädigen, was mir jetzt ein Gegenstand des Neides andern gegenüber ist, die diesmal soviel glücklicher waren als ich. Und diese Hoffnung tröstet mich. Ich muß für das mir Versagte auch darin eine Entschädigung finden, daß ich ein Korps kommandiere, daß sich überall, wohin es kommt, durch seine strenge Disziplin, seine äußere schöne Haltung, seine auffallende Propertät u. s. w. so hervorthut, daß ich darüber schon mehrfach, selbst aus dem Munde des Prinzen Friedrich Karl, das allergrößte Lob gehört und persönliche Komplimente empfangen habe. Ich weiß auch, daß jener Zustand den strengen Forderungen zu verdanken ist, die ich von Hause aus an die Truppe gestellt, und an denen ich selbst unter den schwierigsten Verhältnissen festgehalten habe. Endlich finde ich eine Entschädigung für das mir Versagte in dem Vertrauen, das man mir fühl- und sichtbar entgegenträgt. Jedermann weiß, daß mir das Wohl des Korps und dessen guter Name sehr nahe am Herzen liegt, daß ich nach besten Kräften dafür sorge und daß ich ihm, wenn es gilt, das Beispiel der Nichtachtung der Gefahr, der Hintansetzung der eignen Person gebe."

Endlich, am 1. November, kann er der Gattin den Abmarsch von Metz melden:

„Du kannst dir denken, wie froh ich und wie froh wir alle sind, endlich von hier erlöst zu sein, wo das arme 2. Korps nichts als den Verdruß einer Rolle gehabt hat, die viel Mühe und Anstrengung, aber nirgends Gelegenheit zu besondern Auszeichnungen bot und daher auch keinem etwas an besonderm Ruhm bringen konnte, so daß wir unsern Trost lediglich in dem Gedanken finden müssen, den Ruhm des Ganzen zu teilen, indem wir doch ein Glied in der eisernen Kette waren, die den Gegner so fest in Metz bannte, daß er darin naturnotwendig zu Grunde gehen mußte! Die Stellung meines Korps brachte es mit sich, daß bei dem in fünf verschiedenen Richtungen angeordneten Ausmarsch der feindlichen Armee behufs ihrer Übergabe an uns das stolze und schöne Gardekorps — ein Elitekorps im ganzen Sinne des Wortes — mir übergeben und mir sowie den Truppen des 2. Korps ein Eindruck verschafft wurde, der uns bis ans Grab lebendig bleiben wird. Der Prinz Friedrich Karl wohnte dem Akte als Zuschauer bei, so daß die französischen Generale und Kommandeure mir die Rapporte ihrer Truppen

General v. Fransecky.
Oberst v. Wichmann. General v. Stiehle. Prinz Friedrich Karl. General Desvaux.

Die Übergabe des französischen Gardekorps vor Metz am 29. Oktober 1870.

zu überreichen hatten.*) Es waren ca. 20000 Mann, die dort defilierten, was von 2½ bis 7 Uhr abends, meist bei bösem Regen und tief durchweichter Chaussee dauerte, nebenbei ein tief bewegendes Schauspiel! — die Haltung und das ganze Benehmen dieser unvergleichlichen Truppe war musterhaft, das Vorkommen der Offiziere so ernst und würdevoll, daß wir alle mit der höchsten Achtung auf sie herabsahen. Unwillkürlich fiel mir ein, daß am 28. Oktober 1806 der Rest unsrer bei Jena geschlagenen Armee unter dem Fürsten Hohenlohe, darunter auch das Regiment Wobeser-Dragoner, bei welchem mein Vater stand, bei Prenzlau kapitulierte, und es war meinem Herzen — bei allem Mitgefühl für den unglücklichen Feind — die Revanche doch wohlthuend, die ich am 29. Oktober 1870, 64 Jahre später, für meinen armen Vater hier bei Metz nehmen konnte."

Am nächsten Tage ritt ich — es war Sonntag — nach Metz hinein, wobei mich die Erinnerung an meinen zweimaligen Besuch in den Jahren 1839 und 1855 begleitete. Da sich jetzt nach der Kapitulation etwa sechstausend Offiziere, zwanzigtausend Kranke und Verwundete, von denen viele als Rekonvaleszenten sich schon wieder im Freien bewegten, und gewiß an zehntausend Soldaten befanden, die unter allerlei Vorwänden noch im Orte geblieben waren, von preußischen Truppen aber nur etwa sechstausend Mann, so hatte die Stadt ganz das Aussehen einer französischen Garnison, und bot auf ihren Plätzen und Straßen Bilder, die nicht bunter und interessanter sein konnten, zumal die Bevölkerung sich im Sonntagsstaate in allerlei Gestalt darunter mischte. Gestern beritt ich bei fortwährendem Regen denjenigen Teil der feindlichen Vorpostenstellung, die unmittelbar vor meinem Korps gelegen hatte, zwischen Seine und Mosel, und war dieser Ritt in jeder Beziehung sehr lehrreich für meine Begleiter und mich. Heute lasse ich packen und morgen sage ich dieser blutgetränkten und für alle Zeiten berühmt gewordenen Gegend Valet!"

Über das tägliche Leben während dieser Zeit in der Umgebung des Generals v. Fransecky hat der damalige Kommandeur der Stabswache, Premierleutnant im Blücherschen Husarenregiment, jetzige Generalmajor z. D. Moritz in Langfuhr bei Danzig, freundlichst seine Erinnerungen aufgezeichnet, die auch auf den Charakter des Generals v. Fransecky ein schönes Licht werfen. Er schreibt:

„Meistenteils mußte ich den von mir so hochverehrten General auf seinen Ritten und Fahrten in Frankreich begleiten.

---

*) Eine große Photographie des die Übergabe darstellenden Bildes von Konrad Freyberg, die hier verkleinert wiedergegeben wird, wurde dem General v. Fransecky vom Prinzen Friedrich Karl persönlich geschenkt. v. B.

Neben meinen Obliegenheiten als Kommandeur der Stabswache hatte er mir die Verpflegungsverhältnisse des engern Stabes übertragen. Dieser bestand mit den jeweiligen Ordonnanzoffizieren meist aus zehn Herren und war während des ganzen Krieges ausnahmslos Gast des Generals.

Neben einer ausgesprochenen Neigung zur Gastfreiheit war General v. Fransecky von einem hohen Rechtsgefühl beseelt. Er duldete nicht, daß auch nur das Geringste für die Verpflegung des Generalkommandos requiriert wurde, es mußte alles bar bezahlt und am Monatsschluß durch Quittungen belegt werden. Als ich mich gelegentlich dahin äußerte, daß bei andern Generalkommandos und hohen Stäben häufig requiriert werde, erwiderte mir der General, daß er für die Verpflegung im Felde von Sr. Majestät als kommandierender General die hohe Feldzulage von tausend Thalern monatlich bekäme und es für ein Unrecht halte, die schon schwer genug durch die Lasten des Krieges bedrängten Einwohner durch unrechtmäßige Requisitionen noch mehr zu schädigen. Bei einem Ritte in der Gegend von Arbois meldete sich auf der Chaussee ein Reserveoffizier eines Infanterieregimentes als Requisitionskommando. Der General fragte nach den Gegenständen der Requisition, und als er erfuhr, daß auch Champagner dabei wäre, geriet er in nicht geringen Zorn und verwies den Offizier dahin, daß Champagner nicht zu den unentbehrlichen Lebensbedürfnissen eines Soldaten gehöre und er den Rücktritt des betreffenden Offiziers zum Ersatzbataillon, falls er den Sekt nicht auf höhern Befehl requiriert habe, befehlen werde, was auch geschah.

Auf unsern gemeinsamen Ritten war er oft sehr gesprächig und mitteilsam. Mit großer Dankbarkeit sprach er gern von seiner Adjutantenzeit beim Feldmarschall v. Wrangel, welcher den Grund zu seiner guten Carriere gelegt habe. Die Gemütsstimmung des Generals litt oft unter der Erinnerung an den unersetzlichen Verlust seiner ältesten beiden hoffnungsvollen Söhne, die beide im blühenden Mannesalter kurz hintereinander dahingerafft wurden.

Der General besaß eine ganz ungewöhnliche Gedächtniskraft, insbesondere für kriegsgeschichtliche Daten und Zahlen und irrte sich in dieser Beziehung fast nie. Als ich gelegentlich fragte, wie er sich diese ungewöhnliche Gedächtniskraft erhalten habe, erwiderte er mir, daß er in jüngern Jahren und ganz besonders in denen, wo er Lehrer der Kriegsgeschichte an der Kriegsakademie war, sobald ihm ein Datum oder eine Jahreszahl einer Schlacht oder dergleichen gefehlt habe, nie eher eingeschlafen sei und nicht eher geruht habe, als bis er das Fehlende richtig gestellt habe, er habe oft halbe Nächte lang im Bette gegrübelt und sein Gedächtnis angestrengt, wodurch dieses aber auch gestärkt worden und ihm erhalten geblieben sei.

Im Genuß geistiger Getränke war er ungemein mäßig, aß aber ziemlich stark und hauptsächlich gern gut zubereitete Hausmannskost. Er hatte gewisse Lieblingsgerichte, welche er sich öfters beim Koche persönlich bestellte. Dieser war vorzüglich und verstand es unter knappen Verhältnissen mit minderwertigen Zuthaten ein schmackhaftes Mittagessen herzustellen; — er war vom Königsregiment gestellt und hatte außerdem den Vorzug, der Neffe des berühmten Erfinders der Erbswurst zu sein.

Seine Liebe für Kinder bethätigte der General bei der Weihnachtsfeier 1870 im Schlosse zu Gros Bois vor Paris ganz besonders. In diesem den Erben des Marschall Berthier gehörigen Besitztum war eine zahlreiche Dienerschaft zurückgeblieben. Diese wurde mit allen Kindern am Weihnachtsabend, den wir ganz wie in der Heimat, mit Tannenbaum, Lichtern und Geschenken feierten, hinzugezogen und bekam jeder Franzose ein Geschenk, während die Kinder ganz besonders reich mit Spielsachen bedacht wurden, welche ich hatte einkaufen müssen. Die Franzosen waren überrascht von dieser ihnen unbekannten Feier und bezeigten voll Dank ein lebhaftes Interesse dafür, während die Kinder unter dem brennenden Tannenbaum mit ihren Geschenken spielten. Von den Herren des Stabes erhielt jeder neben einem Teller mit Pfefferkuchen und Süßigkeiten ein Geschenk des Generals.

Nach der Schlacht bei Gravelotte nächtigte der General im Freien auf Hafersäcken gebettet und mit einem Woylach zugedeckt bei der Korpsartillerie, und zwar bei der Batterie des Hauptmanns Zöllner, welchem er, als seinem frühern Schüler auf der Kriegsakademie, ganz besonders wohlgesinnt war. — Am andern Morgen — den 19. August — mußte er sich beim Prinzen Friedrich Karl melden, um die Weisung für die Cernierungslinie von Metz zu empfangen. Als er gegen Mittag von diesem Ritte nach Gravelotte zurückkehrte, gewahrte er, daß er seinen Orden pour le mérite verloren habe, was ihm sehr nahe ging. Ich schickte sofort die beiden Stabsordonnanzen, die den General begleitet hatten, auf frischen Pferden ab, um die Strecke zurückzureiten und nach dem verlornen Orden abzusuchen. Zur großen Freude des Generals kehrten sie am späten Abend mit dem gefundenen Orden zurück und erhielten hierfür ein reiches Geldgeschenk.

In der Zeit, als das Generalkommando von Ende August bis Anfang September 1870 in Auboué bei Metz im Quartier lag, wurde 7 Uhr abends gespeist, und es pflegte gewöhnlich gegen 8 Uhr abends ein Mann der Feldpost, mit den Postsachen fürs Generalkommando aus Pont à Mousson sich zurückmeldend, diese Sr. Excellenz bei Tische zu überreichen. Hierbei teilte er am 3. September sehr erregt mit, daß in Pont à Mousson der ganze Markt dicht von Menschen angefüllt gewesen sei und ein Herr in roter Uniform — Johanniter — von einem

Balkon herab verkündet habe, daß die französische Armee bei Sedan sich ergeben habe und mit dieser der französische Kaiser kriegsgefangen sei. Zunächst erschien uns diese Nachricht so unglaublich, daß wir ihre Richtigkeit für undenkbar und den Überbringer für nicht ganz zurechnungsfähig hielten. Gegen 11 Uhr abends fand die Nachricht indessen schon ihre Bestätigung, indem vom Oberkommando dem Generalkommando Befehl zuging, für die nächste Zeit bei und in Gorze für die Unterkunft und Verpflegung von Gefangenentransporten von Sedan her Sorge zu tragen. Es war ein herrlicher Abend, und wir promenierten noch lange auf der Dorfstraße, diese uns tief erregende Nachricht besprechend, wobei sich unwillkürlich Gedanken über eine baldige Beendigung des Krieges und Rückkehr in die Heimat aufdrängten. Es kam indessen anders und noch recht ernst!

Der größte und unvergeßlichste Moment aus jenem glorreichen Kriege bleibt für mich der 29. Oktober 1870, der Tag der Kapitulation von Metz. Dem 2. Korps war die Aufgabe zugefallen, das französische Generalkorps kriegsgefangen in Empfang zu nehmen und für dessen Beförderung nach Preußen Sorge zu tragen. Se. Excellenz nahm an diesem Tage der Ferme Thornbride gegenüber an der Chaussee von Metz mit dem Stabe um 11 Uhr vormittags Aufstellung, während Prinz Friedrich Karl mit seinem Stabe etwas abseits hielt. Jeder selbständige Führer ritt von der Chaussee rechts heraus und überreichte entblößten Hauptes Sr. Excellenz den Rapport, wobei es ergreifende Scenen gab und oft unter Thränen aus altem wettergebräunten Soldatengesichte die demütigende Meldung gemacht wurde. Den ganzen Morgen regnete es in Strömen.

Am Tage nach der Kapitulation ritt der General mit mir, nachdem er das Lager bei Jouy aux Arches durchritten und manch alten reichdekorierten troupier angesprochen hatte, nach Metz, welches seine Thore geöffnet hatte. Auf der Esplanade, wo die Waffen der kriegsgefangenen Armee zu Massenpyramiden aufgestellt waren, begegneten wir dem Großherzog von Oldenburg mit dem damals siebenzehnjährigen Erbgroßherzoge, ebenfalls zu Pferde. Es fand zwischen dem Großherzoge und dem General eine sehr herzliche Begrüßung statt, und beide küßten sich herzlichst.

II. Vor Paris.

9. November 1870 bis 2. Januar 1871.

Die Schlacht bei Champigny am 2. Dezember.

Am 9. November traf General von Fransecky mit der 3. Division seines Korps vor Paris ein und nahm, wie schon erwähnt, sein Quartier in Le Piple, zwischen Seine und Marne, während die Division in derselben Gegend in die erste Einschließungslinie gelegt wurde. Die schon einige Tage früher eingetroffene 4. Division war auf das linke Seineufer gezogen und augenblicklich nicht unter seinem Befehle, dafür war ihm die rechts neben ihm stehende württembergische Division zugewiesen worden. Er trat zunächst zur 3. Armee.

Während die französischen Festungsgeschütze fast täglich ihre schweren Geschosse hinübersandten, meist ohne Schaden anzurichten, feierte Fransecky hier in Le Piple am 16. November seinen 63. Geburtstag. Seine Umgebung, die es in Erfahrung gebracht hatte, ließ es sich nicht nehmen, ihn festlich zu gestalten. Er schreibt darüber am 17. an seine Gemahlin:

„Um 8 Uhr erschien eine Regimentsmusik vor meinen Fenstern im Park, um mich mit Choral und hinterher manchem schönen Stück zu erfreuen; um 9 Uhr erschienen die sämtlichen Offiziere und Beamten des Stabes zur Gratulation, zwischen 12 und 1 Uhr die beiden Divisionskommandeure von auswärts mit ihren Stäben. Um 6 Uhr gab ich ein glänzendes Diner für 29 Personen, wobei der Champagner und echte Bordeaux erster Klasse nebst schöner Tafelmusik die Magen, Herzen und Gemüter aufs beste erquickten, und dann blieb die Gesellschaft größtenteils noch beisammen, um sich durch Geplauder, Klaviermusik, Billard u. s. w. bis spät abends hin noch zu erheitern. Natürlich wurde bei Tisch auch Eurer, als der im Geist Teilnehmenden, mit Herzlichkeit und Artigkeit gedacht, wie ich denn überhaupt aus der ganzen Stimmung und Haltung der Gesellschaft ersah, daß ich ihnen mehr bin, als der bloße Vorgesetzte, daß sie mir mit ganzem Herzen anhängen und wahres *Vertrauen* zu mir haben, eine Wahrnehmung, die sich täglich wiederholend, mir sehr, sehr wohlthut.“

Am folgenden Tage wurde auch die 3. Division auf das linke Seineufer gezogen, und das nunmehr wieder vereinigte Korps bezog

Quartiere in der Linie Longjumeau—Palaiseau—Saclay als Reserve für das in erster Linie liegende 6. Korps. Der General nahm sein Quartier in Palaiseau in einer Villa der Gräfin Richebourg, wo vorher der Kronprinz gewohnt hatte. Am 19. und 20. November weilte Fransecky in Versailles, um sich dort beim König und Kronprinzen zu melden. Er schreibt hierüber am 24. nach Hause:

„Am 19. speiste ich bei Sr. Majestät, am 20. bei Sr. königlichen Hoheit dem Kronprinzen. Beiderseitig wurde mir sehr viel Gnade und Huld zu teil. Der Kronprinz machte mir viel Komplimente über den Tag von Gravelotte und über das „persönliche Verdienst“, das ich daran gehabt, daß das Korps an diesem Tage überhaupt ins Gefecht kam. Der König ließ sich von mir viel von Metz und über die Gardetruppen erzählen, die nach der Kapitulation dort vor mir defilierten. Ich war wohl dreiviertel Stunden lang allein bei Sr. Majestät, der mir sogleich einen Stuhl anbot und überhaupt mit warmer Huld mir entgegen kam.“

In demselben Briefe sandte er seiner Gemahlin zu deren am 29. bevorstehenden Geburtstage seine Glückwünsche und schrieb dabei: „Gott möge auch uns den Frieden schenken, der den Völkern und auch jeder einzelnen Familie not thut, um wieder glücklich zu werden.“ Er hofft, bald mit seinem Korps dem Prinzen Friedrich Karl nachgesandt zu werden, da er hier sich zur bloßen „Zuschauerrolle“ verurteilt fürchtet. Es sollte anders kommen.

Schon am 29. November wurde auf die Nachricht, daß bei dem vorne befindlichen 6. Korps ein Gefecht entstanden sei, die 3. Division und Korpsartillerie um $9^1/_2$ Uhr morgens alarmiert und rückte erst gegen 3 Uhr nachmittags wieder in ihre Quartiere. Da der Gegner auch die Nacht zum 30. sein Feuer aus allen Festungsgeschützen fortsetzte, so marschierten diese Truppen schon morgens 8 Uhr wieder auf den Sammelplatz, den sie gegen 1 Uhr wieder verließen.

Um $1^1/_2$ Uhr traf beim 2. Korps folgendes Telegramm vom Oberkommando der 3. Armee ein: „Württemberger sind stark angegriffen. Die 3. Division soll daher sofort auf dem nächsten Wege auf das rechte Seineufer zur Unterstützung übergehen. Die Division kann nach Umständen bis morgen auf dem rechten Ufer verbleiben, auch vielleicht durch einen Teil der Korpsartillerie verstärkt werden. v. Blumenthal.“

Die noch auf dem Rückmarsch in die Quartiere befindlichen Truppen wurden sofort auf den Seineübergang bei Villeneuve St. Georges dirigiert. Als sie gegen 4 Uhr nachmittags in die Nähe der Seine gelangten, waren von den Württembergern inzwischen beruhigende Nachrichten eingegangen, dagegen schien sich ein Angriff auf dem linken Seineufer vorzubreiten, so daß General v. Fransecky die Truppen hier bis zur Dunkel=

heit als Rückhalt für das 6. Korps beließ. Erst gegen 11 Uhr kehrten sie in ihre Quartiere zurück.

Am 1. Dezember früh morgens 3¾ Uhr erhielt General v. Fransecky folgendes, um 12 Uhr 55 Minuten aus Versailles abgegangenes Telegramm vom Oberkommando der 3. Armee: „Die 3. Division mit der Korpsartillerie marschiert noch in der Nacht über Villeneuve St. Georges nach Sucy (auf dem rechten Seineufer, zwischen Seine und Marne), wo sie zwischen diesem Ort und Boissy sich aufstellt. General du Trossel mit einer Brigade (7.) und eine Brigade des 6. Korps (21.) sind zu Tagesanbruch nach Sucy bestellt worden. Alles tritt unter Ew. Exzellenz Befehl und ist zur Unterstützung des 12. Armeekorps gegen Champigny bestimmt. Sie wollen sich so schleunigst wie möglich nach Le Piple (einen Kilometer südlich Sucy) begeben, wo Sie die weitern Befehle Sr. Majestät durch den Oberstleutnant v. Verdy erhalten werden. v. Blumenthal."

In seinem Bericht über diese Tage fährt General v. Fransecky nun fort: „Da eine Alarmierung der Truppen unzulässig erschien, wurden dieselben mit schriftlichen Befehlen versehen. Um 5 Uhr früh stieg ich zu Pferde und war mit meinem Stabe um 7½ Uhr in Le Piple, wo ich den Oberstleutnant von Verdy bereits vorfand. Derselbe setzte mich von dem Verlauf der Gefechte am 30. November in der Front Bry—Champigny und von dem Abschluß derselben in Kenntnis, wonach das Dorf Bry mit davorliegenden Höhen 100 und 108 (etwa 800 Meter östlich Bry) sowie das Dorf Champigny in Händen des Feindes geblieben waren.

Den für mich bestimmten Auftrag faßte Oberstleutnant v. Verdy mündlich dahin zusammen, daß ich mit allen verfügbaren Kräften zu verhindern habe, daß der Feind noch weiter vorwärts Terrain gewinne, im übrigen alle diejenigen Maßnahmen zu treffen, welche ich nach der Lage der Umstände für die geeignetsten hielte.

Nachdem ich mich zu dem Ende durch den in Le Piple gleichfalls anwesenden Generalleutnant v. Obernitz von der Stellung der württembergischen Truppen hatte in Kenntnis setzen lassen, ritt ich um 9½ Uhr morgens zunächst nach Sucy, wo ich die Brigaden du Trossel (7.) und v. Malachowsky (21.) vorfand. Die 3. Infanteriedivision und die Korpsartillerie befanden sich noch auf dem Anmarsch, und konnte vor 2 bis 3 Uhr nachmittags auf deren vollständiges Eintreffen nicht gerechnet werden.

Ich setzte meinen Weg zum kommandierenden General des 12. königlich sächsischen Armeekorps fort, worüber mir mitgeteilt war, daß derselbe, Se. königliche Hoheit der Prinz Georg von Sachsen, sich auf dem

Rendezvous des Gros seiner in Stellung befindlichen Truppen bei La Grenouillière (zwei Kilometer östlich Villiers) befände. Dort traf ich gegen Mittag Se. königliche Hoheit und wurde mir die Stellung der sächsischen Truppen, soweit dieselben auf dem linken Ufer der Marne, wie folgt berichtet. (Folgen die Angaben darüber.)

Die lokalen Verhältnisse in der Linie Bry—Champigny und der dahinter liegenden Hauptverteidigungslinie Noisy—Villiers—Coeuilly waren mir nicht unbekannt, im besondern, welchen Wert der Besitz der Orte Bry und Champigny dadurch hatte, daß man im stande war, vor die bezeichnete Hauptverteidigungslinie die Vorposten doch so weit vorzuschieben und ihnen so viel Halt im Terrain zu geben, daß bei entstehendem Angriff einige Stunden Zeit für die ordnungsmäßige Aufstellung der Truppen in der Hauptstellung gewonnen werden konnten. Andernfalls sah man sich in diesem Augenblicke genötigt, mit der Mehrzahl der Truppen in der Stellung selbst, die Vorposten in der äußersten Linie, dauernd zu bleiben, was für die Truppen überaus anstrengend werden mußte.

Andrerseits war es vorauszusehen, daß die Wiedernahme von Bry und Champigny von dem Augenblick an, wo man den Feind daraus vertrieben, wo dann unsre Truppen unter das heftigste Feuer der Forts und Feldbatterien des Feindes vom rechten Ufer des umfassenden Laufes der Marne kamen, unter allen Umständen erhebliche Opfer kosten würde.

Seine Königliche Hoheit der Prinz Georg von Sachsen sprach sich gegen einen von uns zu unternehmenden Angriff aus; ich trat dem bei, jedenfalls für heute, wo über den erheblichsten Teil der herbeigerufenen Verstärkungen — die 3. Infanteriedivision und die Korpsartillerie des 2. Korps — bei Sucy, nach starkem Marsche erst um 3 Uhr nachmittags mit endendem Tageslicht zu verfügen gewesen sein würde.

Während dieser Unterredung bei Grenouillière erreichte mich nachmittags 12½ Uhr das folgende Telegramm aus Versailles: „Euer Exzellenz haben das Kommando über die Truppen im Terrain zwischen Marne und Seine, sofern Kronprinz von Sachsen nicht dorthin geht und unmittelbar Befehl übernimmt. Sie sind übrigens dem Oberkommando der Maasarmee, welches hiervon benachrichtigt ist, unterstellt. Meldung auch hierher. Graf Moltke.“

Das Resultat meiner Besprechung mit Seiner Königlichen Hoheit dem Prinzen Georg ging nunmehr dahin, daß heute den 1. Dezember gegenüber der gänzlichen Ruhe des Feindes, wie sie seit früh morgens herrschte, ein Angriff unsrerseits nicht stattfinden solle, daß indes un-

verzüglich alle Kräfte in Bewegung zu setzen seien, die Hauptgefechtslinie von Noisy über Villiers, Coeuilly nach Chennevières zu, welche unter keinen Umständen aufgegeben werden durfte, wollte man anders nicht eine Sprengung der Cernierung daraus möglicherweise hervorgehen sehen, fortifikatorisch mehr zu verstärken, als dies bisher geschehen war; zumal sollten sächsischerseits auf der Höhe zwischen Noisy und Villiers in der bevorstehenden Nacht Geschützemplacements zu stande gebracht werden.

Ich zog es also vor, zunächst auch für den 2. Dezember die etwaige Fortsetzung des feindlichen Angriffs abzuwarten; ich hielt und halte auch jetzt noch die bezeichnete Verteidigungslinie für eine so günstige, zumal bei Verfügbarkeit zahlreicher Truppen, wie gegenwärtig der Fall war, daß man mit großer Gewißheit hoffen konnte, den Feind, wenn er es wagen sollte, noch weiter herauszukommen, blutig abzuweisen und sodann gleichzeitig mit ihm wieder in die verloren gegangenen Dörfer Bry und Champigny zu gelangen.

Ich ritt nunmehr nach Sucy zurück und ordnete die Befehlsverhältnisse bei der dort $2^3/_4$ Uhr nachmittags stattfindenden Befehlsausgabe derart, daß

1. die 24. königlich sächsische Division nebst der königlich sächsischen Korpsartillerie und der 1. königlich württembergischen Brigade von Reitzenstein unter den Befehl Sr. Königlichen Hoheit des Prinzen Georg traten, unter Übernahme der Gefechtslinie von Noisy bis incl. Villiers; hieran schloß sich
2. die Brigade du Trossel mit 1 Batterie der 3. Infanteriedivision im Anschluß an Villiers über Coeuilly nach Chennevières, im fernern Anschluß
3. an die 2. und 3. königlich württembergische Brigade, mit den Vorposten in der Linie Bonneuil—La Folie, mit der Stellung Sucy—Valenton.
4. Der 21. Brigade von Malachowski sollten Alarmquartiere zwischen Sucy und Valenton angewiesen werden. Alle unter 2. 3. und 4. genannten Truppen treten unter Befehl des Generalleutnants von Obernitz.

Als Reserven wurden zu meiner besondern Verfügung untergebracht: In den Orten von Ormesson bis Pontault die vier Batterien der 3. Infanteriedivision zur eventuellen unmittelbaren Verfügung des Generals du Trossel, in den Orten Villecresnes, Marolles, Lésigny die 3. Infanteriedivision, ausgenommen ihre Batterien, und die Korpsartillerie.

Der Brigade Malachowski mußte ich nach erfolgter Meldung, daß sie ohne Gepäck und Verpflegung sei, gestatten, in ihre Quartiere auf

das linke Ufer der Seine, in und bei Athis zurückzukehren, mit der Weisung, am 2. Dezember morgens 6 Uhr auf dem Plateau bei Boissy wieder einzutreffen.

Sämtliche Truppen rückten nach Dunkelwerden, da beim Feinde alles still, in die ihnen angewiesenen Alarmquartiere, ich begab mich nach dem von mir als Hauptquartier gewählten Grosbois (ein Kilometer südöstlich Boissy), wo ich gegen 6 Uhr abends eingetroffen, eine halbe Stunde später folgendes Telegramm erhielt:

„Aufgegeben 1. 12.
4 Uhr 21 Min. nachmittags.

Prinz Georg von Sachsen hatte heute vormittag von mir den Befehl erhalten, nach Ankunft der Verstärkungen den Feind in seine frühere Stellung wieder zurückzudrängen und womöglich seine Brücken zu zerstören. Diesen Befehl, wenn er nicht bereits ausgeführt ist, kann ich für morgen nur wiederholen. In betreff der zu besetzenden Rayons ist es wünschenswert, von Valenton bis Sucy das 2. und 6. Korps,*) von Ormesson bis Le Plant Villiers Württemberger, von Bry bis Gournay eine sächsische Brigade, drei sächsische Brigaden wieder auf rechtes Marneufer. Mitteilung sehe ich entgegen.

Oberkommando der Maasarmee."

Der Befehl des Oberkommandos der Maasarmee an den Prinzen Georg von Sachsen Königliche Hoheit, heute den 1. Dezember den Feind in seine frühere Stellung wieder zurückzudrängen und womöglich seine Brücken zu zerstören, war mir bis dahin nicht bekannt geworden.

Angesichts dieses in bestimmtester Form wiederholten Befehls für den 2. Dezember teilte ich denselben zur Ausführung an den Prinzen Georg Königliche Hoheit dahin gefaßt mit, am 2. Dezember vor Tagesanbruch in geeignet erscheinender Weise und unter Verwendung der zur Zeit unter höchstdessen Befehl gestellten Truppen, die Dörfer Bry und Champigny wiedernehmen zu lassen, und fügte hinzu, daß Generalleutnant von Obernitz Befehl erhalten habe, den General du Trossel mit Weisung zu versehen, mit seiner Brigade und den zu seiner Verfügung gestellten fünf Batterien eventuellen Requisitionen zur Unterstützung des Angriffs auf Champigny Folge zu geben.

Mit diesem Befehl für Se. Königliche Hoheit den Prinzen Georg und Generalleutnant von Obernitz ritt der Rittmeister von Marwitz abends 9 Uhr von Grosbois über Le Piple, wo ein avertierendes Telegramm aufgegeben wurde, nach Champs, dem Hauptquartier Seiner

*) D. h. die 21. Brigade des 6. Korps, dessen Rest ja auf dem linken Seineufer war und der 3. Armee unterstand. v. B.

Königlichen Hoheit, und traf dort nachts 1½ Uhr ein, ¼ Stunde früher als das Telegramm. Meine auch nach Le Piple und Champs ferner bekannt gegebenen Anordnungen gingen dahin, daß die 6. Infanteriebrigade mit zwei Batterien der Korpsartillerie am 2. Dezember früh 7 Uhr bei Sucy stehen, die 5. Infanteriebrigade und der Rest der Korpsartillerie in ihren Quartieren bei Marolles zum sofortigen Ausrücken sich bereit halten sollten; früh 7 Uhr hatte ich mein Eintreffen in Le Piple in Aussicht gestellt und die Anwesenheit des Generals von Hartmann, Kommandeurs der 3. Infanteriedivision, und des Obersten Petzel, Kommandeurs der Korpsartillerie, ebendaselbst angeordnet.

In der nun folgenden Nacht zum 2. Dezember erreichten mich in Grosbois folgende Telegramme:

1. Um 3½ Uhr morgens vom Grafen Moltke aus Versailles:

   „Brigade Malachowski bleibt beim 6. Korps auf linkem Ufer der Seine. Eine Division des 2. Korps übernimmt die Stellung von der Seine bis Sucy. Die andere Division wird auf dem linken Ufer versammelt. Württembergische Division hält die Linie von nahe nördlich Sucy bis Noisy. 2. Armeekorps tritt wieder unter Oberbefehl der 3. Armee. Erforderliche Bewegungen am 2. Dezember früh auszuführen." *)

2. Um dieselbe Zeit vom Oberkommando der 3. Armee:

   „Generalkommando 2. Armeekorps mit 3. Division und Korpsartillerie verbleibt auf rechtem Seineufer, das selbst zu wählende Hauptquartier des Generalkommandos ist hierher zu melden. 4. Division disloziert sich in den freien Quartieren von Longjumeau bis Palaiseau. Die Division ist direkt benachrichtigt."

3. Morgens 4½ Uhr vom 6. Armeekorps:

   „Nach soeben eingegangenem Befehl aus dem Großen Hauptquartier hat die Brigade Malachowski auf dem linken Seineufer zu verbleiben. Das in Villeneuve St. Georges zurückgelassene Bataillon desselben verbleibt daselbst bis zur Ablösung durch ein Bataillon des 2. Armeekorps."

Die Anordnung unter 1. und 2. waren sichtlich gegeben, ohne Kenntnis des positiven Befehls des Oberkommandos der Maasarmee, am 2. Dezember den Feind in seine frühern Stellungen zurückzudrängen. Die zum Angriff auf Bry und Champigny gegebenen Dispositionen waren bereits in der Ausführung begriffen, und mußte ich daher vor

*) An das Große Hauptquartier hatte somit das Oberkommando der Maasarmee den an den Prinzen Georg erteilten und an General v. Fransecky wiederholten Befehl zur Wiedernahme von Bry und Champigny nicht gemeldet. v. B.

weiteren Anordnungen zunächst die Entwickelung des eingeleiteten Angriffs abwarten*).

Früh $5^3/_4$ Uhr, unmittelbar bevor ich mich nach Le Piple begeben wollte, erhielt ich von Se. Königliche Hoheit dem Prinzen Georg von Sachsen noch folgendes am 2. 12. 5 Uhr 15 Minuten früh aufgegebenes Telegramm: „Telegramm nachts 2 Uhr erhalten. Angriff auf Bry und Champigny wird um 7 Uhr morgens erfolgen; von der 24. Division auf Bry, von der 1. württembergischen Brigade auf Champigny. Ich bin von 7 Uhr ab bei Villiers."

In Le Piple angekommen, meldete ich telegraphisch 7 Uhr 50 Min. früh an Graf Moltke und Oberkommando der 3. Armee den auf Befehl des Oberkommandos der Maasarmee nunmehr bereits begonnenen Angriff auf Bry und Champigny, und daß ich deshalb die Ausführung der mir telegraphisch erteilten Befehle zunächst habe aussetzen müssen.

Man hörte bei Le Piple 7 Uhr morgens, wo ich beschlossen hatte, die weitere Entwicklung des angeordneten Angriffs behufs schnellerer Disponierung über die Reserven abzuwarten, das in Champigny lebhaft entbrannte Gefecht.

Die mehrfachen bis 10 Uhr morgens einlaufenden Meldungen ließen ersehen, daß die Lisieren beider Dörfer im ersten Anlaufe genommen, eine Anzahl Gefangener gemacht, damit aber das Gefecht zunächst zum Stehen gekommen war, da man auf überlegene Kräfte gestoßen. Dies bestimmte mich, schon um $8^3/_4$ Uhr dem Generalmajor v. Hartmann Befehl zu erteilen, sich nach Sucy zu begeben und von dort mit der 6. Infanteriebrigade, Oberst v. Wedel, und den zwei schweren Batterien der Korpsartillerie über Ormesson auf das Gefechtsfeld zu marschieren und entsprechend in das Gefecht einzugreifen, auch den Befehl über die bereits in und bei Champigny engagierten Truppen, kurz die ganze Leitung des direkten Kampfes um diesen Ort zu übernehmen. Gleichzeitig ließ ich die 5. Infanteriebrigade und die übrigen vier Batterien der Korpsartillerie alarmieren und sie nach Sucy dirigieren. An den General v. Tümpling (Kommandeur des 6. Korps) richtete ich nach Villeneuve le roi telegraphisch das Ersuchen, eine Brigade nach Villeneuve St. Georges zur eventuellen Unterstützung zu stellen, worauf ich um 10 Uhr die Antwort erhielt, daß die Brigade Kettler, d. h. die zur 4. Division gehörige 8. dahin dirigiert sei.

Um dieselbe Zeit erhielt ich in Le Piple ein früh 8 Uhr 47 Min. in Margency (7 km nordwestlich St. Denis) aufgegebenes Telegramm

*) Da aber die 4. Division unmittelbar vom Oberkommando der 3. Armee, die 21. Brigade vom 6. Korps zurückgehalten waren, so konnte General v. Fransecky für den 2. Dezember zunächst nicht darüber verfügen. v. B.

des Oberkommandos der Maasarmee des Inhalts: ‚Nach Mitteilung des Generals Moltke Württemberger Strecke Noisy bis nördlich Sucy zu besetzen. Nach beendetem heutigen Gefecht des 12. Korps ganz wieder auf rechtes Marneufer zu verlegen bis Ourcqkanal. Garde in Livry ablösen lassen. General Obernitz nach La Lande (2 Kilometer südöstlich Villiers). 12. Korps nach Vert Galant. Telegraphische Meldung über Zeit der Ausführung.‘*)

Als um 11 Uhr die Meldung des Prinzen Georg von Villiers an mich gelangte: ‚Starke Angriffe des Feindes auf Bry, welches geräumt wird, ebenso starker Stoß zwischen Villiers und Bry. Artillerie wird zur Aufnahme vorgezogen,‘ ordnete ich an, daß die noch im Anmarsch befindliche 5. Brigade direkt auf das Plateau von Ormesson geführt werde, während mir gemeldet wurde, daß die vorausgeeilte gesamte Korpsartillerie dort zur Zeit schon angelangt sein würde. Nunmehr begab ich mich mit meinem Stabe über Ormesson nach südlich Coeuilly, um an Ort und Stelle die Leitung des Gefechts selbst zu übernehmen."

Im weitern Verlauf seines Berichts schildert General v. Fransecky den aus den verschiedenen kriegsgeschichtlichen Darstellungen bekannten Verlauf des Kampfes bis zu seinem Eintreffen gegen 12 Uhr bei Coeuilly und fährt dann fort:

„Die sächsischen und württembergischen Truppen hatten mit größter Standhaftigkeit den heftigen gegen Noisy—Villiers gerichteten Angriff des Feindes zurückgewiesen, während nunmehr, etwa 12 Uhr, von der von Ormesson im Anmarsch befindlichen 5. Infanteriebrigade, General v. Koblinski, auf meinen Befehl Oberst von dem Knesebeck mit dem 1. und Füsilierbataillon des Infanterieregiments 42 über Coeuilly nach Villiers zur Unterstützung der dort stehenden Truppen marschierte, die übrigen 4 Bataillone dieser Brigade südlich vom Parke von Coeuilly eine Reservestellung zu nehmen von mir angewiesen wurden. Über alle nunmehr um Mittag hier vorhandenen Truppen des 2. Korps, 7., 6., 5. Infanteriebrigade, 4 Batterien der 3. Division, 1 Batterie der 4. Division, 6 Batterien der Korpsartillerie übertrug ich dem General v. Hartmann den Befehl.

Gleich nach meiner Ankunft auf dem Plateau nördlich Ormesson hatte ich den Generalleutnant v. Obernitz aufgefordert, die östlich vom Park von Brevonnes (westlich Boissy) stehende 2. königlich württembergische Brigade Starkloff alsbald nach Chennevières in Marsch zu setzen, um für alle Fälle diesen überaus wichtigen Punkt unbestritten

*) Das Telegramm zeigt, daß das Oberkommando der Maasarmee die Größe und Tragweite der in dem Befehl zur Wiedernahme von Bry und Champigny erteilten Aufgabe unterschätzte. v. B.

festzuhalten. Um 2½ Uhr nachmittags traf die Brigade, von welcher der General v. Obernitz bereits einen Teil nach Sucy aus eigner Entschließung hatte abgehen lassen, dort ein. Der schon im Anmarsch von Villeneuve St. Georges befindlichen 8. Brigade, Kettler, schickte ich Befehle entgegen, ohne Aufenthalt ihren Marsch auf das Plateau von Ormesson fortzusetzen und sich westlich Les Bordes (2 Kilometer östlich Chennevières) als Reserve, eventuell auch für das Gefechtsfeld Noisy—Villiers, aufzustellen; nachmittags 4 Uhr traf sie hier ein.

Nachmittags etwa 1½ Uhr begab ich mich zu Sr. Königl. Hoheit dem Prinzen Georg nach Villiers. Während in Champigny das Infanteriegefecht bis zum Untergange der Sonne fortdauerte, war es vor Noisy—Villiers nach Abweisung des letzten feindlichen Angriffs fast verstummt, abgesehen von dem ununterbrochenen Bombardement der feindlichen Festungsartillerie in dem ganzen Bereich der diesseitigen Stellung; mit Dunkelwerden verstummte auch dies.

Alle Truppen, die sächsischen, württembergischen und preußischen, hatten in fast zehnstündigem Kampf mit nicht genug zu rühmender Tapferkeit das nur Mögliche geleistet.

Champigny war freilich am Ende des Tages nur halb in unsre Hände gekommen und Bry nicht wieder genommen, also die Aufgabe, den Feind in seine alte Stellung zurückzudrängen, für heute nur zum kleinen Teil gelöst; doch hatte es sich gezeigt, daß der Feind mit erheblichen, wahrscheinlich all seinen Truppen noch heute zur Stelle und aktiv gewesen war, mit denen er, wie außer Zweifel konstatiert, am 30. November einen gewaltsamen Durchbruch begonnen hatte. Ob der Durchbruch heute oder in den nächsten Tagen etwa erneut versucht werden sollte, ist nicht ermittelt. Das Verbleiben des feindlichen Korps Ducrot in der am 30. November gewonnenen, jedenfalls günstigern Position spricht dafür.

Im Hinblick hierauf gewinnt das soeben beendete Gefecht eine besondere Wichtigkeit. An der einen Seite bis halb nach Champigny hinein zurückgedrängt, war dem am 30. November vom Feinde gewonnenen Brückenkopf, ohne welchen jede weitere Anstrengung nutzlos, die rechte Flanke genommen und dadurch die linke Flanke dieses Brückenkopfes, in deren Besitz der Feind bis zur Stunde bei Bry noch war, für ihn fast nutzlos.

Es empfahl sich hiernach in keiner Weise, den Angriff auf Bry etwa nochmals zu erneuern, vielmehr für den andern Tag die Wirkungen des heutigen Tages, bei voller Sicherung des Gewonnenen, zunächst abzuwarten."

Von der vom Oberkommando der Maasarmee noch heute nach beendetem Gefecht geforderten Rücksendung der 24. Division auf das rechte

Marneufer nahm General v. Fransecky daher zunächst noch Abstand und meldete dies dem Oberkommando.

Thatsächlich unternahm der Feind am 3. Dezember nur noch kleinere Vorstöße, die von den Deutschen mit leichter Mühe abgewiesen wurden. Er räumte mit dem Hauptteil seiner Kräfte schon an diesem Tage, mit dem Rest in der folgenden Nacht das linke Marneufer ganz, so daß die vom General v. Fransecky erwartete Wirkung der Schlacht vom 2. in der That von selbst eintrat.

Am 5. Dezember hörte auch die Unterstellung der sächsischen und württembergischen Truppenteile zwischen Marne und Seine unter den Befehl des Generals v. Fransecky auf, und das 2. Korps übernahm die Sicherung in der Linie von Bonneuil bis zum rechten Seineufer. Der General selbst ging wieder nach Grosbois.

Von hier schrieb er in den nächsten Tagen an seine Gattin:

„Diese Tage waren bis jetzt wohl die ernstlichsten vor Paris, und ich bin überglücklich darüber, daß von der Ehre desselben auch meinem Korps ein sehr wesentlicher Teil zugefallen ist. Ich darf nach diesem allem jetzt schon etwas zufriedener mit meinem Schicksal sein, da es ja Korps giebt, wie z. B. das 4. und 6., welche noch weniger und minder ins Gewicht fallend zur Aktion kamen als wir. Und da der Pommernname durch die letzten in der That heroischen Kämpfe bei Champigny auf das herrlichste illustriert worden ist — zu allgemeiner Freude und Bewunderung!"

Schon am 6. Dezember erhielt Fransecky das Eiserne Kreuz erster Klasse mit einer Kabinettsordre, in der es hieß: „Das Ihrem Kommando untergebene Korps hat sich in den blutigen Gefechten der letzten Tage unter Ihrer bewährten Leitung zu altem Ruhme neue Ehren erworben," und die mit den eigenhändig geschriebenen Worten schloß: „Ihr dankbarer König Wilhelm." Auch der Kronprinz sprach ihm in einem eigenhändigen Briefe seine Freude und Anerkennung über die „heldenmütigen Leistungen der Pommern" und das Bedauern aus, diesen nicht persönlich haben zuschauen zu können.

Bis zum Jahresschluß wurde die Ruhe des Korps nicht wieder gestört, und das Leben in dem Hauptquartier des Generals, dem wundervollen Schlosse Grosbois, gestaltete sich durchaus regelmäßig. Er schreibt darüber in dieser Zeit nach Hause:

„Seit 1809 gehört dies herrliche Schloß dem Marschall Berthier und seit dessen Tode 1815 dessen Sohn, dem Fürsten von Wagram, und ist der Inbegriff von allem, was hocharistokratisch und französisch prachtvoll heißt, wo mir also an Behaglichkeit und Eleganz nichts fehlt, und wo auch meiner Küche der Vorteil eines reichen Wildstandes an Hasen und Fasanen zu gute kommt, die in dem herrlichen Wildpark

rings um das Schloß geschossen werden. Die fürstliche Familie ist natürlich nicht hier, wohl aber ein Intendant des Hauses und einiges Dienerpersonal, wodurch das Schloß vor der Zerstörung gänzlich bewahrt geblieben ist. Das Leben meines Hauses hat sich in neuerer Zeit so gestaltet, daß der Kaffee von jedem auf seinem Zimmer, um 12 Uhr ein warmes Frühstück — ein bis zwei Schüsseln — gemeinschaftlich genommen, um 6 Uhr diniert — drei bis vier Schüsseln —, und endlich abends zwischen 8 und 10 Uhr noch ein Glühwein oder Punsch getrunken wird, an dem ich aber nie teilnehme. Ich pflege, nachdem ich abends die Zeitungen gelesen oder an irgend einem französischen Buch aus den Handbibliotheken, die im ganzen Schloß außer der wundervollen Hauptbibliothek mehrfach bestehen, mich erheitert habe, um 10 Uhr zu Bett zu gehen und um 8 Uhr morgens aufzustehen, wofür ich aber am Tage niemals schlafe. Dieses Bett — es ist das der Fürstin — ist das reichste und herrlichste, in welchem ich jemals schlief; es kommt mir immer, wenn ich die schweren Seidenvorhänge, die reichen Vergoldungen an der riesengroßen Bettstelle, die fünffachen Matratzen, eine immer reicher als die andre, u. s. w. betrachte, als zu schade vor, in solchem Bett zu ruhen, und ich sehe an dieser und an der Einrichtung der Töchterwohnungen und des Fürsten, die Oberst v. Wichmann inne hat, wie weit wir Deutschen den Franzosen in Bezug auf häuslichen Komfort nachstehen. Nur dem Kaminwesen gegenüber will mir bei der jetzt herrschenden Kälte unsre Ofeneinrichtung besser erscheinen. Um Dir von der Größe dieses fürstlichen Haushaltes nur einen kleinen Begriff zu geben, erwähne ich noch, daß in den Ställen an 30 bis 40 Wagen aller Art, Karossen, Chaisen, Cabrioletts, Jagdwagen, Omnibus u. s. w. herumstehen, daß in den Stallungen etwa 150 Pferde meines Stabes brillant untergebracht sind, daß von einigen 30 Offizieren und Beamten jeder höchst elegant wohnt, daß außer für meinen Tisch für 12 Personen noch für einen zweiten von 18 bis 22 Personen täglich gekocht und in einem besondern Saal serviert wird, daß etwa 150 Mann, Diener, Ordonnanzen, Stabswache, Schreiber, überall bequem untergebracht sind, und daß doch niemand sich beengt fühlt. Der Park, etwa eine halbe Quadratmeile groß, mit den schönsten englischen Anlagen und dichten Waldungen, untermischt mit Feldern, Wiesen, Teichen, Wasserfällen und einzelnen Meiereien, ist wundervoll und hat nicht bloß den jetzigen Kaiser und die Kaiserin, sondern auch den ersten Napoleon mit Gemahlin und einigen Königen im Gefolge hier auf der Jagd gesehen."

Das Weihnachtsfest wurde in festlicher und heimatlicher Art begangen.

„Ich fühlte — schreibt Fransecky am 28. Dezember nach Hause — den Drang und die Verpflichtung, für meinen Stab und meine Leute

eine frohe Feier herbeizuführen, wurde darin durch den sehr umsichtigen Leutnant Moritz bestens unterstützt und hatte die Freude, allen einen sehr schönen Abend bei prächtigem, imposantem Baum und hübsch gewählten kleinen Geschenken zu bereiten. Leutnant Moritz war einige Tage vorher nach Versailles gefahren und hatte dort die nötigen Einkäufe, meist Toiletten-, Schreib- oder sonst nötige Gebrauchssachen, gemacht. Der Zahlmeister ließ durch unsern Feldbäcker Kuchen und Stollen in Menge backen, der hiesige Schloßgärtner lieferte Äpfel und Nüsse, und so fehlte es denn in der That an nichts. Um ½8 Uhr war die Bescherung; den Trainsoldaten, meinen Leuten, den Leuten des Schlosses und der Küche, sowie den Schreibern schenkte ich Geld und ließ sie dazu alle sich um den Baum versammeln, wo für jeden ein Teller mit einem großen Stollen, Äpfeln und Nüssen aufgebaut war und jeder auch ein freundliches Wort von mir hörte, einschließlich der Schloßdienerschaft, die von der deutschen Gemütlichkeit am Weihnachtsbaum bis dahin keine Ahnung hatte. Um ½9 Uhr war für die Herren vom Stabe Souper, bei dem eine schöne Gans, nach Deiner Art mit Kastanien und Äpfeln gefüllt, die Hauptrolle spielte, und es auch an echtem Champagner nicht fehlte! Natürlich gedachten wir alle unsrer Lieben in der Heimat, und wurde auf Dein Wohl von allen in vorderster Reihe angestoßen und getrunken. Von meinem sonstigen Ergehen habe ich nichts Besonderes zu berichten. Der völlige Winter, sechs bis acht Grad Kälte und heute den ganzen Tag Schneegestöber, macht alles Spazierenreiten und -gehen sehr beschwerlich, und das Stubenhocken ist selbst in dem wundervollen Boudoir der Fürstin auf die Dauer sehr peinlich."

Am letzten Tage des Jahres schreibt er:

„Heute abend lasse ich unsern Weihnachtsbaum, neugeschmückt, noch einmal für die zwanzig Kinder der Schloßdienerschaft anzünden und beschenke sie mit Obst, Pfefferkuchen und kleinen Spielsachen, die ich in einem nahen Städtchen aufkaufen ließ. Das wird uns allen bei der Einförmigkeit unsers täglichen Lebens eine aufheiternde Abwechslung sein und den Kindern eine ganz besondere Freude machen."

So ging unter den Lichtern des heimatlichen Weihnachtsbaumes das große Jahr zu Ende, damit aber auch die Zeit der Ruhe und Erholung. Zwei Tage noch, und was Fransecky sich ersehnt hatte, die Entsendung in den Feldkrieg, sollte ihm werden. Sein Korps sollte unter seiner Führung in der letzten großen und erfolgreichen Operation in diesem Kriege gegen das Heer Bourbakis sich reiche Lorbeeren erringen.

III. Der Jurafeldzug.

2. Januar bis 3. Februar 1871.

Als gegen Ende Dezember die Nachrichten über starke feindliche Truppenbewegungen zum Entsatze von Belfort immer bestimmter auftraten, beschloß man in Versailles, zunächst das 2. Armeekorps in der Richtung auf Montargis in Bewegung zu setzen, um es dort zu einer vereinten Verwendung mit dem schon im Marsche zur Saône befindlichen 7. Korps bereit zu haben. Beide bildeten dann mit dem die Deckung der Belagerung von Belfort bewirkenden 14. Korps des Generals v. Werder vom 11. Januar an die „Südarmee", über die General v. Manteuffel, der bisherige Befehlshaber der 1. Armee, den Befehl erhielt. General von Fransecky hat an einer Stelle seiner Erinnerungen die Bemerkung aufgezeichnet, General von Alvensleben habe ihm 1871 in Wiesbaden erzählt, daß sich der damalige Kriegsminister v. Roon auch um das Kommando der Südarmee beworben habe, daß ihm aber seine Erkrankung hinderlich geworden sei. Alvensleben habe ihm gesagt: „Als Kriegsminister kannst du kein Kommando in der Armee beanspruchen. Du gehörst überhaupt nicht ins Feld, sondern nach Berlin."

Am 2. Januar brach das 2. Korps von Paris auf und erreichte über Fontainebleau am 6. Montargis. Hier erhielt es, nachdem über den Marsch Bourbakis gegen die Lisaine kein Zweifel mehr bestand, den Befehl, in die Gegend von Montbard zur Vereinigung mit dem 7. Korps abzurücken. Von hier wurde der Marsch zwischen Langres und Dijon über die Cote d'or angetreten, und schon am 18. Januar erreichte das 2. Korps Selongey, 3 Meilen nördlich Dijon. Von hier teilt Fransecky seine Erlebnisse bis zu diesem Tage seiner Gattin mit:

„Seit dem 3. befinden wir uns ununterbrochen auf dem Marsch, dessen Bedeutung Du erkennen wirst, wenn ich Dich auf die Zeitungen verweise, nach welchen General v. Werder auf Belfort zurückgegangen ist und dort die Armee Bourbakis sich gegenüber hat, deren Offensive in dieser Richtung nunmehr sich wohl bald in einen eiligen Rückzug verwandeln wird. So beschwerlich unser Marsch auch war bei fortwährendem Schnee und Eis, spiegelgatten Straßen, bergauf und bergab, durch das Cote d'or-Gebirge und einen langen, sehr armen

Landstrich, so ziehe ich und ziehen wir alle doch diesen Bewegungskrieg dem monotonen Cernierungsdienst vor Paris vor, und zwar um so mehr, als uns auf unserm jetzigen Wege schnellere Resultate und als diese Resultate uns zugleich — so Gott will, denn an uns soll es wahrlich nicht fehlen — besondern Ruhm versprechen. Daß wir auf dem bisherigen Marsch Kältetage bis zu 12 Grad gehabt haben, daß wir im Gebirge Märsche bis zu 4—5 Meilen auf gefrorenen, eisbedeckten Wegen zu machen hatten, daß wir in der rechten Flanke durch Garibaldianer und Franktireurs belästigt und aufgehalten wurden, erwähne ich nur nebenher, mit dem Hinzufügen, daß alles glücklich überstanden wurde und das Korps eine ruhmwürdige Marschleistung hinter sich hat. Mir persönlich ist es dabei sehr gut ergangen, und meine starke Gesundheit ließ mich selbst mit den jüngsten Mitgliedern des Stabes das Gleiche in Ertragung von Fatiguen leisten. Wir hatten Tage, wo die eisglatte Chaussee und die kalten Füße uns zwangen, fast den halben Weg zu Fuß zu gehen, und Gott sei Dank, ich konnte solches so gut als einer. Ausführlicher als von diesen Sachen möchte ich Dir von unsern Quartieren und den auf den Wegen dahin gesehenen interessanten Gegenständen erzählen, aber ich muß mich für dieses Mal, da mir nur wenig Zeit bleiben wird, damit begnügen, Dir eine kurze Übersicht unsers etwa 40 Meilen langen Marsches zu geben.

Am 3. Januar Abmarsch von Grosbois, wo General von der Tann nach uns seinen Einzug hielt. Die Leute im Schloß waren sehr betrübt über unser Scheiden, da wir ihnen soviel Gutes erwiesen und das Schloß so geschont hatten. Marschquartier Melun an der Seine, im Schloß eines alten Barons, Legitimisten und Witwers, der uns sehr gut aufnahm und mir besonders dankbar dafür war, daß ich ihm sagte, die französische Nation würde endlich doch wieder zur Legitimität, Graf Chambord, Comte de Paris, gelangen. Die Stadt sehr freundlich gebaut und sehr anmutig gelegen. Den Abend verbrachten wir sämtlich bei dem Präfekten Grafen v. Fürstenstein, bei einem Punsch, der allen die Köpfe rauchen machte, excl. meiner Person, da ich nur ein halbes Glas trank.

Am 4. nach Fontainebleau. Passables Quartier im Gasthof. Nachmittags Besichtigung des sehr alten und merkwürdigen Schlosses, wo das berühmte Bild der Kaiserin Eugenie, umgeben von ihren Damen, von Winterhalter, uns ganz besonders fesselte, auch die chambre d'abdication und die cour des adieux als Erinnerungen an die letzten Stunden Napoleonischer Herrschaft uns sehr interessierten.

Am 5. nach Château-Landon. Kleiner armer Ort. Schlechtes Quartier in einem kleinen Wirtshause.

Am 6. nach Montargis, einem hübschen und betriebsamen Handelsorte. Quartier in einem guten Gasthof. Ruhetag am 7.

Am 8. nach Château Renard. Altes Herrenhaus, dessen Besitzer sich entfernt hatte, dessen Verwalter uns aber gut aufnahm.

Am 9. nach Soigny, einer allerliebst gelegenen kleinen Bergstadt, die von der Wasserseite her, vom Yonnefluß, mich an die Rheinstädte Bingen und Coblenz erinnerte, Quartier im Hause des Souspräfekten, der geflohen war, daher die Stadt für Bewirtung und Domestiken in dem sehr schönen Dienstgebäude sorgte, und zwar vortrefflich.

Am 10. nach Seignelay, einem kleinen Landstädtchen. Quartier bei einem reichen Privatmann, der sich uns als Wirt sehr angenehm machte. Seine Frau befand sich 30 Meilen von ihm in Clermont, südlich der Loire, und beklagte er sehr, sie dahin entfernt zu haben, da er sah, daß er in uns gebildete, bescheidene und menschlich fühlende Leute vor sich hatte.

Am 11. nach Tonnerre. Berggegend. Mittelmäßige Stadt; Quartier im ersten aber sehr schmutzigen Gasthofe, wo das dritte Wort immer propreté war.

Am 12. nach Ancy le Franc. Ruhetag. Quartier beim Herzog v. Clermont Tonnerre, der mit seiner Gemahlin in seinem großen und sehr schön eingerichteten Schloß zurückgeblieben war. Er war ein vornehmer Edelmann von würdevoller Haltung, sie eine sehr leidenschaftliche und mit großer Rücksichtslosigkeit ihre Feindschaft uns bemerkbar machende Frau, mit sehr gelenker und scharfer Zunge und uns in dieser Beziehung daher stark überlegen, weshalb wir froh waren, nur bei Tische sie uns gegenüber zu haben. Als ich vom Herzog schied, sagte er mir, daß er in mir keinen Feind gesehen habe und nicht als Feind von mir scheide, da er gesehen, daß ich überall suche, den Leuten die Leiden des Krieges so wenig als möglich fühlbar zu machen. Der Ruhetag war für mich keiner, da ich nach Chatillon sur Seine fahren mußte, um mit dem General von Manteuffel, meinem nunmehrigen Oberbefehlshaber (Südarmee), eine Konferenz über die demnächstigen Operationen zu haben. 5 Meilen hin, 5 Meilen zurück, bei Schnee und Eis, teils mit Extrapost, teils mit Eisenbahn. Sehr verhungert und ermüdet erst nach Mitternacht nach Ancy zurück. Die letzte Wegestrecke, fast eine Meile, in der Nacht zu Fuß, da die sehr ermüdeten Pferde die Berge und die eisglatte Straße nicht zu überwinden vermochten. Schlimmster Tag in dieser ganzen Campagne!

Am 14. nach Montbard. Kleine alte Stadt am Armançon in hübscher Gegend. Quartier in dem ehemaligen Hause des Naturforschers Buffon, von dem noch viele Andenken vorhanden waren.

Die Besitzerin geflohen, der Portier aber für Küche u. s. w. gut sorgend*).

Am 15. ins Cote d'or-Gebirge hinein nach Darcy, einem kleinen Dorf, wo ich bei einem kleinen Landmann sehr knapp logierte. Nervenaufregend war die Anwesenheit einer Verrückten in diesem Hause, die Wand an Wand neben mir wohnend, hinter stets verschlossener Thür Tag und Nacht sang, schrie und zeterte und mir dadurch diesen Aufenthalt zu dem widerwärtigsten der ganzen Kampagne machte.

Am 16. über ein nacktes Plateauland, bei großer Kälte, auf glatter Straße, in einem schmalen Thal, durch welches die Straße drei Meilen lang führte, nach Lamargelle. Quartier im Schloß eines alten Herrn v. Arthis, Legitimisten, ehemaligen Garde du Korps bei Ludwig XVIII. Das Urbild eines französischen Kavaliers, groß, stattlich, schönes militärisches Gesicht und soldatische Haltung, großer Jäger u. s. w. Das Schloß war durch frühere Einquartierungen recht mitgenommen, hatte aber doch noch Mittel zu unsrer Verpflegung, namentlich treffliche Weine verschiedener Art.**)

Am 17. bei Regenwetter und milderer Luft nach Crecey. An diesem Tage hatten einzelne Truppen des Korps kleine Engagements mit Garibaldianern, die unsern Marsch schon seit Montbard rechts begleiteten. Wir natürlich überall siegreich. Sehr empfindlich der Verlust einer Hammelherde von 700 Stück, deren Führer sich auf einer von uns nicht berührten Straße verirrt hatte und dort von Garibaldianern überfallen wurde. Der Ort dafür in Brand gesetzt. In Crecey Quartier des Stabes bei einem ehemaligen französischen Artillerieoffizier, jetzigen Gutsbesitzer, wo wir recht gut unterkamen.***)

Am 18. (heute) hierher nach Selongey. Quartier bei einem Arzt, der nebst Frau sich recht geschickt und verständig uns gegenüber

---

*) Im Kriegstagebuch des 2. Korps findet sich für diesen Tag noch die Bemerkung: „In der Nacht vom 14. zum 15. wurden überall bei brennenden Holzstößen die Pferde scharf beschlagen." v. B.

**) Im Kriegstagebuch hat General v. Fransecky noch selbst am Rande bemerkt: „Bei den Einwohnern des Ortes wurden Tressen und Uniformstücke (blaue Blusen mit roten Abzeichen) gefunden und zerstört." v. B.

***) Das Kriegstagebuch bemerkt noch für diesen Tag: „Der kommandierende General hatte, um das Debouchieren des Korps aus dem Gebirge zu decken, die Brigade Dannenberg, welche bis hierher die Avantgarde gebildet hatte, in der Richtung auf Dijon detachiert, war selbst so weit dorthin vorgeritten, daß er die Meldung einer Dragonerpatrouille persönlich empfangen konnte, daß das Garibaldische Korps in und um Dijon auf 80000 Mann angegeben worden sei. Der General bemerkte, daß dasselbe wohl nicht über 20000 Mann stark sein möchte. Hier traf abends ein Abgesandter vom Großen Generalstab zu Berlin ein, der einen ansehnlichen Transport von Generalstabskarten von Berlin aus begleitet hatte." v. B.

benimmt und einen recht guten Tisch führt, auch im stande ist, außer mir noch sieben Offiziere des Stabes und deren Diener zu logieren.

Wohin wir morgen gehen, weiß ich noch nicht. Die allgemeine Richtung dürfte Besançon sein, doch sind es dahin wenigstens neun Märsche, auf denen uns Gefechte mit Bourbaki sicher in Aussicht stehen, gewiß auch mit Garibaldi, der in der Gegend von Dijon, also sehr nahe von hier, sich befindet und uns wohl in der rechten Flanke folgen wird."

Erst nach Beendigung der Operationen, am 10. Februar, konnte General v. Fransecky wieder die erste Nachricht von sich nach Hause gelangen lassen.

„Ich bin gesund und frisch" — schreibt er aus Poligny, südlich Besançon — „und war es während der ganzen Zeit dieses wahrhaft russischen Feldzuges, den wir vom 3. vorigen Monats ab durchgemacht haben, auf eis- und schneebedeckten Straßen und Feldern, in den rauhen Gebirgen der Cote d'or und des Jura, unwirtlichen Gegenden, wie solches die Hochplateaus beider Gebirge sind. Ich kann auf diese Kriegsepisode mit ganzer Genugthuung zurückblicken, da die unter meinem Befehl verbliebenen Truppen des 2. Korps sich überall glücklich geschlagen haben, die detachiert gewesene, mit selbständigem Auftrag vom Oberkommando versehene Brigade Kettler aber auch nur dadurch in Nachteile kam (bei Dijon gegen Garibaldi), weil sie zu brav war und mit nur sechs Bataillonen und zwei Batterien eine Aufgabe durchführen wollte, welche mindestens das Doppelte an Kräften erfordert hätte."*)

Erst am 23. Februar gewinnt er Zeit, die am 18. unterbrochene, tagebuchartige Erzählung fortzusetzen und schreibt:

„Am 19. Januar nach Autrey. Schnee- und Eiswetter. Quartier bei einem sehr plumpen, halbbankerotten Guts- und Fabrikbesitzer, dessen Frau eine Großnichte des Marschalls Grafen Castellane und Tochter eines Obersten Castellane ist. Offenbar paßt sie für Wirtschaftsführung auf dem Lande gar nicht, denn ich habe noch nie in einem unordentlichern Hause Quartier gehabt, wie in diesem schloßartig aussehenden und entsprechend eingerichteten Hause. Selbst bei Tisch fehlte es an allem Möglichen. Die Dame war aber trotz aller zu Tage tretenden Mängel und jeden Augenblick sich ergebender Verlegenheit so heiter und unbefangen, als ob sie das alles am allerwenigsten anginge.

Am 20. nach Gray, einer recht hübschen, lebhaften Stadt, im schönen Sâonethal gelegen, wo ich mein Quartier im Hause eines Notars hatte, der aber mit seiner Familie längst geflüchtet war und

---

*) Bemerkung im Kriegstagebuch für diesen Tag: „Exceß von Artilleristen in der Apotheke des Ortes. General v. Fransecky läßt den angerichteten Schaden aus seiner Tasche bezahlen und befiehlt am andern Tage auf dem Marsch dem Obersten Petzel, die Beschuldigten zu ermitteln und zur Bestrafung zu ziehen." v. B.

zwei weibliche Domestiken zurückgelassen hatte, die vortrefflich für alles sorgten. Tags vorher hatte meine 5. Brigade hier ein kleines Gefecht mit schnellem Erfolg. General Manteuffel hatte hier ebenfalls sein Quartier genommen und mich zu Tisch geladen, wo er auf mein Korps einen sehr schmeichelhaften Toast ausbrachte, den ich durch einen solchen auf unsern frischen, unternehmenden und glücklichen Oberbefehlshaber, was er in der That alles ist, erwiderte.

Am 21. über Pesmes, wo ebenfalls ein kleines Gefecht gewesen war und meine Pioniere eine Brücke über den Ognon hatten schlagen müssen, da die stehende Brücke gesprengt war, nach Montmirey le Château, wo wir am 22. Ruhetag hatten. Der Besitzer des Schlosses, ein Legitimist, wie sich aus den Porträts des Grafen Chambord und der Herzogin von Parma entnehmen ließ, war geflohen. Auf einem hohen Felsberge über dem Dorfe liegen die großen Ruinen der ehemaligen Burg dieser Familie. Kaltes Wetter, auf den Höhen Schnee, die Umgegend von Franktireurs und Mobilgarden belebt, mit denen einzelne Abteilungen von uns am 21. Renkontres hatten.

Am 23. nach Dôle. Hübsche, ziemlich große, hoch über dem Doubs gelegene Stadt, wo Tags zuvor meine 5. Brigade ein kleines Gefecht gehabt und zwei Eisenbahnzüge mit circa 250 Waggons voller Militäreffekten und Lebensmittel aller Art erobert hatte, die natürlich sofort für das Korps benutzt wurden — zahllose wollene Sachen, Hemden, Strümpfe, Schuhe u. s. w. — die unsern armen, sehr abgerissenen Soldaten sehr zu gute kamen. Mein Quartier in dem sehr gut eingerichteten Hause eines Grundbesitzers, der, geflüchtet, dasselbe in den sehr guten Händen weiblicher Domestiken zurückgelassen hatte. Da an diesem Tage die Nachricht von der Annahme der Kaiserwürde eintraf, so traktierte ich meine Herren mit Champagner, um mit ihnen, nach Verlesung der Kabinettsordre auf Se. Majestät den Kaiser und König ein freudiges Hoch auszubringen.

Am 24. nach Vaudrey. Ich hatte in der vorigen Nacht große Schmerzen in meinem rechten Fuß, als Folge langen Stehens auf nasser Wiese bei Pesmes, und mußte mich daher entschließen, den heutigen Marsch zu Wagen, in einer Postkalesche, zuzubringen — das erste Mal in dieser ganzen Kampagne. Als ich aber in der Nähe von Vaudrey angekommen, die Meldung erhielt, es ließen sich von der Avantgarde her Kanonenschüsse hören, warf ich mich sogleich aufs Pferd und ritt vor, wo es sich aber bald herausstellte, daß das Gefecht auf der Seite des links von uns befindlichen 7. Korps sei. Im Quartier zu Vaudrey*),

*) Bemerkung des Kriegstagebuchs für diesen Tag: „Korpsquartier im Hause eines geflüchteten Edelmanns. Die Bibliothek enthielt auch eine Sammlung alter Karten, aus der General v. Fransecky diejenigen Sektionen entnehmen ließ, welche das für die nächsten Operationen bestimmte Terrain enthielten.“ v. B.

einem schloßartigen Gebäude in einem großen Park, wo wir am 25. Ruhetag hatten, verließen mich meine Schmerzen bald. Der Keller bot hier reiche Vorräte an edeln Weinen aller Art, so daß selbst die Schreiber und Trainsoldaten Weine tranken, die uns Offizieren bis dahin ganz fremd geblieben waren.

Am 26. über Mouchard gegen Salins, das, durch zwei Bergforts verteidigt, angegriffen und trotz seiner Forts von uns genommen wurde. Kaltes Wetter. Die Plateaus und Abhänge der hohen und felsigen Bergmasse schneebedeckt, die Thalsohle schneefrei. Wundervolle Gegend, aber schwer für militärische Operationen, da man meist auf die Straße beschränkt blieb, die in einem schmalen, von hohen und steilen Felsen eingefaßten Thal nach Salins hinanführt. Als ich mit meinem Stab auf hohem Berge hielt, schlug eine sehr nahe über unsre Köpfe hinwegsausende 24pfündige Granate aus dem Fort St. André unten auf der Chaussee in ein Geschütz ein, von dessen Bespannung zwei Pferde sogleich getötet und eins verwundet wurde. Abends Quartier in einem Landhause, in der Nähe von Mouchard, bei einem ehemaligen Offizier, der geflüchtet war*).

Am 27. nach Arbois. Quartier in einem Gasthofe, bei einer alten Elsässerin, die bei unsrer Bewirtung deutschen Geschmack, bei unsrer Behandlung deutsche Gemütlichkeit verriet und von uns allen daher ganz besonders freundlich, von mir auch in der Bezahlung besonders gut behandelt wurde.

Am 28. von Arbois auf das hoch darüber gelegene Gebirgsplateau bei Moutrond (1½ Meilen südöstlich Arbois), wo wir fußhohen Schnee vorfanden, und in diesem Schnee, der die ganze Gegend in unübersehbaren Entfernungen bedeckte und bei sehr scharfer Kälte die ganze Lage sehr unangenehm machte, ein Tagesbiwak bezogen, um angriffsbereit gegen den Feind zu bleiben, der Miene machte, dort oben an uns vorbei marschieren zu wollen. Nach vergeblichem Warten bezogen die Truppen gegen Abend Quartier in den sehr schlechten umliegenden Ortschaften. Ich ritt mit meinem Stab nach Poligny, auf einem stellenweise mit

---

*) In der Nacht vom 26. zum 27. Januar faßte General v. Fransecky selbständig den Entschluß, sich dem Gegner in der Richtung auf Champagnole vorzulegen. Sein Bericht sagt darüber: „Sobald in der Nacht vom 26. zum 27., durch die sehr genaue Meldung des Rittmeisters von Sydow festgestellt war, daß die Fühlung mit der Armee Bourbakis vorhanden sei und daß dieselbe mutmaßlich in südlicher Richtung vielleicht auf Champagnole abmarschiere, so mußte ein für die nächsten Tage entscheidender Entschluß ohne Aufschub gefaßt werden. Die für den 27. getroffenen Anordnungen wurden dem Oberkommando in doppelter Ausfertigung über Quingey und über Dôle zugesandt und erhielten dessen Zustimmung in vollem Maße.“ Sie bestanden im wesentlichen in einem Vorschieben der gesamten Kräfte auf den über Pont d'Hery und Arbois-Poligny nach Champagnole führenden Straßen um zwei bis drei Meilen. v. B.

Glatteis bedecktem Wege hinab, der von hohen Felswänden auf der einen, von über hundert Fuß hohen Abstürzen auf der andern Seite begleitet wird, und blieb die Nacht in Poligny."

Hier brechen die brieflichen Mitteilungen ab, da einer der folgenden Briefe aus den ersten Märztagen, der wahrscheinlich die Fortsetzung enthielt, verloren gegangen ist. Wir folgen bei der weitern Schilderung daher den Angaben des Kriegstagebuches und der dienstlichen Berichte über diese Tage.

Der Bericht sagt über die Bewegungen am 28. und über die Gründe, die zu den Anordnungen hierfür führten: „Im Laufe des 27. Januar wurde durch genaue und in vielen Punkten übereinstimmende Nachrichten festgestellt, daß die Straße über Champagnole nach Lons le Saunier resp. nach Süden von einem Teile der Bourbakischen Armee zum Abzuge benutzt werde, namentlich war noch heute feindliche Kavallerie in Champagnole gewesen, und bewiesen die in dem tiefen Schnee zurückgelassenen Spuren unzweifelhaft den Marsch größerer Truppenkörper*).

Da es im heutigen Befehl des Oberkommandos dem 2. Korps freigestellt war, sich noch weiter rechts, eventuell bis Champagnole auszudehnen, so entschloß sich der kommandierende General mit allen disponiblen Truppen, trotz der durch fußtiefen Schnee schwierigen Passage das Gebirgsland des Jura zu betreten und am 28. Januar in direkter Richtung auf Champagnole vorzugehen, als dem Punkte, bei dem man hoffen durfte, mit dem Feinde am frühsten und ernstlichsten in Kontakt zu geraten**).

Die Bewegungen des 28. Januar führten wider Erwarten zu keinem ernsten Zusammenstoß mit dem Gegner, da die Bourbakische Armee thatsächlich nicht die ihr vom General v. Fransecky zugetraute Marschfähigkeit zu entwickeln vermocht hatte und noch in der Versammlung bei Pontarlier begriffen war. Die bis zum Abend eingehenden Meldungen hatten noch keine völlige Klarheit über die Bewegungen beim Feinde zu verschaffen vermocht.

„Man war am späten Abend bei Tisch (nämlich in Poligny) — heißt es in dem Tagebuch des 2. Korps — als die Meldung vom General du Trossel über die Anwesenheit des Feindes vor seiner Front

---

*) In der That rührten diese Spuren nicht von der Bourkakischen Armee, sondern von aus Besançon entsandten Mobilgarden her. v. B.

**) Um dem Korps die größte Beweglichkeit zu verleihen, hatte General v. Fransecky schon am 27. alle Kolonnen und Bagagen und die nicht unbedingt nötigen Handpferde in der Ebene unter Bedeckung zurückgelassen. Er selbst hatte nur ein Handpferd behalten und mußte sich, da der Diener vergessen hatte, diesem die notwendige Wäsche aufzupacken, acht Tage lang ohne solche behelfen. Der Marsch konnte häufig nur zu Dreien oder Zweien gemacht werden, woraus oft unmittelbar zum Gefecht übergegangen werden mußte. v. B.

eintraf. General von Fransecky schloß daraus, daß es dem Feinde gelingen könne, südwärts zu entkommen, ließ sofort die erst vor wenig Stunden in Poligny eingerückte 5. Brigade, sowie die eine Meile von dieser entfernt liegende Korpsartillerie alarmieren, dirigierte alles auf Champagnole und brach mit seinem Stabe in der folgenden Nacht ebenfalls dahin auf. Seine Absicht war, sich dem Feinde auf den entsprechenden Straßen vorzulegen. Er schickte Meldung davon an den General von Manteuffel ab."

Die Absicht des Generals v. Fransecky, sich mit den Hauptkräften des Korps dem Gegner auf den südöstlich von Champagnole über Les Planches längs der Schweizer Grenze entlang führenden Straßen vorzulegen, sollte nur teilweise zur Ausführung kommen. Nachts um 2½ Uhr ging nämlich ein Befehl des Oberkommandos, das inzwischen zu der Überzeugung gekommen war, daß der Feind mit seiner Hauptmasse noch bei Pontarlier stehe, in Poligny ein, mit dem Befehl, „die Hauptkräfte des Korps nach Pontarlier zu dirigieren, dagegen Les Planches mit einem hinreichenden Detachement zur Sperrung der dortigen Gebirgsstraße zu besetzen".

Da der aus Poligny mit dem ersten Befehl des Generalkommandos an die 3. Division entsandte Premierleutnant v. Naso von Franktireurs überfallen und verwundet wurde, so konnten die Anordnungen des Oberkommandos für den 29. noch zur Ausführung gelangen und das Gros des Korps in der Richtung auf Pontarlier bis Nozeroy gelangen, während das auf Les Planches entsandte Detachement dort mit einzelnen abziehenden feindlichen Kräften ein glückliches Gefecht hatte.

Der 30. Januar führte das Gros des 2. Korps weiter in der Richtung auf Pontarlier, und es kam hier zum Gefecht bei Frasnes. General v. Fransecky hatte beabsichtigt, seine Avantgarde an diesem Tage noch über Frasnes hinaus vorzuschieben. Noch ehe es zum Angriff von deutscher Seite kam, erschien ein französischer Parlamentär mit der Nachricht vom Beginn eines Waffenstillstandes, in den aber bekanntlich der südöstliche Kriegsschauplatz nicht mit einbegriffen war. General v. Fransecky war von alledem noch nichts bekannt. Das Tagebuch spricht sich über sein Verhalten und dessen Gründe folgendermaßen aus:

„Die Operationen des 2. Korps waren heute bis Frasnes beabsichtigt; General v. Fransecky mußte daher einen Wert darauf legen, den dortigen vom Feinde besetzten Abschnitt jedenfalls zu gewinnen und zu besetzen; bekam er denselben durch Annahme des Waffenstillstandes, so ersparte er Blutvergießen und hatte zugleich die Aufgabe des Tages damit gelöst. Er erklärte dem Parlamentär, natürlich ohne Angabe seiner Gründe, daß, wenn man französischerseits Frasnes räume und keine sonstigen Bewegungen mache, er den Waffenstillstand acceptiere,

jedoch nur vorläufig, weil die letzte Entscheidung dem Oberbefehlshaber der Armee zustehe. Der Parlamentär erklärte zwar, keine Vollmacht zu haben, jedoch versichern zu können, daß französischerseits die Räumung von Frasnes nicht beanstandet werden würde. General v. Fransecky bestimmte den Major v. Petersdorff vom Generalstabe zur Führung der desfallsigen Verhandlungen, und so ritten beide Offiziere nach Frasnes ab.

Bald nachher erschien ein zweiter Parlamentär von Les Planches her, wo Oberst v. Wedel kommandierte, mit einem gleichlautenden Telegramm aus Bordeaux und mit demselben Antrage auf Einstellung der Feindseligkeiten. Dies bestärkte den General v. Fransecky in dem Glauben an den Abschluß eines Waffenstillstandes zwischen den beiden kriegführenden Mächten. Fast zu derselben Zeit erschien ein Ordonnanzoffizier des Generals v. Manteuffel, Leutnant Graf v. Bismarck, mit einem Befehl, daß für die Südarmee der Waffenstillstand nicht existiere u. s. w., worauf General v. Fransecky einen zweiten Offizier nach Frasnes sandte, um die Abmachungen wegen Übergabe dieses Ortes zu widerrufen.

Diese letzte Mitteilung machte auf die Franzosen einen niederschmetternden Eindruck, woraus Major v. Petersdorff schließen durfte, daß man feindlicherseits wirklich in gutem Glauben gewesen, der Waffenstillstand sei allgemein."

Das Gefecht bei Frasnes nahm nun den bekannten siegreichen Fortgang. Das Generalkommando ging abends nach Esserval Tatre zu einem „jovialen Pastor", wie das Tagebuch bemerkt.

Am 31. Januar setzte die Hauptmasse des Korps ihren Vormarsch auf Pontarlier bis Dompierre ungehindert fort, wobei zahlreiche Gefangene und Beutestücke in ihre Hände fielen. Ein Detachement unter Oberstleutnant Liebe von 2 Bataillonen, 1/4 Eskadron und einer schweren Batterie

$$\left(\frac{\text{I und II}}{54.}, \frac{1/4\ 3}{\text{Drag. 3.}}, \frac{\text{3. schw.}}{\text{II.}}\right)$$

wandte sich gegen den Bergpaß von Les Granges St. Marie, den es abends 9 Uhr nach Eroberung von Vaux glücklich erreichte. Der Bericht Franseckys bemerkt hierbei: „Nur bei Vaux wurde ihm ernstlicher Widerstand entgegengesetzt. Premierleutnant Wiese*) hatte mit großer Anstrengung ein einzelnes Geschütz auf einen vorspringenden steilen Berghang gebracht, dasselbe wurde teilweise mit bedient durch Leutnant Hesse und feuerte trotz heftigen Gewehrfeuers — ein Mann der Bedienungsmannschaft fiel, zwei Pferde getötet — mit vorzüglicher Prä-

*) Lebt jetzt als Generalmajor z. D. in Stettin.

zision, wodurch die Räumung des Dorfes wesentlich beschleunigt wurde."

Für den nächsten Tag, den 1. Februar, hatte General v. Manteuffel einen konzentrischen Angriff des inzwischen aufgeschlossenen 7. und des 2. Armeekorps auf Pontarlier angeordnet, der um 12 Uhr mittags beginnen sollte. Allein nur das 2. Korps begann zur festgesetzten Stunde den Angriff, den General v. Fransecky persönlich leitete und der zu den siegreichen Gefechten von Pontarlier und La Cluse führte. Das am nächsten Tage nach den südlicher gelegenen Jurapässen stattfindende Nachdrängen führte noch zur Gefangennahme zahlreicher Rückzügler, die Hauptmasse des Feindes hatte am 1. Februar ihren Übertritt nach der Schweiz bewerkstelligt. In den folgenden Tagen rückte das Korps in der Richtung auf Lons le Saulnier nach Südwesten ab, ohne daß es mit den dorthin aus Lyon entsandten französischen Streitkräften noch zu einem Zusammenstoß kam. Am 7. Februar hatte die Südarmee die vom Waffenstillstande ausgeschlossenen Departements besetzt und konnte den Truppen in weitern Quartieren die wohlverdiente Erholung gewähren.

General v. Fransecky schließt seinen Bericht über diesen Feldzug am 12. Februar mit den Worten:

„Was die Leistungen der Truppen betrifft, so möchte ich keine vor der andern bevorzugen, sie thaten im freudigen Ertragen von großen Anstrengungen alle das Gleiche und waren sämtlich gleich frisch, wenn der erste Schuß zum Kampf aufforderte. Es lag in der Natur der Sache, daß die Avantgardentruppen, zuerst die 5. Brigade, demnächst die 7. zumeist ins Gefecht kamen, daß die Divisionskavallerie zu voller Geltung gelangte und daß die Artillerie in dem gebirgigen Terrain nicht Gelegenheit fand, ihren alten und wohlerworbenen Ruhm zu vermehren.

Die Marschleistungen des Korps von dem Abmarsch aus Grosbois am 3. Januar bis zum Einmarsch in Lons le Saulnier am 6. Februar sind ganz außergewöhnlich; nach der Anlage, welche die Hauptquartiere des Generalkommandos geben, sind in 36 Tagen 92 Meilen zurückgelegt worden, für die Truppen kommen die Umwege bei Detachierungen hinzu, und für manche Abteilung fällt noch einer oder der andre der ohnehin spärlich eingefügten Ruhetage (5) fort. Dabei ist der Prozentsatz an Kranken bis jetzt kein ungewöhnlicher und der Abgang durch die nicht unbedeutenden Verluste in den zahlreichen Gefechten erklärt, die sich im ganzen auf 59 Offiziere, 1433 Mann, darunter 8 Offiziere, 229 Mann tot, belaufen."

So war es also Fransecky 1871 ebenso wie 1866 vergönnt, die letzten Schüsse mit dem Feinde zu wechseln, aber wenn bei Blumenau

das Signal „das Ganze Halt“ wie bei einer Friedensübung das Gefecht beendet hatte und der Erfolg der gut eingeleiteten Umgehung nicht hatte geerntet werden können, so wurden hier die letzten Truppen des letzten großen französischen Heeres vom französischen Boden über die Schweizer Grenze getrieben. Das dritte große Heer unsrer Gegner war vom Kriegsschauplatz verschwunden, und daß dies große Ziel erreicht worden ist, das danken wir nicht zum wenigsten dem General v. Fransecky. Auch in diesem Teile des Feldzuges springt, wie dies schon 1866 und auf dem Marsche nach Metz der Fall gewesen war, sein unablässiges Drängen nach vorwärts, um an den Feind zur Entscheidung heranzukommen, in die Augen. Sein selbständig gefaßter Entschluß, sich bei Champagnole und den weiter ostwärts an der Schweizer Grenze entlang führenden Straßen dem Feinde vorzulegen, verdient besondere Beachtung. Wenn er auch thatsächlich bei den Erwägungen, die zu diesen Entschlüssen führten, des Feindes Marsch- und Bewegungsfähigkeit zu hoch schätzte, so wird man ihnen doch, besonders angesichts des verhältnismäßig langsamen Vorgehens des 7. Korps die höchste Anerkennung nicht versagen, denn in solchen Entschlüssen allein liegt der Keim zu großen Entscheidungen, besonders wenn ihre Ausführung mit solcher Energie gepaart ist, wie dies beim General v. Fransecky immer der Fall war. So waren die Rückzugsstraßen dem Feinde genommen und das Einschwenken auf Pontarlier geschah doch noch rechtzeitig, nachdem das Oberkommando dort die Hauptmasse des Feindes festgestellt hatte.

Ebenso entspricht sein wirklich auf Pontarlier erfolgender Angriff nicht bloß seinen Charaktereigenschaften, die auf die Entscheidung durch den Kampf drängten, sondern auch der Lage, denn er konnte nicht wissen, daß der Übertritt der feindlichen Armee schon im Gange war und es sich nur um den Kampf mit einer feindlichen Arrieregarde handelte. Wie wir gesehen, handelte er auch hier anders als sein Nachbarkorps, und niemand wird ihn tadeln wollen, daß er so den Schlußakt des großen Krieges glänzend gestaltete.

Daß er seine ganze Energie entfaltete, um mit seinen Truppen alle Unbilden der Witterung, alle Schwierigkeiten des Geländes zu überwinden, haben wir gesehen, und ganz besonders ist in dieser Beziehung sein Verfahren zu beachten, daß er sich auf tagelang von allen Trains und Bagagen trennte und auf alle und jegliche Bequemlichkeit für seine Truppen und seine eigne Person Verzicht leistete, um das Höchste zu erreichen.

Und wenn dann die ersten Kanonenschüsse ertönten, so begann er alle die Eigenschaften zu entfalten, die den wahren Truppenführer ausmachen. Wer ihn in solchen Augenblicken des Kampfes gesehen hat,

dort im Walde von Benatek oder am 18. August beim Vorgehen über die Manceschlucht, der kann nicht Worte genug finden, wie in solchen Augenblicken sich zu seiner eisernen Energie eine gewisse freudige Heiterkeit gesellte, die sich auch seinen Truppen mitteilte, daß sie mit wahrer Begeisterung in den Kampf gingen. Ein Augenzeuge versichert, daß ihm die Leute in jenen heißen Stunden im Walde von Benatek in überströmender Begeisterung die Kleider geküßt haben. Da war vergessen, daß er eine eiserne, manchem unbequeme Mannszucht übte, dann hatte jeder nur das Gefühl, unser Führer steht und fällt mit uns.

Daß dieser selbe Führer, der scheinbar so nur dem Gebot eiserner Strenge folgte, auch den Bewohnern des feindlichen Landes das Los des Krieges zu erleichtern suchte, soweit es irgend möglich war, dafür haben wir viele Beweise gesehen, und es ist ein Zug edler Menschlichkeit, der seinem Bilde hinzutritt.

Die nun folgende Zeit der Ruhe verlebte der General v. Fransecky in Dôle, wohin er schon am 8. Februar sein Hauptquartier verlegt hatte, und die nur durch eine Reise nach Nancy unterbrochen wurde. Hierhin, wo Se. Majestät seit dem 13. März weilte, reiste der General am 12., um dem Kaiser für die ihm und dem Korps widerfahrenen Auszeichnungen zu danken. Am 5. Februar hatte Fransecky selbst bereits den Orden pour le mérite mit Eichenlaub erhalten.

„Diese Reise" — schreibt der General am 27. an seine Gattin aus Dôle — „durch meist sehr hübsche Gegenden führend und vom schönsten Frühlingswetter begleitet, war in aller Hinsicht äußerst angenehm und interessant und hat mir in Nancy selbst durch die Gnade und Huld, mit welcher mich Se. Majestät der Kaiser und König empfing und behandelte, und welche mir auch der Kronprinz und die andern Prinzen, Karl und Adalbert, wie immer, bewiesen, sehr viele schöne und wohlthuende Momente bereitet. „Was haben Sie wieder geleistet, seit wir uns das letzte Mal in Versailles gesehen," sagte der Kaiser mit warmem Händedruck zu mir, als er mich beim Eintreten in die Präfektur zu Nancy gewahrte und die Generalität und die höchsten Civilbeamten zu seinem Empfang aufgestellt waren — ich als ältester auf dem rechten Flügel. Natürlich mußte ich sowohl Sr. Majestät als Sr. Kaiserl. Hoheit viel von unserm „Jura-Feldzuge" erzählen, der allgemein großen Respekt für alle dabei beteiligt Gewesenen eingeflößt hat. Aber der Kaiser hatte doch auch die Erinnerung an ältere Leistungen. So hörte ich, wie er den beiden deutschen Präfekten von den nächsten Departements am ersten Abend nach Tisch erzählte — sie standen ganz nahe bei mir — „daß General Fransecky am 17. August in Pont à Mousson



Vorderseite.



Rückseite.

Silberne Erinnerungsmünze für 1870/71 mit den Namen der Führer.

Geschenk Kaiser Wilhelms des Großen an General von Fransecky.

ihn, den Kaiser, um die Erlaubnis gebeten habe, am 18. statt um 4 Uhr, schon um 2 Uhr ausmarschieren zu dürfen, und daß nur dadurch es dem 2. Korps möglich gewesen sei, in der Schlacht bei Gravelotte am Abend noch entscheidend einzugreifen," und als ich dann, da Se. Majestät auf mich gezeigt hatte, an diese Gruppe herantrat und im weitern Gespräch, das sich um diesen französischen Krieg drehte, sagte: „Ja, wenn man diesen Krieg mit dem von 1866 vergleicht, wie harmlos kommt einem doch da der letztere vor," sagte Se. Majestät: „Ja wohl, ausgenommen aber doch der Wald von Benatek."

Als der Kaiser am 15. mir und dem General v. Werder Lebewohl sagte, fügte er hinzu: „Auf Wiedersehen in der Heimat, wo Ihrer noch mein besondrer Dank harrt."

Dieser Dank bestand darin, daß General v. Fransecky am 16. Juni 1871, dem Tage des Einzugs der Truppen in Berlin, zum Chef des 5. Pommerschen Infanterieregiments Nr. 42 ernannt wurde, das unter ihm im Kriege 1870/71 gefochten hatte.

Zum Schluß gibt Fransecky seiner Freude über die Herstellung des Friedens Ausdruck:

„Nach so vielen glänzenden Erfolgen und nach einem so großartigen Gesamtresultate konnte auch der kriegslustigste und siegesdurstigste Soldat jeglicher Charge den Frieden ersehnen, und am allermeisten der, dessen Ehrgeiz durch die erlangten persönlichen Auszeichnungen vollste Befriedigung gefunden hat. Wer diesen Krieg selbst nur in untergeordneter Stellung mitgemacht hat, kann mit großem Stolz in den Frieden zurückkehren. Und nun gar jeder, dem eine Führerrolle zugefallen war, — denn das Glück hat jeden begünstigt, jeder hat etwas leisten können, jeder hat seinen Lohn gefunden. So auch ich. Mein Ehrgeiz ist befriedigt, wenn ich auch die Überzeugung habe, daß ich mit dem 2. Korps noch mehr geleistet haben würde, wenn es ein größeres Verwendungsfeld gefunden hätte. Ich bin also, auch gesagt, des Friedens sehr froh und kehre mit dem Gefühle der Befriedigung heim. Das Wann dieser Heimkehr ist aber noch sehr fraglich."

Weiter beschäftigte sich der General mit dem Gedanken, wie sich das Leben in Zukunft in Stettin gestalten werde. Es sollte auch hierbei wieder anders kommen. Acht Tage später, am 26. März, erhielt er eine Allerhöchste Kabinettsordre, wonach er zum kommandierenden General des neu zu bildenden 15. elsaß-lothringischen Korps ernannt sei. Ein neues, großes und wichtiges Feld für seine schon so oft glänzend bewiesene Fähigkeit in der Truppenausbildung stand ihm bevor.

Über das letzte Gefecht des 2. Korps bei Pontarlier am 1. Februar bemerkt der General v. Blomberg noch: „Als die Avantgarde des 2. Korps zum Angriff auf Pontarlier angetreten war, wurde ich zum 7. Korps geschickt, um dies dort mitzuteilen. Als ich dort eintraf, war dies Korps noch nicht angetreten, sondern man wartete auf das Eintreffen des Generals v. Manteuffel. Als dieser nach kurzer Zeit ankam, kehrte auch etwa zu derselben Zeit ein vom 7. Korps nach Pontarlier gesandter Offizier mit der Meldung zurück: ‚Das Kolbergsche Grenadierregiment hat soeben nach leichtem Gefecht den Bahnhof genommen und folgt dem Feinde nach Pontarlier hinein.‘ Auf meine Meldung über das Antreten des Korps hatte General v. Manteuffel erwidert: ‚Das ist gut‘ und fügte nun noch hinzu: ‚Bestellen Sie dem General v. Fransecky meinen Glückwunsch!‘ Nach dem Gefecht äußerte General v. Fransecky seine Befriedigung, daß es ihm vergönnt gewesen sei, in diesem Kriege ebenso wie 1866 den letzten Schuß zu thun, und daß dieser Krieg mit einem siegreichen Gefecht geendet habe.

Als Ende März die Nachricht von der neuen Bestimmung des Generals v. Fransecky eintraf, sah ihn das ganze Korps mit wirklichem Bedauern scheiden. Er hatte es verstanden, sich in hohem Grade Vertrauen zu erwerben, und zwar nicht nur in seinem Stabe, sondern bei allen Offizieren und Mannschaften, da ein jeder das Gefühl hatte, daß, wie er die höchsten Anforderungen an sich und alle zu stellen gewohnt war, er andrerseits auch für das Wohlergehen aller stets bedacht war.“

Viertes Buch.

Friedensjahre. Des Lebens Ausgang.

1871—1890.

1. Kommandierender General des 15. Armeekorps in Straßburg.

1871—1879.

Eine neue schwere Aufgabe stand dem General v. Fransecky bevor. Wie er sie auffaßte, sagt uns ein Brief, den er am 27. März noch aus Dôle an seine Gattin richtete:

„Nachdem Du mein Telegramm von gestern inzwischen längst erhalten haben wirst, teile ich Dir nunmehr schriftlich mit, daß ich gestern morgen, als ich eben mit dem Gedanken an Stettin, und wie wir uns dort einrichten würden, lebhaft beschäftigte, folgende Kabinettsordre erhielt:

‚Ich versetze Sie hierdurch in Ihrer Stellung als kommandierender General von dem 2. Armeekorps zu dem neuformierten 15. Armeekorps (in Straßburg) und spreche Ihnen gleichzeitig aus, daß Sie in dieser Bestimmung einen Beweis Meines besondern Vertrauens auf Ihre Mir vielfach bewährte Einsicht und Energie zu erblicken haben.

Berlin, den 20. März 1871. Wilhelm.‘

Du kannst Dir nicht denken, was ich bei Durchlesung dieser Ordre empfand. Freude allerdings über diesen abermaligen Beweis des Vertrauens meines kaiserlich und königlichen Herrn, aber doch auch Schmerz zugleich über das Scheidenmüssen von meinem tapfern Korps, mit dem ich mich im Laufe des eben beendigten Krieges nach und nach auf das allerbeste eingelebt hatte, und das mir sehr ans Herz gewachsen ist; endlich aber auch Besorgnis, ob es mir gelingen werde, auch in der neuen Stellung jenes allerhöchste Vertrauen zu rechtfertigen. Die Verhältnisse, denen ich entgegengehe, sind außerordentlich schwer: ein ganz neuer Stab, in welchem ich niemand kenne, ganz neue Truppen mit nur wenigen mir bekannten Kommandeuren, endlich ein Land mit uns ausschließlich feindseligen Elementen, das erst organisiert werden muß, und daß wir für Deutschland erst noch moralisch gewinnen sollen.

Doch das hilft nichts — ich muß und werde meine Aufgabe durchführen, nach besten Kräften und mit Aufbietung aller Kräfte, und in

diesem redlichen Wollen und Streben wird mich der liebe Gott unterstützen — das ist meine Hoffnung!"

Wie er diese Aufgabe löste, darüber äußerte sich später einer seiner höhern Untergebenen jener Zeit zu der Tochter des Generals, der Freifrau v. Buttlar:

„Die Aufgabe Fransechys als ersten kommandierenden Generals des neugebildeten 15. Armeekorps war ungemein schwierig und wohl einzig in ihrer Art. Das Korps setzte sich aus Truppenteilen zahlreicher Kontingente zusammen, von denen die der Königreiche Bayern, Sachsen und Württemberg, sowie des Herzogtums Braunschweig, vermöge der jenen Staaten vorbehaltenen, wieder verschiedenen Reservatrechte, keinen gleichmäßigen Geschäftsgang gestattete. Außerdem lag der obersten militärischen Instanz in Elsaß-Lothringen die administrative Sorge für alle innerhalb der Reichslande garnisonierenden Truppen ob, also auch für diejenigen zahlreichen Körper, die den Verbänden des 8. und 14. Korps angehörten. Dazu zählte insbesondere die nach kurzer Frist erzielte Kasernierung von Mann und Pferd, wozu durchgreifende Instandsetzungen der in den meisten Festungen zerstörten Kasernen, sowie viele Neubauten erforderlich waren, ferner die Krankenpflege, die mißliche Beschaffenheit von Übungsplätzen und Schießständen, wovon die Franzosen nur einen geringen Bruchteil besessen hatten, auch die Gewinnung von Offizierspeiseanstalten oder Kasinos, Einrichtungen, die durchweg neu zu treffen waren.

Die Gesamtzahl der Truppen des 15. Korps kam rund der Stärke zweier Armeekorps gleich, weshalb nach weitern Verstärkungen in neuerer Zeit auch zwei Generalkommandos formiert wurden, und unter den zahlreichen, besonderer Aufmerksamkeit bedürfenden festen Plätzen befanden sich der vorgeschobene Posten Metz und das zum wichtigsten Bollwerk Deutschlands erhobene Straßburg, die beide gewaltigen Umwandlungen unterlagen.

Trotz aller rein militärischen wie administrativen Hemmnisse, welche durch besonderes Recht, eigenartige Steuergesetze, passives Verhalten der Eingebornen, sogar der Geschäftsleute noch erheblich gesteigert wurden, gelang es dem überall persönlich eingreifenden und anspornenden General, in wenig Jahren die so verschiedenartigen Stämmen des Reiches entnommenen Truppen zu einem in völliger Harmonie stehenden Ganzen zu verschmelzen, so daß er die schöne Genugthuung hatte, die überraschend gelungene Erreichung dieses Zieles von seinem obersten Kriegsherrn in huldreichster Weise bei dem ersten Kaisermanöver anerkannt zu sehen. Es war im kleinen thatsächlich erreicht, was bis dahin in Deutschland noch nicht hatte gelingen wollen: daß unbeschadet voller

Wahrung berechtigter Eigentümlichkeiten der verschiedenen Stämme doch das Ganze ein Bild wahrer, vollkommener Einheit gewährte.

Dabei zeigte sich der General jedem einzelnen des Korps gegenüber als ein hervorragender Charakter, frei von allem Nepotismus, streng gerecht, gütig zugleich, gewissenhaft und treu in jeglicher Pflichterfüllung, warmherzig eingehend auf andrer Interessen."

Die erste hohe Auszeichnung von seinem Kaiser, die Fransecky in Straßburg erhielt, war der Schwarze Adlerorden, der ihm bei seinem 50jährigen Dienstjubiläum am 8. April 1875 mit einer ehrenden Kabinettsordre verliehen wurde. Sie begann mit den Worten: „Sie werden am 8. dieses Monats eine 50jährige Dienstzeit vollenden, auf welche Sie mit freudiger Genugthuung zurückblicken dürfen, da dieselbe gleich ausgezeichnet gewesen ist durch treuste Berufsthätigkeit und hingebendste Pflichterfüllung im Frieden, wie durch hervorragende Leistungen im Kriege, indem Ihrer tapfern Führung ein wesentlicher Anteil an den glorreichen Erfolgen der letzten Feldzüge gebührt." Sie endet mit dem Wunsche, daß der General dem Könige und der Armee noch lange auf dem wichtigen Posten erhalten bleibe, auf den er durch des Kaisers besonderes Vertrauen berufen sei. Die Unterschrift „Ihr dankbarer König Wilhelm" war eigenhändig geschrieben.

Obwohl der Gesundheitszustand des Generals bereits in diesem Jahre einen längern Urlaub notwendig machte, so sollte seine Vertretung doch ganz so geregelt werden, wie sie ihm die „angenehmste" sein werde, er sollte sich so lange schonen, daß der Kaiser „gewiß auf die Fortsetzung seiner Dienste" rechnen könne.

Als der Kaiser im Frühjahr 1877 die Reichslande besuchte, erließ er beim Scheiden eine Kabinettsordre an das Generalkommando, in der es hieß:

> „Ich habe während Meiner Anwesenheit in dem Bezirk des 15. Armeekorps überall so hervortretende Resultate fleißiger Arbeit und eine so vorzüglich gute Ausbildung und Haltung der Truppen gefunden, daß es Mir zur lebhaften Befriedigung gereicht, dies dem Generalkommando hierdurch auszusprechen. (Folgen die Gnadenbeweise.) Ich scheide von dem 15. Armeekorps mit dem Gefühl, daß hier alles auf guten Wegen ist, daß die *Truppen aus den verschiedenen Ländern hier zu einem einheitlichen Ganzen verschmolzen sind, und daß dieselben ihrer ehrenvollen Aufgabe, die Wache an den Grenzmarken unsers deutschen Vaterlandes zu halten und der Bevölkerung das Bild deutscher Kraft und deutscher Disziplin zu geben, vollständig entsprechen.* Dem zu Meinem großen Bedauern erkrankten kommandierenden General habe Ich noch Meinen ganz besondern Dank

für seine in so hohem Grade schaffende und erfolgreiche Thätigkeit ausgesprochen. Ich wünsche Mir und dem Armeekorps, daß er bald wieder hergestellt sein möge.

Metz, den 8. Mai 1877. Wilhelm."

Der besondere kaiserliche Dank an den General aber lautete:

„Ich habe bei jedem Truppenteil des 15. Armeekorps, welchen Ich gesehen, und bei jedem Schritt, welchen Ich in Ihrem Korpsbereich gethan, so deutlich und so entschieden Ihre Einwirkung erkannt, daß es Mir bei Meinem Scheiden aus Elsaß-Lothringen ein Bedürfnis ist, Ihnen neben der Anerkennung, die Ich an das Generalkommando aussprach, noch ganz besonders von ganzem Herzen Meinen warmen Dank für alle die einsichtsvolle Thätigkeit zu sagen, die Sie in diesen sechs Jahren aufgewandt haben müssen, um unter so schwierigen Verhältnissen so sehr erfreuliche Resultate zu erreichen. Ich habe während Meines Aufenthaltes in Elsaß-Lothringen viel Freude sowohl in der Erinnerung wie in der Gegenwart erlebt und bin Mir dessen wohl bewußt, wieviel Ich Ihnen persönlich daran verdanke. Mögen Sie recht bald wieder hergestellt sein, dann weiß Ich die weitere gedeihliche Fortentwicklung hier gesichert.

Metz, den 8. Mai 1877. Wilhelm."

Als politische Rücksichten im Jahre 1879 zur Ernennung des Feldmarschalls v. Manteuffel zum Statthalter führten, da geschah es „insbesondere mit Rücksicht" auf den General v. Fransecky selbst, daß er von der Stellung als kommandierender General entbunden wurde. Dafür wurde er unter dem 1. November zum Gouverneur von Berlin ernannt. Auch bei dieser Gelegenheit folgte ihm der kaiserliche Dank für seine mehr denn achtjährige so überaus erfolgreiche Thätigkeit in den Reichslanden:

„Ich kann Sie aber von dem 15. Armeekorps nicht scheiden lassen — so schloß die Kabinettsordre — ohne Ihnen nochmals auszusprechen, daß Sie als kommandierender General dieses Armeekorps in der That nicht allein alle Meine Erwartungen, die Ich seiner Zeit an Ihre Ernennung knüpfte, vollständig erfüllt, sondern daß Sie dieselben — wie Ich mich wiederholt und noch bei den letzten großen Übungen persönlich habe überzeugen können — weit übertroffen haben. Ihnen gebührt wesentlich und vor allem das Verdienst, daß das aus den verschiedensten Truppenteilen zusammengesetzte 15. Armeekorps ein fest zusammenhängendes Ganzes geworden ist, daß **ein** Sinn und **ein** Streben in dem Korps herrscht und daß die militärischen Einrichtungen des neuen Reichslandes eine feste Gestaltung gewonnen haben und in ersprießlicher Weise einwirken. Ihr Name wird in

dem 15. Armeekorps sicherlich für alle Zeiten in hohen Ehren gehalten werden, und Ich selbst werde jederzeit in wärmster Anerkennung Ihrer dort bethätigten hohen Verdienstlichkeit eingedenk sein.

Berlin, den 1. November 1879. Wilhelm."

Neben seiner umfassenden und erfolgreichen dienstlichen Thätigkeit hatte aber der General es sich auch angelegen sein lassen, die Geselligkeit in Straßburg, ebenso wie vordem in Magdeburg, in edelster Weise zu pflegen. Seine Tochter, Freifrau v. Buttlar, machte hierüber nach seinem Tode gelegentlich dem „Soldatenhort" einige Mitteilungen, in denen es hieß:

„In gesellschaftlicher Beziehung, als Weltmann, welch ausgezeichnete Gaben entfaltete er da! Wie verstand er es, in dem reizenden kleinen Palais am Broglie in Straßburg, dem ehemaligen Zweibrücker Hof, im Verein mit Gemahlin und Tochter, entzückende Feste zu veranstalten, eine auserlesene Gesellschaft um sich zu sammeln und in seiner hohen Stellung in jeder Weise glänzend, liebenswürdig und anziehend zu repräsentieren. Zu verschiedenen Malen waren Fürstlichkeiten und gekrönte Häupter seine Gäste.

Interessant durch ihre Vielseitigkeit erschien die Straßburger Gesellschaft. Sie setzte sich nicht, wie in andern Garnisonen, nur aus Offiziers- und Beamtenkreisen zusammen, auch die Professoren der neu aufgeblühten Kaiser-Wilhelms-Universität mit ihren Damen nahmen daran teil, und manchen leuchtenden Stern der Wissenschaft durfte man in der Nähe bewundern.

Eine tragische Episode aus dem Jahre 1872 möge hier eine Stelle finden: Als am 17. Januar zur Jahresfeier der Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreiches die Straßburger Gesellschaft sich zu einem Ballfest versammelt hatte in den eigens dazu hergerichteten geschmackvoll dekorierten Räumen der Réunion des arts, löste sich plötzlich während des Kotillons einer der hohen, mächtigen Pfeilerspiegel unter dem Gewirr schwerer Drapierungen und stürzte meinem geliebten Vater, der in der Nähe der Estrade saß, mit aller Wucht auf den Kopf. Des Herrn Wunderhand allein bewahrte ihn vor sicherm Tode. Ich befand mich weit weg im Gewühl der Tanzenden und hatte von der Schreckensscene deshalb nichts bemerkt. Man denke sich mein Entsetzen bei solcher Botschaft! Eine wahre Panik ergriff die ganze Versammlung: wir verließen schleunigst den Ball, der nun wohl sein Ende fand. Mein Vater trug eine tiefe, klaffende Kopfwunde davon, die zugenäht werden mußte. Ein schweres, drei Monate langes Krankenlager folgte, das teure Leben schwebte oft in Gefahr, aber Gottes Gnade half durch!"

„Die behandelnden Ärzte" — so teilte mir Freifrau v. Buttlar jetzt bei Erzählung dieses Falles noch mit — „hielten eine Trepanation für

notwendig, meine Mutter und ich waren in Verzweiflung. Da riet der damalige Chef des Generalstabes des Korps, der vortreffliche Oberst von der Esch, nicht gleich das Äußerste zu wagen, sondern erst den berühmten Spezialisten für Kopfkrankheiten, Professor Simon aus Heidelberg, zu befragen. Das geschah, auf unsern telegraphischen Ruf kam Professor Simon, das Schrecklichste wurde nicht ausgeführt, und unter der sorgsamen Behandlung dieses bedeutenden Arztes genas mein Vater allmählich.

Eine Badekur in Wiesbaden und ein köstlicher Aufenthalt in Oberitalien gaben später dem Wiedergenesenden Kraft und Frische.

In diese Schmerzenszeit fiel das kaiserliche Geschenk der Dotation. Mit Thränen im Auge ließ mein Vater sich die Kabinetsordre vorlesen und sagte in tiefer Bewegung: „Ich freue mich für die Meinigen."

Dem kaiserlichen Wunsche entsprechend, die Dotation zur Erwerbung von Landbesitz zu verwenden, kaufte General v. Fransecky 1877 eine Besitzung in Erbach am Rhein. Ein einfaches aber vornehmes Wohnhaus liegt dort mit herrlichem alten Ziergarten und ausgedehnten Weinpflanzungen, von denen der Blick weit zu den Höhen des Taunus schweift. Ein hindurchfließendes Bächlein gibt dem Ganzen einen anmutigen Reiz, eine Mauer schließt es ein, mit einer daraufstehenden Mönchsfigur daran erinnernd, daß das Ganze wahrscheinlich ehemals eine Besitzung des nahen Klosters Eberbach war, deren Äbte hier wohl oft erfreuliche Rast hielten. Das Ganze ist wie geschaffen zum Ausruhen nach langem, arbeitsreichem Leben.

Aber noch war dem Siebzigjährigen, als er diese Stätte erwarb, keine Zeit zum Ausruhen gewährt, sondern nur vorübergehend vergönnt, hier zu rasten, denn noch zwei Jahre brachte er in angestrengtester Thätigkeit in den Reichslanden zu. In diese Jahre fiel die Vermählung seiner Tochter, an der er mit zärtlichster Liebe hing, die im Juni 1878 dem Major und Eskadronschef im Dragonerregiment Nr. 10, Curt Freiherrn Treusch v. Buttlar-Brandenfels, die Hand reichte*). An Geist und Körper gleich ausgezeichnet, war dieser Schwiegersohn wohl geeignet, an die Stelle der so früh heimgegangenen Söhne zu treten, und so wurde dieser Ehebund eine Quelle reinsten Glückes auch für das Elternpaar.

Am 1. November 1879 fand dann, wie erwähnt, die Ernennung des Generals zum Gouverneur von Berlin statt.

---

*) Vergl. Bemerkung auf S. 377 und Anlage 3.

Der Zweibrücker Hof in Strassburg.

Geburtshaus des Königs Ludwig I. von Bayern. Wohnung des Generals von Fransecky als kommandierender General 1871—1879.

2. Gouverneur von Berlin. 1879—1882. Die letzten Lebensjahre. 1882—1890.

Die Zeit, die General v. Fransecky als Gouverneur von Berlin verlebte, war dadurch für ihn besonders wertvoll, daß sie ihn in fast tägliche Berührung mit seinem über alles von ihm verehrten Kaiser brachte. Während dessen Anwesenheit in Berlin hatte er ihm täglich die Parole zu überbringen. Da diese immer an kriegsgeschichtliche Begebenheiten anknüpfte, so hatte er hierbei Gelegenheit, des Kaisers vorzügliche Geschichtskenntnisse und sein nie trügendes Gedächtnis zu bewundern. Der betreffenden kriegsgeschichtlichen Vorgänge, selbst von 1814 her, wußte sich der Monarch noch genau zu erinnern, und pflegte dann höchst interessante Bemerkungen daran zu knüpfen. General v. Fransecky hat über diese Vorträge Bemerkungen aufgezeichnet, die als Erinnerungen an unsern großen Kaiser von hohem Wert sind. Da sie aber auf die Person oder die Thaten Franseckys nur ausnahmsweise sich beziehen und wir sie, wo dies der Fall war, schon an den betreffenden Stellen erwähnt haben, so gehören sie in den Rahmen dieser Erinnerungen, die in erster Linie seinen Lebensgang zum Gegenstande haben, nicht hinein. Ihre Veröffentlichung mag daher einer andern Gelegenheit vorbehalten sein.

Hatten schon in der Straßburger Zeit mehrfach Gichtanfälle den General zu längern Badereisen gezwungen, so steigerten sich diese in Berlin derart, daß er sich genötigt sah, am 15. Oktober 1882 sein Abschiedsgesuch einzureichen. Am 23. November erst bewilligte es der Kaiser, nachdem er sich überzeugt hatte, daß der körperliche Zustand des Generals es wirklich erfordere. Indem er ihm hierbei die Brillanten zum Schwarzen Adlerorden verlieh, sandte er ihm eine Kabinettsordre, in der es hieß:

„Ich entspreche nunmehr Ihrem Mir unter dem 15. Oktober cr. vorgelegten Gesuche, dessen unabweisliche Begründung Ich leider anerkennen muß, indem Ich Sie hierdurch unter Stellung zur Disposition mit der gesetzlichen Pension aus dem aktiven Dienst scheiden lasse, welchem Sie über 57 Jahre mit ganz besonderer Auszeichnung angehören. Das was Sie in dieser Zeit geleistet haben, ist nicht allein in

dem von warmen Dank erfüllten Herzen Ihres Königs und in der ehrenden Erinnerung der Armee fest bewahrt, sondern es gehört auch vielfach der Geschichte an, die dem Namen des Kommandeurs der 7. Division bei Königgrätz, des 2. Armeekorps bei Gravelotte und des ersten kommandierenden Generals in Elsaß-Lothringen für alle Zeiten ein ehrendes Gedächtnis sichern wird."

Am 24. November meldete sich der General beim Kaiser. Er sagt darüber in seinen Aufzeichnungen:

„Als Se. Majestät in der Thür erschien, ging ich ihm festen Schrittes entgegen und traf mit ihm am Eingange in das Fahnenzimmer zusammen. Se. Majestät hatten Thränen in den Augen und waren sehr bewegt, er umarmte und küßte mich zweimal und sagte dann, es sei ihm sehr schwer geworden, mir den Abschied zu geben, aber ich hätte mich selbst so invalide geschildert und so dringend um meine Entlassung gebeten, daß er, so leid es ihm gewesen, doch ja habe sagen müssen. Ich erwiderte darauf, daß ich in der That gänzlich invalide sei, daß ich Se. Majestät Geduld und Nachsicht nicht länger habe auf die Probe stellen dürfen. Ich dankte zum Schluß für alle Gnade, die Se. Majestät, so lange ich ihm gedient, so vielfach und unvermindert, weit, weit über mein Verdienst mir erwiesen habe.

Se. Majestät setzte sich darauf auf einen an einem nahen Tisch stehenden Stuhl und gab mir ein Zeichen, mich ihm gegenüber zu setzen. Nun fragte er mich über meine Absichten für die Zukunft, worauf ich ihm über Lage und Umfang meines Gutes in Erbach Auskunft geben mußte. Es folgten dann noch Äußerungen über meine dienstlichen Leistungen und die Betonung, daß ich in allen Verhältnissen meines langen Dienstalters stets mit Auszeichnung gedient, was er mir nie vergessen werde. Se. Majestät erhob sich darauf und entließ mich mit herzlicher Umarmung, mir Wiederherstellung meiner Gesundheit wünschend."

In gleich herzlicher Weise empfing auch Se. kaiserliche Hoheit der Kronprinz den General, ihm noch bemerkend, daß er ihn schon von 1848 her persönlich kenne, wenn er in der Behrenstraße spazieren gegangen sei und Fransecky aus dem damals dort belegenen Generalstabsgebäude herausgekommen sei.

Wenige Tage darauf besuchte der Kaiser noch einmal den General in seiner bisherigen Wohnung im Gouvernementsgebäude am Leipziger Platz, ihm besonders noch einmal für die Treue dankend, mit der er stets zu seiner Person gestanden habe.

Von nun an lebte der General im Winter in Wiesbaden, im Sommer auf der schönen Erbacher Besitzung. Nur zweimal zeigte er sich noch in voller Uniform, bei der Parade des 4. Armeekorps bei Merseburg 1883 und bei der Einweihung des Niederwalddenkmals. Bei

Büste des Generals von Fransecky in der Ruhmeshalle zu Berlin.

der Parade trug er die Uniform des 26. Regiments, das vor siebzehn Jahren unter ihm im Walde von Benatek ruhmreich gefochten hatte, und das er hier unter seinem Obersten von Blomberg, dem Adjutanten aus dem Feldzuge 1866, begrüßte. Da er ein sehr scheues, unrittiges Pferd erhalten hatte, so hatte der Prinz Wilhelm, unsers jetzt regierenden Kaisers Majestät, die Gnade, ihm eins von seinen eignen Pferden, das er selbst als das truppenfrommste bezeichnete, anzubieten, so daß der General den Vorbeimarsch des Regiments mitmachen konnte.



Wohnhaus in Erbach.
Ruhesitz des Generals von Fransecky.

Von seinem Lebensabend erzählte seine Tochter:

„Sehr zurückgezogen lebten meine Eltern fortan in ganz kleinem Verwandtenkreise und im Verkehr mit wenigen Freunden. Im stillen übte mein Papa manches schöne Werk der Barmherzigkeit. Sein lebhafter Geist blieb rege und empfänglich, er las und schrieb viel, ließ sich auch von mir vorlesen, aber seine Energie ließ nach, seine Körperkräfte nahmen ab. Oft wurde er durch Gichtanfälle an das Zimmer gefesselt, doch den Rollstuhl verschmähte er. Seine sprechenden blauen Augen blieben hell, seine Gesichtsfarbe wunderbar frisch und blühend.

Im Februar nahm mein Mann, damals Kommandeur der 13. Dragoner in St. Avold, seinen Abschied, und wir richteten uns in Wiesbaden ein. Wie gerne fuhr ich mit ihm nach Erbach in das alte, einfache, behaglich eingerichtete Haus mit seinen idyllischen Gärten und Weinbergen, und sah mein Elternpaar unter Blumen und Reben wandeln! Und wie wohlthuend für mich war ihr Wiesbadener Winteraufenthalt in der reizenden, eleganten Villa Nassau! Mein Papa besaß eine wahrhaft entzückende Gabe des Erzählens, die bis in das späte Alter ihm eigen blieb und seine Zuhörer magisch fesseln konnte.

Das Jahr 1888 warf düstere Schatten auf seinen stillen Lebensabend. Der 9. März und der 15. Juni — Tage voll unendlichen Wehs! Lange noch empfand er tief das Scheiden der beiden Heldenkaiser.

Zwei Jahre später, am 21. Mai 1890, ging er selber heim in Wiesbaden in der lieben Villa Nassau, wo er so gerne weilte."

In einem Briefe jener Tage schildert die Tochter die letzten Tage ihres Vaters:

„Du kannst mir meinen schweren Verlust nachempfinden, weil Du weißt, mit welcher Verehrung und Liebe ich meinem herrlichen Vater zugethan war. Es ist herzbewegend, daran zurückzudenken, wie namenlos er gelitten, besonders in der letzten Zeit. Mit einer Influenza begann Mitte Januar die Krankheit, welche in Wassersucht ausartete. Aber drei geschickte Ärzte vermochten dieselbe so zu bannen, daß ich Anfang März voller Hoffnung war, das teure Leben zu erhalten. Bald nach Ostern wurde der Zustand wieder schlimmer durch einen schmerzhaften Gichtanfall, dann ging es abwechselnd wieder besser, und mein lieber Papa durfte spazieren fahren in die schöne, blühende Frühlingswelt, die gerade dies Jahr in besonders zauberischer Pracht und Fülle sich entfaltete. Am 6. Mai begleitete ich ihn zuletzt unter den rosigen Flor der Apfelbäume. Da bemerkte ich mit heißem Schmerz, wie starr seine Augen alles anschauten, es war ein fremdartiger Geist darin. Die balsamische Lenzesluft vermochte seine Kräfte nicht mehr zu heben. Auch der Appetit schwand mehr und mehr, die Stimme wurde leiser und leiser, die Qualen vom Wasser steigerten sich, bis am 21. Mai ganz sanft und kampflos das Ende eintrat."

„Über seinem Sterben — schrieb sie ein andermal — waltete Gottes Gnade: es glich dem Einschlafen eines müden Kindes, sanft, ohne Todeskampf, ohne Schmerzen schlief er ein, im Gesicht einen heiligen Friedensausdruck!"

Auf Befehl Sr. Majestät des Kaisers wurde er mit militärischen Ehren beigesetzt und fand seine letzte Ruhestätte in der Familiengruft zu Wiesbaden an der Seite seiner beiden ihm im Tode vorangegangenen Söhne und seines Enkels.

Seine Tochter hat, nachdem sie auch noch den Schmerz erleben mußte, ihren Gatten, ihr Kind und ihren letzten Bruder zu verlieren, in pietätvoller Erinnerung an ihren edeln Vater, an dem sie mit schwärmerischer Liebe hing, die er ihr in reichster Weise vergalt, in dem schönen Erbacher Heim alle jene Ehren- und Erinnerungszeichen, die ihrem Vater in seinem an Arbeit und Mühen, aber auch an Auszeichnungen reichen Soldatenleben zu teil wurden, gesammelt und in sinnigster Weise geordnet.

Da grüßt uns gleich beim Eintritt in den Garten jene schöne Bronzebüste unsers großen Kaisers Wilhelm, dem Fransecky ja mit Leib und Seele diente, und die ihm einst sein 15. Korps verehrte. Nachdem wir in der Eingangshalle an den Bildern aus den fridericianischen Heldenleben, das der General besonders sich zum Studium ersehen, vorübergeschritten, erblicken wir beim Betreten eines kleinen Saales die große silberne Ehrensäule mit den Gestalten der Krieger aller deutschen Staaten, mit denen er einst länger als acht Jahre die Wacht an den Grenzmarken Deutschlands gehalten, ein Abschiedsgeschenk dieses Korps. Da schaute von der Wand das große Ölbild des Prinzen Friedrich Karl, das dieser 1867 für den General malen ließ, mit dem goldnen Stern zum Pour le mérite, den der Prinz für 1866 erhielt, und den er in dem Begleitschreiben scherzend „als das Ähnlichste auf dem Bilde" bezeichnete, hinzufügend, „den ich wohl zumeist Ihrer Tapferkeit, welche sich auf die Division übertrug, zu verdanken haben dürfte." Da sahen wir ferner die große, ebenfalls von diesem Prinzen geschenkte Photographie der Übergabe der französischen Garde vor Metz 1870. Ferner ein Ölbild der Königin Elisabeth, Gemahlin Friedrich Wilhelm IV. als junge Frau, das sie noch kurz vor ihrem Tode, als sie am 29. November 1873 ihrer vor 50 Jahren erfolgten Trauung gedachte, dem General als ihren dereinstigen Pagen an jenem Tage schenkte. Ein Paar wertvolle Pistolen, 1871 dem General vom Kaiser Wilhelm geschenkt, die früher auch hier lagen, sind jetzt der Ruhmeshalle von der Freifrau von Buttlar geschenkt worden. Sie waren dem Kaiser 1871 von einem Patrioten mit der Bitte gesandt, sie dem Führer zu verleihen, der das letzte Gefecht im Kriege 1870/71 geleitet habe. Dies war Fransecky, das Gefecht war Pontarlier.

In einem andern Zimmer fällt unser Blick auf eine wundervolle hohe Vase aus kostbarem Meißener Porzellan, die König Albert von Sachsen dem General zu seinem 50jährigen Jubiläum schenkte als dem „treuen Freunde" seines Armeekorps, „dem — wie es weiter hieß — Sie in schwieriger Zeit Berater waren, dem dasselbe daher auch einen großen Teil der Erfolge dankt, die es in den denkwürdigen Jahren 1870 und 1871 erringen konnte". Auch liegen hier die großen silbernen Denkmünzen von 1866 und 1870, die Kaiser Wilhelm seinen Heerführern schenkte, und von denen wir die für 1870, die Franseckys Namen

trägt, bringen. Endlich auch jener Lorberkranz, den König Wilhelm bei der Letzlinger Jagd am 16. November 1866, dem Geburtstage Franseckys, ihm mit den Worten überreichte: „Der ist für Sie!"

Jede dieser und andrer zahlreicher Geschenke und Widmungen ist mit der Erinnerung an Thaten verknüpft, Thaten, die uns unser Deutsches Reich mit zu errichten geholfen haben. Und der sie ausführte, war ein Mann von seltener Art, auf den die Worte passen, die er einst selbst in das goldene Buch des Germanischen Museums in Nürnberg schrieb:

Im Denken besonnen und klar,
Im Reden offen und wahr,
Im Wollen nur edel und recht,
Im Handeln stets fest und gerecht,
Im Kampfe das Kühnste gern wagen,
In Gefahren niemals verzagen,
Dem wehrhaften Gegner ein schrecklicher Feind,
Dem wunden und kranken ein helfender Freund,
Sonder Hochmut und Prahlen im Glück,
Ungebeugt im Mißgeschick,
Vor Menschen ohne Furcht und Scheu,
Vor Gott vor Ehrfurcht und Treu.
So, ich sag' es, so laut ich kann,
Denk' und wünsch' ich den deutschen Kriegesmann!

Ein solcher Kriegsmann war Fransecky. Möge es unserm deutschen Heere nie an Männern fehlen, die ihm gleichen!



Nachrichten über die Familie v. Fransecky.*)

Der Ursprung der Familie ist ungarisch. Um das Jahr 1690 trat der erste dieses Namens, Sigismund Wilhelm Ludwig v. Fransecky, wahrscheinlich aus kaiserlichen Diensten kommend, in brandenburgischen Kriegsdienst, brachte es in diesem und nachmals preußischen zum Major und starb 1752. Er war mit Luise von Eberstein vermählt. Andre dieses Namens folgten ihm von dorther in preußische Dienste. In den drei schlesischen Kriegen und im bayrischen Erbfolgekriege finden sich mehrere Offiziere in der preußischen Infanterie, Kavallerie und im Ingenieurkorps.

Im Jahre 1776 erhielten die beiden Brüder, der Ingenieur-Stabskapitän Sigismund Cornelius Ludwig und der Kapitän im Luckschen Füsilierregiment Wilhelm Christian August von Fransecky, von Friedrich dem Großen ein „Confirmations- und Renovations-Diploma“ ihres „alten ungarischen Adels“. Hierin wird erwähnt, daß ihr Vater und ihr aus Ungarn gekommener Großvater bereits „treu und rechtschaffen gedient und in der Zeit allen Kriegen beigewohnt“ hätten.

Von diesen beiden Brüdern, die beide 1779 starben, findet sich in einem aus dem Jahre 1778 stammenden Buche „Allerneuester Zustand der königlich preußischen Armee mit Anfang des Jahres 1778 und

*) Aus Aufzeichnungen, die der General v. Fransecky auf Grund sorgfältiger Nachforschungen gemacht hat, zusammengestellt. v. B.

kurzgefaßte Geschichte dieses Heeres von seiner Stiftung an bis auf die jetzige Zeit" der ältere als Kapitän v. Frantzky, der jüngere als Kapitän v. Franski. Obwohl im Diplom die Schreibweise v. Fransecky richtig gegeben war, wurde somit doch davon abgewichen. Es hatte dies seinen Grund darin, daß in der ungarischen Aussprache das e ganz fortfällt, so daß der Name also wie Franski klingt. Bei dem geringen Wert, der damals selbst von adligen Familien auf gleichmäßige Schreibweise ihres Namens und der allgemeinen geringen Schulbildung darf dies nicht Wunder nehmen, und so findet sich neben Fransecky die Schreibweise Franßecky, Fransekty, Fransky, Franski, Franscki, Frantzky, Frantzki, Franzky und Franzki. So führt z. B. die Rangliste von 1799 vier Leutnants und einen Fähnrich v. Fransky, einen Kapitän v. Fransecky und einen v. Fransekty an. Die Rangliste von 1805 führt den Vater unsers Generals als Kapitän v. Franscki, obwohl sein von 1804 stammendes Patent ihn v. Fransecky nennt. Seinen Bruder führt dieselbe Rangliste als v. Frantzky an, während er selbst in der Rangliste von 1817 wieder anders, nämlich als v. Fransky, erscheint. Erst auf Anregung des Generals im Jahre 1833 einigten sich die Mitglieder der Familie über die gemeinsame gleiche Schreibweise v. Fransecky.

Der Urgroßvater des Generals, ebenfalls aus Ungarn eingewandert, war mit einem Fräulein von Frankenberg aus Wunschnitz in Schlesien vermählt, sein Sohn Abraham war in Marienwerder geboren, wurde 1747 Leutnant im Regiment Möhring-Husaren, 1753 Premierleutnant und 1758 Stabskapitän, 1760 schied er aus dem Heere, trat beim Ausbruche des bayrischen Erbfolgekrieges 1778 bei einem Infanterieregiment wieder ein und nahm einige Jahre später als Kapitän wieder den Abschied. Er wurde dann 1781 Forstmeister in Marienfelde in Preußen, ging 1785 nach Guttstadt in Preußen, wo er 1796 starb. Er war Besitzer eines Freigutes zu Reichen unweit Namslau in Schlesien und mit Friederike von Wolfsburg verheiratet. Aus dieser Ehe stammten vier Söhne und zwei Töchter. Die Söhne wurden alle Offiziere. Der dritte, Christian Gottlieb Ernst, wurde der Vater unsers Generals. Er war 1771 geboren und 1789 als Junker in das Husarenregiment von Wolki eingetreten. 1792 Offizier geworden kam er noch in demselben Jahre zum Husarenregiment von Frankenberg und 1803 als Stabskapitän zum Dragonerregiment von Wobeser, wo er im folgenden Jahre wirklicher Kapitän wurde. Sein weiteres Leben ist aus den Denkwürdigkeiten bekannt. Er starb 1819.

Aus seiner Ehe mit Charlotte von Preuschen aus Friedberg entstammt unser General.

Erläuterungen
zu den Truppenstellungen des 2. Armeekorps in der Schlacht bei Gravelotte am 18. August 1870.

A. Das 2. Armeekorps in der Stellung am 18. August 1870 zwischen 12 und 2 Uhr mittags.

a. 3. Infanteriedivision im Biwak bei Buxières (1 Bataillon 14. Infanterieregiments in Pont à Mousson zur Besetzung zurückgeblieben).

a¹. 4. Infanteriedivision auf dem Marsch bei Onville-Bayonville, abkochend, dreiviertel Meilen südlich a².

a². Korpsartillerie südlich Buxières.

B. Stellungen des Korps beim Eingreifen in das Gefecht nachmittags 6 Uhr.

b. 3. Infanteriedivision im Vormarsch südlich Gravelotte auf das Defilee St. Hubert.

b¹. Auf- und Anmarsch der 4. Infanteriedivision.

7. Infanteriebrigade, 3. Fußabteilung und Dragonerregiment Nr. 11 im Rendezvous südlich Rezonville.

8. Infanteriebrigade im Anmarsch von Buxières.

b². Korpsartillerie nach dem Aufmarsch südlich Gravelotte (2½ Batterien im Feuer). Dragonerregiment Nr. 3 deckt die Artillerie.

C. Gefechtsstellungen des Korps gegen 8 Uhr abends.

c. 3. Infanteriedivision bei St. Hubert und Point du jour entwickelt. Die in Kompagniekolonnen auseinander gezogenen Infanterietruppenteile sind durch entsprechende Nummern bezeichnet. Dragonerregiment Nr. 3 ist in der Stellung südlich Gravelotte verblieben, die 1. Fußabteilung hat sich den Batterien bei b² angeschlossen, ohne zu feuern.

c¹. 4. Infanteriedivision:

7. Infanteriebrigade am und im Defilee bei St. Hubert.

8. Infanteriebrigade nordwestlich Gravelotte.

3. Fußabteilung und Dragonerregiment Nr. 11 südöstlich Gravelotte.

c². Korpsartillerie ist in der Stellung b² verblieben.

D. Stellungen des Korps nach beendetem Gefecht, unter dem Schutz ausgestellter Vorposten.

d. Biwak des Gros.

d¹. Vorposten bei St. Hubert.

In erster Linie 3 Kompagnien des Grenadierregiments Nr. 2 und 1 Kompagnie Infanterieregiments Nr. 54, zusammen 4 Kompagnien.

Als Gros dahinter:

2. Bataillon Infanterieregiments Nr. 61	1	Bataillon
Infanterieregiment Nr. 49	3	"
Grenadierregiment Nr. 9	3	"
1. Bataillon Infanterieregiments Nr. 42	1	"
1. u. Füsilierbataillon Infanterieregiments Nr. 61	2	"
	Summa 10	Bataillone.

Litterarische Werke,
die der General v. Fransecky verfaßt hat.

1831.

Geschichte des königlich preußischen 16. Infanterieregiments. Bearbeitet von E. v. Fransecky II, Sekondeleutnant im 16. Infanterieregiment. Münster, 1834. In den Friedr. Wundermannschen Buchhandlungen.

Neu abgedruckt als Abschnitt I—III in der 1880 erschienenen Geschichte des 3. westfälischen Infanterieregiments Nr. 16.

1841.

Reise nach Luxemburg.

Reise nach Diedenhofen und Metz.

Reise durch Belgien.

In der Darmstädter Militärzeitung und im Soldatenfreund 1841.

Schwedens Heer- und Wehrverfassung. Darmstädter Militärzeitung 1841.

Ideen nnd Betrachtungen über Soldatenbekleidung. Broschüre, jetzt vergriffen (?).

1843—1844.

Beihefte zum Militär-Wochenblatt: „Einleitung zu der Darstellung der Ereignisse bei der schlesischen Armee vom Schluß des Waffenstillstandes bis zur Schlacht von Möckern."

1845—1847.

Militär-Wochenblatt: „Besprechung der Schrift des englischen Kapitäns Siborne über den Feldzug 1815."

Beihefte zum Militär-Wochenblatt: „Formation der freiwilligen Jägerdetachements."

1847.

Beiheft zum Militär-Wochenblatt: „Das Treffen von Königswartha-Weißig."

1851.

Beiheft zum Militär-Wochenblatt: „Die Schlacht bei Idstedt am 24. und 25. Juli 1850 und die ihr vorangegangenen Operationen."

1854.

Beiheft zum Militär-Wochenblatt: „Darstellung der Begebenheiten des deutsch-dänischen Krieges von 1848, Heft 3: ‚Die Schlacht bei Schleswig.'"

Biographie Gneisenaus.

Landwehrmann Hausotter.*)

Excellenz, der jetzige Landwehrmann
Füsilier Hausotter meldet sich an
Vom 66ten Regiment:
Ob Excellenz den wohl noch kennt?

Ich freilich vergesse es nimmermehr,
Als wir 66 in Feindes Landen
Dem übermächt'gen tapfern Heer
Am 3. Juli entgegenstanden!
Es war die 7te Division;
Wir wurden mit Kugeln wie übergossen:
Ich denke, Excellenz weiß was davon,
Dem selbst sein Pferd unterm Leib erschossen!

Noch seh' ich vor mir den General:
Österreich'sche Jäger stürmen entgegen;
Er weicht keinen Schritt, er zieht seinen Degen;
Da eine lebend'ge Mauer von Stahl,
Sammelt er ein'ge versprengte Krieger:
„Vorwärts drauf! Auf die Jäger!“ und wir blieben Sieger!

Heiß rang man im Walde von Masloweb,
Dessen Moos so vielen ein Totenbett;
Ja, einmal begannen die Reihen zu schwanken;
Man schrie: Flieht, flieht! Es naht sich mit Macht
Der starke Feind; verspielt ist die Schlacht!
Da sanken selbst der Bravsten Gedanken.
Nur Einer bleibt furchtlos allerwegen;
„Hier sterben wir!“ ruft von Fransecky
Und führt die Plötzische Kompagnie
Dem Feindesanprall siegreich entgegen!

Als dann unser König ihn fragen läßt:
„Wie steht's bei der 7ten Division?“
Da meldet der Feldherr mit ernstem Ton:
„Die Division leidet schwer, doch sie hält fest!“

---

*) Vergl. hierzu Seite 377, Anmerkung.

Das waren schreckliche, tödliche Stunden!
Doch wie unserm 2ten Bataillon
Der Gen'ral zuruft: „Der Königssohn,
Der Kronprinz kommt!“ ist plötzlich verschwunden
Jedwedes Bangen; das Rettungswort
Fliegt jubelnd von Truppe zu Truppe fort,
Und wie Blitze zur Vernichtung vereint
Wirft alles sich auf den Feind, auf den Feind!

Wer diese Schlacht selbst mitgemacht,
Muß ihrer denken Tag und Nacht.

Als ich nun hörte: mein General
Gibt heute ein hohes Freudenfest,
Da hielten mich in meinem Thal
Nicht tausend Eisenhände fest:
Wenn sich dessen einzige Tochter vermählt,
Wie hätte da „Hausotter“ gefehlt?

Verehrte Braut! ich schlichter Mann
Besitz' nicht Gold, noch Goldeswert
Und hätte doch so gern verehrt
Etwas, was Dich erfreuen kann!
Da hab ich mich denn viel gebückt
Und dies bei Maslowed gepflückt.

So nimm den Kranz vom Schlachtgefild
Mit in Dein neues Heim hinein,
Und als des Helden Glorienschein
Häng ihn um Deines Vaters Bild!

Namenregister.



Druck von Velhagen & Klasing in Bielefeld.

